Allgemeine

Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Th. Christlieb, Professor d. Theol. zu Bonn, und D. R. Grundemann, Pastor zu Mörz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Vierzehnter Band.

Gütersloh, 1887.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Zum neuen Jahre.

Vom Herausgeber.

1 Tim. 2, 1—7. So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Denn solches ist gut, dazu auch angenehm vor Gott, unserm Heilande, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Denn es ist Ein Gott, und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde. Dazu ich gesetzt bin ein Prediger und Apostel (ich sage die Wahrheit in Christo, und lüge nicht), ein Lehrer der Heiden, im Glauben und in der Wahrheit.

Eine apostolische Ermahnung, die zugleich ein zeitgemäßes Neujahrswort an die heimatliche Missionsgemeinde ist. Durch und durch ein Missionswort zeigt sie uns als in einer Summa, worauf es in all unserm Missionsthun wesentlich ankommt, oder wie der Apostel sagt: was man „vor allen Dingen zuerst“ thun soll.

Kurz vorher hat St. Paulus die gesamte evangelische Lehre in das einfach große, „gewißlich wahre und teuer werte“ Wort zusammengefaßt, „daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt Sünder zu retten“ und hat seine eigne Errettung als ein verheißungsreiches Angeld fernerer göttlicher Gnadenbekehrungen hingestellt. Solche Gnadenbekehrungen erhofft er nicht bloß durch den Dienst des Timotheus sondern durch die Mithilfe aller gläubig gewordenen Christen, deren liebendes, teilnehmendes Interesse sich ja weit über die Grenzen der eignen Gemeinde und des eignen Volkes auf „alle Menschen“ erstrecken müsse.

St. Paulus hat eine außerordentliche Meinung von den Christen: er traut ihnen einen hohen Sinn, einen weiten Blick, ein großes Herz, einen Reichtum an Liebe zu, vor dem man bewundernd stehen muß; denn er verlangt, daß sie Sorge tragen für das Wohl aller Menschen, der ihnen nahen wie fernen, der ihnen bekannten wie unbekannten, der ihnen gleichgestellten wie übergeordneten, der ihnen freundlich wie feindlich gesinnten, und daß sie diese Sorge zu einem Gegenstande ihres Gebets machen. Eine geradezu großartige Zumutung. Wie geringschätzig behandelt die Welt diese Christen, sie nennt sie verächtlich engherzige, klein-

liche, beschränkte Leute; aber während die mit ihrer Weitherzigkeit prahlende Welt in Wirklichkeit geknechtet ist unter der Macht der Selbstsucht und ihre Liebe in die engsten Grenzen bannt, setzt der große Heidenapostel in die Jünger Jesu das erstaunliche Vertrauen, daß sie die Schranken des eignen, des Familien-, des Gemeinde-, des Volks-, des Vaterlandsinteresses hinter sich lassend alles, was Mensch heißt, mit ihrer liebenden Teilnahme umfassen, und daß diese liebende Teilnahme sich bis in das Allerheiligste ihres Lebens, in ihren Gebetsverkehr mit Gott erstrecken werde! Diejenigen Christen, welche dieses Vertrauen rechtfertigen, das sind die Gott angenehmen Missionsfreunde. Gehören wir zu ihnen?

Was der Apostel verlangt, das ist noch ganz etwas anderes als ein den Heiden zugewendetes Interesse. Es haben heut viele solches Interesse: der Kolonialpolitiker, der Pflanzer, der Kaufmann, der Gelehrte; aber treibt sie dieses Interesse zum Gebet? Man kann ein weitreichendes Interesse und doch einen sehr engen Liebeshorizont haben. Ja, es giebt auch ein Missionsinteresse, welches sich mit der apostolischen Forderung nicht deckt, und zwar nicht bloß bei denen, die durch Hilfe der Mission Vorteile für ihre eignen Unternehmungen erhoffen, sondern auch bei allen denjenigen uneigennützigen Missionsfreunden, deren Teilnahme für die Heiden nicht so weit geht, daß sie sie ins Gebet treibt.

„So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen." Ohne uns auf die Auslegung der vierfachen Gebetsbezeichnung einzulassen (der Notbitten, Anbetungen, Fürbitten, Danksagungen), deren sich der Apostel bedient, genügt es mit allem Nachdruck zu betonen, daß der erfahrenste aller Heidenmissionare das Gebet für das erste, notwendigste, Gott gefälligste Missionsbetriebsmittel erklärt. Allerdings nicht für das einzige. Wir bedürfen zum Missionsbetrieb der Verbreitung der Missionskenntnis, der Sammlung von Missionsbeiträgen, der Organisation der Missionsarbeit daheim wie draußen, der Gewinnung von Missionsarbeitern; aber nach dem Urteil des heiligen Paulus zuerst und vor allen Dingen des Gebets. Das Gebet ist ihm auch die Seele aller sonst nötigen Missionsbetriebsmittel. Freilich ist das keine unbekannte Wahrheit; aber wir fürchten: in einer Zeit der äußeren Vielgeschäftigkeit, wo auch die Mission in den Strudel der Routine gezogen wird, wo man anfängt, sogar Reklame für sie zu machen und Fleisch für ihren Arm zu halten, wo ihr nicht bloß Veräußerlichung sondern geradezu Verweltlichung droht, ist es eine wenig befolgte und darum der nachdrücklichsten Erinnerung werte Wahrheit.

Der Mann, welcher in aller Demut von sich sagen durfte: „Ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle,“ muß eine sehr hohe Meinung von dem Einflusse des Gebets gehabt haben, daß er ihm die erste und oberste Stellung unter den Mitteln der Weltevangelisierung anweist. Immer wieder zeigen uns seine Briefe, daß ihm, als gelte es eine gemeinschaftliche Schlacht zu schlagen, alles daran lag, hinter sich betende Gemeinden zu haben, wie er wiederum dieser Gemeinden ohne Unterlaß gedenkt in seinem Gebet. Diese hohe Meinung von der Macht des Gebets ist selbstverständlich nur erklärlich aus der festen Glaubensüberzeugung: Gott thut, was die Betenden begehren; er höret ihr Flehen und hilft ihnen. Es wäre geradezu eine Beleidigung des Paulus anzunehmen, daß ihm das Gebet nur eine innere Konzentration des Betenden sei, daß es nur psychologische Wirkungen habe. Ihm regieren die Gebete der Gläubigen mit Gott die Welt; ihm setzen diese Gebete Gottesmächte in Aktion, welche ohne dieselben nicht in Bewegung gesetzt sein würden; ihm machen die Gebete den lebendigen Gott zum thätig eingreifenden Bundesgenossen seiner Arbeiter. Es ist ja ein großes Mysterium wie um das Gebet selbst so besonders um die Beeinflussung Gottes, welche von demselben ausgeht; aber die ganze Schrift müßte gebrochen werden, wenn das Gebet nicht Wirkungen zur Folge hätte von seiten Gottes, welche hervorzubringen die Kraft des Menschen selbst nicht vermag.

Wenn nun das Gebet so große Dinge thut, daß es ein sachkundiger Beurteiler wie St. Paulus in dem Riesenwerke der Weltevangelisierung geradezu für das vornehmste und größte Gebot erklärt — wie kommt es, daß thatsächlich diesem Hauptmissionsgebote so wenig Gehorsam geleistet wird? Eine wichtige Missionsneujahrsfrage zur Selbstprüfung! Die einfache Ermahnung thuts nicht. Wir brauchen, um im Sinne Pauli Missionsbeter zu werden, lebendigeren Glauben an die Verheißungen der Schrift, herzlichere Teilnahme an dem Wohl der uns fernen und fremden Heiden, innigeren Verkehr mit dem persönlichen Gott. Erst mit der wachsenden innerlichen Reife wächst auch das Gebet. Gott schenke uns viele reife Christen innerhalb der Missionsgemeinde, welche beten im Kämmerlein und in der brüderlichen Gemeinschaft — das ist mein Neujahrswunsch oder besser mein Neujahrsgebet.

Überraschend ist es nun, wenn der Apostel fortfährt: „Für die Könige und für alle Obrigkeit.“ Regenten und Vorgesetzte haben für das allgemeine Wohlbefinden der Menschen wie für die Förderung des Reiches Gottes in dieser Welt einen wichtigen Beruf, darum bedürfen sie vor andern der Unterstützung durch das Gebet der Christen, wie zur apo-

stolischen Zeit, wo sie oft genug die Verfolger des Evangelii waren so auch heute, wo sie seine Schützer und Pfleger sein sollen. So einflußlos gemeiniglich die Christen auf die Großen in dieser Welt sind, durch ihr Gebet sitzen sie in ihrem Rate und fördern das Gute und steuern dem Bösen. Und wie groß denkt wieder der Apostel von diesen betenden Christen! „Für die Könige und für alle Obrigkeit," nicht bloß für die eigne, auch für die fremde, auch für die feindliche fordert er ihr fürbittendes und — man staune: auch ihr danksagendes Gebet! Das patriotische Gebet für unsern König und für unser Vaterland — es werde mit Ernst gethan; aber größer, edler, selbstloser ist noch das weltumfassende Gebet, das der Völkerapostel Paulus von den Missionsfreunden erwartet: für alle Obrigkeit, auch für die heidnische, auch für die Kolonialregierungen, welche über die Heidenvölker Macht haben, und nicht bloß die deutschen, auch die englischen, dänischen, holländischen, französischen, spanischen. Welch ein Gebiet für den christlichen Beter! Und haben wir uns in dieses große Gebiet mit unsern Gebeten bis jetzt überhaupt begeben?

„Auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen." Dazu sind die Könige und Obrigkeiten gesetzt, daß Ordnung und Sicherheit herrsche und der Gewaltthat und Ungerechtigkeit gewehret werde und wir verlangen auch von einer Kolonialregierung nicht mehr. Besonders heut, wo so drohende Wetterwolken am europäischen, asiatischen und afrikanischen politischen Horizonte hängen ist die Ermahnung zeitgemäß: für die Könige zu beten, daß sie alles thun, damit wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen. Und wenn wir an die Heidenvölker und ihre so oft tyrannischen Obrigkeiten denken — wie not thut ihnen das geordnete und stille Leben, und wie bedarf seiner die Mission, wenn sie Frucht schaffen soll. Wir leben jetzt in seiner kolonialen Ära. Wie wichtig ist es, daß die Kolonialregierungen an ihre obrigkeitliche Pflicht erinnert werden, den ihrer Herrschaft unterstellten fremden Völkern, statt sie auszubeuten, ein geruhiges und stilles Leben zu verschaffen, und daß wir einsam und gemeinsam für diese Regierungen beten, damit sie die unterworfenen Fremdlinge schonend behandeln und ihnen wirkliche Beschützer werden!

Für das „ruhige und stille Leben" sollen die Obrigkeiten sorgen; daß wir es „in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit" zubringen, das können die Könige nicht machen, das ist unsre eigne Pflicht. Aber die Kraft zur Erfüllung dieser wie jeder Pflicht muß wieder erbetet werden, für uns selbst wie für alle unsre Glaubensgenossen, sonderlich für diejenigen, welche unter den Heiden leben. Durch ihre „Gottseligkeit und Ehrbarkeit" mis-

sionierten die apostolischen Christen unter den Heiden; durch die Gottlosigkeit und Unehrbarkeit so vieler heutiger Namenchristen wird der Name Gottes gelästert unter den Heiden. Erst jüngst wieder hat der bekannte Reisende Thomson auf einer großen Naturforscherversammlung in England erklärt, daß nach seiner Erfahrung „auf jeden Neger, den die Missionare bis jetzt bekehrt hätten, wohl tausend kämen, die infolge des schlechten Einflusses der Europäer noch tiefer gesunken seien." Ich will diese dunklen Blätter in der Kolonial- und Handelsgeschichte jetzt nicht aufschlagen, sondern sie nur in Zusammenhang setzen mit der apostolischen Grundermahnung, „daß man vor allen Dingen zuerst thue Gebet für alle Menschen" — auch für die immer wachsenden tausende, welche aus den verschiedensten Gründen auf kürzere oder längere Zeit in heidnische Länder gehen, daß sie dort ein Leben wenigstens „in aller Ehrbarkeit" führen! Seitdem Deutschland eine Kolonialmacht geworden, sollten diese Bitten auch im allgemeinen Kirchengebet nicht fehlen.

Von Vers drei an begründet nun der Apostel seine Gebetsermahnung und zwar fortschreitend durch immer tiefer führende Wahrheiten. 1. Solches weltumfassende Gebet ist ganz im Sinne und daher auch zum Wohlgefallen des Gottes, der einen nicht bloß partikularistischen oder nationalen sondern weltumfassenden Rettungswillen hat. Das Gebet für alle Menschen, speciell auch das für die Obrigkeit, soll also — um den Zusammenhang mit der apostolischen Grundermahnung festzuhalten — zugleich dem höheren Zwecke dienen, daß auch der sich über alle Menschen erstreckende Heilswille Gottes an alle gelange, indem die zur Wahrheitserkenntnis führende Verkündigung des Evangelii ungehindert vor sich geht. Dieser alle Menschen umfassende göttliche Heilswille ist es, der die Christen, die ihn begreifen, zu den weitherzigen und hochsinnigen Betern machen muß, welche Paulus voraussetzt; denn ihre Art soll es sein, die großen Universalgedanken Gottes nachzudenken und nachzuwollen und sie zum Gegenstande ihrer Aussprache zu machen, wenn sie betend mit Gott verkehren.

Gott, der uns gegenüber Retter, Heiland ist, „will, daß allen Menschen geholfen werde." Allen — geholfen! Zwei majestätisch große, an Liebesreichtum unausschöpfliche Worte, Umfang und Ziel der Mission. O daß sie auch die Losung wären für alle Kolonialpolitik und den ganzen Weltverkehr. Gott will — Grund genug, daß du auch willst.

„Und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen." Das ist das göttliche Rettungsmittel, durch welches der göttliche Rettungswille zur Ausgestaltung kommen soll. Alles andere ist Nebensache und

Beiwerk; speciell die Kulturarbeit, auf welche heut ein so ungebührliches Gewicht gelegt wird. Die „Wahrheit" ist aber in Jesu Christo da; in ihm ist sie verkörpert und er ist ihr unfehlbarer Zeuge. Durch „seine" Zeugen wird sie zur gläubigen Annahme allen Menschen auf dem Wege der Verkündigung dargeboten. Die bewußte Anerkennung und Aneignung der Wahrheit, d. h. ihre „Erkenntnis" hat eine rettende Kraft. Die Wahrheit macht frei und Gott erkennen ist das ewige Leben. So bringt die in den Geist des Menschen eingegangene Wahrheit von innen nach außen die göttlichen Rettungsgedanken zur Ausgestaltung. Von der Verkündigung der Wahrheit, durch welche ihre Erkenntnis vermittelt wird, redet der Apostel erst nachher; jetzt kommt es ihm zunächst darauf an, seine universale Gebetsermahnung zu begründen. Wie der Rettungswille Gottes ein allgemeiner ist für alle Menschen, so ist auch das Rettungsmittel ein allgemeines: alle müssen zur Erkenntnis der Wahrheit gebracht werden, wenn ihnen geholfen werden soll. Es giebt keinen andern Rettungsweg; auch für die Naturvölker nicht.

2. Das weltumfassende Gebet der Christen wie der allgemeine göttliche Rettungswille ist begründet schon in der Einheit des göttlichen Wesens, ein Gedanke, welchen der Apostel u. a. auch in der athenienſischen Areopagrede andeutet. Der eine Gott ist ein Vater aller und kein parteiischer. Ist nur ein Gott so kann auch nur ein Heil sein für alle. Einheit Gottes — Einheit des Menschengeschlechts — Einheit des Rettungswillens — Einheit des Rettungswegs — da haben wir die innere Notwendigkeit der Allgemeinheit des Heils, der Verkündigung des Evangelii bis an die Enden der Erde, des weltumfassenden Gebets der Christen.

3. Und wie Ein Gott so auch nur Ein Mittler. Auch darin ist kein Unterschied: „sie sind allzumal Sünder." Die Sünde aber scheidet Gott und den Menschen, so bedürfen sie alle eines Mittlers, eines Mittlers von seiten Gottes den Menschen gegenüber, und von seiten der Menschen Gott gegenüber, der eine innere Wesensverbindung zwischen Gott und den Menschen wieder herstellt. Diese innere Wesensverbindung muß natürlich in dem Mittler selbst zuvor vorhanden sein und sie ist vorhanden, aber einzig und allein vorhanden in der menschlichen Christuspersönlichkeit. Also es ist nur „ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus," d. h. der als Mensch mit dem Geiste Gottes gesalbte geschichtliche Jesus von Nazareth.

4) Unverkennbar betont der Apostel in diesem Zusammenhange die Bezeichnung Christi als Mensch. Wahrlich nicht zur Bestreitung seiner

Gottheit, auch nicht bloß zur ernstlichen Hervorhebung der Wirklichkeit seiner Menschheit; sondern der Nachdruck liegt auf der Verbindung mit dem „für alle," welchen sein Lösegeld gilt und dieses wiederum steht in offenbarem Zusammenhange mit dem allgemeinen Rettungswillen Gottes (V. 4) und dem universalen Christengebet (V. 1). Es ist nur Ein Mittler, aber die Mittlerschaft dieses einen erstreckt sich so weit als es Menschen giebt, so gewiß als der mit dem Geiste Gottes gesalbte Jesus Mensch ist, also alle Menschen seinesgleichen sind und er ihrer aller Bruder ist. Das Menschsein Jesu wird demnach von dem Apostel hier nicht bloß als die Bedingung seiner Mittlernatur hervorgehoben, sondern es ist ihm das Unterpfand dafür, daß alles, was Mensch heißt, an der Frucht seiner Mittlerschaft Anteil hat.

Diese durch den Zusammenhang gebotene Auffassung wirft nun ein sehr eigenartiges und für den Universalismus des Christentums weittragendes Licht auf die Bezeichnung Jesu als **Mensch**. Jesus ist so zu sagen der universale Mensch. Sonst bedient sich der Apostel zur Hervorhebung der menschlichen Natur Jesu wohl des Ausdrucks: „geboren von dem Samen Davids nach dem Fleisch." Ein ähnlicher Ausdruck hier würde den ganzen Grundgedanken unsrer Stelle verschieben. Ja, Jesus war Davids Sohn, ein Jude; aber kein partikularistischer, nationalenthusiastischer Jude, an welchem die eigentümliche Judenvolksart zur charakteristischen Ausprägung kam. Er war in diesem Sinn auch kein Grieche noch sonst der Specialrepräsentant irgend einer nationalen Eigenart. Es giebt weder einen abendländischen Christus, wie die Hindureformer das ihnen von den Missionaren gezeichnete Christusbild zu benennen, noch einen morgenländischen, wie sie selbst sich ihn zu malen lieben. Jesus ist Mensch und als solcher über alle nationalen Schranken erhaben, aber darum eben der eine Mittler für die Menschen aller Nationalitäten. Weder von Buddha noch von Mohammed läßt sich das behaupten, obgleich beide die Stifter von Weltreligionen sein wollten. Es liegt auf der Hand, daß die jetzt so stürmisch empfohlene Nationalisierung der Mission mit diesem großen apostolischen Gedanken nicht im Einklange steht. So ist Christus Jesus auch über alle Standes- und Bildungsschranken erhaben. Er war arm; aber seine Erscheinung trägt das Gepräge der majestätischen Erhabenheit über das Wenig oder Viel des irdischen Besitzes, nicht das des Mangels, der Not, oder gar der neid- und bitterkeitsvollen Kluft, welche arm und reich von einander trennt. Er ist darum trotz aller persönlichen Armut ebenso der Mittler, der Retter, das Vorbild für die Reichen wie für die Armen. Er gehörte

seiner gesellschaftlichen Stellung und seiner menschlichen Erziehung nach nicht zu den Vornehmen und Gebildeten in dieser Welt; und doch giebt es unter allen Menschen, die über diese Erde gegangen, keine vornehmere Erscheinung, auch keine würdigere Repräsentation der Bildung als diesen Jesus von Nazareth. Wie die Geringen und Einfältigen so finden auch die Großen und Weisen in dieser Welt in ihm ihren Meister. Auch die Zeitschranken sind für ihn nicht da. Obgleich er vor 1900 Jahren im Fleisch wandelte, so ist sein Bild doch keine geschichtliche Antiquität; die Menschen aller Zeiten und gerade auch die unsres Jahrhunderts sehen immer wieder in diesem Bilde das allgemeine Menschenideal. Kurz Jesus ist für alle da und er genügt allen. Alle Menschen: die Juden wie die Griechen, die Deutschen wie die Chinesen, die Engländer wie die Hindu, die Franzosen wie die Neger — die Könige wie die Bettler, die Reichen wie die Armen, die Weisen wie die Unweisen können im Blick auf Jesus sagen: er ist Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein; er gehört uns zu; was gerade wir brauchen um gerettet zu werden, er hats und er giebts. Summa: Christus Jesus ist **Mensch**; darum der Mittler für alle Menschen; darum auch die apostolische Ermahnung an die Christen: als ein Priestergeschlecht im Namen und zu gunsten aller Menschen zu flehen, anzubeten, zu fürbitten, zu danksagen.

„Der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung.“ Durch seine Menschwerdung und seine Selbstaufopferung trat Christus Jesus in Wirklichkeit in die Stellung der Menschen, aller Menschen ein bis hinein in das ihrer Sünde anhaftende Todesgericht, um sie dadurch in seine eigne Stellung zu Gott zu bringen. Dadurch ist er als der Mittler zugleich das „Lösegeld“ geworden für alles, was Mensch heißt, nämlich der Kraft und Bestimmung nach; es kann jetzt jeder Mensch selig werden. Da aber nicht jeder Mensch die subjektiven Bedingungen erfüllt, an welche seinerseits die Teilnahme an der Erlösung gebunden sind, so kommt leider die Frucht derselben nicht bei allen, thatsächlich zustande, so daß in Wirklichkeit Jesus nur für viele sein Leben zur Erlösung gegeben hat, Matth. 20, 28 — eine Erfahrung, welche jedoch die Christen nicht hindern darf, „für alle“ betend einzutreten.

In der Selbstopferung Jesu trat erkennbar zu tage, daß es Gott mit seinem allgemeinen Rettungswillen ein voller Ernst. Darum will er auch, daß diese große rettende Mittler- und Erlösungsthat nicht verborgen bleibe, sondern gepredigt werde. Die ganze Welt soll Kunde von ihr erhalten. Damit ist zugleich der Hauptinhalt dieser — kurz gesagt — Missionspredigt

gegeben; es sind dies die V. 4—6 von dem Apostel angedeutete **Grundgedanken**, speciell die Thatsache der durch das Selbstopfer Jesu für alle **Menschen** vollbrachten Erlösung, d. h. das Wort von Kreuz. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Predigt, das Zeugnis, Martyrion, das Mittel der Kundmachung des allgemeinen göttlichen Rettungswillens sein muß und darum ist es ebenso unnatürlich wie unapostolisch, wenn man dieses Hauptmissionsmittel gewissen Schlagworten der Gegenwart zulieb in den Hintergrund drängen will.

„Daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde." Zu seiner Zeit; ein dem Paulus auch sonst geläufiger, von seinem Verständnis für die weisheitsvollen Erziehermwege Gottes in der Menschengeschichte zeugender großer Gedanke, z. B. Eph. 3, 5 f. Tit. 1, 3. Gal. 6, 9. Der universale Rettungswille Gottes ist von den Ewigkeiten her da, aber den Menschen verborgen und selbst unter der israelitischen Bundesoffenbarung nur verhüllt erkennbar gewesen; zur weltumfassenden d. h. zur Missionsverkündigung reif ist er erst geworden nachdem der eine Mittler Mensch und als Mensch das Lösegeld für alle Menschen thatsächlich geworden war. Seitdem waren erst die dafür bestimmten und geweihten Zeiten gekommen, daß der gesamten Menschheit gepredigt werden sollte: Gott sei der eine für alle und Christus der Retter gleicherweise für alle.

Auch im Verlaufe der christlichen Kirchengeschichte hat es solche eigentümliche, zur Missionsverkündigung besonders bestimmte Zeiten gegeben und ganz unverkennbar ist das jetzige Jahrhundert, ist besonders der Schluß desselben von Gott zu einer Missionszeit gemacht. Als durch die sonstigen Weltbegebenheiten: Entdeckungen, Erfindungen, Weltverkehr, Antisklavereibewegung, Kolonialerwerbungen die Missionszeit „erfüllet" war, „erinnerte" der heilige Geist die zuvor geistlich belebte Christenheit an den vergessenen Missionsbefehl. Wir leben heut in einer Missionszeit, die an Großartigkeit der des apostolischen Zeitalters mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Da heißt es: „Kaufet die Zeit aus." Und wenn wir fragen, wie das geschehen soll? so antwortet uns der mit den Wegen und Mitteln Gottes vertraute Heidenapostel: „Ich ermahne, daß man vor allen Dingen zuerst thue **Gebet**" und der König des Himmelreichs, der Stifter der Mission, giebt dieser apostolischen Ermahnung die specielle Wendung: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er **Arbeiter** in seine Ernte sende." Wenn die Zeiten Gottes erfüllet sind, ist er auch bereit die zur Ausführung der Missionsaufgabe besonders gerüsteten Menschen zu geben; aber er will darum gebeten

sein. Warum erst gebeten? Uns genügt hier zu antworten: es ist sein Wille so. Auf diese gottgegebenen, gottbegnadeten Arbeiter kommt alles an. Sie sind tausendmal wichtiger als alle Gunst der Mächtigen und Gebildeten in dieser Welt. Sie — nicht die Könige, nicht die Kolonialregierungen, nicht heidnische oder heidenchristliche Obrigkeiten — führen die Mission zum Siege. Wir brauchen in der Mission im Glauben gefestete, mit dem heiligen Geist erfüllte, entschlossene, mutige, führende, bahnbrechende Männer, Männer von der Kraft eines Paulus, die eines Hauptes höher sind, denn alles Volk. Solche Männer kann nur Gott geben. Darum „bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte."

In diesem Gedanken liegt auch der Übergang zu dem letzten Verse unsres Neujahrswortes: „Dazu ich gesetzt bin ein Prediger und Apostel (ich sage die Wahrheit und lüge nicht), ein Lehrer der Heiden, im Glauben und in der Wahrheit." „Dazu" — wozu? Behufs der Bezeugung der eben entwickelten jetzt kündlich großen Wahrheit, daß der Mensch Christus Jesus der eine Mittler ist, der sich selbst zum Lösegeld für alle gegeben hat. Dieses Zeugnis als Herold auszurufen und als Sendbote in alle Welt zu tragen, dazu wußte sich Paulus von Gott selbst verordnet und zum Lehrer der Heiden berufen, nicht bloß durch die Einsicht, die er gewonnen hatte in die Grundwahrheiten des Evangelii sondern durch eine specielle Berufung. Wir kennen die Kämpfe, welche er um dieses seines besonderen Berufes zur Heidenmission willen durchzukämpfen hatte und wissen wie in denselben die Gefahr nahe lag, daß das Christentum um seine eigentliche Bestimmung kam: die Weltreligion zu werden. So wird es begreiflich, warum der seines Heidenmissionsberufes gewisse Apostel die feierliche Beteuerung giebt: „ich sage die Wahrheit und lüge nicht." Als Bezeugung seiner Berufsgewißheit (nicht als Angabe dessen, worin er die Heiden als Lehrer zu unterrichten habe) ist dann wohl auch der Schlußsatz aufzufassen: „im Glauben und in der Wahrheit," nämlich: ein solcher Heidenlehrer bin ich in fester Glaubens- und Wahrheitsüberzeugung oder in guter Treue und ganzer Wahrheitsaufrichtigkeit.

Auch darin liegt eine besondere göttliche Legitimierung der Heidenmission, daß gerade für die erste Inangriffnahme derselben ein so außerordentlicher Mann wie Paulus noch dazu auf eine so außerordentliche Weise berufen wurde. In Paulus personifiziert sich gleichsam die Heidenmission, daher ist es natürlich, daß an unsrer Stelle der Apostel seiner lehrhaften Auseinandersetzung zum Schluß eine persönliche Beziehung giebt. Er thut dies aus sachlichen Gründen; weil sein apostoli-

sches Ansehen so viel bestritten wurde und mit seiner persönlichen Gottesberufung und Autorität die göttliche Legitimation der Heidenmission selbst aufs engste verbunden war. So deckte sich bei ihm ganz und gar sein persönliches Leben mit seinem Berufe und gerade in dieser Vereinigung liegt nicht zum wenigsten die Erklärung des Geheimnisses seiner Kraft.

Nun kann ja freilich eine solche Verbindung von Heidenmissionsberuf und einer Einzelpersönlichkeit nicht wieder eintreten, wie sie bei Paulus war; aber das brauchen wir für die Missionare draußen und für die Missionsarbeiter in der Heimat auch heute, daß die Missionsarbeit ihnen nicht etwas Nebensächliches, eine Spielerei, eine Unterhaltung oder gar eine Modesache, sondern ein Herzensanliegen, ein Stück eignes Leben ist; daß sie in entschiedener Glaubensüberzeugung und vollster Wahrheitsaufrichtigkeit ihre Kraft in den Dienst der Mission stellen; daß sie sowohl gegenüber der Feindschaft und Vorurteilseingenommenheit wider dieselbe wie der unbiblischen Verkehrung ihrer Ziele und Wege fest ihren Mann stehen. Männer, ganze, thatkräftige, opferwillige, unerschrockene, glaubensfeste Männer braucht die Mission, wie kaum ein andres Werk. Was sollen wir thun, daß wir solche Männer bekommen und selbst solche Männer werden? In Übereinstimmung mit dem königlichen Stifter und Leiter der christlichen Mission giebt „der Apostel der Heiden“ die Antwort. Sie lautet: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue **Gebet.**“

Die neusten Vorgänge in Uganda.

Von P. Busse.

Am Abend des 25. Oktober v. J., als kurz vor sechs Uhr die Direktoren der Church Missionary Society das Missionshaus am Salisbury Square nach langem Tagewerk verlassen wollten, kam ein großes Briefpaket an: die Post von Sansibar. Telegramme hatten schon Kunde von den neuen Blutthaten in Uganda gebracht, seit vier Wochen wartete man schmerzlich gespannt auf Briefe von dort. Hastig erbricht man die Siegel, löst die Leinwand, mit zitternden Händen öffnet man die großen Couverts, die Mackays und Ashes wohlbekannte Handschrift tragen. Mit Ehrfurcht ruht das Auge auf den drei kleinen Bändchen, die des teuren Bischofs Hannington letztes Tagebuch enthalten. Wie weit reicht es? Der letzte Eintrag ist vom 29. Oktober 1885 — das ist sein Todestag. Treulich hat er in der erbärmlichen Hütte, wo sie ihn gefangen hielten, eines jeden Tages Vorfälle und Leiden aufgezeichnet, in so kleiner Schrift, daß man oft die Lupe zu Hilfe nehmen muß. Dann sein Skizzenbuch!

Wie viele Scenen aus seiner Reise durch Massailand, und zuletzt zwei rohe Skizzen seines eignen Gefängnisses! Und dann die Briefe vom Juni und Juli, mit Ashes und Mackays Berichten, welche von unerhörten Greuelthaten und heldenmütigen Märtyrerleiden erzählen, hier das Herz mit tiefer Wehmut ergreifend, dort es mit dankbarer Freude füllend über die Wunder von Glaubensmut, die Gottes Gnade an den Duldern gewirkt hat. Ein unvergeßlicher Abend! ruft der Ch. M. Gleaner aus, dem wir diese Scene entnehmen.

Am nächsten Tage ward die Londoner Presse mit den wichtigsten Daten versehen, und sie verkündigte in Stadt und Land die näheren Umstände des Blutbades von Uganda. Times und Record brachten die letzten acht Tage von Hanningtons Tagebuche, die Briefe aus Uganda erschienen zum großen Teile in den kirchlichen Wochenschriften, und in kürzeren Auszügen auch in den politischen Tageblättern, und der Ch. M. Intelligencer vom December brachte endlich auch uns ungeduldig Wartenden die schmerzliche Geschichte von den „Massacres in Uganda."

Die Ugandamission der Ch. M. S., von welcher diese Zeitschrift im Januarbeiblatt 1886 eingehender berichtete,[1]) ist in den letzten beiden Jahren durch schwere Leiden und Anfechtungen gegangen und gegenwärtig, nach den letzten Nachrichten, hoffentlich nur zeitweilig, völlig lahm gelegt, da Rev. R. P. Ashe aus später zu erwähnenden Gründen das Land verlassen hat, und Mackay, der nicht ordinierte Missionar, anscheinend in Uganda gefangen gehalten wird, während Rev. Ph. O'Flaherty, der seiner Zeit auf Mtesa so großen Einfluß übte und fünf Jahre lang die dortige Mission leitete, schon im Dezember 1885 mit gebrochener Gesundheit den Schauplatz seiner segensreichen Wirksamkeit verlassen mußte und leider unterwegs auf dem Roten Meere gestorben ist.

Muanga, der junge König von Uganda, ein Despot von launenhaftem und mißtrauischem Charakter wie sein Vater Mtesa, und dabei von kindischer Begehrlichkeit und Unselbständigkeit, stellt seit zwei Jahren Europas Geduld auf die Probe. Denn es ist nicht allein die Mission, die von seinem Despotismus zu leiden hat; seine Herrschaft am Nordufer des Viktoria Njansa ist auch ein unerträgliches Hindernis für Europa, das seine verloren gegangenen Söhne sucht. Dr. Fischer, bekanntlich 1885

[1]) D. Warneck, Missionsstunden II, Nr. 11 berichtet über die Ugandamission von ihren Anfängen im Jahre 1877 bis zum Jahre 1882; das Januarbeiblatt 1886 d. Z. führt die Erzählung fort bis zur Thronbesteigung Muangas Ende 1884 und den blutigen Auftritten im Januar 1885. (Man wolle dort S. 11 Z. 1 statt „Fakir" „Kafir" lesen.)

ausgesandt, um Emin Bey (Dr. Schnitzler) und Dr. Juncker in der ehemaligen Äquatorprovinz Ägyptens aufzusuchen und zu befreien, konnte von Muanga die Erlaubnis zum Durchreisen seines Landes nicht erlangen; und da er sich auch im Osten des Sees nicht durchschlagen konnte, mußte er unverrichteter Sache unter großen Verlusten an Mannschaft nach Sansibar zurückkehren.[1]) Inzwischen hat sich Dr. Juncker zwar auf eigne Hand im Sommer 1886 von Norden her den Weg durch Uganda gebahnt und ist, wie er selber schreibt, „den Klauen Muangas entronnen," und auch Emin Bey ist, wenigstens brieflich, mit der Welt wieder in Verkehr getreten; aber mit seinen Leuten den Rückzug nach Sansibar zu bewerkstelligen, wie ihm von der ägyptischen Regierung anheimgegeben wird, ist ihm durch Muangas Feindseligkeit bisher unmöglich gemacht. Man kann es begreifen, wenn Dr. Juncker in den Ruf ausbricht: „den Strang, den Strang für Muanga und seine Bande!"[2])

Freilich, hält Muanga Europa in Atem, so darf man nicht vergessen, daß Europa auch Muanga in Atem hält. Dieser Negerkönig will von seinem Standpunkt aus verstanden werden. Christenverfolgungen sind fast niemals, weder in der apostolischen noch modernen Zeit, rein religiösen Motiven entsprungen, sondern haben meist einen politischen Hintergrund. China und Tonkin haben das neuerdings wieder bewiesen. So sind auch die Christenmorde in Uganda keineswegs einseitig unter dem Gesichtspunkte einer Reaktion des Heidentums aufzufassen. Die Furcht, die „Religion der Väter" zu verlieren, der Vielweiberei und andern heidnischen Sitten entsagen zu müssen, spielt nur eine untergeordnete Rolle. Sondern die Religion der Weißen wird von den schwarzen Gewalthabern perhorresziert, weil sie in ihr die Vorbotin der Herrschaft der Weißen zu sehen glauben. Und wer will leugnen, daß die Ereignisse dahin drängen, den Neger von Uganda in diesem Glauben zu befestigen, und ihm zum Unsegen für die Mission den Schluß post hoc, erga propter hoc gestatten werden?

Muangas Thronbesteigung fällt zusammen mit dem ersten Auftreten der Deutschen in Central-Ostafrika. Mögen die kleinen Häuptlinge in den Küstenprovinzen für die Hoffnung auf Schutz gegen die arabischen Sklavenjäger und die räuberischen Massai immerhin gern, wie behauptet wird, ihre Selbständigkeit darangegeben haben: in Uganda steht, geschürt von den Arabern, die ihre Domäne immer ernstlicher bedroht sehen, die Angst

[1]) Er ist am 11. Nov. v. J. in Berlin, vier Wochen nach seiner Rückkehr aus Afrika, gestorben.

[2]) Kolonial-Politische Korrespondenz 1886, 339 f.

vor dem Verluste der Selbstherrlichkeit seit jener Zeit auf der Tagesordnung; und jedes weiße Gesicht beschwört das Gespenst der Occupation in den Augen der Wagandahäuptlinge herauf, die weder eine Scheidung zwischen Religion und Politik, noch zwischen Weißen und Weißen zu machen verstehen, und darum sowohl in einem englischen Bischof oder französischen Pater einen Spion der deutschen Eroberer erblicken, als auch in den Anhängern der protestantischen oder katholischen Missionare Helfershelfer der weißen Machthaber und somit Vaterlandsverräter und Majestätsverbrecher argwöhnen. „Je mehr unsere Missionsarbeit Erfolg hat," schreibt Mackay an Sir John Kirk in Sansibar, „desto stärker wird der Argwohn, daß wir um politischer Zwecke willen hier seien, und daß es uns bloß darum zu thun sei, die Herzen der Unterthanen ihren Herren zu entfremden."

Hand in Hand mit der Unfähigkeit, jene Unterscheidung zu machen und an die christliche Uneigennützigkeit, Wahrhaftigkeit, Liebe und Treue der Missionare zu glauben, geht in Uganda die Blindheit, nicht zu sehen, daß Toleranz und wohlwollende Neutralität gegenüber den friedlichen Bestrebungen der Europäer die beste Politik wäre, und daß fortgesetzte feindliche Akte gegen dieselben nur geeignet sind, die gefürchtete Occupation zu beschleunigen. In dieser Blindheit war schon Mtesa geneigt, die Geduld der Europäer für Schwäche zu halten, und Muanga platzte in einer jähzornigen Stunde offen damit heraus — wie um seine geheime Angst sich vom Herzen herunter zu räsonnieren: — er fordere England und ganz Europa in die Schranken! Was könnten weiße Leute ihm anhaben? Wie könnten sie in sein Land kommen, außer wenn sie durch die Luft flögen? Hätte nicht Lukonge[1]) Europäer getötet, ohne daß die Königin ihn zu strafen imstande gewesen wäre? desgleichen Mirambo, und die Königin habe ihm nichts thun können? Ähnlich äußern sich auch seine Minister, an der Spitze der Katikiro. „Das Prestige der Europäer geht hier verloren," schreibt Juncker, und Professor Schweinfurth ruft die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zu Hilfe: „Sie allein sind jetzt in der Lage, das vor allen Mohammedanern und Wilden in Afrika so sehr im Sinken begriffene Prestige der Weißen wieder von neuem aufzurichten; die Zustände in Uganda, wie sie Juncker schilderte, können doch unmöglich weiter geduldet werden. Man muß dort einen ordentlichen König einsetzen, und das wird sich bei einem auf eigne Waffenmacht gestützten Durchzugsver-

[1]) Der Häuptling der Insel Ukerewe im Viktoria Njansa, dem die Ermordung der Missionare Smith und O'Neill (1877) zur Last fällt.

suche ganz von selbst ergeben."[1]) Ehe freilich eine solche Expedition „den Strang für Muanga" bringt, mag noch viel Wasser den Nil hinabfließen; aber Muanga selbst fürchtet dergleichen und weissagt seinem Throne den Untergang: „Ich bin gewiß der letzte schwarze König von Uganda, denn die Weißen haben sich verschworen mein Land zu „essen." Zwar will ich dies, so lange ich lebe verhindern; aber mit mir schließt die Reihe der Negerkönige von Uganda."[2])

Das ist der politische Hintergrund, den man bei der Beurteilung der neusten Vorgänge in Uganda im Auge haben muß. Und nun zu diesen selbst.

1. Das Hannington-Drama von 1885.[3])

Auf den Sturm zu Anfang des Jahres 1885, der dreien christlichen Wagandajünglingen das Leben kostete, folgte eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe, in der die junge Gemeinde sich in Frieden bauen konnte. Ein großer Saal für Kirchen- und Schulzwecke war endlich zur Vollendung gediehen und konnte Sonntags die Besucher des Gottesdienstes kaum fassen, während an Wochentagen die Schule so stark besucht war, daß die Missionare, damals noch die drei, Mackay, O'Flaherty und Ashe, die Arbeit kaum bewältigen konnten. Sie hatten die eingeborenen Christen aus ihrer Mitte einen Kirchenvorstand (Native Church Council) wählen lassen, der ihnen im „Kampfe gegen den Lubari" (Dämon des Viktoria Njansa) helfen sollte. „Wir müssen versuchen, sie in solcher Weise auf ihre eignen Füße zu stellen." Am Sonntag, den 26. Juli 1885, war eine Gemeinde von 173 Seelen zum Gottesdienst versammelt, unter denen 35 Kommunikanten.

Fast alle Pagen und Aufseher am königlichen Hofe waren Missionszöglinge, teils evangelische, teils katholische. Die verschiedenen Vorrats- und sonstigen Häuser (bienenkorbähnliche Hütten), die zu der Residenz Muangas gehören, waren oft buchstäblich in „Lesezimmer" verwandelt, wo die Jünglinge in Gruppen sitzend oder auf dem mit Heu bestreuten Boden kauernd, die zehn Gebote oder die Kirchengebete oder Gesänge oder das Neue Testament studierten, oder was sie sonst aus der Druckerei des Missionshauses sich verschafft hatten. Muanga gab eines Tages Befehl, daß alle Pagen, die nicht „lernten," weder bei den Engländern noch Franzosen, vor ihm erscheinen sollten, und siehe da, nur drei erschienen; ein helles Zeugnis nicht nur für das Umsichgreifen der christlichen Bewegung, als auch besonders für die Unerschrockenheit und den Zeugenmut der jugendlichen Christen.

[1]) Kol. Polit. Korrespondenz 1886, 349.

[2]) Katholische Missionen 1886, 194.

[3]) Int., Febr., März, Juni 1886.

Die beiden Prinzessinnen, Mtesas Töchter, von deren Taufe früher erzählt wurde, Elmasi, oder, wie neuerdings geschrieben wird, Nalumasi, und Rebekka Mugali, welche letztere bei Muangas Thronbesteigung die Würde der Lubuga oder Königsschwester erhielt, haben leider den Erwartungen der Missionare nicht entsprochen. Nalumasi fand einen Liebhaber in der Person eines jungen Häuptlings, der oberflächlich im römischen Katechismus unterrichtet war, und der sie zu der „Mundreligion" herüberzog, wie die Eingeborenen sie im Unterschiede von der „Buchreligion" der Evangelischen nennen, weil die römischen Missionszöglinge sich nicht der Mühe des Lesenlernens zu unterziehen brauchen, und darum die Faulen dieses bequemere „Lernen" vorziehen, um so mehr als sie weniger leicht der Entdeckung ausgesetzt sind, wenn keine Bücher in ihrem Besitze gefunden werden. Viel schmerzlicher noch und peinlicher für die Missionare war Rebekkas Fall, die wegen unerlaubten Umgangs mit einem bei Hofe sehr beliebten (heidnischen) Verwandten des Katikiro vom König scharf gezüchtigt und ihrer Lubuga-Würde beraubt wurde. Doch hatten die Missionare an andern Prinzessinnen mehr Freude.

Die römischen Priester waren also, voran Pater Lourdel, wieder in Uganda eingezogen, Sommer 1885. Der König selbst hatte sie aus Ukumbi am Südende des Sees, wo sie in der Zwischenzeit gewohnt hatten, zurückgerufen und mit einer Flotte von 20 Barken abholen lassen. Die „Katholischen Missionen" (1886, 107 ff.) beschreiben — wie stets in solchen Fällen — die Rückkehr als einen förmlichen Triumphzug, den Empfang beim Könige als sehr befriedigend und viel versprechend, den Zustand der lange im Stiche gelassenen Gemeinde als alle Erwartungen übertreffend. „Manche Waganda hatten während unsrer langen Abwesenheit unsere heilige Religion angenommen, und nicht weniger als 177 waren in der Todesstunde von unserm Katechisten getauft worden (!). Der liebe Gott hat gnädig gefügt, daß unsere alten Katechumenen im Glauben treu blieben, trotz aller Versuche der Andersgläubigen. Die Stunde der Gnade scheint in der That für unser teures Volk von Uganda geschlagen zu haben; augenblicklich wissen wir nicht, wo uns der Kopf steht, so groß ist die Zahl derer, die uns von Morgen bis Abend umlagern."

Der König entschied sich indessen weder für das eine, noch für das „andere" Evangelium. Wie sein Vater Mtesa empfing er heute die Engländer, morgen die Franzosen, oft beide zusammen, und machte sich die Anwesenheit der Europäer in seinem Lande nach seiner Weise zu nutze.

So standen die Sachen, als Ende September 1885 die Post von Sansibar Briefe vom Bischof Hannington brachte, in welchen er den Missionaren seine Absicht kund that, von Freretown aus durch das Mas-

failand nach Uganda zu kommen, und zwar so, daß er an der Nordostecke des Sees in der Landschaft Kavirondo eintreffen würde. Er wollte im wesentlichen die Straße Thomsons ziehen, der im Auftrage der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London als erster Europäer das so übel berüchtigte Massailand in seiner ganzen Länge, zwischen Kilima-Ndscharo und Kenia hindurch und am Naiwascha- und Baringosee vorbei, durchreist und im Dezember 1883 jenes Nordostufer erreicht hatte, von wo er umgekehrt war;[1]) eine Straße, die also durch europäischen Besuch noch wenig von ihrer Neuheit und nichts von ihrer Gefährlichkeit verloren hatte.

Die Reise nach Uganda hatten die Missionare bisher auf der einen weiten Bogen beschreibenden Karawanenstraße gemacht, die von Sansibar bezw. Saadani durch Usagara und Unjamwesi an das Südende des großen Sees und von dort zu Wasser nach Uganda führt. An dieser Straße hatte die Ch. M. S. 4 Unterwegsstationen angelegt, Mamboia und Mpuapua in Usagara, Ujui in Ujamwesi, und Msalala an einem südlichen Zuflusse des Viktoria Njansa. Hannington selbst hatte schon früher, im Jahre 1882, als einfacher Missionar auf diesem Wege Uganda erreichen wollen, hatte aber, vom Fieber völlig entkräftet, am Südufer des Sees wieder umkehren, sich nach der Küste zurücktragen lassen und nach England heimreisen müssen. Im Sommer 1884 war er zum Bischof der Kirche von England in Ost-Äquatorial-Afrika[2]) geweiht worden, und einer seiner Hauptpläne bei der Anfang 1885 erfolgenden Ankunft in seiner Diöcese war, die Ugandamission auf jenem bisher von Missionaren nicht betretenen Wege zu besuchen, der ihn an das Ostufer des Sees führen, und durch welchen, wie er hoffte, die Verbindung zwischen der Küste und Uganda vereinfacht und erleichtert werden sollte.

Als die Missionare in Uganda die Nachricht erhalten hatten, daß die bischöfliche Karawane am 22. Juli von Freretown aufgebrochen sei, begaben sie sich alsbald zu Hofe und baten den König um Erlaubnis, im Missionsboote ihren Bischof aus Kavirondo abholen zu dürfen. Verhängnisvollerweise war indessen an demselben Tage die Kunde von dem Vordringen der Deutschen in den Küstenprovinzen und der Flottendemonstration vor Sansibar am Hoflager in Uganda eingetroffen, und sofort brachte man die Reise des Bischofs in Verbindung mit den Vorgängen an der Sansibarküste. Jetzt, meinten die

[1]) während der deutsche Forschungsreisende Dr. Fischer, der fast gleichzeitig im Auftrage der Hamburgischen Geogr. Ges. sich an derselben Aufgabe versuchte, auf halbem Wege hatte umkehren müssen.

[2]) Ein anderer Bischof der Kirche von England, Smythies, Steere's Nachfolger, residiert zu Kiungani in Sansibar, dessen Sprengel die Stationen der hochkirchlichen Universitäten-Mission (bis zum Nyassa-See) bilden.

schwarzen Würdenträger, sei die Zeit gekommen, von welcher schon Mtesa, wenn die arabischen Händler die Missionare als Vorläufer der Annexion bei ihm anschwärzen wollten, gesagt hatte: „Wenn sie das Land essen wollen, so werden sie sicher nicht hier im Innern anfangen; wenn ich sehe, daß sie die Küste zu essen anfangen, dann will ich euch glauben.“ Jetzt war dieser Anfang gemacht, und da kam ja auch schon ein weißer Mann auf Uganda zu, und zwar, was in Wagandaaugen die Sache im höchsten Grade bedenklich machte, kam dieser Weiße nicht auf dem gewöhnlichen Wege von Süden her über den See, sondern von der eifersüchtig bewachten Ostseite, ja schien durch Usoga über den Nil kommen zu wollen, durch Usoga, die „Hinterthür“ von Uganda, durch welche niemand hereinkommen darf, ohne als Landesfeind angesehen zu werden. Schon das Erscheinen Thomsons in der Nähe von Usoga hatte in Uganda, obwohl er schon wieder zu Hause war, ehe man hier davon hörte, die größte Bestürzung zur Folge gehabt; und die Ermordung jener drei Wagandachristen, sowie die gleichzeitige Vergewaltigung der Missionare ist wesentlich aus dem damals erregten Mißtrauen zu erklären. Wie viel bestürzter mußte man jetzt werden, da ein großer Mann auf demselben Wege gegen Uganda vorrückte und zu gleicher Zeit die Weißen, wie man glaubte, gegen Sultan Seyid Bargasch Krieg führten! Denn von der Geographie Europas hatte man keine Ahnung am königlichen Hofe von Uganda; „die Weißen (Wasungu) sind alle eins,“ das galt als ausgemacht. Natürlich bemühten sich die Missionare, diese geographischen Irrtümer zu berichtigen und namentlich den Unterschied zwischen Deutschen und Engländern klar zu legen. Aber Mackays ehrliche und ohne diplomatische Kunst dem Könige bei der ersten Audienz gegebene Auskunft war nicht geeignet, dessen Argwohn zu zerstreuen.

„Was sind diese Wadatschi?“ (Deutschen) fragte Muanga, „sind sie Wasungu?“ — „Ja,“ antwortete Mackay, „und zwar ein sehr mächtiges Volk. Sie kämpften vor einiger Zeit mit den Franzosen und schlugen sie und nahmen sogar deren König gefangen.“ — „Wer ist stärker, die Engländer oder die Deutschen?“ — „Die Deutschen sind stärker, besonders zu Lande; da könnten die Engländer sie nicht schlagen.“ — „Nun,“ schaltete hier ein Häuptling ein, „wenn die Engländer sie nicht schlagen können, braucht Bargasch es gar nicht zu versuchen.“ — Der König: „Ist der Askofu (Bischof) ein Engländer?“ — „Ja.“ — „Bringt er viele Güter mit?“ — „Nun, er wird nicht mit leeren Händen kommen; aber er ist ein Häuptling nicht von dieser Welt Gütern, sondern von der Religion; er ist ein großer Lehrer.“ — „Kommt er durch Usoga? — „Nein, er denkt den See irgendwo in Kavirondo zu erreichen, südlich von Usoga.“ — „Kommt er allein?“ — „Wahrscheinlich nicht; er ist ein großer Mann und reist nicht allein; er wird Begleiter haben.“

Auch Mackays Landkarte half nichts. Er zeigte den zu großer Barasa um den König versammelten Häuptlingen auf einer Schulwandkarte von Europa, daß Europa nicht ein Land sei, sondern viele Königreiche enthalte mit verschiedenen Rassen, Sprachen und Herrschern, gerade wie es in Afrika Waganda, Wanjamwesi, Wakedi u. s. w. gäbe. „Wir sind Engländer und in keiner Weise verantwortlich für die Thaten der Deutschen. Wir haben sie nicht nach Sansibar gebracht, noch haben wir irgend etwas mit ihnen zu thun. Wie kann man uns anklagen, euer Land „essen" zu wollen! Haben wir doch in allen diesen Jahren nichts „gegessen." Wir sind Freunde des Königs und seine Unterthanen, und haben keine Hintergedanken."

Vergeblich! Es wurde beschlossen, den Häuptling Sematimba abzusenden mit dem Befehl, den Bischof und seine Leute in Kavirondo in Empfang zu nehmen, ihn nach Msalala am Südende des Sees zu bringen und dann Bericht zu erstatten.

Indessen traf der Bischof, als er Mitte Oktober in Kavirondo die Nordostecke des Sees erreichte, dort keine Gesandtschaft aus Uganda an und entschloß sich deshalb, wahrscheinlich ohne die „Hinterthür"-Bedenken der Waganda zu kennen, zu Lande durch Usoga weiterzureisen und kam so in die Nähe des Nilausflusses an die Ostgrenze Ugandas.

Am Sonntag Morgen, 25. Oktober, kurz vor Beginn des Gottesdienstes — die Kapelle ist voll von Menschen — kommen Pagen gelaufen und melden, man habe Nachricht am Hofe erhalten, daß der weiße Mann in Usoga sei und vom dortigen Häuptling — der ein Vasall von Uganda ist — gefangen genommen, und daß der König heimlich Boten abgesandt habe, um den Bischof beiseite zu schaffen und seine Güter nach Uganda zu bringen. Die Missionare, für sich selbst und die Gemeinde einen Überfall fürchtend, beraten sich mit den Kirchenältesten, beten mit der Gemeinde und lassen sie dann schleunigst sich zerstreuen. Mackay und Ashe eilen zur Hauptstadt — jetzt Mengo, ½ St. vom Missionshügel Natete entfernt, — aber sie bitten vergeblich um Audienz. Nach einer schlaflosen Nacht erneuern sie ihre Versuche: der König weigert sich sie zu sehen. Pater Lourdel ist gefällig, wird vom König empfangen und bittet ihn im Namen der Engländer, andere Boten hinter den ersten herzusenden und den Blutbefehl zurückzunehmen. In der That gehen neue Boten ab, aber, wie die Christen meinen, nicht um Gegenbefehl zu bringen, sondern um das Todesurteil zu bekräftigen. Tage unbeschreiblicher Aufregung vergehen, bis schließlich eine Nachricht nach der andern die Ermordung des Bischofs und seiner Leute bestätigt.

Täglich mußten die Missionare erwarten, daß die Hand Muangas auch über sie kommen werde. Sie durften nicht wagen, Versammlungen

zu Gottesdienst- und Unterrichtszwecken zu halten, sondern wiesen die Kirchenältesten, deren jetzt 10 waren, an, die Freunde in ihrer Nachbarschaft zu sammeln und in ihren Hütten Gottesdienst zu halten. Der 11. November war ein besonders gefährlicher Tag. Wohlmeinende Christen hatten den Missionaren gesagt, es sei Landessitte, daß wenn der König jemanden getötet hätte, die Freunde des Getöteten so lange als Feinde des Königs betrachtet würden, bis sie dem letzteren ein Geschenk gemacht hätten, zum Zeichen, daß sie keine Rachegedanken hegten. Auch Nalumasi, die Prinzessin, schickte den Rat, die Missionare sollten sich mit dem König versöhnen. So beschlossen sie, Muanga ein wertvolles Geschenk zu machen und schickten die Ballen in den Palast mit dem Ausdruck ihrer Hoffnung, daß der König die Missionare nicht anders denn als alte Freunde von Mtesas Zeiten her ansehen werde. Aber die Boten kamen zurück: Muanga sei wütend und frage, wofür denn das Geschenk sein solle. Sie sollten selbst kommen und sich erklären. Mackay und Ashe befahlen ihre Seelen Gott und machten sich auf, kaum hoffend, lebendig zurückzukehren. Der König befahl Ursache und Zweck des Geschenkes zu nennen. „Aus Freundschaft." — Ob der König erst gestern auf den Thron gekommen wäre? „Nein." Wozu denn ein Geschenk zu dieser Zeit? Sie erklärten ihm, daß sie fürchteten, der König zürne ihnen aus irgend welchem unbekannten Grunde, da er sich geweigert habe sie zu empfangen, auch auf ihre Bitte, ihnen Nachricht über ihre Brüder in Usoga zu geben, nicht geantwortet. „Wer sagt euch, daß Wasungu in Usoga waren?" schrie Muanga; „ich sehe, daß hier doppelzüngige Burschen sind, die euch meine Geheimnisse erzählen. Wer, wer sind die Verräter?" Sie weigerten sich Namen zu nennen; der König wurde immer wilder, überschüttete sie mit Schimpfwörtern und Drohungen. Wenn irgend ein Mganda bei ihnen gefunden werde, wolle er sie gefangen setzen und dann England und ganz Europa herausfordern, herzukommen und sie zu befreien? Was könnten die Weißen ihm anhaben? Die Missionare antworteten nichts auf alle diese Wutausbrüche; schließlich zog Muanga mildere Saiten auf und ließ wieder mit sich reden; nach zwei langen Stunden schloß er die Audienz und schenkte ihnen sogar zwei Rinder, „unsere Gemüter zu beruhigen." Aber das Missionshaus war mit dem Interdikt belegt, und die Missionare stellten selber einen Wächter vor die Thür, der die Eingebornen warnen sollte.

Auch Pater Lourdel hatte schwere Stunden mit dem König. Letzterer litt an einer Augenentzündung, und Lourdel hinterließ ihm eines Abends zwei Opiumpillen mit dem Bedeuten sie zu nehmen, wenn sein Leiden ihm den Schlaf raube. Aber am andern Morgen fühlte sich der König krank und glaubte, Lourdel habe ihn vergiftet aus Rache für die Ermordung

des weißen Mannes. Lourdel erscheint, wird sehr ungnädig vom König und den gleichfalls herbeigeeilten Ministern empfangen, lange wird hin und her debattiert, bis sich endlich der König bewegen läßt, Citronensäure einzunehmen, von welcher Lourdel zuvor selbst etwas trinken muß. Abends war Seine Majestät wieder hergestellt und scheinbar gnädig, aber dieser Zwischenfall mußte als Vorwand für den König und den Katikiro dienen, um einen der vornehmsten Anhänger Lourdels zu beseitigen. Der Oberpage und bisherige Liebling des Königs, Joseph Mkasa, der schon lange vom Katikiro wegen seines Christentums gehaßt wurde, hatte auch den Zorn des Königs erregt, weil er gewagt, ihm wegen der Ermordung Hannigtons Vorwürfe zu machen und zu sagen: „Warum tötest du die Weißen? sie sind Wohlthäter des Landes; Mtesa, dein Vater, that das nie." Nun ward er beschuldigt, er habe Lourdel den Rat erteilt, dem König das bewußte Arzneimittel zu reichen; Grund genug, ihn lebendig zu verbrennen. Der Katikiro befahl, sofort das Todesurteil an ihm zu vollstrecken, ehe der König es bereue. Er bereute es und widerrief, aber Mkasa hatte schon ausgelitten. Alle Pagen, evangelische und katholische, schwebten in Todesgefahr; der Katikiro hatte dem König geraten, alle, die mit den weißen Männern beteten, zu töten. Muanga hob hervor, daß alle seine Pagen, Schildwachen und Sklaven Beter wären; etwa 500 männliche und 500 weibliche Personen kämen zu den Engländern, eine ähnliche Zahl zu den Franzosen; wenn er alle diese tötete, so würde man sagen, er wolle das ganze Land vernichten. Dazu kommt, daß viele der Jünglinge Häuptlingssöhne sind, gegen welche der Despot der Eltern wegen Rücksichten zu nehmen hat. Doch war auch das katholische Missionshaus in jener Zeit vereinsamt, gleichwie das evangelische; beide durften bei Tage keine Besucher empfangen.

So kamen sie denn bei Nacht. Wir lernen hier wieder, wie Zeiten der Trübsal Gnadenzeiten sind. Es zeigte sich, wie tief die Missionare gegraben hatten in diesem afrikanischen Boden. Man hätte sich nicht wundern dürfen, wenn in diesen Tagen, wo das Bekenntnis zu Christo ein Majestätsverbrechen war, niemand mit diesem Bekenntnis hervorgetreten wäre. Aber am 5. November wurden neun Jünglinge von Ashe getauft, die schon lange Zeit im Unterricht gestanden hatten; am folgenden Tage baten mehrere andere Katechumenen um die Taufe, und gingen betrübt von dannen, als man für gut hielt, sie noch warten zu lassen; und am 7. empfingen sechs Erwachsene das Sakrament. Ja, in der zweiten Nacht nach jenem Wutausbruche des Königs sandte der junge Gabunga oder „Herr des Sees" (Admiral) eine Botschaft mit der Bitte ihn zu taufen, und Ashe ging an einem der folgenden Tage hin, seine Bitte zu gewähren, wobei noch fünf von Gabungas Leuten getauft wurden, während sieben

andere, die bei der Prüfung noch nicht genügten, auf spätere Zeit vertröstet wurden. Und wie einst zur Zeit der ersten Christenverfolgung in Jerusalem „die, so zerstreuet waren, umgingen und predigten das Wort," so wars auch hier: christliche Jünglinge von des Königs Hofe unterwiesen in ihrem Heimatsdorfe ihre Verwandten und Freunde, Männer ihre Weiber, Herren ihre Sklaven, — oder „Kinder," wie die Christen sich gewöhnten ihre Sklaven zu nennen, — und unter dem Schutz der Nacht kamen sie nach Natete und überraschten die Missionare mit ihrem Glaubensbekenntnis. Trefflich bewährte sich das Institut der Kirchenältesten; jeder hatte eine kleine Gemeinde um sich gesammelt, hielt mit derselben in seinem Hause Gottesdienst und nahm sich nach Kräften der Unterrichtsbedürftigen an. Selbst am Hofe der „Königsmutter," einer entschiedenen Christenfeindin, ging die Saat auf, und viele ihrer Pagen fingen an zu „lernen." Die Missionare waren natürlich nicht müßig, fleißig arbeiteten sie in der Druckerei und an der Übersetzung des Matthäusevangeliums in die Ugandasprache, wobei die nächtlichen Besucher mit revidieren und korrigieren halfen. So ging das Jahr 1885 zu Ende, und man hoffte und betete, daß die finsteren Wolken, die über der Mission lagerten, sich zerteilen möchten.

2. Das Blutbad von 1886.[1])

Nach O'Flahertys im Dezember 1885 erfolgter Abreise waren Mackay und Ashe die einzigen Vertreter der Kirchlichen Missionsgesellschaft in Uganda, während die katholische Mission über fünf Kräfte verfügte. Eine Verstärkung der evangelischen wäre dringendes Bedürfnis gewesen, zumal da Mackay, der seit Beginn der Mission ununterbrochen den Gefahren Ugandas Trotz geboten hatte, jetzt häufig am Fieber daniederlag und eine Erholungsreise schon länger für ihn in Aussicht genommen war. Aber unter den dermaligen Verhältnissen erschien es unthunlich, die ursprünglich für Uganda bestimmten und in Msalala und Ujui auf den Umschwung der Dinge wartenden Missionare kommen zu lassen.

Das erste Viertel des Jahres 1886 verging ohne besondere Zwischenfälle; ja, Gottesdienst und Unterricht durfte sich wieder mehr aus Tageslicht wagen, und der König, der Mackays technische Fertigkeit nicht entbehren konnte und sie oft auf kindische Weise ausbeutete, schien vor den christlichen Neigungen seines Hofstaates ein Auge zuzudrücken. Aber schon um Ostern tauchten wieder Gerüchte von drohenden Gefahren auf. Das Mißtrauen des Königs gegen die Loyalität seiner weißen Gäste und seiner christlichen Unterthanen hatte wieder neue Nahrung erhalten. An der „Hinterthür" schien wieder etwas nicht in Richtigkeit zu sein. Wars Dr.

[1]) Int. 1886, Dezember, S. 876 ff.

Fischers Expedition, die vor etlicher Zeit vergeblich versucht hatte, im Osten des Sees nach Norden sich durchzuschlagen, oder ein anderer imaginärer Feind? Genug, dem König bebte das Herz, „wie die Bäume im Walde beben vom Winde." Vier Wochen vergingen, aber der ihm so oft widerlegte Argwohn ließ ihn nicht los, daß die Missionare ihm das Herz seines Volkes stehlen, es zur Empörung reizen und so den fremden Eroberern in die Hände arbeiten wollten. Der heldenmütige Ungehorsam eines christlichen Pagen war ihm der deutlichste Beweis davon und brachte das wilde Tier zu wahnsinniger Wut. Ein Page, der erst vor kurzer Zeit von Ashe getauft war, weigerte sich nämlich standhaft, sich zum Opfer einer Schändlichkeit herzugeben, welche auch schandbar zu sagen ist, und zu der der König ihn zwingen wollte. Er wurde grausam gezüchtigt und in Gewahrsam gebracht. Und nun begann eine Christenverfolgung, gegen welche alle bisherigen Grausamkeiten Muangas wie nichts waren.

Nach den in fürchterlicher Aufregung und Seelenangst geschriebenen und daher nicht immer durchsichtig klaren Berichten der Missionare scheint der König selbst die erste Mordthat begangen zu haben. Er läßt einen seiner treusten Diener, einen christlichen Jüngling, vor sich kommen. „Kannst du lesen?" fährt er ihn an. „Ja," lautet die kühne Antwort. Der König springt auf ihn zu: „Ich will dich lesen lehren," und mit seinem Speere bearbeitet er den blutüberströmten Jüngling, stößt ihn mit Fußtritten in den Leib, und befiehlt dann, selbst erschöpft, einem Häuptling, die Lektion fortzusetzen. Darauf läßt er gegen fünfzig seiner Pagen und verschiedene andere, unter ihnen die hervorragendsten Christen, evangelische wie katholische, aufgreifen und gefangen setzen; gleich in den ersten Tagen, Ende Mai, wurden zehn bis zwölf hingeschlachtet, mehrere greulich verstümmelt, viele auf der Flucht erstochen oder auf andere Weise getötet; 32 von den Gefangenen wurden, nachdem sie über eine Woche lang im Kerker geschmachtet hatten, auf einem ungeheuren Scheiterhaufen gemeinsam lebendig verbrannt.

Was konnten die Missionare thun? Pater Lourdel hatte gerade bei Hofe antichambriert, als die Verhaftungen vorgenommen wurden, und sah, wie man die Armen zur Hinrichtung abführte, viele von ihnen seine eignen Zöglinge. Er traf auf den Katikiro und flehte ihn an, diese unschuldigen Menschen zu schonen, vielmehr ihn und die andern Missionare aus dem Lande zu jagen, da sie diese Jünglinge unterwiesen hätten. Der Würdenträger antwortete ihm: „Es sind unsre eignen Kinder, die wir töten, und nicht die eurigen; ihr seid Gäste; ihr mögt so viel lehren wie ihr Lust habt; aber ich werde jeden töten, den ihr lehrt." — Auch den König selbst beschwor er, den Gefangenen das Leben zu schenken; der aber lachte und weigerte sich entschieden, auf solche Vorstellungen zu hören.

In denselben Tagen kam der apostolische Vikar Pater Livinhac mit einem andern Priester aus Ukumbi an, ohne eine Ahnung von der Christenverfolgung zu haben. Mackay und Ashe hofften, daß seine Ankunft in diesem Augenblick den König zur Milde stimmen würde, da Muanga in früheren Jahren Livinhacs Zögling gewesen war und auf bestem Fuße mit ihm gestanden hatte. Sie sandten ihm sofort ein Billet mit dem Vorschlage, gemeinsame Schritte beim Könige zu thun, um wo möglich die noch nicht Hingerichteten zu retten, da diese sowohl der englischen wie der französischen Mission angehörten. Indessen antwortete Livinhac umgehend, daß ein gemeinsames Vorgehen mit ihnen das Übel nur verschlimmern würde, und so machte Mackay sich allein auf zum Könige, der gerade durch ein Schreiben von Dr. Juncker die Meldung von dessen nahe bevorstehender Ankunft erhalten hatte.[1]) Mackay erinnerte den König daran, daß dieser vor kurzem ihm alles, was er wünschen würde, versprochen hätte, wenn er dem Hofbüchsenmacher zeigen wollte, wie Patronenhülsen zu machen wären. Der König erneuerte sein Versprechen und sagte: „Was bittest du?" — „Ich bitte um das Leben der Gefangenen." „Aber sie sind alle tot." „Nein, es leben noch viele." — „Gut denn, ich gewähre deine Bitte, sie sollen nicht getötet werden." Aber der König weigerte sich, den Scharfrichter kommen zu lassen um ihm entsprechende Befehle zu erteilen. Als Mackay nach zwei Tagen seine Bitte wiederholen wollte, ward er gar nicht vorgelassen, und bald genug vernahmen die Missionare die entsetzliche Kunde von dem Flammentode jener 32.

Unter den Märtyrern waren mehrere Mitglieder des Ältestenkollegiums. Besonders wird erwähnt Robert Manjaga, einer von des Königs Pförtnern und Adjutanten. Nachdem er mehrere Tage in Fesseln gelegen hatte, ward ihm ein Arm und ein Bein abgehackt und vor seinen Augen gebraten; endlich starb er in den Flammen. Ferner Noah Malukaga, gleichfalls ein Kirchenältester, der Häuptling aller Grobschmiede des Landes, dessen ernstes und eifriges Christentum oft von den Missionaren gerühmt wird, und dessen Haus ein Zufluchtsort für viele Flüchtlinge gewesen war. Er ward auch lebendig verbrannt und ermahnte sterbend seine Henkersknechte zum Glauben. Ein dritter Kirchenältester war Frederic Wigram, ein treuer Christ, der sehr eifrig andere unterrichtet hatte. Als sein Oberhäuptling drohte, ihn und seine ganze Familie zu verbrennen, sprach er: „Gut, du magst es thun, ich bin ein Christ und fürchte mich nicht." Und obwohl er Gelegenheit hatte zu fliehen, blieb er dennoch

[1]) Juncker kam am 2. Juni an und erhielt am 23. in großer Audienz vom Könige die Erlaubnis zur Weiterreise über den See. Auch Livinhac durfte nach etwa vierwöchentlichem Aufenthalte unbehelligt mit einem Pater nach Ukumbi zurückkehren.

daheim, ward ergriffen, unbarmherzig zu Tode gemartert und dann in die Flammen geworfen.

Viel wackere Christen der kleinen Gemeinde besiegelten auf solche Weise ihren Glauben mit ihrem Blute.

Nachdem der Scharfrichter sein blutiges Amt ausgerichtet hatte, erklärte er dem König, er habe niemals Leute getötet, die solchen Mut und solche Standhaftigkeit gezeigt hätten wie diese Christen, und sie hätten laut zu Gott gebetet in den Flammen. Das erregte das Gelächter des Hofes und der König bemerkte: Gott hat sie aber nicht errettet aus meiner Hand.

Gleich zu Anfang der Unruhen war eine Schar Bewaffneter nach dem Missionshause gekommen, um nach eingebornen Christen zu suchen; aber kurz zuvor waren die Missionare gewarnt worden und hatten schleunig ihre Besucher fortgeschickt. Unter den zu Tode Gemarterten haben sich übrigens etliche befunden, die gar keine Christen, sondern nur als „Lernende“ verdächtig waren. Mehreren wurde das Leben geschenkt, weil ihre Dienste nicht gut entbehrt werden konnten; ein Grobschmied, Anhänger der Katholiken, ward lediglich aus dem Grunde verschont, weil er Gewehre reparieren konnte. Eine ganze Hütte, die voll christlicher, zur englischen Mission gehöriger Pagen steckte, ward verschont, weil der Oberkämmerer, ein einflußreicher Häuptling, sich für sie verwandte; während einige dreißig Bekehrte der französischen Priester, die in einer ähnlichen Hütte verborgen waren, ergriffen und verbrannt wurden. Die erste Nachricht aus Sansibar, die am 23. Sept. v. J. auf telegraphischem Wege beim auswärtigen Amt in London einlief und die Ermordung aller eingebornen Christen meldete, hat sich glücklicherweise als übertrieben herausgestellt. Am Abend des 6. Juni kamen zwei Flüchtlinge Silas und Aaron, heimlich ins Missionshaus, berichteten von vielen Geretteten und ließen sich trösten über das Schicksal derer, die wohl gläubig aber ungetauft gestorben wären. Ihnen gaben die Missionare ein Trost- und Ermahnungsschreiben an die flüchtigen Brüder mit, das sie in vielen Exemplaren druckten, und das, in wahrhaft apostolischem Stile geschrieben, folgendermaßen lautete:

„An die Diener Jesu, die in Uganda sind. Liebe Brüder, wir, eure Freunde und Lehrer, schreiben euch und senden euch Worte des Trostes und der Erquickung aus der Epistel St. Petri, des Apostels Jesu Christi. In vergangenen Tagen wurden die Christen gehaßt und gehetzt, vertrieben und verfolgt um Jesu willen, und so ist es heute gleichermaßen. — Liebe Brüder, verleugnet nicht unsern Herrn Jesum, so wird Er euch auch nicht verleugnen an jenem großen Tage, da er kommt in seiner Herrlichkeit. Erinnert euch der Worte unsers Heilandes, da Er seine Jünger lehrte, nicht vor denen sich zu fürchten, die nur den Leib töten; sondern ihnen befahl Gott zu fürchten, der da Leib und Seele verderben kann in das höllische Feuer. — Höret nicht auf

zu beten von ganzem Herzen, und bittet für unsere Brüder, die in Trübsal sind, und für die, so Gott nicht erkennen. Gott gebe euch seinen heiligen Geist und segne euch! Er errette euch aus allen euren Anfechtungen! Er gebe euch den Eingang in das ewige Leben durch Jesum Christum, unsern Heiland! Lebet wohl. Wir sind die weißen Männer, eure Brüder." — Auf der andern Seite des Blattes stand 1 Petr. 4, 12—19.

Es dauerte nicht lange, so tauchte in der Nacht ein wohlbekanntes Gesicht nach dem andern im Missionshaus auf, um vor Anbruch des Tages wieder zu verschwinden; und obwohl das ganze Land wußte, daß die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde die Todesursache jener Märtyrer gewesen war, so wurden die Missionare doch oftmals im Schlafe gestört durch Katechumenen, die um die Taufe baten. Während des ersten Monats nach dem Blutbade — so weit reichen die neusten Nachrichten — gab es zwanzig Taufen, und viele andere baten um die Taufe, ohne sie zu erhalten, da Erkenntnis und Charakter nicht befriedigten. Namentlich mit der Aufnahme von Prinzessinnen war man sehr vorsichtig, nach den schlechten Erfahrungen, die man mit den beiden ersten gemacht hatte. Prinzessin Eva Muafu, die schon seit längerer Zeit der Gemeinde angehörte und sich vor kurzem mit ihrem Ehemann, einem Christen, hatte trauen lassen, führte am 3. Juli den Missionaren eine Standesgenossin zu, mit Namen Nahuita, die schon im März um die Taufe gebeten hatte und ihre Bitte jetzt dringend wiederholte. Sie zeigte gutes Verständnis für christliche Wahrheit und demütige Gesinnung, und so wurde sie am folgenden Tage getauft. Einer dritten Prinzessin indessen, die selbst eine geschickte Leserin, mit einer ganzen Schar von ihr unterrichteter Weiber kam, mußte, da man von den Ältesten und ihrer Schwester Eva nichts Gutes über ihren Charakter gehört hatte, erklärt werden, daß es besser sei ihre Taufe noch zu verschieben. Auch als sie schon nach acht Tagen ihren nächtlichen Besuch und dabei ihre dringende Bitte wiederholte, konnte man nicht anders als ihr, mit Hinweis auf das von der Lubuga gegebene Ärgernis, die Notwendigkeit des Ausschubs noch deutlicher machen und ihr anheimgeben, daß, je höher ihre sociale Stellung sei, desto größeres Ärgernis durch einen etwaigen Rückfall erregt werde. Sie ging in Thränen fort.

Wir sehen schon an diesen wenigen Zügen, die uns aus dem ersten Monat nach dem Blutbade über das christliche Leben der Gemeinde berichtet werden, daß auch diese Verfolgung, die schrecklicher war als alle vorhergehenden, Segen in ihrem Schoße trug. So ist es immer gewesen und kann nicht anders sein. Wir verzagen nicht an der Zukunft der evangelischen Mission in Uganda, selbst wenn jetzt eine Zeit kommen sollte, wo kein einziger Missionar des reinen Evangeliums den guten

Samen ausstreuen darf. Ein Boden, der so viel Märtyrerblut getrunken hat, ist gut befruchtet, daß die Ernte reifen muß zu ihrer Zeit.

Wiederholt haben die Missionare den König gebeten, ihre Abreise aus Uganda zu gestatten, nicht etwa weil sie ihr Leben teuer achteten oder der unaufhörlichen Aufregungen überdrüssig geworden wären; sondern weil der politische Argwohn, den ihre bloße Gegenwart erregt, ihre Missionsthätigkeit hindert und lahmlegt und die eingeborenen Christen der Verfolgungswut des Königs aussetzt. Darum müssen die Beziehungen zwischen den Waganda-Auktoritäten und der Mission auf eine bessere Basis gestellt werden, was nur geschehen kann, wenn die Missionare sich zeitweilig aus dem Lande zurückziehen. Der König aber fürchtet, daß, wenn er alle Europäer ziehen läßt, sein Land um so eher den Fremden zur Beute fallen wird. Darum will er Geiseln zurückbehalten, in der Hoffnung, daß diese ihn vor Invasion sicher stellen; und als Mackay und Ashe im August ihm ein großes Geschenk machten und aufs neue in ihn drangen mit der Bitte sie ziehen zu lassen, wurde Ashe zwar „entlassen," aber Mackay wird festgehalten,[1]) und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß es um sein Leben geschehen ist, sobald die bisher stets eingebildeten Feinde sich wirklich einmal an der „Hinterthür" Ugandas zeigen. Gott behüte und stärke den einsamen Mann in dem blutgetränkten Uganda.[2])

Die Mission auf dem allgemeinen deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen.

Von F. M. Zahn.

Als vor 21 Jahren Dr. Gundert im Evang. Missions-Magazin das bekannte Buch von Langhans besprach, erwähnte er, daß die Kommittee der Baseler Missions-Gesellschaft eine principielle Abneigung habe, sich in Kontroversen über ihre Missionsarbeit einzulassen. Als ihre indische Mission von einem Manne gleicher Glaubensüberzeugung angegriffen sei und die Missionare eine Abwehr gewünscht hätten, habe der Vorstand dies nicht zugegeben. Dagegen wurde jetzt eine Ausnahme gemacht, als ein Angriff von einem Manne erfolgte, der so sehr von dem Glaubensstandpunkt der Missions-

[1]) Wohl nicht nur als Geisel sondern auch um seiner technischen Geschicklichkeit willen. Irren wir nicht, so haben die französischen Missionare sämtlich das Land verlassen dürfen. D. H.

[2]) Der Berichterstatter der „Köln. Ztg.," der aus Kairo meldet, daß sowohl Sir Evelyn Baring als auch Nubar Pascha jetzt entschlossen seien, eine von Sansibar zum Entsatze Emin Beys via Uganda auszusendende Expedition vonseiten Ägyptens zu unterstützen, mutet mit seltsamer Naivetät der Ch. M. S. zu, auch ihrerseits zu dieser militärischen Expedition mit Geldmitteln beizusteuern!!

arbeiter abwich, daß er ihre Mission als eine faule Frucht von einem argen Baum darzustellen versuchte. Für diese Praxis läßt sich viel sagen. Für das Stillesein dem Bruder gegenüber kann man Abrahams Wort an Lot citieren: Lieber, laß nicht Streit sein zwischen mir und dir . . denn wir sind Gebrüder. Und für das Reden dem Gegner gegenüber das Wort: Fürchtet euch vor ihrem Trotzen nicht . . . . seid aber allezeit bereit zur Verantwortung jedermann! Dennoch wollen wir uns erlauben, im folgenden die umgekehrte Praxis zu befolgen und dem principiellen Gegner gegenüber vornehmlich schweigen, dem Bruder gegenüber reden. Auch dafür giebt es gute Gründe. Das Streiten kann nämlich nur dann von Nutzen sein, wenn es gelingt, einen gemeinsamen Boden zu finden, von dem aus man operiert. Das muß bei einem „Bruder" gelingen. Man kann darum das Paradoxon aufstellen: Wir dürfen streiten, denn wir sind Gebrüder. Es ist aber nicht die Absicht, diese Theorie so weit zu verfolgen, wie ein im Streit sehr geübter Theologe der Gegenwart. Auf die Beschwerde, daß er in seinen Gerichten, die er über seine theologische Mitwelt auszuüben pflegt, nach links einen Streich, nach rechts aber immer „doppelte Streiche" austeile, antwortete er: Ganz mit Recht, denn die zur Rechten sind — meine Brüder. Diese Regel soll nicht befolgt werden. Wir wünschen nur in brüderlicher Offenheit und Achtung einen Angriff auf die bisherige deutsche evangelische Mission, der auf jenem Kongreß geschehen ist, abzuwehren, in der Hoffnung, dadurch zur Klärung beizutragen.

Zu den vielen Zeichen, daß die Heidenmission eine andere Stellung als früher gewonnen hat, gehört es auch, daß der Kongreß für überseeische Interessen, welcher vom 13.—16. September v. J. in Berlin tagte, die Mission, allerdings nur die „Deutsche Mission in überseeischen Gebieten" zum Hauptthema einer Verhandlung machte. Es ist immerhin ein beachtenswertes Zeichen der Zeit, daß ein solcher Kongreß dies Thema berücksichtigt. Wenn dagegen der erste Referent, Pastor Ittameier aus Reichenschwand in Bayern, Vorsitzender der „Gesellschaft für evangelisch-lutherische Mission in Ost-Afrika" seinen Vortrag mit den Worten beginnt: „Es muß jedem Missionsfreunde eine Freude sein, zu sehen, daß Sie auch die Mission, das Werk der Heidenbekehrung, in den Kreis Ihrer Betrachtungen gezogen haben" — so ist damit doch nur einer Seite der Betrachtung Ausdruck gegeben. Wer die Stellung mancher Herren kennt, die diesen Kongreß veranlaßt, konnte nicht ohne Sorgen sein. Was durfte man erwarten von Herren, die auswärtige evangelische Missionare, nicht minder aber auch deutsche Missionare und bewährte Missionsarbeiter in der Heimat, um gelinde zu reden, aufs abfälligste beurteilt hatten? Doch diese Besorgnis hat der Verlauf des Kongresses erfreulicherweise nicht gerechtfertigt.

Allerdings ist auch viel Schlimmes geredet worden, nämlich über das Thema: „Die Erziehung des Negers zur Arbeit" durch den Herrn Joachim Graf Pfeil. Derselbe schlug nämlich vor, den Neger seiner Freiheit zu berauben und mit Gewalt zur Arbeit zu zwingen, wobei er die kriegerischen Stämme zur Bezwingung der friedlichen zu benutzen riet. Wir rechnen es dem Pfarrer Büttner zur Ehre an, daß er der einzige in einem Kongreß, der von 800[1]) Männern besucht war, es offen ausgesprochen, daß diese Pläne „ihm das Blut erstarren machten." Bei dieser Erziehung der Neger erwartet Herr Joachim Graf Pfeil auch von der Mission Hilfe, aber nur von einer nach seinen Gedanken reformierten.

„Noch ein mächtiger Faktor in der Erziehung der Neger, sagte er, könnte die Mission werden, wenn sie es über sich gewinnen könnte, etwas weniger zu predigen, ihr Augenmerk etwas mehr auf den Unterricht in praktischen Arbeiten zu lenken. Beten und arbeiten war bisher ihr Grundsatz, der bei einem Volke ganz angebracht sein mag, welches über das letztere das erstere vergißt. Bei den Negern kann man diesen Satz getrost umkehren und den Schwerpunkt auf das Arbeiten legen. Nicht so und so viele Gebete-, Lese- und Schreibstunden sollten die Missionare wöchentlich ihren Zöglingen erteilen, sondern ausschließlich ihren Leuten Handwerk lehren. wobei immer noch so viel Religionsunterricht mit unterlaufen könnte, als für einen Neger verdaulich ist. Der Neger plappert Sätze, denen eine philosophische Anschauung zu Grunde liegt, nach, ohne sie je annähernd verstehen zu lernen. Wenn aber von den Missionsstationen Leute hervorgingen, die anstatt schlecht lesen und schreiben, gut zimmern und schmieden könnten, so würden die Missionszöglinge stets sehr begehrte Leute sein, an Stelle des Gegenteils, wie es jetzt oft der Fall ist — und überall würde man Missionsstationen gern sehen und könnten dieselben zu einem nicht geringen Teil zu dem Werke der Erziehung des Negers beitragen."

Das ist allerdings sehr schlimm. Aber es genügt, diese Worte abzudrucken, zu widerlegen braucht man sie nicht. Es ist billig zu sagen, daß, wenn dieser Vortrag bei der Versammlung lebhaften Beifall fand[2]), am andern Tage doch Pastor Diestelkamp, Vorstand der deutsch-ostafrika-

[1]) So nach der Angabe im offiziellen Bericht. In der „Kölnischen Ztg." wurde die Zahl viel geringer angegeben. D. H.

[2]) In einem „schneidigen" Artikel des offiziellen Organs der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, der Kol. Pol. Korresp. vom 20. Nov. pr. (also nach dem Kongreß) ist, trotz der Preiskrönung der Merenskyschen Schrift und zwar in Sperrdruck zu lesen: „Keine thörichtere Zumutung kann uns gestellt werden, als das angelsächsische Kolonialsystem anzunehmen, das mit einer Hand den Eingebornen verhätschelt, um ihn mit der andern grausam zu morden. Wir wollen durchaus nichts wissen von jener unseligen Quäkerpolitik, welche brutale Wilde wie Brüder aus dem Paradiese behandelt, um ihnen bequemer ihre Erzeugnisse für frommen Kaliko abtauschen zu können, sondern wir werden mit Milde, aber auch zugleich mit männlicher Strenge den Wilden zur Seßhaftigkeit und Gesittung gewöhnen und wo er

nischen evangelischen Missions-Gesellschaft, gegen diese Umstellung des von ihm übrigens zu einem Bibelworte gemachten ora et labora protestiert hat.

Von den Reden über das Thema: „Deutsche Mission in überseeischen Gebieten" können wir das beachtenswerte Wort von Pastor Büttner für das Studium der Landessprachen und die wesentlich auf Warnecks bekanntes Buch über Mission und Kultur basierte anerkennende Rede des Ministerialpräsidenten a. D. Grimm über die kulturelle Bedeutung der bisherigen Missionsarbeit nicht weiter berücksichtigen. Auf die Ansprache von Professor Pfleiderer, Vorsitzenden des evangelisch-protestantischen Missionsvereins zu Berlin, kommen wir später zurück.

Für uns hat das meiste Interesse das Referat, welches Pfarrer Ittameier, der Vorsitzende der Gesellschaft für evangelisch-lutherische Mission in Ostafrika erstattet hat. Schon der Titel dieser Gesellschaft und auch was wir sonst von ihr wissen, bezeugt, daß dieselbe in ihrer Arbeit sich nach dem Willen dessen richten will, der den Missionsbefehl seiner Kirche gegeben. Um so schmerzlicher berührt es, daß der Vorsitzende vor dem Kongreß in Berlin die alten Gesellschaften, in deren Hand bisher die deutsche Missionsarbeit lag, anzugreifen für gut gefunden hat. Natürlich hat er, wie jeder andere, das Recht zu tadeln. Es fragt sich nur, ob dieser Kongreß das richtige Forum, und ob der Tadel begründet war.

Kurz zusammengefaßt ist der Inhalt des Vortrages, der aber nur in sehr abgekürzter Form gehalten wurde, über das umfassende Thema: Deutsche Mission in überseeischen Gebieten folgender:

Nach einem kurzen Überblick über Ausdehnung und quantitative Leistung der deutschen Mission glaubte der Vortragende von seinen Zuhörern das „Zugeständnis" erwarten zu dürfen, daß alles in allem genommen die deutsche Leistung ziemlich anerkennungswert sei[1]) und „sich recht wohl neben den

---

Widerstand leistet, es nötigenfalls nicht an dem Zwange fehlen lassen, der Vagabunden und Strolchen gegenüber durchaus am Platze ist."

Wir bedauern beides: 1) Diese Sprache über fremde Stämme, welche unter deutsche Oberhoheit kommen, 2) diese Selbstverblendung, welche mit so großer Sicherheit zum Ziele zu kommen wähnt, auf einem Wege, den alle wirklich Sachverständigen als einen verkehrten ja verderblichen erklären.

Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft macht es einem auch durch ihre prahlerische Sprache sehr schwer, sich für ihre Verdienste zu erwärmen. So heißt es in demselben Artikel gleichfalls unter Sperrdruck: „Wir wissen, daß wir durch die dem deutschen Geiste eigne tiefere Behandlung sozialer Probleme auch die Frage der Eingebornenerziehung weit besser als alle diese kolonisierenden Nationen (holländische, spanische, italienische, französische oder wohl gar englische!!!) lösen werden!" Das ist gewiß viel und sicher nicht bescheiden! Nur scheint es mir weiser, so etwas wenigstens erst zu sagen, wenn man es durch Thaten wahr gemacht hat. D. H.

[1]) Der Schlußsatz ist wahrscheinlich durch einen Druckfehler so entstellt, daß man den Sinn nur erraten kann. Was oben steht, ist aber wohl der Sinn. Z.

Leistungen der Christenheit anderer Völker, z. B. Englands, sehen lassen" könne. Was mit dieser Leistung unter den Heiden erreicht, entziehe sich zum Teil unsrem Blicke. Andrerseits werde von vielen, „namentlich solchen, die sie (die Mission) aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten", nicht wie in den Missionskreisen darüber geurteilt. Diese Kritik, wenn „gerecht", sei eine dankenswerte Hilfe. „Immerhin wird so viel stehen bleiben, daß die Mission einen wohlthätigen, fördernden, heilsamen Einfluß auf die Völker, unter denen sie wirkte, ausübte und daß auch unsre deutsche Mission ihr Teil dazu beigetragen hat."

Wichtiger ist es jedoch, wie sich in Zukunft die deutsche Mission gestalten soll. Die Kolonialpolitik hat der deutschen Mission unzweifelhaft neue Aufgaben festgestellt. Fortan gilt als erster Grundsatz: deutsche Missionskraft muß in deutsche Kolonien geleitet werden. Die bestehenden Missionen in andern Ländern müssen allerdings fortgeführt werden, aber jede neue Kraft und Arbeit muß unbedingt auf deutsche Kolonien verwandt werden. Die alten Gesellschaften, welche keine neue Kraft haben, müssen sich — „ich nehme an mit Bedauern" — beschränken. Aber es ist eigentlich ein Gericht über sie, daß sie nicht können, wie es überhaupt ein Gericht über die bisherige deutsche Mission ist, daß sie, als wir in zwei Jahren mindestens zehn neue Missionsgebiete bekamen, zu nichts mehr bereit waren, als zwei davon zu besetzen, und auch dies noch sehr langsam und in unrichtiger Weise. Diese Unfähigkeit der deutschen Mission ist ein testimonium paupertatis über sie, ein Verwerfungsurteil über ihre Einrichtung. Die deutsche Mission hätte in andrer Weise daheim werben müssen. Sie hätte draußen eine beweglichere Heeresorganisation haben sollen. Ihre Unfähigkeit ist die Berechtigung zur Bildung neuer Gesellschaften. Das „starre Princip der Konzentration" muß unbedingt weichen vor dem Bedürfnis.

Diese Unfähigkeit der alten deutschen Mission ist um so beklagenswerter, als eine „Missionsbewegung", eine „neue Missionsbewegung" durch das deutsche Volk ging. Die „Christen", die „Missionsfreunde" haben ganz anderes erwartet, und die „offizielle Haltung" der deutschen Missionsgesellschaften hat geradezu „erbittert".

Diese ungeschickte Haltung ist wesentlich verschuldet durch einen Mangel an nationalem Gefühl. So hat man als Grund für Nichtbesetzung neuer deutscher Gebiete angeführt, daß „schon englische Missionen dort seien, die sie nicht stören oder gar verdrängen wollten." Man hätte „der Missionsbewegung im eigenen Volke nicht weniger Wärme" entgegenbringen sollen, als den „fremden Missionen". Statt dessen hat man bei den fremden, insbesondere englischen Missionen, nur das Licht, bei unsren „vorwiegend die dunklen Punkte" hervorgehoben. Bei dieser Illumination mußten für die „deutschen Missions-Gesellschaften" die deutschen Kolonien, „weil in näherer oder größerer Ferne bereits englische Missionen sich befanden, als ein noli me tangere" erscheinen und die Wirksamkeit deutscher Missionen daselbst, bei zugestandener Inferiorität, daselbst für entbehrlich gelten."[1]) So hat

[1]) Die deutschen Missionen haben also aus blinder Liebe zu den Fremden sich selbst schlecht und über die Missionsgebiete, was man so nennt, sich selbst etwas weiß gemacht. Unglaubliche Verblendung! 3.

man zum Beispiel „Ostafrika als ein Land bezeichnet, wo deutsche Missionen nicht mehr nötig seien." In dem weiten Gebiete „sollen deutsche Missionen entbehrlich sein, damit es dann heiße: die „deutsche Christenheit hat nichts gethan." Der Vortragende und manche mit ihm werden, so viel an ihnen liegt, das „nicht auf unsre deutsche Christenheit kommen" lassen.

Übrigens spricht sich auch der Vortragende dahin aus, daß man die fremden Missionen nicht vertreiben solle. Eine deutsche Mission würde nach der Vertreibung einer andren eine schwere Arbeit haben. So hätten auch die Baseler sich viel lieber „ein freies Gebiet im Kamerunlande aussuchen" sollen, als die Mission der Baptisten übernehmen, obgleich diese „freiwillig" gingen. Noch mehr Nützlichkeitsgründe sprechen gegen gewaltsame Austreibung der fremden Missionen.

Dieser Mangel an Verständnis für die Missionsbewegung ist ein Grund für die verkehrte Haltung der alten deutschen Missions-Gesellschaften, denen es zwar an „theoretischer Anerkennung" der richtigen Grundsätze und an „gutem Willen" nicht fehlte, die aber doch „so gut wie nichts geleistet". Unvermögen war ein andrer Grund. Der dritte Grund ist, daß sie in ganz verkehrter Weise die Sorge gehegt und in den Vordergrund gestellt, die Mission könne in falsche Bahnen kommen. Wie „unglücklich" ist die „Wahl des Hauptthemas" auf der Bremer Konferenz: „Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialpolitik nicht zur Schädigung, sondern zur Förderung der Mission ausschlage?" Mit Recht hat der Referent sein Referat begonnen: „Sonderbare Frage!" Die „Christen und Missionsfreunde" hatten ein andres Echo auf ihre Frage erwartet, als daß man sie auf ihnen meistens unbekannte Gefahren aufmerksam machte. „Daß aber", schließt der Abschnitt, „wenn man neue Missionen in deutschen Gebieten vorwiegend als etwas Gefährliches ansieht, als etwas, was man eigentlich kaum beginnen kann, ohne die Mission den größten Mißständen und Mißverständnissen auszusetzen, ja als etwas, womit man eigentlich schon dem Drängen einer für ungesund anerkannten Bewegung nachgegeben hat: daß es dann von seiten der alten deutschen Missions-Gesellschaften zu neuen Missionen in deutschen Gebieten nur sehr schwer und langsam, ja beinahe widerwillig kommt: das wundert mich nicht mehr."

In Bezug auf den „nationalen" Charakter der Mission hat dann zum Schluß der Vortragende seine eigene Meinung kundgegeben. Dies war umsomehr angebracht, als auch er nicht leugnet, daß „allerdings nur von vereinzelten Stimmen" das Wort „deutsch" falsch betont sei.[1]) Er selbst fordert zunächst, daß der Missionar persönlich ein „Deutscher" bleibe. Was sein amtliches Thun betrifft, so unterscheidet er zwischen einer Auffassung der Mission, wonach sie Evangelisierung der Heiden und einer, wonach sie Pastorierung der Heidenchristen (Pastorierung etwa in der Weise eines deutschen Pfarramtes) ist. Ich glaube, ihn so richtig zu verstehen. Die erstere Auffassung sei mehr die

[1]) Ich glaube, daß Pfarrer Ittameier dies hat sagen wollen. Im Text steht merkwürdigerweise (p. 43 des Berichtes) „darf nicht behauptet werden". Der Satz hat nur Sinn, wenn „geleugnet" gelesen wird. Wie der Setzer statt „geleugnet" „behauptet" lesen konnte, ist freilich unerklärlich. Der „nationale Gedanke" hat wohl hier den Wunsch für die Wirklichkeit genommen. Z.

der alten Missionen, die letztere finde sich da, wo man den nationalen Charakter der Mission fordert. Für den evangelisierenden Missionar sei es absolut unthunlich, „politischer Emissär seines Vaterlandes“ zu sein. Auch für den pastorierenden Missionar müsse eine „Verquickung von Politik und Mission“, die erfahrungsgemäß große Gefahr bringe, ganz fern gehalten werden. In aller Anwesenden Sinne glaubt er die nationale Aufgabe des pastorierenden Missionars dahin bestimmen zu können: Der deutsche Missionar muß seine Bekehrten anhalten, **gute deutsche Unterthanen** zu werden; er muß sie anhalten, wie der Apostel befiehlt, ihre Pflichten gegen dieses Vaterland und ihre Oberherren in Steuern, Kriegsdienst und sonstigen Leistungen zu erfüllen; er muß sie „in engere Verbindung mit dem Mutterlande bringen, indem er ihnen rät, **„ihre Bedürfnisse aus dem Mutterlande zu beziehen** und somit zu dessen Wohlfahrt beizutragen.“ Eine solche Aufgabe, so ist der Vortragende überzeugt, werden auch die fremden Missionare in deutschen Gebieten erfüllen. Natürlich ist sie besser gewahrt in deutschen Händen. So versteht und billigt er nationale Mission. Einstimmig hat der Kongreß in These 4 folgenden Satz angenommen: „Es sei von der deutschen Mission in den deutschen überseeischen Gebieten zu erwarten, daß ihre Thätigkeit eine nationale, auf innerliche Angliederung ihrer Bekehrten an das deutsche Vaterland gerichtete . . . . sei.“

Bei dieser Auffassung der Mission hat eine andre gegenwärtig vielfach diskutierte Frage doppelte Bedeutung, die nach der Erziehung der Heiden zur Arbeit. Der Vortragende findet aber, daß diese Frage „nicht das Herz oder das Wesen der Mission“ betrifft, eine von denen sei, in welchen jeder seiner Meinung gewiß sein muß. Man kann es auf dreierlei Weise treiben. 1) Kann man die geistliche Missionsarbeit für die einzige Aufgabe ansehen, übrigens dabei überzeugt, daß so der Heide auch zur Arbeit erzogen wird; 2) kann man diese Ansicht teilen, aber daneben, wie man Rechnen, Schreiben und andres lehrt, auch in besonderen Veranstaltungen die Arbeitserziehung treiben und 3) kann man diese direkt als eine Aufgabe der Mission ansehen. Auch bei letzterer Auffassung gäbe es übrigens noch verschiedene Möglichkeiten, von denen der Vortragende nur die erwähnt, angeblich die von Rebmann, daß nämlich die Erziehung zur Arbeit als „Mittel und Vorbereitung zur Bekehrung“ betrachtet wird.[1]) In diesen Sachen sollte man Freiheit lassen. Der Vortragende selbst in seiner Mission wird teils, weil die Kräfte fehlen, teils, weil diese Mission die an der alten Mission vermißte Beweglichkeit in der Organisation haben soll, bei der ersten Auffassung bleiben. Daß überhaupt für diesen Standpunkt seine Herzensneigung spricht, zeigt sich, wenn er am Schluß den Wunsch ausspricht, daß vom Reiche oder den Kolonial-Gesellschaften doch bald durch tüchtige Ackerbauer und Handwerker, von freien Vereinen durch Volksschulen &c. in den Kolonien diese Aufgabe übernommen werden möchte, damit die Mission nicht überbürdet werde. Die These 4 sagt jedoch, daß von

[1]) Zu behaupten, wie dies vom Vortragenden geschieht, daß diese dritte Auffassung, obgleich sie außer den ordnungsmäßigen Gnadenmitteln auch die Arbeitserziehung als ein solches annimmt, dennoch den „geistlichen Standpunkt“ in der Auffassung der Mission festhalte, ist ein Widerspruch in sich selbst. Z.

der deutschen Mission auch zu erwarten sei, daß sie „eine die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit in sich schließende sei, wobei man es der Mission überläßt, in welcher Weise sie diese Erziehung zur Arbeit in den Gesamtorganismus ihres Werkes einfügen kann und will, und im übrigen ihren höheren, geistlichen Charakter voll und ganz anerkennt."

Wer diesen Vortrag in diesem kurzen Auszug oder in der Vollständigkeit des offiziellen Berichtes liest, wird den Eindruck haben, daß Pfarrer Ittameier den lebhaften Wunsch hegte, seine Zuhörer für die Sache zu gewinnen. Zu diesem Zweck oder auch dem eigenen Herzensdrange folgend hat er die nationale Seite der Mission in den Vordergrund gestellt. Und endlich aus diesem Grunde in der Voraussetzung, daß seine Zuhörer mit dem bisherigen Missionsbetriebe nicht zufrieden seien, hat er diesen getadelt, von der schlecht geleiteten Mission der Vergangenheit auf die gut geleitete Zukunftsmission verweisend. Aus einer dieser drei Quellen als Hauptquelle oder aus allen dreien ist der Strom seiner Rede geflossen. Dagegen ist auch nichts zu sagen. Aber zu meinem Bedauern muß ich ihm entgegnen, daß er meines Erachtens den nationalen Charakter der Mission unrichtig gefaßt, ihn an unrichtiger Stelle zur Geltung gebracht und dadurch sich zur Verkennung der Lage und bedenklichen Irrtümern hat verleiten lassen; daß er, um seine Zuhörer zu gewinnen, unangenehme Wahrheiten, die er, wenn er einmal vor ihnen von diesen Dingen reden wollte, nach Wahrheit und Gerechtigkeit zu sagen verpflichtet war, verschwiegen oder nur leise berührt hat, und endlich, daß er von dem Verhalten der alten Missions-Gesellschaften ein unrichtiges Bild gegeben, indem er verschwieg, was zur richtigen Beurteilung gesag werden mußte und aussagte, was nicht richtig war.

Gleich in der Einleitung treten diese Züge hervor. Obgleich in der Übersicht der bisherigen Missionsthätigkeit den Zuhörern keinerlei Gelegenheit gegeben wurde, die deutschen Missionen mit den Missionen andrer Länder zu vergleichen, wurde geschlossen: So können wir uns also neben den andern, besonders den Engländern, ganz wohl sehen lassen. Warum wollen wir nicht lieber sagen, wie es ist, daß nämlich in Großbritannien auf hunderttausend Protestanten 4,8, bei uns nur 1,8 Missionare[1]) kommen, und daß dort pro Kopf 66 Pf., bei uns 10 Pfg. beigetragen wird, und auch das nur, wenn wir mitrechnen, was von andern Nationen uns zufließt? Warum nicht sagen, daß in Bezug auf persönliche

[1]) Und das Verhältnis würde sich noch weit ungünstiger gestalten, wenn nicht allein die kleine (nur ca. 30 000 Seelen auf dem europäischen Kontinente, in England und Amerika zählende) Brüdergemeinde 148 Missionare stellte, welche sämtlich (wie später auch ihre Einnahmen) unter Deutschlands Missionsleistungen berechnet sind. D. H.

Dienstleistung in der Mission wir nicht nur hinter Großbritannien (mit 4,8 Missionaren auf 100000), sondern auch hinter Frankreich (4,2), der Schweiz (wenigstens 2,5) und Holland (2,3) stehen? Nur wenig sind Norwegen (1,4) und die ihr eigenes Kirchenwesen zum Teil erst gründenden Vereinigten Staaten (auch mit 1,4) hinter uns zurück, nur Dänemark (0,6) und Schweden (0,18) leisten entschieden weniger. Und pekuniäre Hilfe betreffend nehmen wir erst die siebente Stelle ein. Pro Kopf leistet Großbritannien 66 Pf., Frankreich 43 Pf., die Schweiz 21 Pf., Holland 19, die Vereinigten Staaten 17, das arme Norwegen 11 Pf. Nur Dänemark mit 4—5, Schweden mit 2 Pf. bleiben noch hinter uns. Wäre es nicht richtiger gewesen, zu sagen: Verhältnismäßig kleinen Kreisen verdanken wir es, daß wir nicht weiter unten stehen. Was wird es werden, wenn diese Versammlung, wie sie jetzt von der Mission redet, nun auch mit Herz und Hand und Person in die Mitarbeit eintritt?

Dagegen hätte ich gern etwas Kräftigeres von dem Erfolg der Mission, und der deutschen insbesondere, gehört. Dieselbe freut sich dessen, daß Gott ihr gegeben hat in wenigstens zwanzig Völkern verschiedener Zungen junge Christengemeinden zu sammeln, deren Gliederzahl allerdings hier und da noch klein ist, aber auch nach hunderten, tausenden und zehntausenden zählt. Und der Vortragende weiß nur zu sagen, man müsse doch es stehen lassen, die Mission habe einen „wohlthätigen, fördernden, heilsamen Einfluß" auf die Völker geübt! Warum diese Zaghaftigkeit? Weil er im Geiste vielleicht auch leibhaftig vor sich sah viele, namentlich solche, die aus nächster Nähe die Mission zu beobachten Gelegenheit hatten, mit anderm Urteil. Deren Urteil müßte doch anerkannt werden. Mit vollem Recht, wo es gerecht ist. Aber war es nicht billig zu erinnern, daß diese vielen so oft die Gelegenheit zu beobachten gar nicht benutzen und doch urteilen; daß viele die elementarsten Wahrheiten des Christentums gar nicht kennen oder nicht anerkennen, die doch über Mission mitsprechen? Die Hauptbeförderer dieses Kongresses haben in Ostafrika sich ein großes Reich zusammengekauft. Sie hatten es aber nicht der Mühe wert gehalten, sich auch nur eine Kenntnis von den dortigen Missionen zu erwerben, die man in dem einfachsten Handbuch finden kann, und haben in ihrem Organe die abfälligsten Urteile über die dortige evangelische Mission ausgesprochen. Es will mir ungerecht erscheinen, wenn einmal diese Sache berührt wurde, nur anzudeuten: „wenn das Urteil gerecht ist" und dafür so matt über einen Segen zu reden, für den viele christliche deutsche Brüder gearbeitet und gelitten haben, ein Mangel, der um so auffälliger ist, als der Referent die alten deutschen Missionen beschuldigt, zu gunsten der fremden sich selbst herabgesetzt zu haben.

Doch wichtiger ist, daß der Vortragende für die Zukunft der deutschen Mission sozusagen als obersten Grundsatz die Regel aufgestellt hat: deutsche Mission zuerst in deutschen Kolonien. Von dem partikularistischen Gewande entkleidet würde diese Regel für jede Kolonien besitzende Nation heißen: Jede Nation hat zunächst und vor allem in ihren Kolonialgebieten Mission zu treiben.

Dieser Satz kann einstweilen unangefochten bleiben, um zunächst zu bemerken, daß er jedenfalls an unrichtiger Stelle steht. Um richtig zu urteilen, muß man nicht nur von richtigen Sätzen ausgehen, sondern auch von den richtigen Grundsätzen. Meines Erachtens hat Pfarrer Ittameier in seinem Vortrag vielfach geirrt, weil er nicht von dem richtigen ersten Grundsatz ausgegangen ist. Der ist in der Mission allein der Befehl des Herrn: Machet alle Völker zu meinen Jüngern! Dieser geht nicht an eine Nation, sondern an seine schon gewonnene Jüngerschaft. Er befiehlt nicht, diese oder jene Nation für seine Jüngerschaft zu werben, sondern schließt vielmehr aus, daß man einen Unterschied macht; alle Völker umfaßt er. Läßt man diesen Befehl an seiner Stelle d. h. oben an stehen, so folgt mit Notwendigkeit die Frage: Wie führe ich ihn am besten aus? Alles andre muß sich nach der Antwort darauf richten. In unserm Falle also muß ich fragen: Führe ich den Missionsbefehl am besten aus, wenn ich zu den meiner Nation unterworfenen Völkern gehe? Nur wenn diese Frage bejaht werden muß, würde die Regel Pfarrer Ittameiers richtig sein. Sie ist aber durchaus nicht immer zu bejahen!

Man müßte ein Kompendium der Missionsgeschichte schreiben, um zu zeigen, daß von dem großen Missionar Paulus an bis heute die ausgezeichnetsten Knechte Christi die aufgestellte Regel nicht befolgt haben. Doch genügt es, aus der Gegenwart die Sache zu illustrieren. Unsre französischen Glaubensbrüder waren in der Lage, eine französische Kolonie zum Arbeitsfelde zu wählen. Sie fanden aber, daß sie unter der Herrschaft ihrer katholischen Landsleute weniger in Ausführung des Missionsbefehls ausrichten könnten, als ohne dieselbe. Sie sind nicht nach Hinterindien oder in eine andre französische Kolonie gegangen, sondern nach Südafrika. Und sie haben weislich gehandelt. Freilich arbeiten sie jetzt auch in französischen Kolonien, aber aus Zwang, und daran läßt sich eine andre Schattenseite der angeblichen Grundregel zeigen. Die französische Regierung hat die Unart, fremden evangelischen Missionaren die Arbeit in ihren Kolonien fast unmöglich zu machen. Die französischen Protestanten haben deshalb ihre englischen Glaubensgenossen, als diese die Arbeit aufgeben mußten, in Tahiti und in Senegambien, jetzt mit je zwei Missionaren ersetzt. Mehr konnten sie nicht; denn ihre afrikanische Arbeit forderte ihre

Kraft. In Westafrika aber besonders — in Ostafrika wird es auch so sein — richtet nur eine starke Mission etwas aus. Es wäre als eine Verschwendung von Missionskräften zu tadeln, daß die beiden Missionare in Senegambien statt in Südafrika stehen, wenn nicht ein Zwang vorläge. Nur als ein notwendiges Übel muß die Gesellschaft die Regel, welche Pfarrer Ittameier oben an stellt, erdulden.

Bei uns in Deutschland haben wir ja freilich nicht zu befürchten, daß uns von der Kolonialregierung die Arbeit erschwert werden sollte. Aber auch, wo dies nicht zu befürchten, giebt es andre Gründe, die Regel nicht zu befolgen. England ist ein protestantisches Land; es hat zudem Kolonien, so groß und weit, daß alle ihre, ja alle protestantischen Missionare überhaupt, Arbeit genug dort finden würden. Naturgemäß sind auch die meisten englischen Missionare in ihre Kolonien gegangen. Aber doch wenigstens 367, von jedem Hundert also 29, d. h. mehr denn ein Viertel arbeitet in fremden, nicht britischen Gebieten. Es fehlte ihnen fürwahr nicht an Patriotismus, auch nicht an kolonialer Begeisterung. Aber gewisse elementare Missionswahrheiten, z. B. daß in der Mission der Fortgang der Mission die Hauptsache, das Entscheidende sein müsse, sind dort so allgemein anerkannt, daß wenn andre Fingerzeige als der des Kolonialbesitzes auf ein Arbeitsgebiet weisen, sie getrost Gottes Weisung dahin folgen.[1])

Ist so die angebliche Grundregel keineswegs allgemein giltig, so war insbesondere die deutsche Mission bis vor zwei Jahren gar nicht in der Lage, sie zu befolgen. Es gab keine Heiden unter deutscher Herrschaft. Die deutsche Mission hat darum nicht anders gekonnt, als ohne Beachtung dieser Regel zu arbeiten. Deutsche Missionare sind in den Dienst fremder Missions-Gesellschaften getreten, Männer, die mehr als viele andre den deutschen Namen zu Ehren gebracht haben, oder deutsche Missions-Gesellschaften haben ihre Boten in fremdländische Kolonien und auch in freies Gebiet senden müssen. Nun giebt auch Pfarrer Ittameier zu, daß man diese Geschichte nicht verleugnen und diese Arbeiten nicht preisgeben dürfe; die dritte These, die vom Kongreß angenommen, sagt dies sogar ausdrücklich. Allein ich vermisse ein Wort des Schmerzes oder der Entrüstung darüber, daß man eine so selbstverständliche Wahrheit erst ausdrücklich aussprechen muß. Wenn man einer Mutter in Ruhe vorschlägt, ihr Kind aufzugeben, so wallt sie in gerechtem Zorne auf. Und man kann es der deutschen Mission kalten Blutes zumuten, ihre geistlichen Kinder, für die sie gearbeitet, gebetet, gelitten hat, viele ihrer Brüder und Schwestern gestorben sind, aufzugeben!

[1]) Ich erinnere nur an Japan. Dort mußte missioniert werden, obgleich das Land keinem Kolonialstaate gehört. D. H.

Doch die Art und Weise der Abwehr ist vielleicht Sache des Temperamentes. Dagegen ist es principieller Unterschied, wenn wir auch für die Zukunft der deutschen Mission nicht die Regel gelten lassen können, daß wir jede neue Missionskraft wenigstens unbedingt den deutschen Kolonien zuwenden müßten. Auch da gilt als erster Grundsatz: Wie fördern wir am besten die Missionssache überhaupt? Allerdings ist es überwiegend wahrscheinlich, daß eine wirklich neue Kraft naturgemäß den deutschen Kolonien sich zuwenden wird, aber es ist durchaus nicht unbedingt richtig. Die Mission wie jedes organische Werk treibt immer aus sich heraus neue Zweige. Es kann ein Werk dahin gekommen sein, daß erst durch eine neue Anlage das bereits verwandte Kapital, die geistige Einwirkung auf ein Volk oder eine Völkerfamilie, die Sprachkenntnis und vieles andre, zur vollen Verzinsung kommt, daß ein Eisen, fast zum Glühen gebracht, erst vollends in Glut gerät, wenn noch einmal eine neue Kraft einsetzt. Es wäre sträfliche Verschwendung des von Gott Geschenkten, wenn man diese Aussicht nicht verfolgen wollte, um anderswo von vorne anzufangen, nur weil dort die deutsche Fahne weht. Das sind nicht erdichtete Möglichkeiten, sondern Wirklichkeiten. Daß ein Christenvolk Kolonialbesitz hat oder bekommt, ist nur eben eines unter den vielen Zeichen, mit welchen Gott sein Volk leitet, und dies eine Zeichen zum einzigen oder gar ersten zu machen ist ein Mißverstehen des königlichen Befehles, den Christus der gesamten Christenheit für alle Völker gegeben hat.

Ohne Frage ist in dem Kolonialbesitz eine Aufforderung zu vermehrter Missionsthätigkeit. Meines Wissens ist das auch von niemand geleugnet, im Gegenteil von den Vertretern der alten Missionen sehr entschieden gesagt. Dagegen finde ich es unbillig und ungerecht, es wie ein Gericht über die alten Missionen hinzustellen, wenn sie nur zwei Gebiete zunächst besetzen konnten. Jeder Christ, so oft er sieht, wie viel zu thun wäre und wie wenig er thut, wird sich selbst anklagen und sich demütigen. Aber wenn z. B. die Berliner Missions-Gesellschaft seit drei Jahren jährlich um 50000 M. zurückbleibt und von Einschränkung der alten Arbeit redet, wenn die Norddeutsche Missions-Gesellschaft seit Jahren es ausspricht, sie bedürfe bedeutend mehr Mittel, um ihr jetziges Werk nach Wunsch zu treiben, wenn die Rheinische erst kürzlich ihre Schulden losgeworden, wenn die Baseler bei drei großen, ausdehnungsfähigen Gebieten, eines davon voller Gräber, ein viertes mit gleicher Aussicht übernehmen soll,[1]) und

[1]) Zur Illustration verweise ich auf den im Beiblatt abgedruckten Artikel aus dem Baseler Heidenboten. Er zeigt, wie die alten Missionsgebiete mit Notwendigkeit zur Ausdehnung drängen und wie unbillig es ist, sofort ein scharfes Urteil zu fällen, wenn man langsam zur Übernahme von neuen schreitet. D. H.

die einen erklären: das können wir nicht, die andern besinnen sich ernstlich, so kann ich darin keine Billigkeit und Gerechtigkeit finden, wenn man sagt: Da zeigt sich, daß es bei euch nicht recht steht.

Im Vorbeigehen bemerke ich, daß ich auf den Vorwurf schwerfälliger Organisation vorziehe, erst dann zu antworten, wenn wir in Ostafrika die beweglichen Missionskolonnen in Arbeit gesehen haben. Unser Rat ist nicht gefordert. Aber ich kann doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß dieses Experiment nicht zu viel Missionsgelder und, was mehr bedeutet, Leben kosten möge. Aber wenn nun jemand die evang.-luth. Gesellschaft in Bayern für Ostafrika, nachdem sie sich dort niedergelassen, aufforderte, auch in allen andern Kolonien Missionen zu beginnen, was dann? Würde man dann auch sagen können: das ist ein Gericht über euch, wenn ihr nicht gleich könnt! Die Bayern, die protestantischen, brauchten nur so viel Missionare, wie die französischen Protestanten zu stellen und sie müßten 63 zur Verfügung haben, für jede deutsche Kolonie mehr, als jetzt für Ostafrika. Sie brauchten nur, was Direktor Reichel 1884 als richtiges Maß für die deutsche Missionsleistung nannte, 3 M. pro Kopf für die Mission zu geben, so hätten sie 4½ Millionen Mark zur Verfügung, mehr als jetzt ganz Deutschland. Ich weiß nicht, was Pfarrer Ittameier dieser Rede entgegenstellen will; aber ob von ihm kommend oder gegen ihn gerichtet, ich kann diese Rede nur ungerecht finden.

Zu tadeln wären die Gesellschaften, wenn sie nicht immer und so auch bei einer besonderen, günstigen Gelegenheit danach strebten, die Teilnahme an der Mission, sei es für die alten oder für neue Aufgaben, zu erhöhen. Ich weiß nicht, wie es meine Kollegen gehalten haben; aber ich meinerseits habe, seit wir Kolonien haben, kaum eine Rede ohne die Erinnerung gelassen, die neue Lage als eine Mahnung zu vermehrter Missionsarbeit aufzufassen. Ich vermute, so haben alle gethan.[1]) Schon die Bremer Konferenz hat diese Bitte ausgesprochen. Doch ich möchte mir eine andre Bemerkung erlauben. Wer sind denn eigentlich die Missions-Gesellschaften? Sind es die Vorstände oder sind es nicht minder die Missionsfreunde im Lande? Wenn Pfarrer Ittameier die alten deutschen Missionen richtet, richtet er sich nicht selbst? Oder hat er vielleicht im Namen des engeren Kreises, dem er angehört, ein Recht, die andern zu tadeln? Nun, wenn die deutschen evangelischen Christen pro Kopf 10 oder doch 8—9 Pf. für die Mission geben, so ist in Bayern 1885, wo schon die Kolonien da waren, pro Kopf nur 6½ Pf. beigetragen.[2]) Wenn noch die Württemberger uns getadelt hätten, die in

[1]) Soviel ich weiß, ist besonders im letzten Jahre kaum irgendwo ein Missionsfest gefeiert worden, auf dem das nicht geschehen ist. D. H.

[2]) Der 42. Jahresbericht des ev.-luth. Missions-Vereins für Bayern nennt als

1885 wenigstens 17 Pf. beisteuerten! Die Freunde brauchen ja nur den Vorständen die Hände zu füllen, so werden diese schon handeln.

Es ist nicht meine Absicht, auf die Frage der Gründung neuer Gesellschaften einzugehen. Die große Mehrzahl deutscher Missions-Gesellschaften meinte, es seien ihrer genug und hat darum gebeten, wo möglich sich mit den alten zu behelfen, wenn man neue Missionsthaten thun wolle. Dennoch haben sich in Bayern und Berlin Freunde der Mission gedrungen gefühlt, wie Pfarrer Ittameier es nennt, die „starre Konzentration", wonach wir nur zehn oder elf deutsche Gesellschaften hatten, zu durchbrechen und zwei neue Gesellschaften, beide für Ostafrika, zu gründen. Das ist geschehen, und es scheint mir unnötig, nachträglich noch viel darüber zu sagen. Nur möchte ich bemerken, daß in der Unfähigkeit der alten Gesellschaften vorzugehen doch nur dann für die neuen Gründungen eine Berechtigung liegt — wenn die alten genügend dargereichte Mittel nicht hätten gebrauchen wollen. Einer der Herren, die mit Pfarrer Ittameier die Gesellschaft gegründet, hat mich gefragt um Auskunft, und ich habe ihm geantwortet, daß die Leipziger Gesellschaft gewiß, wenn die bayrischen Freunde, außer ihrem bisherigen Beitrage eine ausreichende Hilfe für die neue Arbeit in Ostafrika in sichere Aussicht stellten, nicht rein ablehnend bleiben würde. Eine neue Missions-Gesellschaft, wie man auch darüber denkt, hat doch gewiß nur Wert, wenn in der gesamten Missionssache ein Fortschritt damit geschieht. Ohne Zweifel werden in Bayern einige ganz neue Kräfte gewonnen sein; aber wenn man liest, daß in Bayern eine neue Gesellschaft gegründet wird, daß aber die Leipziger Gesellschaft 1884 aus Bayern 73784 M. empfing und 1885 nur 50955, also 22789 weniger,[1]) und wenn man liest, daß in Berlin eine neue Gesellschaft gegründet wird, die alte Berliner Gesellschaft aber kommt um 50000 M. jährlich zu kurz, so sieht das nicht wie ein Wachstum der Missionssache aus, und nur um die kann es sich für Missionsfreunde handeln.

Pfarrer Ittameier ist freilich andrer Meinung. Er hält dafür, daß die alten Gesellschaften eine vorhandene Missionsbewegung erstickt haben. Nun, eine solche Missionsbewegung müßte doch in den Herzen beginnend sich in Thaten wie Worten bezeugt haben. Allerdings ist schon seit einiger

Einnahme 88692,70 M. Der 71. Jahresbericht der Bas. Ev. M.-G. hat 9894 M. aus Bayern, welche ich hinzurechne. Z.

[1]) Siehe die Abrechnung im 66. und 67. Jahresbericht der Ev.-luth. Mission zu Leipzig. Die Einnahme des Central-Missions-Vereins für Bayern hat sich zwar im letzten Jahre etwas gehoben, aber doch nicht die frühere Höhe erreicht. 1883/84 betrug die Gesamt-Einnahme 107383,25, 1884/85: 81026,41, 1885/86: 91130,61 M., also immer noch 16000 M. weniger, als von unsrer Kolonialerwerbung an. Z.

Zeit von der Mission mehr geredet, als früher, und die Kolonialpolitik hat in Deutschland darin noch eine Steigerung hervorgerufen. Hoffentlich folgen den Worten auch Thaten, aber zur Zeit muß man doch sagen, daß diese einstweilen noch in nur sehr geringem Maße sich eingestellt haben. Diese Missionsbewegung hat sich ja nicht durch den Rat der alten Gesellschaften abhalten lassen, zwei neue Gesellschaften zu gründen, warum sollte nun gerade der klingende Beweis in Gaben und Opfern durch die verkehrte „offizielle Haltung" im Keime erstickt sein? Es rechne doch jemand zusammen, ob wohl bis jetzt 100000 Mark zusammengekommen sind!

Wie wir die große Missionsbewegung nicht erkannt haben sollen, so kann Pfarrer Ittameier seinerseits nicht die Gefahren sehen, auf welche durch die Bremer Konferenz und auch sonst aufmerksam gemacht worden ist. Von dem Referat des seitdem heimgegangenen Direktor Reichel hat er nur den Anfang: „Sonderbare Frage" mitzuteilen. Die Baseler Gesellschaft, welche eine neue Arbeit in einer deutschen Kolonie plante, fand dieses Referat, wie so viele von uns mit ihr, so vortrefflich, daß sie für einen besonderen Abdruck Sorge trug, für Pfarrer Ittameier hat Reichel, haben wir uns unnötige Sorgen gemacht. Ich habe den Satz wörtlich mitgeteilt, indem er die sorgenvolle Ängstlichkeit der Konferenz und der Gesellschaften schildert. Das ist ein ganz entstelltes, unrichtiges Bild. Allerdings würde Direktor Reichel jetzt mit Recht die vielen Belege, die er brachte, durch einen vermehren können, durch den Vortrag des Pfarrers Ittameier, welcher alle ins Gewissen redenden Mahnungen jenes Referates für unnötig hält.

Wenn diese Mahnungen an ihm spurlos vorübergegangen sind, so hat er an seinem Teil dafür gesorgt, daß auch andere sie nicht beherzigen, indem er ein Zerrbild der Verhandlungen der Konferenz gegeben hat. Es ist ganz willkürlich, daß er das Thema: „Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialpolitik nicht zur Schädigung, sondern zur **Förderung** der Mission ausschlage?" das Hauptthema nennt. Schon die richtige Betonung des zweiten Teiles dieser Frage mußte die Absicht des Referenten in ein andres Licht stellen. Aber der Verfasser dürfte auch nicht verschweigen, daß die Konferenz noch drei andre Themata verhandelt, insbesondere nicht, daß neben dem erwähnten ein andres lautete: „Deutsche Missionen in deutschen Kolonien." Er gab ein unrichtiges Bild von der „offiziellen Haltung", wenn er unterließ mitzuteilen, daß die Konferenz als Überschrift gleichsam für die andern Thesen, als erste folgenden Satz annahm: „Die zu Bremen zur Konferenz versammelten Vertreter der deutschen Missions-Gesellschaften erkennen mit Freuden, daß in der Erwerbung deutscher

Kolonialgebiete mit Millionen von Heiden neue offene Thüren für die deutsche Mission gegeben sind und wünschen deshalb, allen deutschen Christen es als eine heilige Pflicht ans Herz zu legen, thatkräftig dazu zu helfen, daß Missionare zu denselben gesandt werden."

Es ist ohne Zweifel ein Unterschied zwischen der Auffassung des Pfarrers Ittameier und der Konferenz, aber derselbe hat doch diesen Unterschied irrtümlich noch größer gemacht, als er ist. So ist es nicht an dem, daß als Grund für Nichtbesetzung eines Gebietes angeführt worden, daß schon englische Missionare da seien. Wo nicht die paulinische Regel verletzt wird, nicht auf fremdem Grunde zu arbeiten — ist nichts gegen den Eintritt deutscher Missionare gesagt worden.

Es ist ferner nicht an dem, was Pfarrer Ittameier seinen Zuhörern erzählt hat, daß man Ostafrika für genügend besetzt erklärt habe. Da man sah, daß für alle deutschen Kolonien auf einmal nicht genügende Kräfte da seien, erklärte man — und das ist doch wohl vernünftig — die Kolonien ohne jede Mission für die bedürftigsten. Das war zunächst Neuguinea; dann Kamerun, weil am stürmischsten von der öffentlichen Meinung gefordert. Ostafrika war verhältnismäßig am besten besorgt. „Unterdes, schrieb Warneck in seinem Bericht, wollen wir uns freuen, daß in Ostafrika, Neubritannien und Mikronesien bereits nichtdeutsche Missionare stehen und es als unsre patriotische Pflicht betrachten, die Arbeit derselben nach Kräften zu fördern."

Erfreulicherweise hält es auch Pfarrer Ittameier für unnütz, ja schädlich, fremde Missionare auszutreiben. Für Ostafrika ist dies nun auch durch den Berliner Vertrag verboten. Fremde Missionen müssen da nicht nur geduldet, sondern unterstützt werden. Aber ich hätte gern ein Wort der Entrüstung darüber gehört, daß auch nur der Gedanke an eine solche Barbarei geäußert worden ist, und ein Wort herzlicher Zustimmung zu dem Rate der Bremer Konferenz jeder Nation und jeder Konfession in unsren Kolonien Freiheit der Missionsarbeit zu gewähren. Es wäre schön gewesen, etwas anders zu hören, als daß die englischen Missionare nicht „riskieren" würden zu agitieren gegen Deutschland. Da die englisch-kirchliche Gesellschaft, wie Pfarrer Ittameier an andrer Stelle sagt, freundlich ihn bewillkommt hat, hätte sie wohl in diesem Kreise insbesondere eine wärmere Vertretung durch ihn finden dürfen.

Doch davon gleich noch ein Wort. Im Vorbeigehen bemerke ich nur, daß Pfarrer Ittameier sich auch mit wenig Recht über das langsame Vorgehen der Baseler Gesellschaft in Kamerun beklagt und meint, sie hätten auch nicht auf dem von den Baptisten „freiwillig" verlassenen

Boden arbeiten sollen. Die Langsamkeit betreffend, so war sie zum großen Teil nicht durch Basel veranlaßt. So weit Basel selbst dies veranlaßt, kann man ihm nur gratulieren. Wer etwas von einer westafrikanischen Mission versteht, der kann es nur billigen. Den andren Punkt aber angehend, so halten die Baptisten dafür, daß sie nicht ganz „freiwillig“ gehen, sondern daß sie nicht fein behandelt seien von den Deutschen. Es handelte sich darum, ob diese Arbeit liegen bleiben sollte. Unter den Bedenken, die Basel hatte, war die Übernahme einer Baptistenmission auch eines.

Doch, um zur Sache zurückzukehren, so macht Pfarrer Ittameier der Konferenz auch den Vorwurf, die deutschen Missionen verkleinert, die fremden unbillig herausgestrichen zu haben. Er wird hierfür keine Belege haben; dies ist eine unrichtige Aussage. Auch auf der Bremer Konferenz ist allerdings namentlich die englische Mission gegen unwahre Beschuldigungen in Schutz genommen worden, und Pfarrer Ittameier hätte die Pflicht gehabt, auf dem Kongreß dasselbe zu thun, statt die Konferenz ungerechterweise zu beschuldigen. In dem Organ der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die den Kongreß angeregt, finden sich höchst ungerechte Urteile über die englische Mission, und es wäre auf dem Kongreß sehr angebracht gewesen, dagegen ein Wort zu reden.

Ich muß endlich noch ein kurzes Wort über die beiden letzten Punkte, den nationalen Charakter und die Erziehung zur Arbeit sagen. Auch hier zeigen sich die gleichen Eigentümlichkeiten.

Was den nationalen Charakter betrifft, so gilt für den deutschen Missionar, gerade wie für jeden andern Deutschen, daß er seine deutsche Art als eine Gabe Gottes bewahren muß. Mir ist nicht bekannt, daß deutsche Missionare, welche im Dienste deutscher Gesellschaften in fremdländischen Kolonien arbeiten, ihren deutschen Charakter verloren, geschweige verleugnet haben. Es wäre eher angebracht gewesen, dieselben gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß sie „für England“ gearbeitet, daß sie ihr Vaterland verraten, wie dieser Vorwurf abermals aus den Kreisen der ostafrikanischen Gesellschaft wiederholt erhoben worden ist.

Doch wichtiger ist das amtliche Verhalten der Missionare, und ich bin noch mehr von Gefahren der Vernationalisierung der Mission durchdrungen, seit ich einen Theologen so reden hörte, wie den Referenten. Der Unterschied zwischen evangelisierendem und pastorierendem Missionar, den er macht, ist ganz gleichgiltig für diese Sache. Denn entweder ist die Gemeinde noch im Stande der Mission, dann darf der Missionar, wie Pfarrer Ittameier selbst sagt, ohne Gefährdung seines Berufes nicht „politischer Emissär seines Vaterlandes“ sein, oder sie ist darüber hinaus, und dann muß der Pastor kein Fremder, sondern ein Einheimischer sein;

dann lasse man diesen Hirten seinen Brüdern nach dem Fleische Röm. 13 auslegen. Auch die Afrikaner merken die Absicht und werden verstimmt. Der Missionar, der es sich zu seiner speciellen Aufgabe macht, zur Unterthänigkeit gegen das fremde Herrschervolk zu ermahnen, dessen Glied er selbst ist, wird vielem Mißtrauen begegnen. Man wird ihn viel mehr für eine Art Polizeidiener der fremden Macht, als für den Boten des Königs halten, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Ich kann mich nicht darauf einlassen, dieses umständlich auszuführen, es ist auch kaum nötig; aber ich wollte, Pfarrer Ittameier hätte sich auch hier erinnert, daß die oberste Aufgabe ist: Machet sie zu meinen Jüngern; der einzige Befehl alles andre in sich schließend: Predigt das Evangelium aller Kreatur.[1]) Wenn der Referent zweifelhaft war, ob seine Auffassung des nationalen Charakters der Mission in dem Grundbefehl beschlossen sei, so hätte er sich einmal den Apostel, den er citiert, in seinem Missionsbilde vorstellen sollen! Paulus etwa in Korinth, wie Pfarrer Ittameier vorschlägt, „durch seinen Rat die Korinther darauf hinweisend, ihre Bedürfnisse aus dem Mutterlande zu beziehen" oder — sie konnten es näher haben — ihre Teppiche bei Aquila zu kaufen. Man kann doch gewiß keine größere Karikatur von Paulus zeichnen. Oder man muß sich vorstellen, wie die Ermahnungen des Apostels an den pastorierenden Missionar Timotheus in Ephesus ausgefallen wären, die Ermahnungen sich nicht in Händel der Nahrung einzulassen, wenn derselbe seiner Gemeinde empfohlen hätte, ihre Purpurwaren aus seiner Heimat Lydien zu beziehen!!

Kaum weniger irreleitend ist, was über Erziehung zur Arbeit gesagt ist. Es ist überhaupt ein Unfug, daß so große Versammlungen Thesen annehmen, die sie nur bei sorgfältigster Diskussion im einzelnen verstehen können. Was soll das heißen: Die deutsche Mission muß eine die „Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit in sich schließende" sein? Heißt es, daß sie die Tugenden des Fleißes, der Sparsamkeit 2c. durchs Evangelium wecken soll, so sagt man etwas Selbstverständliches. Soll es heißen, daß sie neben dem Evangelium noch eine andre Aufgabe hat, so ist es eine unevangelische Irrlehre. Was soll es heißen, man überlasse ihr die Einfügung dieser Arbeit in den Gesamtorganismus? und „im übrigen" erkenne man „ihren höheren geistlichen Charakter voll und ganz an." Hat sie einen niederen und einen höheren Charakter? Will man ihr „im

[1]) Thut das der Missionar in aller Treue, so macht sich die Befolgung von Röm. 13 von selbst. Gerade in dem beanstandeten Vortrage des Direktor Reichel wurde in überwältigender Weise durch Thatsachen nachgewiesen, welch einen mächtigen Schutz eine solche Missionsthätigkeit den Kolonialregierungen gewähre.
D. H.

übrigen" das Beten erlauben, wenn sie nur das Arbeiten ordentlich den Eingeborenen beibringt? Auch hier war besonders nach der Rede des Grafen Pfeil am vorigen Tage es Pflicht, deutlich zu reden. Oder hatte Pastor Büttner recht, wenn er sagte: „Was ein Missionar als die eigentliche Arbeit seines Lebens anzusehen hat, das begründet sich auf seine innerste Überzeugung. Darüber an dieser Stelle zu diskutieren, ist eine unnötige und unfruchtbare Sache?" Übrigens hoffe ich, daß in der Praxis die neue Mission nicht so weit von der ältern abgehen wird, als nach diesem Referat zu befürchten scheinen möchte.

Und nun noch eins! Auch die Rheinische Missions-Gesellschaft hat es dem Referenten zu lange gemacht; sie ist noch immer nicht in Neuguinea. Nun, so viel wir wissen, liegt das gar nicht an ihr. Sie ist seit Monaten marschbereit; man hat sie noch nicht zugelassen. Unterdessen hat sich noch ein Bewerber um Neuguinea eingestellt. Professor Pfleiderer hat auf dem Kongreß erklärt, daß der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein beschlossen habe, auf Neuguinea, auf Kaiser Wilhelms-Land, Missionsstationen anzulegen. Er empfahl dann seinen Verein als das „Stiefkind der deutschen Mission". Aber, aber, wie kann man nur so bescheiden sein, wenn man — die einzige aller deutschen Missions-Gesellschaften — ein gekröntes Haupt zum Protektor hat! Minder bescheiden klingt es, wenn Professor Pfleiderer von seinem Vereine sagt: „Seine Zwecke sind gut und die allein richtigen". Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat, glaube ich, beschlossen, mit diesem „Stiefkinde" säuberlich zu fahren und es erst groß werden zu lassen, ehe man weiter mit ihm reden darf. So müssen wir uns einstweilen bescheiden, wie eine „allein seligmachende Kirche", so auch eine Missions-Gesellschaft zu haben, deren Zwecke „allein richtig" sind.

Dagegen wird es verstattet sein, zu erinnern: tempora mutantur et nos mutamur in illis. Es sind 22 Jahre her, daß Langhans schrieb:

„Ich glaube, in betreff des Pietismus im allgemeinen, was Möhler hinsichtlich der Methodisten bemerkt: daß deren wilde, die Phantasie mächtig aufregende Predigtart, überhaupt deren ganzer, einseitiger, aber entschiedener Standpunkt zur religiösen Belebung sittlich tief gesunkener Volksmassen ... ein ganz angemessenes homöopathisches Mittel sei. ... Ich meine deshalb, der Pietismus habe sich um die Bekehrung wilder Volksstämme, wie der Hottentotten, der Surinamneger, der Neuseeländer u. s. w. wirklich große, lebhaft anzuerkennende Verdienste erworben und sei unter denselben, als dem ihm eigentümlich zukommenden Missionsgebiet, nicht nur unangefochten zu lassen, sondern **selbst aus Europa möglichst bald dahin zu verweisen.**[1])

[1]) Dies war das erste Verbannungsurteil des modernen, kirchlichen Liberalismus. Die Jesuiten sind erst später daran gekommen. Z.

Ich erinnere mich noch, mit welchem Beifall von den „protestantischen" Blättern dieses höfliche Buch begrüßt wurde. Tempora mutantur — und der Mensch ist der Stil. Zwölf Jahre später schrieb Ernst Buß: „Die bisherige Mission eignet sich vorzugsweise für weniger kultivierte oder kulturlose Völker und Bevölkerungsschichten, die von uns angepriesene vorzugsweise für Kulturvölker und die gebildeten Stände,[1]) und danach sollte sich auch die Gebiets- und Arbeitsteilung im allgemeinen richten. Mag diese Unterscheidung die Begünstiger des herrschenden Missionswesens vielleicht unangenehm berühren; wir sind daran unschuldig. Sie ist nicht eine willkürliche Aufstellung von unsrer Seite, sondern eine im Wesen der verschiedenen christlichen Weltanschauungen, von welcher aus hier und dort die Verbreitung des Christentums angestrebt wird, begründete Thatsache."

Tempora mutantur. Wir schreiben 1887, und wir hören angekündigt, daß die Gesellschaft mit den „allein richtigen Zwecken" unter den Papuas eine Mission beginnen wolle.

Sollen wir uns beklagen, daß diese für unser ingenium reservierte Domäne nun dennoch nicht uns allein zur Disposition steht? Nein, wir haben trotz dieser mehr oder weniger höflichen Weltverteilung es auch in China, Indien und Japan versucht, wie könnten wir ihnen wehren, nach Kaiser Wilhelms-Land zu gehen? Im Gegenteil, wir gratulieren. Ich las kürzlich einen Artikel über das Thema: Überlebt die Kultur die Religion? Es wurde von den großen Gefahren für den einfachen kindlichen Glauben, für die Religion geredet, die eine wachsende Kultur bringe. Schließlich wurde aber gesagt: Wenn die Religion in dem vornehmen, hoch kultivierten Westend Londons hinschwindet, so lebt sie wieder auf in dem armen, elenden Ostende, denn den Armen wird das Evangelium gepredigt. Die Herren, die sich jetzt nach Neuguinea wenden, haben sich in Europa schon länger und kürzlich auch in Asien bemüht, Kultur und Religion in Einklang zu bringen. Dabei mag letztere je und dann etwas zu kurz gekommen sein. Vielleicht lebt sie aber wieder auf, wenn diese Mission von Berlin, China oder Japan sich nach Kaiser Wilhelms-Land wendet und sorgen muß, daß den Einfältigen offenbart werde, was Gott den Klugen verborgen. Das kann für die Heimat segensreich sein. Wenn dann das Brot, das sie übers Wasser haben gehen lassen, post tempora multa wiedergefunden wird, so sind die Herren vielleicht so verändert, daß wir über „die allein richtigen Zwecke" der Mission miteinander zu einer fruchtbringenden Verständigung kommen.

[1]) Diese Worte waren gesperrt gedruckt.

Z.

Ein Gang durch die Apostelgeschichte.[1])

Vom Herausgeber.

Es ist eine in Kirche und Schule bis heute viel zu wenig gewürdigte Thatsache, daß ein ganzes und zwar umfangreiches Buch des Neuen Testamentes Missionsgeschichte ist. An der Spitze dieses Buches steht gelegentlich der Erzählung der Himmelfahrt Jesu noch einmal der Missionsbefehl (1, 8) und der Inhalt desselben ist nichts anderes als die Berichterstattung darüber, wie die Apostel diesen Befehl ausgeführt haben. Sofort bei der Ausgießung des heiligen Geistes beginnt mit der Gründung der christlichen Kirche die apostolische Missionsthätigkeit gemäß der Anweisung Jesu zuerst unter den Juden, anfangend in Jerusalem, dann sich ausdehnend auf Judengenossen und Samaritaner, bis sie durch besondere göttliche Veranstaltungen auf die Straße der Heiden geführt wird. Die Ausbreitung des Christentums unter den Heiden besonders durch die großartige Arbeit Pauli bildet dann den eigentlichen Kern der Apostelgeschichte. Man kann dieselbe in 2 Hauptabschnitte teilen: 1. die göttliche Wegbahnung zur Heidenmission, Kap. 1—12, und 2. die Anfänge der menschlichen Ausführung der Heidenmission, Kap. 13—28. Ich sage mit Absicht: die Anfänge. Es ist beachtenswert, daß die Apostelgeschichte eigentlich keinen Schluß hat. Die Missionsgeschichte aller Zeiten bildet ihre Fortsetzung und der Schluß ist erst da, wenn die Fülle der Heiden eingegangen und auch Israel zu Christo bekehrt sein wird. Von Anfang an ist das Christentum ausgebreitet worden durch Mission, und durch Mission muß es ausgebreitet werden, bis es zu den „Enden der Erde" gelangt sein wird. Die Apostel waren nur die ersten Missionare, sie sollten aber nicht die einzigen bleiben; alle die Boten, welche die christliche Kirche später zu den Heiden gesendet hat, sind ihre Nach-

[1]) Dieser Artikel bildet das 4. Kapitel in meinem soeben erschienenen und im Lit. Berichte dieser Nummer angezeigten Handbuche für den Lehrer: „Die Mission in der Schule." Er ist hier abgedruckt, um an einem Beispiele das genannte Handbuch zu charakterisieren. Er soll also durchaus keine wissenschaftliche Behandlung der Apostelgeschichte unter dem Missionsgesichtspunkt bieten (dieser Versuch soll, wills Gott, später einmal gemacht werden), sondern nur dem Schullehrer einige Handreichung thun zu einer missionarischen Erklärung der Apostelgeschichte. Wünschenswert ist, daß dieses wichtige Missionsbuch des Neuen Testaments etwa alle zwei Jahre einmal in der Bibellesestunde durchgenommen werde. D. H.

folger. Die Apostel thaten nur, was unsre heutigen Missionare auch thun, und wenn wir heute Missionare zu den Heiden senden, so thun wir nur was schon die erste christliche Kirche gethan hat.

Machen wir nun einen flüchtigen Gang durch dieses Missionsbuch des Neuen Testamentes, um wenigstens einige seiner Missionsgedanken ans Licht zu stellen.

Kap. 1. In großen Zügen, wie es die Art des „Meisters“ ist, beschreibt V. 8. den Weg, welchen die Missionsarbeit aus der Nähe in immer weitere Ferne nehmen soll. Unser Herr Jesus Christus ist ein weiser, nüchterner und praktischer Mann. Schritt für Schritt sollen seine Boten vorwärts gehen, nicht in Sprüngen vorwärts fliegen. Zuerst muß der Missionsbaum in der Heimat Wurzel schlagen, bevor er seine Äste in die Ferne ausbreiten kann. Dann solls wie auf einer Etappenstraße weiter gehen von Land zu Land, genau nach der göttlichen Handleitung. Die Apostel konnten nicht sofort nach Deutschland kommen und vor 100 Jahren konnte man nicht nach Mittelafrika fliegen. Erst heute werden die Brücken gebaut, welche „bis an die Enden der Erde“ uns führen. Und auch heute muß es noch heißen: nicht alles auf einmal; ein Land und ein Volk nach dem andern, wie Gott die Wege bahnt und die Thüren öffnet. — Zum andern bezeichnet der Herr in diesem V. 8 die Heidenboten als seine „Zeugen“, d. h. als Menschen, welche aus Überzeugung und Erfahrung, mit Begeisterung und Freudigkeit reden, die durch ihr Wort Herolde seiner großen Thaten und durch ihr Leben Beweise von der heiligenden Macht seiner Wahrheit sind. Andre Leute kann er im Missionsdienste nicht brauchen. Wie auch nachher (V. 22) Petrus von dem an des Judas Stelle zu wählenden Apostel verlangt, daß er geeignet sein müsse, eine Zeuge der Auferstehung mit ihnen zu werden. Auch Blutzeugen, Märtyrer zu werden, müssen die Missionare bereit sein. Die „Malzeichen des Herrn Jesu,“ welche der Apostel Paulus an seinem Leibe trug, redeten eine Sprache der Überzeugung, welcher keine Macht der Beredsamkeit gleich kam. — Zum dritten endlich verheißt der Heiland in diesem Verse seinen Boten ganz besonders die Gabe des heiligen Geistes.“ Mit ihrer eignen Kraft können sie das große Werk: durch ihr Zeugnis die heidnische Welt zur glaubensfröhlichen Über-

zeugung von der Wahrheit des Evangelii zu führen, nicht ausrichten; darum „werden sie die Kraft des heiligen Geistes empfangen."

Kap. 2. Unter den Zeichen, welche die Ausgießung des heil. Geistes begleiteten, trägt eins den Missionscharakter, nämlich das Reden „in andern Zungen," so daß von den anwesenden Fremdlingen „ein jeglicher seine Sprache hörte, darinnen er geboren war" — eine pfingstliche Weissagung, welche heute in den hunderten von Sprachen, in denen die großen Thaten Gottes in aller Welt einem jeden Volke in seiner Muttersprache verkündigt werden, ihre weltgeschichtliche Erfüllung gefunden hat. — Auch die Pfingstrede Petri hat ihre Missionsgedanken: daß der heil. Geist „auf alles Fleisch" solle ausgegossen werden, V. 17 und daß auch denen, „die ferne sind," diese Verheißung gelte, V. 39. Nur „zuvörderst", aber nicht allein den Juden hat „Gott sein Kind Jesus auferweckt," 3, 26. —

Kap. 4. V. 12: Jesus Christus das einzige Heil für alle Menschen, d. h. ohne ihn kann niemand selig werden — das ist, wie schon früher angedeutet, der eigentliche Missionsgrundgedanke des Neuen Testaments.

Kap. 5. Ein Exempel ernster Kirchenzucht. Gerade in einer jungen, eben erst gegründeten Christengemeinde, welche mitten unter Nichtchristen steht, ist es von der allergrößten Bedeutung, daß die unaufrichtigen und Ärgernis gebenden Personen fern gehalten werden. Darum ist es notwendig, daß auch in unsern heutigen Missionsgemeinden eine ernste und strenge Kirchenzucht geübt werde. Oft übt sie Gott selbst durch wunderbares Eingreifen.

Es war zu Anfang der 70er Jahre, als eine Anzahl heidnischer Herero einen Raubzug gegen die ihnen benachbarten Namaqua unternahmen, auf dem sie viel Vieh erbeuteten. Leider hatten sich ihnen auch einige christliche Herero angeschlossen, welche gleichfalls einen Teil der Beute erhielten. Darüber waren die ernsteren Christen aufs tiefste entrüstet und erklärten jenen: „der Herr wird euch strafen; er wird euch das Vieh sterben lassen." Der Missionar Hahn erschrak erst, als er diese prophetische Drohung hörte; er fürchtete, sie könnte nicht in Erfüllung gehen und dann die Sache des Christentums großen Schaden leiden. Aber sie ging in Erfüllung. Die Leute hatten im Ernst und in Einfalt des Glaubens Zucht geübt, so vollzog Gott ihr Wort.

Musa, ein christlich gewordener Batta (auf Sumatra), der vor seiner Bekehrung ein Zauberer gewesen war, hatte heimlich seine Zauberbücher an einen heidnischen Verwandten gegeben, damit dessen Sohn sie studiere, um später Zau-

derer zu werden. Da wird sein achtjähriger lieber Knabe plötzlich todkrank, und in wenigen Tagen schwindet alle Hoffnung auf die Erhaltung seines Lebens. Dem Vater erwacht das Gewissen, so daß er sich getrieben fühlt, seine Schuld zu bekennen, um Vergebung zu bitten und seinem Verwandten die heidnischen Bücher wieder abzufordern. Der Missionar betete dann mit dem tief erschütterten Vater um das Leben des Kindes und das Gebet wurde erhört.

Kap. 6. Die Bestellung der Diakonen als Gehilfen der Apostel ist gerade für Missionsgemeinden von großer vorbildlicher Bedeutung. Nicht bloß in der Armenpflege und in der Leitung und Beaufsichtigung der Gemeinde, sondern auch im Schul- und Kirchendienst brauchen die Missionare Mitarbeiter aus den Eingebornen: „Männer, die ein gutes Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind" und gläubige Jünglinge, welche durch eine besondere Vorbildung zu Lehrern und Predigern ihres Volkes zubereitet werden. Je zahlreicher und tüchtiger dieselben sind, desto tiefere Wurzeln schlägt das Christentum unter dem fernen Volke und desto selbständiger werden die heidenchristlichen Gemeinden. Die evangelische Mission zählt heute auf allen ihren Gebieten wohl 25000 solcher eingebornen Helfer.

Kap. 7. Der erste Märtyrer. Zwar die Apostel haben schon vor dem Tode des Stephanus um des Namens Jesu willen Gefängnis und Schläge zu leiden gehabt (5, 18, 40), aber der eigentliche große Verfolgungssturm brach doch erst mit dem Tode des Stephanus aus (8, 1 und 3). Dieser Verfolgungssturm steht in einem doppelten Zusammenhange mit der Mission: 1. er ist entstanden, weil die jüdische religiöse und nationale Engherzigkeit in unversöhnlichen Haß gegen Stephanus — den Vorgänger des Paulus — ausbrach, welcher bestritt, sowohl daß der Mensch durch das Gesetz selig, wie daß Gott nur im Tempel zu Jerusalem in der Wahrheit angebetet werden könne (6, 11 und 13). Durch diese Behauptungen wurde einerseits den Juden der Anspruch zerstört, nur sie seien im Besitz der vor Gott giltigen Gerechtigkeit und zwar durch ihr Gesetz und ihren Gottesdienst, und andrerseits den Heiden die Thür des Glaubens aufgethan, also der Weg zur Heidenmission gebahnt. 2. er hat zur Folge, daß die christliche Gemeinde zu Jerusalem sich zerstreute nicht bloß über ganz Judäa und Samaria sondern auch bis in die griechischen Städte (8, 1, 40. 9, 30. 11, 19 und 20) und durch ihre Zerstreuung die Botschaft des Heils auch zu den Heiden trug. In der Hand

Gottes mußte die Verfolgung den Dienst des Windes thun, welcher auf seinen Fittichen große Samenmengen weithin trägt. St. Paulus schreibt einmal: „Betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe," 2 Thess. 3, 1. Gerade durch die Verfolgungen wird das Wort Gottes gleichsam in Lauf gesetzt, daß es wie von selbst läuft, als ob es Füße hätte. So entstanden ohne direkte Thätigkeit der Apostel christliche Gemeinden von Samaria bis Antiochien und später bis Rom, Nordafrika, Spanien und Frankreich hin.

Stephanus ist aber nur der erste in einer langen Reihe von Märtyrern; viele andre Zeugen Jesu sind ihm im Tode gefolgt. Nicht bloß die Juden setzen die Verfolgungen fort (12, 1 ff. 13, 50. 14, 5 u. s. w.), sehr bald beteiligen sich auch die Heiden an ihnen (16, 22. 17, 6. 19, 23 u. s. w.), bis später das römische Weltreich seine gewaltigen Machtmittel zur Unterdrückung des Christentums in Bewegung setzt. Wie die Geschichte der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche, so ist die ganze Geschichte der Ausbreitung des Christentums, also die Missionsgeschichte, eine Verfolgungs-, Leidens- und Sterbensgeschichte. Fast überall auch in der heutigen Mission ist Märtyrerblut der Same der Kirche. Nur ein Beispiel: die Missionsgeschichte der Insel Madagaskar.

Im Jahre 1820 waren die ersten Boten des Evangelii, englische Missionare, auf der Insel gelandet. Als 1828 die Königin Ranawalona I. den Thron bestieg, gab es wohl tausende, welche in den Missionsschulen lesen gelernt, aber noch keine getauften Christen; erst 1831 wurden die 28 Erstlinge getauft, deren Zahl 1838 bis auf 200 gestiegen war. Da wurde durch eine königliche Botschaft den Christen die Ausübung ihres Gottesdienstes untersagt, die Auslieferung aller christlichen Bücher verlangt und die Ausweisung der englischen Missionare angeordnet, die glücklicherweise erst zur Ausführung kam, nachdem noch eiligst der Druck der Bibel in der madagassischen Sprache vollendet worden war. Im folgenden Jahre brach dann ein blutiger Verfolgungssturm aus, der mit einigen Unterbrechungen gegen 30 Jahre wütete. Rasalama, eine 25jährige Christin, eröffnete die Reihe derer, die den Märtyrertod erlitten. Am 14. Aug. 1837 wurde sie auf Befehl der Königin mit Speeren durchbohrt, während sie knieend ihren Geist in Gottes Hände befahl. Ein junger 22jähriger Christ, Rafaralahy, folgt ihr etwa ein Jahr darauf in demselben Tode. Eine andere Christin, Rawahiny, wurde erst zur ewigen Sklaverei, dann zur Giftprobe verurteilt, an der sie starb. Viele des Christentums Verdächtige wurden gefänglich eingezogen, aufs grausamste geschlagen, auf die Folter gespannt, ihres Eigentums, ihrer Stellen und Würden beraubt, zur Sklaverei oder zur Verbannung verurteilt. Einer der blutigsten Tage in der Missionsgeschichte Madagaskars war der 18. März 1849. Über 19 Christen: Adelige, Bürgerliche und Sklaven, wurde das Todesurteil gesprochen. Die einen wurden an einem Strick über einem Abgrunde schwebend gehalten, um sie

durch die Todesangst zum Widerrufe zu bewegen, und da sie bei dem Bekenntnisse ihres christlichen Glaubens verharrten, der Strick durchhauen und sie in die Tiefe hinabgestürzt. Andre wurden lebendig verbrannt. Außerdem wurden an demselben Tage 117 Personen zu lebenslänglicher Kettenarbeit, 105 zu öffentlicher Geißelung, 37 Prediger mit ihren Frauen und Kindern und 42 andre Leute, bei denen sich heilige Schriften gefunden, zur Sklaverei, 1643, die dem christlichen Gottesdienste beigewohnt, zu hohen Geldstrafen verurteilt. Trotzdem wuchs die Zahl der Christen beständig. Je mehr man sie unterdrückte, desto mehr breitete sich das Christentum aus. Die Bibel wurde mit Eifer gelesen, die geheimen Versammlungen fleißig besucht. Als die Verfolgung mit dem Tode der blutdürstigen Königin zu Ende ging, gab es fast 100 mal so viel Christen auf der Insel, als da sie begann. Acht Jahre später ließ sich ihre Nachfolgerin taufen, auf den Hinrichtungsplätzen wurden stattliche Erinnerungskirchen an die Märtyrer gebaut und heute beträgt die Zahl der Christen auf Madagaskar gegen 280 000.

Kap. 8. Das Christentum überschreitet die Grenzen Judäas, indem es zunächst in Samaria Wurzel faßt. — Der Kämmerer aus Mohrenland, welchem infolge besonderer göttlicher Führung der Diakon Philippus das Evangelium verkündigt, trägt, selbst gläubig geworden, die Kunde von der Erlösung in Christo nach Äthiopien in Nordafrika. — Dabei fehlt es nicht an einer trüben Geschichte: ein Zauberer Namens Simon will die Macht der Geistesmitteilung durch Geld erkaufen, ein Vorgang, wie er sich ähnlich je und je auch in der heutigen Mission wiederholt. wenn heidnische Priester oder Zauberer aus unlautern Beweggründen das Christentum annehmen.

Kap. 9. Die Bekehrungsgeschichte des Paulus. Jetzt, wo Gott immer deutlicher die Missionswege zu den Heiden bahnt, gewinnt er sich den rechten Mann, welcher ihm das auserwählteste Rüstzeug für die Heidenmission werden soll. Auch in der Mission sind Menschen, lebendige Persönlichkeiten die Hauptsache. Nächst dem Segen Gottes liegt alles an den Arbeitern. Darum ist auch das Gebet um Arbeiter in die große Ernte so wichtig. Die Missionsgeschichte ist die Bekehrungsgeschichte der Heiden, darum gehört auch die Bekehrungsgeschichte der Heidenmissionare hinein. Nur mit Menschen, die selbst bekehrt worden sind, können die Heiden bekehrt werden. Paulus ist das gottgesegnete Werkzeug zur Gewinnung so vieler lebendiger Christen geworden, weil er selbst ein lebendiger, ganzer Christ war. Wie wunderbar hat Gott diesen Mann zum Missionsdienste zubereitet! Erst selbst ein Pharisäer der strengsten Richtung, hat er aus eigner

Erfahrung erkannt, daß kein Fleisch durch des Gesetzes Werke vor Gott gerecht wird. So wurde er in der Schule des Gesetzes erzogen nicht bloß zum Verständnis für die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben an den für die Sünder gekreuzigten Christus kommt, sondern zu gleicher Zeit für die Erkenntnis, daß der Glaubensweg auch der Heilsweg für die Heiden sei. Erst ein Feind Christi, der die an ihn Gläubigen fanatisch verfolgte, wurde er selbst von Christo wie mit Gewalt ergriffen und unter Angst und Zittern zu einem ganz neuen Menschen wiedergeboren. In dieser Schule lernte er, daß das Evangelium eine Kraft Gottes zur Errettung ist auch für seine stärksten und stolzesten Widersacher. Von Natur mit den reichsten Gaben des Verstandes, des Herzens und des Willens ausgestattet und mit jüdischer, teilweis auch griechischer Bildung wohl gerüstet, besitzt er auch die menschlichen Waffen, welche ihn zur siegreichen Durchführung seiner hohen Aufgabe befähigen. Zu Christo bekehrt beginnt er sofort mit mutigem Eifer andre zu bekehren; aber jetzt schickt ihn Gott in eine lange Warteschule nach Tarsus und Arabien (9, 30. Gal. 1, 17), bis er innerlich still, geklärt und für seinen hohen Beruf gereift, in Antiochien seine weltgeschichtliche Missionswirksamkeit beginnen darf.

Es ist erbaulich, den Wegen nachzugehen, auf denen sich Gott auch die heutigen Missionsarbeiter erzieht. Aus vielen Geschichten nur eine, die des englischen Missionars Williams, den man den Apostel der Südsee genannt hat.

In der Nähe von London wurde er 1796 geboren. Von seiner frommen Mutter lernte er frühe beten; dieselbe hätte es auch gern gesehen, wenn er ein Prediger geworden wäre. Aber der Vater hatte ihn zu einem Kaufmann bestimmt und that ihn bei einem Eisenwarenfabrikanten in die Lehre. Williams war aber lieber in der Werkstatt als im Laden und am Schreibtisch und benutzte alle Freistunden, um ein tüchtiger Schlosser zu werden. Sein Lehrherr war ein gläubiger Christ und seine Frau ihm gleichgesinnt; aber der junge Williams, obgleich ein ehrbarer und liebenswürdiger Jüngling, begann die Straße des verlornen Sohnes zu gehen: er verachtete das Wort und den Tag Gottes, hörte auf zu beten, spottete über göttliche Dinge und jagte mit weltlich gesinnten Freunden sinnlichen Genüssen nach. So wollte er auch an einem Sonntagsabend des Jahres 1814 ins Wirtshaus gehen. Da begegnet ihm die Frau seines Lehrherrn auf ihrem Wege in die Abendkirche, fragt ihn, wo er hin wolle und bittet freundlich anstatt ins Wirtshaus doch wieder einmal ins Gotteshaus zu gehen. Williams hätte sich lieber an den Spiel- und Trinktisch gesetzt, aber voll Scham und Unmuts folgt er der Frau. Da schlug Gottes Stunde für ihn. Er hörte eine gewaltige Predigt über Matth. 16, 26, welche ihm durchs Herz ging und für immer einen Jünger und Diener Jesu Christi aus ihm machte.

Jetzt suchte er die Gemeinschaft gläubiger Christen und beteiligte sich an allen Werken der Liebe, welche in der Gemeinde getrieben wurden, besonders gern half er in der Sonntagsschule. Da hörte er etwa ein Jahr später in einer Missionsversammlung von den Siegen des Evangeliums in Südafrika und in der Südsee, welche damals die kleinen Kreise der gläubigen Christen so begeisterten; sein Herz wurde warm, und nachdem er monatelang die Sache im Gebete vor Gott erwogen, meldete er sich 1816 bei der Londoner Gesellschaft zum Missionsdienst. Er wurde angenommen und noch in demselben Jahre in die Südsee gesandt. Bei seiner großen natürlichen Begabung und dem Eifer, mit welchem er seit seiner Bekehrung Gottes Wort studiert und andere in demselben unterwiesen hatte, bedurfte es nur noch eines kurzen Unterrichts. Auch die Schlosserwerkstatt, in der er so viele Stunden zugebracht, war, ohne daß ers geahnt, eine Missionsschule für ihn gewesen, da er sich in ihr jene praktische Geschicklichkeit angeeignet, die ihm später in seinem Missionsberufe von so großem Nutzen sein sollte. Williams ist dann ein auserwähltes Rüstzeug Gottes geworden, indem er weithin auf den Inseln der Südsee das Christentum gepflanzt hat, bis er nach 22jähriger Missionsthätigkeit auf der Neuhebrideninsel Eromanga 1839 den Märtyrertod erlitt.

Kap. 10 und 11. Diese beiden Kapitel sind für den Fortschritt der apostolischen Mission von epochemachender Bedeutung. Gott selbst führt den Petrus in ein heidnisches Haus, nachdem er ihn durch ein Gesicht überzeugt, daß die Scheidewand, welche das jüdische Ceremonialgesetz bisher gegen die Heiden aufgerichtet, nun gefallen sei und infolge der Mitteilung des heiligen Geistes an Heiden entschließt sich der Apostel, seine erste Heidentaufe zu vollziehen. Diese bedeutungsvolle Thatsache bildet den Übergang zu der direkten Heidenmissionsthätigkeit. Wir sehen, es geht immer Schritt für Schritt. Das war den Aposteln durch den Missionsbefehl ja freilich klar, daß alle Völker der Erde an dem Heil in Christo sollten Anteil bekommen; aber in dem Vorurteil waren sie noch befangen, daß sich die Heiden zuvor durch Annahme der Beschneidung und des Ceremonialgesetzes dem alttestamentlichen Bundesvolke Israel anschließen müßten, bevor man sie taufen dürfte. Dieses Vorurteil aus dem Wege zu räumen, bedurfte es selbst bei einem Petrus einer besonderen göttlichen Veranstaltung. Zwar in Samaria und bei dem Kämmerer aus Mohrenland waren bereits die jüdischen Schranken ein wenig überwunden; aber der letztere war vermutlich ein jüdischer Proselyt und die Samaritaner galten doch nicht geradezu als Heiden, auch hatte Jesus selbst bereits unter ihnen gewirkt. Dazu bedurfte es vor der judenchristlichen Gemeinde zur Rechtfertigung einer direkten Heidentaufe der Autorität eines Apostels, ja der des angesehensten unter den Aposteln, des Petrus.

Unsere besondere Beachtung verdienen die von oberflächlichen Christen gemeiniglich so falsch verstandenen und zu Angriffen gegen die Mission mißbrauchten Worte: 10, 34 und 35. Der Sinn dieser Worte ist nicht etwa der: der Mensch kann einen Glauben haben, welchen er will, wenn er nur Gott fürchtet und recht thut, so wird er selig, er sei Christ oder Jude oder Heide. Sagten die Worte das, so wäre freilich das Todesurteil über die Mission gesprochen. Aber es ist unmöglich, daß sie das sagen, denn dann stünden sie ja im schreiendsten Widerspruch zu der ganzen göttlichen Veranstaltung, welche den Petrus ins Haus des Kornelius geführt. Wozu hätte es dann noch der Taufe bedurft, wenn Kornelius schon dadurch der Seligkeit teilhaftig geworden wäre, weil er Gott fürchtete und recht that? Und notabene er that das wirklich, während es bei den meisten, welche sich sonst zur Entschuldigung ihres Unglaubens auf diesen Ausspruch berufen, mit ihrer Gottesfurcht und ihrem Rechtthun nicht weit her ist. Petrus sagt etwas ganz anderes, nämlich: „Nun, nach dieser handgreiflichen Gottesführung, komme ich zur vollen Erkenntnis der großen Wahrheit, daß Gott unter den verschiedenen Völkern wie unter den verschiedenen Ständen keinen Unterschied macht. Aus ihnen allen sammelt er seine Reichskinder. In jedem Volke, auch unter den Heiden, findet er Menschen, die in ihrer Weise ihn fürchten und recht thun, fromme, religiös ernste, nach Gerechtigkeit hungernde Menschen, die aus der Wahrheit (Joh. 18, 37), die aus Gott (Joh. 8, 47) sind. Diese sind ihm „angenehm", wörtlich: „annehmbar," d. h. es bedarf nicht erst einer Beschneidung u. s. w., sondern sie dürfen ohne weiteres durch die Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen werden." Ihre natürliche Frömmigkeit macht sie nicht selig, wohl aber „annehmbar" zu Taufkandidaten. Dieser Ausspruch Petri ist also einer der gewaltigsten Missionstexte. Er stellt einen Grundsatz auf, welcher der damaligen Welt, den Juden wie den Heiden, neu war: den der Gleichheit aller Völker und Menschen vor Gott. Von den heidnischen Völkern hatte ein jedes seine eigne Religion, und die Götter, denen es diente, waren so national, daß sie als Feinde andrer Nationen betrachtet wurden. Leider hielten trotz ihres prophetischen Lichts selbst die Juden den großen Gott für parteiisch, als der ein Volk vor dem andern vorzöge. Sogar die Apostel waren in dem Vorurteile befangen, daß das jüdische Ceremonialgesetz noch immer wie

eine chinesische Mauer zwischen Juden und Heiden stehe. So mußte es dem Petrus wie eine neue Offenbarung sein, daß Gott jetzt, nachdem die Zeit der alttestamentlichen Erziehung vorbei, zwischen beiden keinen Unterschied mehr mache. Urteilen wir aber ja nicht hart über die jüdischen Apostel, daß es bei ihnen so lange dauerte und durch so harte Kämpfe ging, bis sie sich zur direkten Aufnahme der Heiden in die christliche Kirche entschlossen. Giebt es doch noch heute in der Christenheit Vorurteile genug gegen die Heidenmission, obgleich die heutigen Christenvölker alle einst selbst Heiden gewesen sind. Es ist eben ein sehr großer Gedanke, daß vor Gott alle Völker und Menschen gleich sind und daß er ohne Unterschied ihnen allen durch Christum geholfen haben will und es gehört schon ein bedeutendes Maß der Reife im Christentum dazu, bis einer zu diesem hohen Gedanken hinanwächst. —

Auch das ist ein großer Gedanke, daß es unter allen, auch den heidnischen Völkern, Menschen giebt, welche „Gott fürchten und recht thun.“ Es geht durch die ganze Menschheit, nicht bloß durch die christliche sondern auch durch die heidnische eine Scheidung: die große Majorität ist irdisch gesinnt, ohne Zug zu Gott, ohne Hunger nach Gerechtigkeit, ohne Ewigkeitssinn; eine kleine Anzahl ist himmlisch gerichtet, hat einen Zug zu Gott, einen Hunger nach Gerechtigkeit, einen Ewigkeitssinn. Das sind die Menschen, von denen der Heiland dem Pilatus gegenüber sagt, daß sie „aus der Wahrheit,“ den Juden gegenüber, daß sie „aus Gott“ sind, die Menschen, welche er „seine Schafe“ nennt und von denen er erklärt: „meine Schafe hören meine Stimme.“ Solche in ihrer Art fromme Menschen giebt es auch heute unter den Heiden; gleich dem Kornelius sehnen sie sich nach etwas Besserem, als was die heidnische Religion ihnen zu bieten vermag. Sie sind gemeiniglich die Erstlinge, welche die Missionare gewinnen, und sie bilden den Grundstock der christlichen Kirche im Heidenlande.

Als „die Apostel und die Brüder im jüdischen Lande“ infolge der Erfahrung des Petrus gelernt hatten „Gott zu loben und zu sprechen: so hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben“ (11, 18), da beginnt jenseit der Grenzen des jüdischen Landes die eigentliche Heidenmission, zunächst auf dem einfachsten und natürlichsten Wege, daß die einzelnen Christen in der Zerstreuung

überall, wohin sie kommen, Zeugnis von ihrem Glauben an Christus ablegen und durch dieses Zeugnis eine „große Zahl“ Griechen überzeugen, daß sie auch „gläubig werden und sich zu dem Herrn bekehren“ (V. 20 und 21), während die gemeindliche Entsendung von Heidenmissionaren erst später erfolgt (13, 2).

In der Thatsache, daß von den ersten Christen jeder ein Zeuge Christi, und wohin er immer ging, ein privater Missionar war, liegt eine Haupterklärung für die schnelle und weite Ausbreitung des Christentums in der apostolischen Zeit. Je mehr sich diese Thatsache in der heutigen Mission wiederholt, wie z. B. unter den Kolhs und den Südseeinsulanern, desto größer ist auch heute der Missionserfolg.

Wie 11, 29 zeigt, erweisen die Heidenchristen ihren judenchristlichen Brüdern sich dankbar für das Heil, welches sie von ihnen empfangen haben, vgl. Röm. 15. 26. 2 Kor. 8, 1 ff. Die Heidenmission segnet diejenigen wieder, welche sie üben; es gehen Rückwirkungen von ihr aus, durch welche sie sich gleichsam bei uns bedankt. Zwar ist es keine schöne Frage: „Was wird uns dafür?“ Matth. 19, 27; Gott hat uns auch schon überreichlich zuvor bezahlt, wie jener württembergische Bauer sagte, als ihm für seine große Missionsgabe ein Pfarrer Gottes Segen wünschte: „den han i scho.“ Aber Gott thut, was er verheißen, auch in der Mission: er giebt wieder dem, der ihm giebt. Nicht bloß Geld und Geldeswert; er hat noch wertvollere Gaben.

Ich habe einmal von einem Manne gehört, der in einer kalten Winternacht durch den hohen Schnee übers Gebirge wanderte und zuletzt so müde und schläfrig wurde, daß er im Begriff war sich niederzusetzen, obgleich er wohl wußte, daß er dann leicht in den Tod hinüberschlummern könnte. Da sieht er einen andern Menschen sitzen, der schon fast erfroren ist; das Mitleid giebt ihm Kraft, daß er die eigene Ermattung überwindet, er reibt und reibt den Fremdling, bis dieser wieder lebendig wird, und dann ist seine eigene Müdigkeit dahin und beide ziehen gerettet ihre Straße. Durch die Belebung des Fremdlings hatte unser Wanderer sich selbst das Leben gerettet! Ihr versteht dieses Gleichnis, auch ohne daß ich es auslege. Ich weiß, es giebt hunderte unter den Missionsfreunden, denen die Mitarbeit an der Rettung der Heiden Mittel und Weg geworden ist zur Rettung ihrer eigenen und der Ihrigen Seele.

Wie viel Segen ist allein von den Missionsfesten ausgegangen! Nur eine Geschichte, welche Pastor Licht, der tausenden von Kindern wohlbekannte Schreiber des „Kleinen Sammler,“ mir mitgeteilt hat.

Irre ich nicht — schreibt er — so war es im Jahre 1845, wo der Bruder

Görke mit Knak auf dem Feste predigte; da gefiel es dem heiligen Geist, daß Görkes Predigt besonders in den Gästen aus der nahe gelegenen Stadt Reetz zündete. Von dieser Stadt mochten 2—300 Festbesucher gekommen sein. In hellen Haufen zogen sie nach dem Feste singend und lobend ihre Straße. Ein solcher Haufe zieht auch singend an einem Einspännerwagen vorbei, der so beladen ist, daß das Pferd nur Schritt gehen kann. Da tritt aus dem singenden Haufen ein junger Mann heraus, springt auf den Wagen, fällt dem Fuhrmann um den Hals und sagt: „Schwager, seit Jahren liegen wir im Prozeß; komm, wir wollen uns versöhnen. Wo Gott uns so viel vergiebt und so viele Gnade giebt, da können wir nicht mehr unsre Herzen verschließen.“ Und der ganze Haufe stimmt an: „Halleluja, Lob, Preis und Ehr sei unserm Gott je mehr und mehr.“ Der erste Gang daheim ist aufs Gericht, wo die Schwäger ihren Prozeß aufheben. Nun, die fragten nicht mehr: „Was wird uns dafür?“

Kap. 13 und 14: die erste eigentliche Missionsreise.

Sie geht von der heidenchristlichen Gemeinde in Antiochien aus; hier war der Drang am lebendigsten, was sie selbst aus lauter Gnade empfangen hatten, an die Heiden weiter zu geben. Gieb es weiter, nämlich das Evangelium Christi, so sollte auch bei uns die Dankbarkeit drängen; denn unsre Vorfahren sind auch Heiden gewesen. — Mit großem Ernst wird zunächst die Frage hin und her besprochen; die Gemeinde betet darüber und sammelt sich durch Fasten, bis sie durch das innere Zeugnis des heiligen Geistes auch über die Personen gewiß geworden ist, welche gesendet werden sollen. Dann folgt die feierliche Abordnung. Auf Grund dieses apostolischen Vorbilds ordnen wir auch heute unsre Missionare in derselben Weise ab, nur daß wir an die Stelle des Fastens ein freiwilliges Opfer haben treten lassen.

Wohin wenden sich nun die beiden ersten Missionare? Sie folgen den damaligen Verkehrswegen und besuchen zunächst die Hauptmittelpunkte des Verkehrs: die Städte, besonders die größeren Städte. Von diesen aus sollte sich das Evangelium in ihrer ganzen Umgebung, also auch auf den Dörfern weiter ausbreiten, vgl. Apstg. 13, 49. 19, 10. So sind wir auch in der gegenwärtigen Mission zunächst an diejenigen Länder gewiesen, welche dem Verkehr bereits erschlossen sind, besonders an die Kolonialgebiete der europäischen Staaten, es sei denn, daß Gottes Finger deutlich einen andern Weg wiese. — Dazu standen die ersten Missionare unter einer besonderen Leitung des heiligen Geistes 13, 4, für dessen innere Einsprache, Zucht und Führung sie ein feines Gemerk hatten: 16, 6—9. Diese Geistesleitung fehlt auch heute nicht; nur müssen die Vorstände der

Missionsgesellschaften und die Missionare Männer sein, welche ein für die Sprache des heiligen Geistes geöffnetes Ohr besitzen.

Von Anfang an finden die Missionare Widerstand. Nicht nur über der ganzen ersten Missionsreise und der ganzen apostolischen Mission, sondern über der gesamten Missionsgeschichte bis auf den heutigen Tag steht das Doppelwort: „Mir ist eine große Thür aufgethan und sind viele Widerwärtige da," 1 Kor. 16, 9. Die Mission hat nicht bloß ihre stille Säearbeit sondern auch ihren harten Kampf und muß mit Christus sprechen: „ich bin nicht gekommen Frieden zu senden sondern das Schwert," Matth. 10, 34. Dieser Kampf verlangt feste Männer voll tapfrer Ausdauer. Johannes (Markus) war damals ein solcher Mann noch nicht, darum kehrte er um (13, 13. vgl. 15, 37.); doch muß er sich später wieder zurecht gefunden haben: Kol. 4, 10. 2 Tim. 4, 11. Und mancher Missionar, der — wie einmal einer sich ausdrückte — „die Stöße des Heidentums nicht ertragen konnte," ist seinem Beispiel gefolgt.

Auf ihrer Missionsreise suchen die Apostel zuerst die jüdischen Synagogen auf, wenden sich an die Juden und Judengenossen und erweisen aus der Schrift, daß Jesus von Nazareth der von den Propheten verheißene Messias sei. Erst nachdem die Juden das Heil von sich gestoßen, wenden sie sich zu den Heiden (13, 46). Vor den Heiden predigen sie in einer andern Weise (14, 15 ff. 17, 22 ff.). Diese kennen ja die Schrift noch nicht; so verkündigen sie ihnen den einen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, zeigen worin der wahrhaftige Gottesdienst bestehe und welches für alle Menschen der einzige Weg des Heils sei, den die Liebe Gottes in Christo Jesu bereitet habe. So müssen auch heute die Missionare ihre „Stimme wandeln," je nachdem die Heiden, welche sie vor sich haben, mehr oder weniger zubereitet sind für das Verständnis des „Wortes vom Kreuz," welches überall den Hauptinhalt der Missionspredigt bilden muß.

Zur Unterstützung ihrer Predigt stand den Aposteln die Gabe, Wunder zu thun, besonders Kranke zu heilen zu Gebote. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit erregt, die apostolische Predigt beglaubigt und oft ein großer Eindruck hervorgebracht: 8, 6. 9, 33 ff. vgl. 42. 13, 6. 14, 8 ff. 19, 11 f. 2 Kor. 12, 12. Gal. 3, 5. Röm. 15, 18 f. Den heutigen Missionaren fehlt diese Gabe, obgleich die mächtige Hand Gottes auch ihre Wirksamkeit durch mancherlei

außerordentliche Bezeugungen unterstützt. Wir suchen durch allerlei Werke der Barmherzigkeit, besonders auch durch ärztliche Dienste, Krankenpflege, Errichtung von Hospitälern, Waisenhäusern u. dgl. die Herzen der Heiden für die Predigt des Evangeliums zu gewinnen.

Die Apostel halten sich an den von ihnen besuchten Orten meist nur kurze Zeit, einige Wochen oder Monate auf, kehren aber häufig in die von ihnen gegründeten Gemeinden zurück, schicken als Visitatoren ihre Gehilfen 2 Kor. 8, 6. Phil. 2, 19. 1 Theff. 3, 2. Tit. 1, 5 und schreiben aus der Ferne Briefe; bloß in Antiochien, Korinth und Ephesus machen sie längere Station. Daß allein in dieser Weise unsre heutigen Missionare nicht Reiseprediger sein können, ist schon gelegentlich des Missionsbefehls bemerkt worden. Weil die heutigen Heiden meist auf einer tieferen religiösen, sittlichen und civilisatorischen Stufe stehen als diejenigen, mit welchen die Apostel zu thun hatten, auch in den heutigen Missionsgemeinden sich nicht ein solcher Grundstock von Männern findet, die wie damals an der alttestamentlichen Schrift (auch in der griechischen Übersetzung) genährt worden sind, so ist es nicht möglich in der gleichen Schnelle „Älteste zu ordnen," welchen die Leitung und geistliche Versorgung übergeben werden kann. Wie schon bemerkt, ist es ja freilich das ernste Bestreben auch der heutigen Missionare durch eingeborne Gehilfen aller Art sich Mitarbeiter zu schaffen; allein die Vorbedingungen für eine schnelle Organisation der Gemeinden, Einsetzung geeigneter Ältester und die dadurch bedingte baldige Weiterreise der Missionare sind auf fast allen heutigen Missionsgebieten nicht so günstig wie in der apostolischen Zeit.

14, 27 enthält den ersten Missionsfestbericht. Allen Nachdruck legen die Apostel darauf, daß Gott gethan habe, was gewirkt worden ist. Menschen, besonders Heiden bekehren ist Gottes Vorrecht. Sie selbst stellen sich in den Hintergrund, loben sich nicht und lassen sich nicht loben. Von Gott kommt in der Mission alle Kraft, aller Erfolg, darum auch ihm allein die Ehre. Den Erfolg, den sie gehabt, schätzen sie sehr richtig; sie sagen: Gott habe viel mit ihnen gethan. Vor Menschen Augen war es ja noch nicht viel; erst ein paar Gemeinden waren gegründet. Aber die Apostel haben den richtigen Blick für den Wert der Anfangserfolge. Jetzt war die Bahn gebrochen, der Stein ins Rollen gebracht; aus den 4 Gemeinden sind bald 40,400,4000 geworden.

Wenn eine Brücke über einen breiten Strom gebaut wird, so ist viel ausgerichtet, wenn das Fundament im Wasser gelegt worden ist; diese Anfangsarbeit hält am längsten auf und wird am wenigsten gesehen, aber sie ist am wichtigsten, und wenn sie erst gethan, geht der folgende Bau schnell von statten. Was würden die Apostel erst sagen, wenn sie sähen, wie viel bis heute durch die Mission ausgerichtet worden ist! Besonders zu beachten ist der Ausdruck: Gott habe „den Heiden die Thür des Glaubens aufgethan.“ Wie das „Wort“ (Kol. 4, 3) so hat auch der „Glaube“ eine „Thür“, durch die man in ihn hineindringt; manche Menschen finden diese Thür ihr Lebtag nicht. Der christliche Glaube ist eine Welt für sich und es will etwas sagen, wenn Heiden, denen diese geheimnisvolle Welt bisher ganz fremd gewesen, den Weg in sie hinein finden und diese Welt ihnen so herrlich erscheint, daß sie Mut bekommen, alles zu erdulden, um Bürger derselben zu werden. Das ist nur Gottes Werk. Die Apostel haben den Glauben verkündigt, zu ihm eingeladen; Gott hat die Heiden in ihn hineingeführt, so daß sie fortan lebten im Glauben. Wie er das gethan? Kap. 13 und 14 geben die Antwort: durch überzeugende Schriftbeweise, durch ein wunderbares Strafgericht, durch die Märtyrerfreudigkeit der Apostel, durch wunderbare Heilungen; auch noch durch andre Mittel, z. B. später bei dem Kerkermeister durch ein Erdbeben und was damit zusammenhing. Aus der heutigen Mission nur eine Geschichte.

Zu einem chinesischen Missionar kam vor einiger Zeit ein gebildeter Chinese und sagte: „Ich habe Ihre Lehre noch nicht gehört, aber ich habe sie gesehen. Da ist in meiner Nachbarschaft ein Mensch, der zu den zänkischsten und widerwärtigsten der Stadt gehörte. Seit Monaten ist er wie umgewandelt, sanftmütig und liebreich. Als ich nach dem Grunde forschte, hieß es, er habe den christlichen Glauben angenommen. Ich sehe, daß dieser Glaube gut sein muß und wünsche ihn gleichfalls kennen zu lernen.“ So war diesem Manne die „Thür zum Glauben aufgethan.“

(Schluß folgt.)

Mikronesien und die Mission daselbst.

Von G. Kurze.

1. Allgemeines über Mikronesien.[1])

Mikronesien ist der Sammelname für die im nordwestlichen Teile des Stillen Oceans liegenden Archipele der Marianen, Karolinen, Marshall- und Gilbertinseln. Wie es bereits der Name „Kleininselwelt" andeutet, sind diese Archipele im wesentlichen nur aus kleinen, zumeist auf Korallenriffen lagernden Inseln zusammengesetzt, so daß ganz Mikronesien trotz seiner bedeutenden Ausdehnung nur 3580 □km (65 deutsche geogr. □Meilen) mißt und ungefähr 85000 Bewohner zählt. Die nördlichste Inselreihe, die unter der spanischen Mißwirtschaft arg heruntergekommenen Marianen, umfaßt im ganzen 15 Inseln, von denen 5 zu einer nördlichen und 10 zu einer südlichen Gruppe vereinigt sind. Während nur die letzteren von Küstenriffen umschlossen sind, weisen sämtliche Inseln Spuren vulkanischer Thätigkeit auf, ja auf dreien finden sich noch feuerspeiende Berge. Dank dem fruchtbaren Boden und den ziemlich gleichmäßig verteilten, reichlichen Niederschlägen sind die Inseln mit einer üppigen Vegetation überkleidet, unter welcher sich besonders Kokos- und Arekapalmen, Brotfruchtbäume, Zuckerrohr, Bananen, Sagobäume, Ignamen, Taro und Reis bemerklich machen. Die jetzigen Bewohner der Marianen, eine Mischlingsrasse von philippinischen Tagalen, Spaniern und Chamorro, der ehemaligen Urbevölkerung, an Zahl ungefähr 8200 Seelen, sind zu träge und verkommen, um die Bodenschätze ihrer Heimat auszubeuten.

Die Karolinen, von denen man 3 Gruppen, die westliche, centrale und östliche unterscheidet, erstrecken sich über den gewaltig großen Raum von 9 Breiten- und 33 Längengraden; wobei als westlichster Grenzpfeiler die Insel Tobi und als Ostende Kusaie gerechnet wird. Der größte Teil der Karolinen sind flache Koralleninseln, von denen wiederum viele kreisrunde oder eiförmige Lagunen umschließen; außerdem zählt man fünf hohe Inseln mit vulkanischem Gestein, die aber ebenfalls von Korallen-

[1]) Bei den Mitteilungen über Land und Leute in Mikronesien fußen wir besonders auf folgenden Werken, resp. Abhandlungen: Hernsheim, Südsee-Erinnerungen (Berlin, 1883); Hager, Marshall-Inseln (Leipzig, 1886); Jung, der Weltteil Australien (Leipzig, 1883); Wood, A Yachting Cruise in the South Seas (London, 1875); Finsch, Über die Bewohner von Ponape (Zeitschr. f. Ethnologie 1880, S. 301 f.); Derselbe, Über seine Südseereisen (Verh. d. Ges. f. Erdkunde. Berlin, 1882, S. 553 f.). Metzger, Die Karolinen-Inseln (Globus, B. 49, S. 58 f.).

riffen umgeben sind, und endlich eine sogenannte gehobene, aus Madreporenkalk sich aufbauende Insel (Fais).

Obwohl im allgemeinen bei den Inseln des Stillen Oceans das Gesetz gilt, daß von Westen nach Osten hin der Reichtum der Pflanzen- und Tierwelt allmählich abnimmt, so ist doch auf allen Karolinen, selbst auf den Laguneninseln, die Fruchtbarkeit des Bodens noch eine große; in erster Linie stehen dabei die hohen vulkanischen Inseln. Mit der Flora des polynesischen Gebietes vermischt sich hier die Vegetation der Molukken und Philippinen; breite Gürtel von Mangrovedickichten fassen die Ufer ein; dann folgen angebaute Strecken mit ihren Hainen von Kokos- und Arekapalmen, Pandanus- und Brotfruchtbäumen, während sich bis zu den höchsten Gipfeln der Berge hinauf der dichte, durch das Lianengewirr unwegsame Hochwald von Fikusarten und Baumfarren erstreckt. Nur die Tierwelt ist eine ärmliche und beschränkt sich, wenn man von den eingeführten europäischen Haustieren absieht, auf eine fruchtfressende Fledermaus und die Ratte; nur auf Ponape scheint eine besondere Hundeart einheimisch zu sein; auch die Vogelwelt ist schwach vertreten, und zwar durch eine Papageienspecies und einige Taubenarten. Das Haushuhn findet sich überall in wildem Zustande. Um so reicher ist dagegen die Meeresfauna in den Karolinen, namentlich an Delphinen, Potwalen, Schildkröten und Holothurien. Das Klima der Inseln ist gleichmäßig feuchtwarm und auf den flachen Inseln, dank der reinigenden Wirkung der Seebrise, gesund. Die Regenzeit fällt in die Monate Juni, Juli und August.

Zu den westlichen Karolinen gehören außer den hohen vulkanischen Inseln Y a p und P a l a u noch 11 niedrige Inseln. Auf der ersteren, ungefähr 4 □Meilen großen Insel, wird der fehlende Urwald durch üppige Haine von Palmen und Fruchtbäumen ersetzt, welche das Landschaftsbild zu einem höchst lieblichen gestalten. In der Palau-Inselgruppe, welche sich über eine Oberfläche von 17—18 □Meilen ausdehnt, und besonders eingehend von zwei Deutschen, dem Professor Semper und dem Naturforscher Kubary studiert worden ist, ist die größte Insel Korror, auf der sich Hügel vulkanischen Ursprunges erheben; auf den kleineren Inseln der Gruppen ist der Madreporenkalkstein ebenfalls von vulkanischem Gestein durchbrochen. Während der Strand mit einem Mangrovegürtel eingefaßt ist, sind auf dem fruchtbaren Boden im Innern die schönsten Wälder erwachsen. Unter der Westgruppe der Karolinen verdient die Insel Fais noch besondere Erwähnung, weil sie in ihrer Bildung von den übrigen abweicht. Die steilen, manchmal senkrechten Kalkwände erheben sich bis zu 100 Fuß über die Meeresfläche und gehen in eine nach dem

Innern vertiefte Ebene über, welche an Stelle einer früheren Lagune getreten zu sein scheint; die steilen Wände sind von einem schmalen, mit Kokospalmen bewachsenen Strande umgeben, welcher wiederum durch ein Küstenriff gegen den Ocean geschützt ist.

Die Central-Karolinen bestehen aus 30 Inseln, von denen nur die eine Gruppe, Ruk oder Hogolu, zu den hohen gehört. Diese letztere Gruppe wird von einem mächtigen Barrierriff, durch welches zahlreiche Kanäle führen, umschlossen und birgt in sich 10—12 bergige Inselchen, von denen die größte Tol an fünf zuckerhutähnlichen Gipfeln dem Seefahrer leicht kenntlich ist. Erwähnung verdient hier auch noch die Lukunor- oder Mortlock-Gruppe, welche aus drei nahe bei einander liegenden, aber durch tiefe Kanäle getrennten Laguneninseln mit einer reichen Vegetation an Palmen und Brotfruchtbäumen besteht.

Die östlichen Karolinen umfassen die zwei hohen Inseln Ponape und Kusaie und noch 5 kleinere Laguneninseln. Ponape übergehen wir hier, weil es im zweiten Abschnitt mit Rücksicht auf seine Bedeutung für die mikronesische Mission etwas eingehender besprochen werden soll. Das etwa 6 Meilen an Umfang haltende Kusaie[1]) hat ein bergiges Innere mit tief eingeschnittenen Schluchten, in welchen schäumende Wildbäche zu Thale rauschen. Während im Innern das Gestein aus an der Oberfläche verwittertem Basalte besteht, kommt an der Küste auch Korallenkalkstein vor. Kusaie besteht eigentlich aus zwei Halbinseln, welche durch einen ½ Meile langen Isthmus verbunden sind. Die der Insel vorliegenden Korallenriffe bilden zwei Häfen, im Nordosten den nach dem Eilande Lela genannten Hafen, und im Südwesten den Coquille- oder Morgensternhafen. Dank der üppigen Vegetation, welche die Insel bis zu den höchsten Bergspitzen hinauf einhüllt, gilt Kusaie für eine „Perle" im Karolinen-Archipel.

Werfen wir einen Blick auf die ethnologischen Verhältnisse der mikronesischen Bevölkerung, so hat sich in jüngster Zeit infolge der sprachlichen Forschungen des holländischen Gelehrten Robidé van der Aa und der anthropologischen Studien des deutschen Naturforschers Finsch herausgestellt, daß die Mikronesier keine von den Polynesiern ethnologisch verschiedene Völkerfamilie darstellen, sondern daß beide Gruppen im wesentlichen übereinstimmen. Nur auf einigen Inseln der westlichen Karolinen

[1]) Bezüglich der S. 475 des vor. Jahrgangs gemachten Mitteilung über Kusaie ist insofern ein Irrtum untergelaufen, als ich glaubte, daß unter dem in meinen Quellen genannten deutschen Kriegsschiff (German man of war) gleichfalls der Nautilus verstanden werden müsse. Da der Chef der Admiralität öffentlich erklärt hat, der Nautilus sei niemals in Kusaie gewesen, so muß ein anderes deutsches Kriegsschiff gemeint gewesen sein. Welches? — Ob sich die ganze Sache wie berichtet verhält, wird wohl bald entschieden sein. K.

ist eine Mischung der Mikronesier und Papua anzunehmen. Die Hautfarbe der Mikronesier bewegt sich in den Schattierungen zwischen dunkelgelb und hellbraun. Wo die Mikronesier nicht durch Mißhandlungen gereizt wurden, haben sie sich gewöhnlich sanft, freundlich und zutraulich gegen die Europäer bewiesen. Ihre geistige Begabung muß früher eine größere gewesen sein; wenigstens deuten darauf die zahlreichen, zum Teil großartigen Steinbauten, welche sich auf verschiedenen Inseln befinden, als Hafenanlagen, Wellenbrecher, Festungswerke und Grabstätten, von deren Entstehung die jetzige Bevölkerung keine Überlieferung mehr bewahrt. Noch immer zeichnen sich die Häuser, namentlich auf den Karolinen die Versammlungsorte der sogenannten Klubs, durch besondere Zierlichkeit aus; auch in der Anlage der oft sauber mit Steinen gepflasterten Straßen und der — auf Kusaie üblichen — Umschließung der Dörfer durch starke Mauern gewahren wir eine erheblich höhere Bildungsstufe, als bei manchen Nachbarvölkern. Eine besondere Geschicklichkeit aber entwickeln die Mikronesier im Bau ihrer Boote, in denen sie, von Handelslust und Wandersinn getrieben, weite Reisen zurücklegen. In ihrer Kleidung sind die Mikronesier außerordentlich sparsam; die Männer brauchen höchstens den Lendenschurz (Morro), über welchem die Vornehmeren schöne mit Muscheln verzierte Gürtel aus Fasern tragen; die Frauen sind zumeist mit einem Blätterschurz bekleidet. Die Stoffe zu den einheimischen Kleidungsstücken werden aus Bananenfasern und Hibiskus gewebt. Die Religion der noch heidnischen Mikronesier scheint auf eine Ahnenverehrung hinauszulaufen; wir finden unter ihnen Priester von bedeutendem Einflusse und auch das Tabu mit seinen bekannten Folgen vertreten. Die politischen und socialen Verhältnisse sind in starker Auflösung begriffen; die Ausdehnung der spanischen Herrschaft auf die Karolinen und das deutsche Protektorat über die Marshallinseln wird diesen Prozeß nur noch beschleunigen. Die Stellung der Frauen ist in Mikronesien eine bessere, als sonst irgendwo in Oceanien; dennoch aber herrscht Polygamie, und die Eheschließung wird von keinen Feierlichkeiten begleitet; es genügt, daß der Bräutigam die nötigen Geschenke an die Schwiegereltern abgeliefert hat. Bei der großen Neigung der Mikronesier zum Handel dürfen wir uns nicht wundern, daß sie, wenigstens die Karolinier, schon von alters her eine Art Geld besaßen; es bestand dieses in großen runden, in der Mitte durchbohrten Platten eines krystallinischen Kalkspathes, den die Bewohner von Yap in ihren Kanus von den Palauinseln holten und der wohl gerade wegen der Mühseligkeit und Gefahr des Transportes seinen Wert hatte. Auch gab es auf einzelnen Karolinen ein thalergroßes Geld aus demselben Stein und auf Schnüre gezogenes Muschelgeld.

Der Marshall-Archipel findet im dritten Abschnitt eingehendere Besprechung, da er für uns als deutsches Schutzgebiet besonderes Interesse hat.

Den Südosten Mikronesiens nehmen die Gilbert-Inseln — auch Kingsmill- oder Äquatorinseln genannt — ein. Im ganzen umfaßt diese Gruppe 18 Inseln, welche, mit Ausnahme der beiden abgelegenen gehobenen Koralleneilande Banaba und Nawodo, sämtlich in ihrem Aufbau Laguneninseln sind, welche ein kreisrundes oder elliptisches Wasserbecken von oft beträchtlicher Ausdehnung einschließen; die Namen der einzelnen Inseln — von Nordwest nach Südost gezählt — lauten: Makin (500 Einwohner), Butaritari (2500 E.), Marakei (1300 E.), Apaiang (3600 E.), Tarawa (2000 E.), Maiana (3000 E.), Kuria (700 E.), Aranuka (500 E.), Apamama (4000 E.), Nonuti (4500 E.), Tapiteuea (5500 E.), Peru (2500 E.), Nukunau (2000 E.), Onoatoa (900 E.), Tamana (500 E.), Arore (600 E.); ganz isoliert im Westen liegen dann noch Banaba (Ocean-Insel, 200 E.) und Nawodo (Pleasant-Insel, 1200 E.). Im Hinblick auf die 430 □km (7,8 deutsche geogr. □Meilen) bewohnbares Land ist die Bevölkerungsziffer der Gilbertsinseln, 36000 Seelen, eine sehr hohe; wenigstens wird sie von keiner andern Korallengruppe der Südsee erreicht. Mit rühmenswerter Sorgfalt haben aber auch die Einwohner ihre ärmliche Heimat zu verbessern gesucht, und wenn die westliche Strömung kleine Stücke Bimsstein ans Land treibt, so sind die Frauen emsig beschäftigt, das geschätzte Düngemittel zu sammeln, zu zerstoßen und um die Wurzeln der Kokospalmen zu streuen. Denn diese liefern nebst dem Pandanus in großen Wäldern die hauptsächlichste Nahrung; hier und dort gestattet auch das Vorkommen von reichlichem, wenngleich nicht ganz süßem Wasser den Anbau einer Art Taro. Sonst bieten die Inseln wenig; daher treten in Zeiten von Mißwachs zuweilen bedrohliche Zustände ein und diese sind es zumeist, welche die Gilbertinsulaner geneigt machen, sich als Plantagenarbeiter nach Hawaii, Samoa, Viti und anderwärts zu verdingen. Im äußerlichen stimmen die Bewohner der Gilbertinseln durchaus mit den Marshallinsulanern überein; nur sind sie schöner, kräftiger und stattlicher gebaut als jene; dafür sind sie aber auch wilder und roher als ihre Nachbarn. Die bei den Gilbertinsulanern gebräuchliche Tätowierung gilt nicht als Auszeichnung, wie auf andern Inselgruppen der Südsee, sondern nur als Schmuck und findet sich häufiger bei Frauen als bei Männern. Auch Brandnarben in reihenweiser Anordnung sind ein beliebter Schmuck. Während die Männer und Kinder meist nackt gehen, tragen die Weiber Gürtel mit kurzen Blattstreifen; bei besonderen Gelegenheiten bekleidet sich aber auch der Mann mit einer kleinen Matte.

Das Haar wird kurz abgeschnitten oder mit einem dünnen Stäbchen aufgebauscht, so daß eine weit abstehende Wolke ähnlich der papuanischen Frisur entsteht. Die Wohnungen ähneln denen der Marshallinsulaner, sind aber sorgfältiger und solider angelegt und stehen in gutgehaltenen Dörfern zusammen; der zwischen den Pfosten bleibende Raum wird durch Matten geschlossen, von denen eine beweglich ist und als Thür dient. Eine Eigentümlichkeit dieser Inselgruppe sind die Rathäuser (Maneap), die zu Versammlungen und Festen benutzt werden. Ihre Pfosten sind häufig aus Stein; dagegen fehlt ihnen das zweite Stockwerk. Das große Versammlungshaus auf Butaritari zählt in der Länge 250 und in der Breite 114 Fuß, und wird dabei in seinen einzelnen Teilen nur durch Stricke aus Kokosfaser zusammengehalten. An eigentümlichem Gerät und dergleichen ist auf diesen Inseln noch mehr als auf den Nachbargruppen zu finden. Dahin gehören Kriegsrüstungen, die aus Kokosfaser geflochten, rockartig den ganzen Leib bedecken, Helme aus Fischhaut, Speere, deren Gefährlichkeit durch Haifischzähne erhöht ist, gute Flechtarbeiten, tüchtige Boote und Fischhaken aus geschlossenem Feuerstein. Die religiösen Anschauungen der Gilbertinsulaner, soweit sie nicht vom Christentum berührt sind, konzentrieren sich auf den Ahnenkultus, der in der Verehrung der Schädel verstorbener Angehöriger zum Ausdruck kommt. Als Aufenthaltsort dieser Hauptgötter gelten in den Boden gesteckte Steine, die mit Kokosblättern umwunden und von einem Kreis kleinerer Steine umgeben bei oder in den Wohnungen stehen. Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode ist auch diesem Volke eigen. Was die Bestattungsgebräuche betrifft, so wird der Leichnam öffentlich ausgestellt, bis das Fleisch verwest ist. Häufig schläft die Ehefrau mit dem Toten unter einer Decke; die Mutter trägt die Leiche ihres Kindes mit sich herum; die Angehörigen bestreichen sich den Körper mit dem Schaum, der sich bei der Verwesung vor dem Munde der Leiche bildet. Die Knochen werden gereinigt und begraben oder aufbewahrt; immer aber behält man den Schädel für heilige Zwecke. In gesellschaftlicher Beziehung ist die Bevölkerung in drei Stände geteilt, in die Häuptlinge (Una), die den größten Teil des Grund und Bodens und die politische Macht besitzen, die freien Grundbesitzer (Katoka) und die Gemeinen, die keinen Grundbesitz haben. Daneben giebt es Sklaven, die sich aus den Kriegsgefangenen und deren Nachkommen rekrutieren. Der Oberhäuptling berät und entscheidet die Angelegenheiten des Gemeinwesens mit den andern Häuptlingen im Maneap, wobei auch die beiden andern Stände Sitz, aber keine Stimme haben. Polygamie herrscht auch hier noch vor; dabei wird aber der Ehebruch streng bestraft. Schon das Betreten eines von einer Frau bewohnten Hauses durch einen nicht ganz

nahe verwandten Mann gilt als solcher. Die Töchter werden in frühester Jugend verlobt, und zwar entscheidet der Verlobte der ältesten Tochter über die Verlobung jeder jüngeren Schwester. Beliebte Vergnügungen der Gilbertinsulaner sind pantomimische Tänze und Hahnenkämpfe. Trunksucht ist leider sehr verbreitet; stockt einmal die Branntweineinfuhr, so tritt saurer Toddy, gegorener Palmsaft, an die Stelle. Wenngleich die Sittenverderbnis im Gilbertarchipel geringer als auf anderen Inselgruppen der Südsee ist, so ist doch auch die Syphilis mit ihren verheerenden Folgen schon eingezogen. Bei dem regen Verlangen der Eingeborenen nach dem für sie so kostbaren Eisen entwickelte sich bald — um das Jahr 1840 — ein lebhafter Tauschverkehr mit fremden Seefahrern, der freilich zehn Jahre später ein zeitweiliges jähes Ende durch die Ermordung sämtlicher auf Apamama lebenden fremden Händler fand; die Eingeborenen waren zu dieser Blutthat durch das gewinnsüchtige und grausame Verfahren jener Leute gereizt worden. Bald aber knüpften Händler besserer Art wieder Beziehungen mit den Insulanern an, und jetzt sind auch neben einer australisch-chinesischen, mehreren anglo-australischen und amerikanischen Firmen zwei deutsche Handelsfirmen (die Südsee-Handels- und Plantagen-Gesellschaft und Hernsheim) auf den Gilbertinseln thätig; die Ausfuhr besteht fast nur in Kopra, dem getrockneten Kern der Kokosnuß, von welcher jährlich ca. 3000 Tonnen verschifft werden.

2. Land und Leute auf Pónape.

Ponape, die größte und bedeutendste Karolineninsel, welche einen Umfang von 15—20 Meilen und einen Flächeninhalt von 6—7 □Meilen hat, soll schon im Jahre 1595 von dem spanischen Seefahrer Quiros entdeckt worden sein. Später scheint sie, obwohl dann und wann von Walfischfahrern angelaufen, wieder in Vergessenheit geraten zu sein; wenigstens hat der deutsch-russische Forscher Lütke im Jahre 1828 die Insel gleichsam aufs neue entdeckt und zugleich genauer untersucht; unter den neueren Forschern steht Kubary wohl obenan. Von den Walfischfahrern rührt der andere Name Ascension (Himmelfahrt) her. Das gebirgige Innere erhebt sich im Tolocolme bis zu 872 m Höhe; indes ist der Abfall der Bergzüge ein sanfter; das Gestein besteht aus olivin- und augithaltigem Basalt, welcher an der Küste von einem breiten Gürtel von Madreporenkalkstein umgeben ist. Die der Insel besonders im Westen, Süden und Osten weit vorgelagerten Barrierriffe bilden geräumige, selbst für größere Schiffe brauchbare Häfen, von denen wir den Ronkitihafen auf der Südwestseite, den von Ponatik auf der Südostseite und den von Matálanim auf der Ostseite der Insel anführen. Außerdem existiert noch auf der Nordwest-

seite der Jokoitshafen. Dichter, von wenig Lichtungen durchbrochener Wald bedeckt das Innere von Ponape, während die etwas sumpfige Küstenebene nach dem Meere zu durch Mangrovebuschwald begrenzt wird. Die Bevölkerung der Insel, welche von 15 000 Seelen — zu Anfang der fünfziger Jahre — infolge von Seuchen und Ausschweifungen auf ungefähr 2000 — nach Kubarys Schätzung — gesunken ist, zerfällt in die fünf Stämme der Kiti, Metalanim, Wanega, Not und Jokoits; infolgedessen teilen sich auch fünf oberste Häuptlinge, sogenannte Könige, in die Herrschaft. Da sie im Range nicht gleich sind, so führen sie verschiedene Titel, bei welchen sie allein genannt werden dürfen; ihr früherer Name erlischt gleichsam beim Antritt ihrer Würde. Der bedeutendste unter den fünf Häuptlingen ist der von Metalanim, welcher den Titel Idschibau führt; nach ihm folgt der von Jokoits mit dem geringeren Titel Namnaraki; die übrigen drei Häuptlinge heißen Nanigän (Nanikin) und wohnen in Not, U und Ronkiti; solche Titulareigennamen kommen übrigens auch den Hauptfrauen der Häuptlinge und ihren ältesten Töchtern zu. So ist der Name der ältesten Tochter des Namnaraki von Jokoits „Aunepon“ nur ein Titel, während ihr eigentlicher Name „Amennut“ nicht ausgesprochen werden darf. Diese Häuptlinge, zugleich die größten Grundbesitzer, haben noch heutigen Tages eine nicht unbedeutende Macht und werden von ihren Untergebenen mit einer gewissen Unterwürfigkeit behandelt, die sich in einer genau vorgeschriebenen Etikette bekundet. Die Ponapesen sind im Durchschnitt ein mittelgroßer Menschenschlag von gutem, kräftigem Körperbau; die Frauen und Mädchen sind meist von kleinerer Statur als die Männer; und zeichnen sich nicht gerade durch einen graziösen Gang aus, da sie die Füße stark einwärts setzen, offenbar infolge der sonderbaren Art des Sitzens, bei welcher sie die Schienbeine jederzeit seitlich ausstrecken, eine Sitte, die sie übrigens mit den Bewohnerinnen von Kusaie gemeinsam haben. Dem Gesichtsausdruck nach sind die Ponapesen nicht zu den schönen Menschen zu rechnen. Die Hauptmerkmale der Gesichtsbildung sind eine ziemlich niedrige und schmale Stirn, eine flache breite Nase mit breiten Flügeln und großen Nüstern, große volle Augen mit stark entwickelten Brauen, großer, langgezogener Mund mit dicken Lippen, von denen die obere häufig stärker entwickelt ist, und ein kurzes, rundes, volles Kinn. Nasen- und Mundbildung rufen besonders den Ausdruck von Stumpfsinn und Sinnlichkeit hervor. Die Färbung der Augen ist bei allen Ponapesen ausnahmslos dunkel, und zwar braun bis schwarz; das Haar, welches meist schlicht, öfters aber auch mehr oder minder lockig erscheint, ist ebenfalls schwarz. Die Männer erhalten erst im Alter der überschrittenen Reife einen Bart, der vorzugsweise am Kinn, schwächer auf

der Oberlippe entwickelt, stets ziemlich dünn steht. Die vorherrschende Hautfärbung ist ein schmutziges Olivenbraungelb. Ein Umstand, der zur Häßlichkeit so mancher Ponapesen nicht wenig beiträgt, ist das häufige Auftreten von schuppenartigen, ringförmigen Hautkrankheiten, die an und für sich nicht gefährlich sind, aber eine scheckige Hautfärbung bewirken. Bekleidet sind die Männer mit einem aus feingespaltenen Kokosblättern verfertigten, mit Gelbwurzel gefärbten Rocke, unter welchem meist noch eine Lendenbinde getragen wird. Die Frauen stecken den Kopf durch ein aufgeschlitztes rotes Taschentuch und tragen den malaischen Sarong, d. h. ein um die Hüften geschlagenes Stück Zeug. Bei den eingebornen Christen sind Kleider aus leichten Baumwollstoffen zur alltäglichen Sitte geworden, wenngleich sie gelegentlich, namentlich bei der Arbeit oder beim Bootfahren, die alte Nationaltracht wieder anlegen. Gelb und rot gemusterte europäische Stoffe haben längst die einheimischen Matten verdrängt und passen gut zu der braunen Hautfarbe. Der überall angewandte Zierat ist rote Wolle, zu welcher importierter Flanell zerzupft wird; man faßt damit nicht nur Matten ein, sondern schmückt auch in kleinen Büscheln und Quästchen Hals und den oberen Rand der Ohren. In den erweiterten Ohrläppchen werden wohlriechende Blätter getragen, häufig auch ein aus Kokosschale geschnitztes Büchschen, dessen Deckel von einem Stückchen Spiegel gebildet wird. Von der auf Ponape in besonders schönen Mustern ausgeführten Tätowierung kommt nur die der Arme und Beine zur vollen Geltung, da die reichsten und kompliziertesten Zeichnungen vom Faserrock bedeckt werden.

Bei der Fruchtbarkeit des Bodens fehlt es in Ponape nicht an reichlichen Lebensmitteln. Die Kokospalme, welche meist reihenweise längs des Strandes wächst, aber auch auf den Bergen ihr gefiedertes Haupt in die Lüfte streckt, spielt bei der Ernährung der Ponapesen übrigens eine mehr untergeordnete Rolle, da Brotfrucht, Taro, Yams und Bananen in Fülle vorhanden sind, wozu noch Zuckerrohr, Ananas und einige andere Früchte kommen, die, obwohl wild wachsend, doch mehr oder minder kultiviert werden. Wie das Pflanzenreich, so liefert auch die Tierwelt Nahrung im Überfluß. Schweine und Hühner — beide auch verwildert, — ebenso Hunde werden von den Eingeborenen zum Essen gezüchtet und sind nebst Katzen die einzigen Haustiere; auch das eingeführte Rindvieh gedeiht trefflich auf Ponape. Die so häufigen wilden Tauben fallen den Eingeborenen, seitdem dieselben Schießgewehre besitzen, zur leichten Beute. Fast noch ausgiebiger als das Land ist das Meer, dessen Bewohner fast ausnahmslos als Nahrung benutzt werden. Die Zubereitungsweise der Speisen ist die altherkömmliche des Röstens in heißer Asche oder zwischen

heißen Steinen. Kochen im Wasser kennt man hier ebensowenig, wie in ganz Mikronesien. Die Speisen werden auf flachen Körben aus Palmblatt oder auf Blättern serviert; außer den allgemein verbreiteten eisernen Messern kommen keine anderen Geräte in Gebrauch; daher denn die Finger das meiste thun müssen. Nach jeder Mahlzeit, die übrigens an keine bestimmte Zeit gebunden ist, wäscht man sich die Hände und spült den Mund aus. Als Getränk gilt in erster Linie Wasser; doch trinkt man auch sehr häufig Kokosmilch und den Saft der Kokospalme, der in der Südsee bei den Weißen allgemein unter dem Namen Toddy bekannt ist. Durch Gärung wird daraus, wie auf den Gilbertinseln, der stark berauschende „saure Toddy" bereitet. Aber die Ponapesen sind leider in der Bereitung berauschender Getränke weiter vorgeschritten, indem sie aus Palmsaft auch einen starken Schnaps zu destillieren verstehen. Außer saurem Toddy und Palmschnaps kommt auf Ponape noch ein anderes Berauschungsmittel hinzu, die weit über Polynesien verbreitete Kawa, hier Djokau genannt, bekanntlich die Wurzel einer Piperacee (Piper methysticum), welche auf Ponape wild wächst. Abweichend von der polynesischen Sitte wird aber hier die Wurzel nicht von jungen Mädchen gekaut und in ein Gefäß gespuckt, sondern durch Stampfen zermalmt. Die so gewonnene breiartige faserige Masse legt man in lange breite Rindenstreifen eines frisch abgeschnittenen Hibiscus und preßt unter Übergießen von Wasser den Inhalt durch Ringen in eine hölzerne Schale aus. Die schmutzigbraune in einer Kokosschale kredenzte Flüssigkeit hat nach der Aussage der meisten Reisenden einen Beigeschmack, als ob Seifenwasser darunter wäre.

Die etwas unansehnlichen Fahrzeuge der Ponapesen, mit denen sie sich nicht allzuweit über das Barrierriff hinauswagen, sind rot bemalt und der ausgehöhlte Baumstamm ist mit einem Ausleger versehen, der das Umschlagen zwar nicht hindert, aber doch sehr erschwert; häufiger führt man hier ein dreieckiges, sogenanntes lateinisches, aus Matten verfertigtes Segel. Die Häuser der Eingeborenen auf Ponape bestehen, wie bei uns, aus vier Wänden, zwei längeren und zwei schmaleren, auf denen sich ein hohes, schräges Giebeldach erhebt. Das Haus selbst steht auf einem übermannshohen Fundament, welches aus Basaltstücken sehr regelmäßig, gleich einer Mauer, aufgebaut ist und auf welchem starke Längsbalken, die durch Kerbe mit Querbalken verbunden sind, die Träger für das Dach, sowie für den Fußboden bilden. Die Wände bestehen aus zierlich in die Quere zusammengebundenen Rohrstäben, ebenso der Fußboden, welcher noch außerdem je nach der Wohlhabenheit des Besitzers mit den oben beschriebenen Matten belegt ist. Größere Häuser zählen an der Längsseite drei, an der

Querseite zwei Eingänge oder Thüren, welche so hoch als die Wände selbst, aber niedriger als ein Mann und dabei so schmal sind, daß ein behäbiger Europäer sich seitlich hineinschmiegen muß. Als Material zur Dachbedeckung dienen nicht, wie sonst üblich, Pandanusblätter, sondern die Blätter einer Sagopalme, welche die unter dem Namen „horse nut" kursierenden Steinnüsse liefert. Solche Dächer halten etwa drei Jahre, oder da, wo der Rauch die Blätter konserviert, auch wohl fünf Jahre. Der Giebel, welcher senkrecht abfällt und aus aneinander gebundenen Rohrstäben besteht, ist an der Basis, sowie im oberen Drittel noch mit schmalen, schrägen Regendächern aus Palmblattstreifen versehen. Alles und jedes in solchem Hause ist aufs kunstvollste durch Stricke oder Schnüre aus Palmfasern verbunden und zwar derart, daß durch schwarze und braune Schnüre zugleich äußerst zierliche Muster hergestellt werden. Die Stelle der fehlenden Fenster vertreten die erwähnten Thüren, welche aus gleichem Material wie die Wände bestehend, nachts vorgesetzt werden. Die Mitte des Innern bildet ein großer viereckiger, vertiefter und mit Steinen ausgefüllter Raum, der als Feuerstelle dient, um welche herum sich die Schläfer nachts ausstrecken, behaglich die Köpfe dem Feuer zugewandt. Das Innere der Häuser enthält keine besonderen Etagen, dagegen dienen die Querbalken zum Aufbewahren, bezüglich Trocknen von allerlei Habseligkeiten und Genußmitteln. Ein solches Haus übrigens mit seinem Ruß, Rauch und Schmutz bietet für den Europäer nicht gerade einen angenehmen Aufenthaltsort. In den Wohnungen der Polygamisten ist der Innenraum des Hauses in soviel einzelne Kojen abgeteilt, als der Hausherr Frauen hat; jede derselben verfügt über eine solche als ihren Privatraum. Als Küche dient übrigens ein besonderes kleineres Haus. Weit großartigere Bauten sind die nahe dem Wasser errichteten Schuppen zur Aufbewahrung der Kanus. Sie stimmen in Bauart und Material ganz mit den Wohnhäusern überein, haben aber weit größere Ausdehnung und sind an der Vorderseite offen. Zu beiden Seiten zieht sich eine Estrade mit Rohrgeflecht hin, die als Schlafstelle benutzt werden mag. In diesen Schuppen stehen die Kanus nicht allein auf dem sanft geneigten Boden, sondern hängen in Trägern auch zwischen den Querbalken übereinander. Besondere Versammlungshäuser, wie die Maneap auf den Gilbertinseln und in Palau und Yap, giebt es auf Ponape nicht. Ebenso sind die Häuser nicht zu eigentlichen Dörfern vereinigt, sondern liegen vielmehr so vereinzelt und im Dickicht üppiger Vegetation versteckt, daß man kaum ein halbes Dutzend näher bei einander sieht. Wie es schon die Häuser beweisen, ist die sonst so hochgepriesene Reinlichkeit der Mikronesier bei den Ponapesen nicht sehr entwickelt; Hohe und Niedrige leiden

an Ungeziefer, und es gehört nach Finschs Angaben zum angenehmen Zeitvertreibe, sich diese Parasiten gegenseitig abzulesen und aufzuessen. Der materielle Wohlstand der Eingeborenen hat sich bisher nur langsam gehoben, woran hauptsächlich Arbeitsscheu und Faulheit die Schuld tragen, welche wiederum aus der Leichtigkeit der Befriedigung der Lebensbedürfnisse hervorgehen. Zwei deutsche Handelshäuser (Hernsheim und Capelle) haben die Ausfuhr in den Händen, welche gegenüber der Ertragsfähigkeit des Bodens nur gering ist und sich auf Kopra (ca. 75000 kg), Yams, Steinnüsse, etwas Perlmutter und Schildpatt beschränkt.

3. Die Marshall-Inseln und ihre Bevölkerung.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden einzelne Inseln dieses Archipels bereits im Jahre 1529 von dem spanischen Seefahrer Saavedra entdeckt; freilich hatte man damals noch keine Ahnung, daß dieselben ein Teil einer größeren Inselgruppe wären, und auch später blieb dieser Umstand verborgen, als nach langem Zwischenraum einzelne Inseln von Byron 1765, von Wallis 1767 und von Marshall und Gilbert 1788 wieder aufgefunden wurden. Erst durch die Forschungen von Kotzebue 1816, von Duperrey 1832, von Chromtchenko 1829 und 1833 ist die Lage und Ausdehnung des Marshall-Archipels genauer fixiert worden. Danach haben die amerikanischen Missionare manch wertvollen Bericht über die Inseln geliefert, bis dann endlich in der Neuzeit der Archipel nach den verschiedensten Beziehungen hin durch die Kommandanten deutscher, englischer und französischer Kriegsschiffe, durch den Kaufmann und Konsul F. Hernsheim und die beiden Naturforscher Kubary und Finsch untersucht worden ist.

Der Marshall-Archipel — welchen man früher wohl auch Mulgrave-Inseln benannte — löst sich auf in zwei nahezu parallele Inselreihen, die durch einen 150 Seemeilen breiten Kanal getrennt sind und von denen die östliche den Namen Ratak, die westliche die Benennung Ralik führt. Die Gruppe dehnt sich zwischen 4° 48′ und 14° 31′ nördlicher Breite und 161° 3′ und 171° 45′ östlicher Länge Gr. aus und besitzt bei einem Flächeninhalt von ca. 400 □km (7,28 deutsche geogr. □Meilen) bewohnten und angebauten Landes ungefähr 10000 Bewohner, wovon etwa 6000 Seelen auf die 15 Ratak-Inseln (123 □km oder 2,03 deutsche □Meilen) und 4000 Seelen auf die 18 Ralik-Inseln (278 □km oder 5,05 deutsche □Meilen) entfallen. Sämtliche Inseln gehören der niedrigen Korallenformation an und bilden sogenannte Atolle, d. h. auf einem ring- oder eiförmigen Riffe gelegene Inselgruppen.

Die Namen der 15 Ratak-Inseln lauten — in der Richtung von Nordwest nach Südost — Gaspar Rico, Bikar, Taka, Utirik,

Mejit, Ailuk, Jemo, Likieb, Woche, Erikub, Maloelap, Aur, Arno, Majuro und Mille. Die 18 Inseln der Ralik-Kette haben folgende Namen: Ujilong (Providence Insel), Eniwetok (Browns Insel), Bikini, Ailinginae, Rongelap, Rongerik, Wottho, Ujae, Lae, Kwadjelinn, Lib, Namo, Japwat, Ailinglaplap (Elmore), Jaluit, Kili, Namerik und Ebon. Was das Klima der Marshall-Inseln anlangt, so ist dasselbe für Europäer zuträglich, da kühlende Seewinde die tropische Hitze mäßigen. In den Monaten Oktober und November steigern sich die Seewinde öfters zu verheerenden Orkanen; regenreich sind die Monate März bis Oktober. Da nur eine äußerst dünne, an den günstigsten Stellen kaum 30 cm starke Erdschicht den Korallenfels bedeckt, so ist die Vegetation trotz der reichlichen Niederschläge nur eine dürftige. Sie beschränkt sich auf die in reichen Beständen vorkommende Kokospalme, den Pandanus, den Brotfruchtbaum, einige Taroarten und vereinzelte Bananenpflanzungen; von der höchsten Bedeutung für die Marshall-Insulaner ist entschieden unter den angeführten Gewächsen der ohne besondere Pflege gedeihende Pandanus, da er die Hauptnahrung liefert und somit die Früchte der Kokospalme zum Verkauf und zur Ausfuhr übrig läßt. Was den Unterwuchs anlaugt, so bedeckt Gestrüpp und grobes Schlinggras überall den Boden. Die Tierwelt ist ebenfalls sehr dürftig vertreten, denn zu den ursprünglich vertretenen Taubenarten, Strandläufern, Eidechsen, Krabben und Schmetterlingen sind durch Einfuhr nur Schweine, Hühner, Enten, Hunde, Katzen und Ratten hinzugekommen; desto reicher ist die Tierwelt des Meeres.

Unter den oben angeführten Inseln des Marshall-Archipels nehmen Jaluit (sprich: Dschalut) und Ebon den wichtigsten Rang ein, ersteres, weil es in seiner Lagune einen der prächtigsten Naturhäfen besitzt und zugleich die Residenz eines deutschen Konsuls und der Hauptagenten der deutschen Firmen Hernsheim und Capelle ist; letzteres um seiner reicheren Vegetation und größeren Fruchtbarkeit willen. Um die Sitten und Gebräuche der Marshallaner näher kennen zu lernen, machen wir am besten an der Hand des ehemaligen Konsul Hernsheim einen Besuch auf der genannten Lagunengruppe Jaluit. Nähern wir uns von der See her, so tauchen zuerst am Horizont, gleich grünen Hecken, die Wipfel der Kokospalmen auf, allmählich hebt sich dann der hellblinkende sandige Strand von dem dunkeln Gebüsch ab und die mächtige Brandungswelle, welche am meisten Ähnlichkeit mit dem weißen Rauchstreifen einer Lokomotive hat, wird deutlich sichtbar. Da, wo der grüne Palmenwald eine Lücke zeigt und die Brandung weniger wild tobt, fahren wir durch einen Paß im Korallenriff und gehen in der Lagune von Jaluit vor Anker; letztere ist

in der Mitte 17 Meilen breit und ungefähr 27 Meilen lang. Auf der die Lagune umgebenden Korallenbank liegen 55 kleine Inseln, von denen keine — dasselbe gilt von allen Marshall-Inseln — die Hochwasserlinie um mehr als 3 m überragt. Wir landen auf dem Inselchen Jabwor, weil hier die wehenden Flaggen uns den Wohnsitz des deutschen Konsuls und die Hauptniederlassungen der deutschen Kaufleute verraten. Mitten inne zwischen den beiden Handelsstationen liegt das Dorf der Eingeborenen und das Haus des „Königs" Kabua; auch macht sich die „Civilisation" bereits durch ein von einem Neger gehaltenes Wirtshaus mit einigen Logierzimmern geltend. „Yokwe-yuk" („ich liebe dich") schallt es uns als Gruß aus dem Munde der Eingeborenen entgegen, die bei ihrem schlanken Wuchs und ihrer ebenmäßigen körperlichen Entwicklung keinen äußerlich unvorteilhaften Eindruck machen. Sollten wir die Hautfarbe der uns umgebenden Marshallaner bestimmen, so dürfte das auf den ersten Augenblick schwer halten; denn wir entdecken bei näherem Hinschauen mannigfache Variationen zwischen Olivengelbbraun und einem rötlichen Ziegelbraun; das einfachste dürfte schließlich sein, die Eingeborenen als kastanienbraun zu registrieren. Das Haar ist bei den meisten schwarz und schlicht; hier und da finden wir bei einzelnen Frauen auch feines lockiges und wolliges Haar. Übrigens können wir an der Haartour gleich die Christen von der noch heidnischen Mehrzahl der Bevölkerung unterscheiden; denn während die letzteren nach alter Weise das Haar in einen Schopf hochgebunden tragen, sind die Christen an ihrem kurz abgeschnittenen Haare kenntlich; bei den heidnischen Frauen ist das Haar gewöhnlich in der Mitte gescheitelt und hängt lang herab. Die Augen sind groß, voll und dunkel und zeigen einen lebhaften und geweckten Ausdruck. Der Mund ist nicht eben klein, mit vollen breiten Lippen, hinter denen die regelmäßigen Zähne blendend weiß hervorschimmern. Im ganzen ist das weibliche Geschlecht kleiner und schwächer entwickelt als das männliche, dafür aber auch gelenker und beweglicher; so läßt sich z. B. bei den Frauen der Knochen des Unterarms am Ellbogen gleich leicht nach innen, wie nach außen biegen. Einen sonderbaren Eindruck machen auch die Ohrläppchen der Eingeborenen, welche aufgeschlitzt und durch spiralförmig hineingelegte Pandanusblätter so erweitert sind, daß sie bis auf die Schultern herabhängen; kann der Hautstreifen des Läppchens nicht mehr gedehnt werden, so verlängert man ihn durch Hinzunahme der Backenhaut; bei einigen finden wir auch in den oberen Rand der Ohren Löcher gebohrt, in denen man Blumen trägt. Die meisten der Marshallaner sind mit dem landesüblichen Bastrocke bekleidet, der über einem dicken geflochtenen Gürtel getragen wird, so daß er weit und kühl absteht; der weit vorstehende obere Rand bildet anschei-

nend einen beliebten Ruhepunkt für die sonst zwecklos herumschlotternden Arme. Während die jüngeren Mädchen sich nur mit einer schürzenartig vorgebundenen Matte begnügen, tragen die älteren noch eine zweite, welche von hinten nach vorn über die erste geschoben ist; die Christinnen erkennen wir sofort an dem bunten Kattunoberkleide. Bald hätten wir vergessen, der reichen Tätowierung zu gedenken, die den Körper der meisten Marshalaner bedeckt. Wie man uns erzählt, war in früheren Zeiten die Herstellung dieses „Schmuckes" mit umständlichem Ceremoniell verbunden, und der dem Priester dafür zu entrichtende Preis war so bedeutend, daß der Arme oft jahrelang arbeiten mußte, ehe er den ersehnten Schmuck sein eigen nennen konnte. Mittels der langen schmalen Schwanzfeder einer Mövenart ward das komplizierte Muster auf die Haut gemalt, und dann begann das schmerzhafte Einritzen, welches monatelang dauerte und standhaft ertragen werden mußte. Entschlüpfte dem Jünglinge unwillkürlich ein Schmerzenslaut, so ward er von dem Gesange übertönt, den Frauen außerhalb der Hütte Tag und Nacht unterhielten. Während der Operation war aller Verkehr zwischen Männern und Frauen untersagt; begegnete man sich, so schritt man verhüllten Hauptes aneinander vorüber. Alle Männer bedienen sich so ziemlich desselben Musters, und nur vier Linien, mit denen die Backe von den Schläfen bis zur Kinnlade geschmückt ist, können als ausschließliche Abzeichen der hohen Häuptlinge bezeichnet werden.

Die Wohnungen der Eingeborenen machen einen armseligen Eindruck. Plump und unsymmetrisch gebaut, dienen sie eigentlich nur als Schlafstellen, ohne gegen Wind und Regen Schutz zu bieten. Vier niedere Pfosten tragen ein Dach, unter dem ein wagrecht liegendes Balkenwerk einen oberen Raum abschließt, in welchem die wenige Habe verwahrt wird und zu dem man von unten mittels Kletterns durch eine viereckige Lücke gelangt. Im unteren oder oberen Raume, wohl auch in neben dem Hause stehenden Hütten verbringen die Eingeborenen die Nacht. Eine Matte dient zum Bett, ein Stamm zum Kopfkissen. Die Dächer bestehen aus Kokos- und Pandanusblättern; den Boden des Innenraumes belegt man mit geriebenen Korallen- und Muscheltrümmern, die der Strand in Menge bietet. Leider lassen die faulen Insulaner in der nächsten Umgebung ihrer Häuser Kokosnußschalen und andere Küchenabfälle sich anhäufen und mit den dann entstehenden pestilenzialischen Gerüchen die Luft verderben; nur der immer frischen Seebrise haben sie es zu verdanken, daß daraus keine ernstliche Gefahr für Leben und Gesundheit entsteht. Die Häuptlinge besitzen übrigens bessere Häuser mit ein bis zwei Abteilungen im Innern, deren Fußboden mit gutgeflochtenen Matten belegt ist. Als Residenz des Königs Kabua wird uns im Dorfe ein kleines Holzgebäude bezeichnet, das

sogar notdürftig möbliert sein soll. In der Nähe der Wohnungen bemerken wir kleine Schuppen, Bellak genannt, die als Küchen dienen; freilich sind die Kocheinrichtungen der einfachsten Art. Ein Loch in der Erde birgt das Feuer, zu dem die trockene Faserhülle der Kokosnuß verwandt wird. Auf den rostartig darüber gelegten frischen Holzstäbchen braten einige Fische und Krabben, die man weder von Schuppen noch Eingeweiden reinigt; in der Asche vergraben backen Yams und daneben kocht in dem vom Händler erstandenen eisernen Topfe etwas Reis, der von China eingeführt wird, oder Arrowroot (Pfeilwurz), die auf den nördlicheren Marshall-Inseln gedeiht. Der Gebrauch von Salz oder Gewürzen hat sich noch nicht eingebürgert. Die Hauptnahrung liefert die reife Pandanusfrucht, deren äußere süßliche Faserhülle ausgesogen wird. Man bereitet aus der Nuß (Bob) eine Konserve (Dschengue), indem man große erhitzte, mit Blättern ausgelegte Gruben mit der Frucht füllt, mit Sand überdeckt und während zweier Tage ein Feuer darüber brennen läßt. Die so erweichte Frucht wird dann von den Männern unter allgemeinem Gesange auf halbrunden Messern geschabt; der dicke goldgelbe Saft trocknet in der Sonne ein, wird in fußdicke Rollen gepreßt, mit Pandanusblättern umwickelt und netzartig mit Kokosfaserschnur umschnürt, so daß sich die im Geschmack getrockneten Feigen ähnliche Masse mitunter zwei Jahre lang hält. Auch aus der Brotfrucht wird ein Nahrungsmittel (Piru) hergestellt, das sich 5—6 Monate hält. Die reife, in Stücke geschnittene Frucht wird ein paar Stunden in Salzwasser gelegt und der daraus durch Klopfen gewonnene Brei, mit Blättern zugedeckt, an einem schattigen Orte zwei Tage aufbewahrt. Die vollständig weich gewordene Masse wird dann mehrmals tüchtig durchgeknetet, und eine mit Blättern ausgelegte Grube dient als Vorratskammer, aus welcher der tägliche Bedarf des säuerlichen Breies geschöpft wird. Fische und Schaltiere werden häufig roh verzehrt; namentlich gilt dies von einer ganz kleinen Sardine, die zu bestimmten Jahreszeiten in großen Schwärmen in die Lagune kommt. Selten sieht man um diese Zeit die Palmenkronen am Strande ohne Wächter; denn aus dieser Höhe erkennt das geübte Auge des Eingeborenen den dicht an der Oberfläche schwimmenden Fisch auf weite Entfernung. Sofort belebt sich der Strand; während einige sich dem Schwarme vorsichtig mit Kanus nähern, und ihn dem Lande zuzutreiben suchen, tragen andere frische Palmblätter herzu oder rollen lange franzenartige Schnüre auf. Sind die Fische auf etwa hundert Schritte nahegekommen, so bildet alles, was Beine hat, eine Kette und umschließt sie im Halbkreise. Mit Blättern und Schnüren wird rasch unter Wasser ein Netzwerk hergestellt und unter Geschrei mit langen Stöcken der Fisch zurückgetrieben, wo er etwa durchzubrechen versucht.

Nun wartet man ruhig, bis Ebbe eingetreten ist und nur ein paar Zoll Wasser auf dem Riffe bleiben. Giebt endlich der Häuptling das Zeichen, so stürzt sich die ganze Bevölkerung mit lautem Jubel auf die sichere Beute, von der jeder einen möglichst großen Anteil zu erhaschen sucht; denn was er nicht selbst verzehren kann, bringt er zu dem europäischen Händler, der gern einen guten Preis für den schmackhaften Fisch zahlt. Einen anderen Fisch, den gewichtigen „Gelbschwanz" treibt man in Kanus dem Lande zu, läßt eine an zwei Fahrzeugen an ihren Enden gehaltene Schnur auf dem Wasserspiegel schwimmen und macht sich dann die Erfahrung zu Nutze, daß wohl hier und da ein Fisch über die Schnur zurückspringt, aber nie unter derselben durchschwimmt. Auch der nächtliche Fischfang bei Fackellicht ist beliebt. (Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Vom Herausgeber.

I.

Die Heimat.

Das vergangene Jahr hat uns verschiedene neue deutsche Missionen gebracht, welche sämtlich im Zusammenhange stehen mit der deutschen Kolonialbewegung. Wir beginnen unsre diesmalige Rundschau mit einem Überblick über dieselben.

1. Die Kamerunmission, welche die Baseler M.-G. Ende vorigen Jahres mit fünf Arbeitern in Angriff genommen hat. Ein gut Stück der Vorgeschichte dieser seitens vieler deutscher Kolonialfreunde aufs lebhafteste verlangten Mission darf bei unsern Lesern als bekannt vorausgesetzt werden (vergl. diese Zeitschrift 1885, 149. 193. 531. 553. 1886, 120. 146. 238. 340. 1887, Beiblatt 13). Sowohl die lebhafte Erörterung, welche gerade diese Mission in weiten Kreisen auch seitens vieler wenig sachverständiger Beurteiler gefunden wie die charakteristischen Verhandlungen, welche sie hervorgerufen, haben ihr aber eine Bedeutung von beinahe principieller Tragweite gegeben, welche uns zu einem ausführlicheren Eingehen nötigt. Das urkundliche Material liefert uns ein lichtvoller Aufsatz des Ev. Miss.-Mag. (1887, 11 ff.): „Zur Vorgeschichte der Baseler Mission im Kamerungebiet und in Viktoria," der in überzeugender Weise darthut, wie diese Mission ebenso im Glauben gewagt wie nüchtern und umsichtig erwogen worden ist Man muß Respekt vor einer also handelnden Missionsleitung bekommen, und wir wünschten wohl, daß alle diejenigen, welche in ihrem eiligen Eifer neue Missionsgemeninden über Knie zu brechen und den allseitigen (nicht bloß pekuniären) Kostenanschlag zu leicht zu nehmen in Gefahr stehen, diesen Artikeln recht sorgfältig studieren möchten.

Bekanntlich unterhielten die englischen Baptisten schon seit 1845 eine Mission in Kamerun (vgl. 1885, 113). Wie weit dieselben Grund hatten sich über die ihnen bei der deutschen Besitzergreifung und den darauf folgenden Kämpfen widerfahrene Behandlung zu beklagen, ist dem Verfasser des citierten

Artikels, dem Baseler Missionsinspektor, unbekannt geblieben. Er seinerseits kann nur die doppelte Thatsache konstatieren: 1. daß die deutsche Besitzergreifung bei den englischen Baptisten den Gedanken „entweder hervorgerufen oder verstärkt hat, die Arbeit dort abzugeben" und 2. „daß die englischen Missionare durch die deutsche Regierung nicht verdrängt worden sind." Er „weiß aus zuverlässiger Quelle, daß ihnen gesagt worden ist, man werde ihr Verbleiben nicht ungern sehen." Neben den politischen Verhältnissen legte aber auch das Bedürfnis, ihre Kräfte auf die seit 1878 begonnene Kongomission zu vereinigen den Baptisten jenen Entschluß: sich von Kamerun zurückzuziehen, nahe. „Wenn also in deutschen evang. Missionskreisen der Gedanke einer Kamerunmission erwogen wurde, so kam man damit den Gedanken der engl. M.-G. entgegen. So wenig fand ein Versuch statt, eine andre Gesellschaft aus ihrem Gebiet zu verdrängen, daß vielmehr ein Eingehen auf die eignen Wünsche der andern Gesellschaft vorliegt."

Dies wird außer allen Zweifel gesetzt durch den zwischen den Vorständen der Baseler und der Baptisten M.-G. stattgefundenen Schriftenwechsel. Ehe nämlich der erstere, nachdem er bereits die für Übernahme der Kamerunmission sprechenden Fingerzeige in die ernsteste Erwägung gezogen, irgendwelchen bindenden Beschluß faßte, legte er dem letzteren unter dem 18. März v. Js. folgende Fragen vor: „1. Sind Sie ganz entschlossen, die Kamerunmission unter allen Umständen aufzugeben? 2. Wenn das der Fall ist, welches sind Ihre Gründe? Nur die Besitzergreifung durch Deutschland? Das könnten wir als genügenden Beweggrund nicht anerkennen für einen so ernsten Schritt, bei dem das geistliche Wohl vieler Menschen in Frage kommt, die teils schon getauft, teils der Taufe nahe sind. Wollen Sie, daß wir Ihr Werk übernehmen, so müssen Sie uns zuerst überzeugen, daß Sie es nicht weiter zu führen vermögen. Unsere Gesellschaft ist nie von nationalen oder weltlichen Erwägungen ausgegangen, sondern hat sich allein auf den internationalen Standpunkt des Reiches Gottes gestellt. Deswegen tragen wir Bedenken, ein Arbeitsfeld zu betreten, das uns, wie es scheint, aus nationalen Beweggründen angeboten wird."

Darauf antwortete der Sekretär der baptistischen Missionsgesellschaft in einem Brief vom 24. März: „Auf die Frage, ob die baptistische Missionsgesellschaft entschlossen sei, die Kamerunmission unter allen Umständen aufzugeben, antworte ich entschieden: Nein. Die baptistische Missionsgesellschaft würde die Christen im Kamerungebiet nicht ohne religiöse Aufsicht lassen. In Erinnerung an alle die Segnungen der früheren Zeit könnte sie dieselben nicht aufgeben oder den Distrikt verlassen ohne die Gewißheit, daß eine andere evangelische Mission das Werk aufnehmen würde. Der Gründe, um derentwillen die Kommittee an Aufgeben der Kamerunmission denkt — worauf Ihre zweite Frage, wenn ich nicht irre, geht — sind es zwei oder drei: Nämlich unter den anders gewordenen Verhältnissen bezüglich der Regierung des Landes und bei der Einführung der deutschen Sprache, die der Niederlassung aufgenötigt wird, glauben wir, daß deutschredende Missionare wahrscheinlich mehr nützen würden als englischredende und auch vom Volk lieber aufgenommen würden. Weiter hat die Kommittee schon längst das Verlangen, lieber ins Innere von Afrika einzudringen, und es öffnet sich ihr eben jetzt in Verbindung mit ihrer Kongomission die Thüre, die sie nicht unbeachtet lassen

darf. Die Kongomission erfordert so viele Mittel, so viele Menschen und so viel Geld, daß die Mittel der Kommittee aufs äußerste in Anspruch genommen werden. Könnte sie daher die Kamerunmission in die Hände einer andern evangelischen Missionsgesellschaft legen, so würde sie sich frei fühlen, sich der eine herrliche Aussicht eröffnenden Arbeit zu widmen, welche ihr in Verbindung mit der Kongomission sich darbietet. Sie fühlt, daß diese Mission alle ihre Kräfte an Menschen und Geld erfordert und daß sie, wenn sie sich mit Ehren vom Kamerungebiet zurückziehen könnte, ihre Arbeit in Afrika auf das Kongogebiet konzentrieren könnte. Sie mögen aus dem Gesagten ersehen, daß das Verlangen der Kommittee in keiner Weise auf weltlichen Erwägungen beruht und gleich Ihnen erkennt die Kommittee keine solchen Grundsätze an, auch gilt ihr die Nationalität nichts, da ihr Streben nur darauf geht, „zu predigen das Evangelium aller Kreatur." Wenn Sie im letzten Abschnitt Ihres Briefes sagen: „Wenn die baptistische Missionsgesellschaft wünscht, daß die Baseler Mission ihr Werk in Kamerun übernehme, so muß sie uns zuvor überzeugen, daß es ihr unmöglich ist, es weiterzuführen," so ist darüber kein Zweifel, daß die baptistische Missionsgesellschaft das Werk fortführen **kann**, das sie so viele Jahre hindurch getrieben hat. Es ist dies in keiner Weise unmöglich. Aber nach sorgfältiger Erwägung der ganz veränderten Sachlage infolge der neusten Ereignisse ist die Kommittee zu dem Ergebnis gekommen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach deutschredende Missionare in Kamerun nützlicher sind und daß darum, wenn eine Verständigung mit der Baseler Mission über die Fortführung der Kamerunmission erzielt werden könnte, die baptistische Missionsgesellschaft frei wäre, alle ihre Anstrengungen der ausgedehnteren Unternehmung am Kongo zu widmen." Daran schloß sich noch die Versicherung, daß es gerade die durch ihre Arbeit auf der Goldküste den Baptisten bekannte Baseler Mission ist, der die Baptisten ihre Arbeit „mit der größten Befriedigung" zur Weiterführung überlassen würden.

In Basel entnahm man aus diesem Brief, daß die Baptisten, auch wenn gewisse nationale Empfindungen mitwirken sollten, doch gute Gründe haben, die Arbeit im Kamerungebiet aufzugeben und daß jedenfalls, wenn sie bleiben würden, eine **kräftige** Fortführung der dortigen Mission nicht zu erwarten wäre. Demnach schien das Eintreten einer evangelischen Missionsgesellschaft deutschen Charakters angezeigt.

Wir lassen nun die weiteren in befriedigendster Weise zu Ende geführten Verhandlungen mit der baptist. M.-G. betreffs des Erwerbs ihrer Liegenschaften als für uns unwesentlich beiseite, wiederholen auch nicht was Beiblatt S. 14 f. über die Stellung der Baseler M. zu den baptistischen Besonderheiten gesagt worden ist. Uns genügt, die Thatsache konstatiert zu haben, daß nicht nur ohne jede Verletzung der bekannten paulinischen Grundregel Röm. 15, 20, sondern auch ohne Einmischung jeder nationalen Leidenschaftlichkeit auf dem Wege der brüderlichsten Verständigung der Übergang der englischen Kamerunmission in deutsche Hände bewirkt worden ist.

In noch höherem Grade befriedigend ist der zwischen dem Vorstande der Baseler M.-G. und der **deutschen Reichsregierung** geführte Schriftwechsel. Unter den unerläßlichen Bedingungen, von deren Erfüllung man in Basel die Übernahme der Kamerunmission unabhängig machte, stand obenan: seitens des Deutschen Reiches die amtliche „Zusicherung desjenigen Maßes von

Freiheit und derjenigen Rechte, welche zu dem gedeihlichen Missionsbetrieb nach den Grundsätzen der Gesellschaft erforderlich scheinen." Unter dem 1. Juni v. Js. ging daher folgendes Gesuch der evangelischen M.-G. zu Basel nach Berlin ab:

„Hohes Kaiserliches Deutsches Auswärtiges Amt bitten die unterzeichneten Vertreter der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel im Namen der leitenden Kommittee ehrerbietig um eine Äußerung darüber, ob gegen Übernahme der bisher von englischen Baptisten im Kamerungebiet betriebenen Heidenmission durch die Evangelische Missionsgesellschaft in Basel von seiten des Kaiserlichen Auswärtigen Amtes ein Hindernis vorliegt. Zwar sind die angeknüpften Verhandlungen mit der Baptistischen Missionsbehörde in London noch nicht abgeschlossen und hängt die Entscheidung unserer Gesellschaft außer von dem Ergebnis dieser Verhandlungen auch noch von anderen Umständen ab. Da aber die Entschließungen der Gesellschaft wesentlich durch die Stellung bedingt sind, welche die hohe Reichsregierung zu einer Baseler Mission im Kamerungebiet einnehmen würde, so sehen wir uns schon jetzt zu unserem Gesuche veranlaßt.

Die Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel hat deutsch-schweizerischen Charakter. Der Hauptsache nach werden ihr sowohl die persönlichen Arbeitskräfte als die Geldmittel, über die sie verfügt, teils von der evangelischen Schweiz, teils von der evangelischen Bevölkerung Deutschlands geliefert, vornehmlich Südwest-Deutschlands. Unter ihren europäischen Missionaren sind gegen drei Viertel Deutsche, daneben einige wenige Deutsch-Russen oder Angehörige anderer Nationen, die übrigen Schweizer. In der leitenden Kommittee sind neben den Baselern immer einige Deutsche, meist Württemberger. Während der Präsident immer ein Baseler war, ist der Inspektor, der in allen Angelegenheiten das Referat und die Exekutive hat, von Anfang an stets ein Württemberger gewesen. Die Lehrer an der Missionsschule waren bis jetzt mit wenigen Ausnahmen Deutsche, meist Württemberger.

Die Grundsätze, nach denen die Gesellschaft arbeitet, sind folgende:

1. Unter Ausschluß jeden politischen Zweckes verfolgt die Gesellschaft als ihr Ziel die Pflanzung evangelischen Christentums unter den Heiden und Sammlung der Gewonnenen zu evangelisch-christlichen Gemeinden.

2. Durch Errichtung christlicher Volksschulen sucht sie ihre Pflegebefohlenen in den Stand zu setzen, die heilige Schrift zu lesen, bestrebt sie sich überhaupt eine christliche Volksbildung hervorzubringen.

3. Durch höhere Schulen sucht sie Lehrer und Prediger aus den Eingeborenen heranzubilden und vorhandenen Bedürfnissen nach höherer Bildung in evangelischem Geiste zu entsprechen.

4. Das religiöse und sittliche Leben der gesammelten Gemeinden sucht sie durch Einführung einer christlichen Gemeindeordnung und Handhabung einer christlichen Kirchenzucht nach den Grundsätzen der heiligen Schrift zu pflegen.

5. Nicht nur zur Erleichterung der auf der Gesellschaft liegenden Last, sondern auch um der sittlichen Wirkungen willen sucht sie die Christen allmählich zur Bestreitung der Kosten für die Gemeindebedürfnisse zu erziehen.

6. Die Gesellschaft achtet es für ihre Pflicht, die nationalen Eigentümlichkeiten der Völker, unter denen sie arbeitet, soweit sie nicht als heidnisch dem Christentum weichen müssen, zu schonen. Sie pflegt daher in ihren Schulen

in erster Linie die Volkssprache, ohne dadurch den Unterricht in einer anderen Sprache, sofern er Bedürfnis ist, auszuschließen.

Um nach diesen Grundsätzen arbeiten zu können, bedarf die Gesellschaft Freiheit der Bewegung, die ihr auf englischem Gebiet, z. B. auf der Goldküste, stets gelassen worden ist und um deren ausdrückliche Gewährung sie auch das hohe Auswärtige Amt für den Fall, daß sie die Kamerunmission übernimmt, hiermit bittet, da sie nur unter dieser Voraussetzung die Arbeit in Angriff nehmen könnte. Es würde sich dabei um Anerkennung folgender Rechte handeln:

1. Das Recht, Grundstücke zu erwerben zur Errichtung von Missionshäusern, Kirchen, Schulen, Prediger- und Lehrerwohnungen und — wenn sich dies wie auf der Goldküste als notwendig oder zweckmäßig erweisen sollte — zur Ansiedelung der gewonnenen Christen.

2. Das Recht, von den durch die Missionsgesellschaft oder die Christengemeinden erworbenen Grundstücken den Branntweinhandel und Branntweinschank auszuschließen.

3. Das Recht, die inneren kirchlichen Verhältnisse und Schulverhältnisse der zu sammelnden Gemeinden selbständig zu regeln, eine christliche Gemeindeordnung, die sich auch auf eheliche Verhältnisse erstreckt und mit Hilfe einer evangelischen Kirchenzucht aufrecht erhalten wird, einzuführen und Beiträge der Christen für Zwecke der Mission, der Kirche und Schule anzuordnen, zu erheben und zu verwalten.

Mit der Bitte um Gewährung dieser Rechte für den Fall ihrer Übernahme der Kamerunmission wünscht die Gesellschaft nur sich so lange, als sie das Werk in Händen hat und die Verantwortung dafür trägt, die für das Gedeihen einer schwierigen und viele Opfer fordernden Unternehmung nötige Freiheit zu sichern, ohne damit einer künftig nötig werdenden Regelung der Verhältnisse seitens der Regierung vorgreifen zu wollen.

Ehrerbietigst, namens der Ev. Miss.-Gesellschaft zu Basel:

Der Präsident: Dr. Riggenbach. Der Inspektor: Th. Oehler."

Hierauf erfolgte schon unter dem 12. Juni folgende erfreuliche Antwort des Auswärtigen Amtes:

„Auf das gef. Schreiben u. s. w. erwidere ich ergebenst, daß ich in Anerkennung der Opfer, welche mit einem so segensreichen Werke verbunden sind, gern bereit bin, der gedachten Gesellschaft die zur Entfaltung ihrer Thätigkeit erforderliche freie Bewegung zu gewähren.

Von den besonders erbetenen Rechten kann der Gesellschaft die Befugnis, zur Errichtung von Missionshäusern, Kirchen, Schulen, Prediger- und Lehrerwohnungen und zur Ansiedelung der gewonnenen Christen Grundstücke zu erwerben, in der Voraussetzung zugestanden werden, daß im übrigen diese Befugnis nach den für das Schutzgebiet geltenden Vorschriften ausgeübt wird.

Das weiter erbetene Recht, von den durch die Christengemeinden erworbenen Grundstücken den Branntweinhandel und den Branntweinschank auszuschließen, kann um so mehr zugelassen werden, als dasselbe nur ein Ausfluß des an den Grundstücken bestehenden Eigentums ist.

Auch bezüglich des Rechts, die inneren kirchlichen Verhältnisse und die Schulverhältnisse der zu sammelnden Gemeinden selbständig zu regeln, eine christliche Gemeindeordnung einzuführen und Beiträge der Christen für Zwecke

der Mission, Kirche und Schule anzuordnen, wird der Gesellschaft freie Hand gelassen werden.

Vorausgesetzt ist dabei, daß die erwähnten Befugnisse, namentlich auch die Erhebung von Beiträgen für die Zwecke der Mission, sich nur auf die Mitglieder der zu sammelnden Gemeinden, nicht auf die Mitglieder und Angestellten der kaufmännischen Firmen erstrecken und selbstverständlich wird, wie in jedem anderen staatlichen Gebiet, auch in Kamerun mit der der Missionsgesellschaft gewährten Freiheit die Übung der staatlichen Hoheitsrechte und der darin enthaltenen Oberaufsicht, sowie die Entscheidung der etwa entstehenden Streitigkeiten vereinigt werden können.

Ich darf die Erwartung aussprechen, daß diese Zusicherungen den Wünschen der Gesellschaft entgegenkommen und daß dieselbe den Beginn ihrer Thätigkeit nach Möglichkeit beschleunigen wird.

Gleichzeitig freut es mich hinzufügen zu können, daß das Syndikat für Westafrika die Absicht der Baseler Missionsgesellschaft, sich in Kamerun niederzulassen, mit Freuden begrüßt und daß die dort angesessenen Firmen erklärt haben, derselben ihre volle Sympathie entgegenzubringen und sie nach Kräften unterstützen zu wollen.

Ew. ersuche ich ergebenst, mich von der Entschließung der Baseler Missionsgesellschaft benachrichtigen zu wollen, damit eintretendenfalls der Kaiserliche Gouverneur mit den erforderlichen Weisungen versehen werde.

(gez.) Berchem."

Die bedeutungsvolle Tragweite dieser Antwort mit der man in Basel vollständig zufrieden gestellt war, für neue Missionen in deutschen Schutzgebieten liegt auf der Hand. Wir können der Baseler Missionsleitung nur dankbar sein, daß sie sofort am Beginn der deutschen kolonialen Ära durch ihre sachliche Verhandlung mit der deutschen Reichsregierung eine solche Klärung der Missionsfrage herbeigeführt hat. Und wir müssen der deutschen Reichsregierung von Herzen dankbar sein, daß sie sofort am Anfange unsrer kolonialen Ära der Mission gegenüber nicht bloß eine so wohlwollende sondern principiell richtige Stellung eingenommen hat.

Was die Geldmittel betrifft, so ist bis heute freilich noch nicht viel über die Hälfte der Summe eingekommen, welche den Ankauf der baptistischen Liegenschaften verursacht; hoffentlich setzen nun aber diejenigen Kreise, welche so stürmisch die Kamerunmission verlangten, eine Ehre darein, Basel die Hände zu füllen.

2. Die Neuguineamission in Kaiser Wilhelmsland. Eine solche ist von drei Seiten ins Auge gefaßt:

a) von der Rheinischen M.-G. Schon Ende 1885 hatte dieselbe sich an den Vorstand der Neuguinea-Kompanie mit einer vorläufigen Anfrage wegen einer innerhalb ihres Gebiets zu beginnenden Missionsarbeit gewandt. Es hat aber lange Verhandlungen gekostet bis endlich unter dem 25. November v. Js. der ersehnte Bescheid eingetroffen ist. Die von der genannten Kompanie gestellten Bedingungen, welche die Deputation der Rh. M.-G. angenommen hat, sind folgende:

„Die Rheinische Mission übernimmt für ihre Missionare und deren Gehilfen die Verantwortung. Wo und wie weit dieselben ihr Arbeitsgebiet haben sollen, das bestimmt der Landeshauptmann, der auch zur Anlegung oder Verlegung von allen Stationen seine Genehmigung erteilen muß; die Missio-

nare sind den Gesetzen und Anordnungen der Landesbehörde gleich andern Ansiedlern unterworfen; für Ausübung ihrer Berufsthätigkeit als geistliche und religiöse Erzieher jedoch empfangen sie ihre Weisungen lediglich von den Leitern ihrer Missionsgesellschaft. Die Beamten der Kompanie sollen den Missionaren ihre Missionsarbeit thunlichst zu erleichtern suchen; die Missionare dagegen sind verpflichtet, auch ihrerseits als Dolmetscher, Vermittler in Streitigkeiten ꝛc. unentgeltlich die Verwaltung zu unterstützen; auch sollen sie suchen die Eingeborenen in allerlei nützlichen Kenntnissen und Künsten zu unterweisen und sie an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen. Wenn ein Missionar etwas die öffentliche Ordnung Verletzendes sich zu schulden kommen lassen sollte, so kann er natürlich zur Verantwortung gezogen, ja schließlich von der Direktion der Neu-Guinea-Kompanie bei uns die Abberufung des Betreffenden beantragt werden. Die Kosten für den Unterhalt der Missionare und Stationen trägt die Missionsgesellschaft, doch gewährt uns die Kompanie einige schätzenswerte Erleichterungen. Die etwaige kirchliche Versorgung der weißen Ansiedler oder Errichtung von Schulen für dieselben bleibt einer späteren Bestimmung vorbehalten." (Rh. M.-B. 1887, 11.)

Man sieht, die deutsche Reichsregierung ist der Baseler M.-G. gegenüber weit großherziger gewesen als die Neuguinea-Kompanie gegenüber der Rheinischen. Die Einzelheiten der Verhandlungen sind uns unbekannt; aber wenn man die gleich zu erwähnenden Erlebnisse des bayrischen Missionars Flierl dazu nimmt, so bekommt man fast den Eindruck, daß die Neug.-K. von einem gewissen Vorurteil gegen die Mission noch nicht ganz frei gewesen ist. In der Praxis wird man ja wohl der Mission dieselbe Freiheit der Bewegung gewähren, welche regierungsseitig garantiert worden ist. Zwei rheinische Missionare: ein bisher auf der Insel Nias und ein im Hereroland thätig gewesener, also beide erfahrene Männer, sind bereits auf dem Wege nach dem neuen Missionsgebiet. Ob man auch Eingeborne von den Rheinischen Missionsgebieten in Niederl. Indien, wie ursprünglich die Absicht war, dort in die Arbeit stellen kann, wird vermutlich erst definitiv bestimmt werden, nachdem die beiden Pioniere Land und Leute ein wenig erkundet haben.

Einige tausend Mark Beiträge für ihre neue Neugu.-M. hat die Rh. M.-G. bereits erhalten; die Hauptsummen werden aber erst jetzt erwartet, nachdem die Mission in das Stadium der thatsächlichen Ausführung getreten ist.

b) Von der Neuendettelsauer M.-G. in Bayern, die bisher nur eine sehr beschränkte eigentliche Heidenmissionsarbeit und zwar in Verbindung mit der lutherischen Immanuelsynode Australiens unter den dortigen Eingebornen getrieben. Wie unsern Lesern bereits bekannt (1886, 150, 236, 471) ist der Gedanke an diese bayrische Neug.-Mission von dem australischen Missionar Flierl ausgegangen. Schon im Nov. 1885 machte er sich auf den Weg; aber man gestattete ihm nicht die Fahrt auf dem Dampfer der Neug.-Komp. „Es ging jene Weigerung ihn mitzunehmen ausgesprochenermaßen zum größten Teil aus Abneigung der Beamten gegen sein Werk hervor, obgleich die Gesellschaft selbst, die in Berlin ihren Sitz hat, sich freundlich zu dem Werke verhielt," so schreibt das sehr kolonialfreundliche Nürnb. M.-Blatt (1886, 150). Man wollte „noch einige Zeit ohne Missionare kolonisieren" (Ebd. 152). Am 12. Juli v. Js. ist Flierl auf einem andern Schiffe in Kaiser Wilhelmsland gelandet und hat seitens des Landeshauptmanns und der Beamten ein freund-

liches Entgegenkommen gefunden. Wie es scheint, ist aber Flierl nach Neug. gegangen ohne nach dem Vorgange von Basel und Barmen vorher sich eine magna charta haben ausstellen zu lassen. Denn das Nürnb. M.-Bl. schreibt (1886, 190): „Nach Flierls Bericht hat der Landeshauptmann erklärt, daß er persönlich gegen eine Missionsniederlassung in jener Gegend keine Einwendung habe. Eigentümlich berührt es, daß zu einer bleibenden Niederlassung die Genehmigung der Neug.-Komp. eingeholt werden muß. Man sollte meinen, der Neug.-Komp. könnte es nur erwünscht sein, wenn möglichst viel Missionsstationen dort angelegt würden.“ Gewiß; aber diese gute Meinung macht doch die so notwendigen Vorverhandlungen nicht überflüssig. Übrigens wird unterdes Flierl schon einen Mitarbeiter aus Bayern erhalten haben. Über die für diese Mission eingegangenen Beiträge fehlt uns jede Kenntnis.[1])

c) Von dem allg. ev. protest. Missionsverein, wie schon S. 47 mitgeteilt ist. Nach den auf der 2. Jahresversammlung dieses Vereins stattgehabten Verhandlungen (Zeitschr. für Missionskunde und Religionswissenschaft[2]) 86, 255) schien es kaum, als ob die vorgeschlagene Neug.-M. großer Sympathie begegne; nach den neusten Mitteilungen (ebend. 1887, 64) erwartet jedoch der Centralvorstand seitens des Berliner Zweigvereins bestimmte Anträge, sobald sich ein praktisch befähigter Theologe gemeldet hat.

3. Die ostafrikanische Mission. Eine solche ist gleichfalls von verschiedenen Gesellschaften ins Auge gefaßt:

a) Von der evang.-luth. M.-G. für Ostafrika in Bayern.[3]) Bekanntlich (vergl. 1886, 234) ist diese Gesellschaft erst 1885 ins Leben getreten und speciell für Deutsch-Ostafrika gegründet worden. Der rührige Eifer des Präses derselben, des Pf. Ittameier in Reichenschwand, hat bereits anfangs August des v. Is. die Aussendung der beiden ersten Missionare zustande gebracht. Ende September sind sie am Orte ihrer Bestimmung angekommen und haben sich sofort, unterstützt von dem schwarzen Missionar der Ch. M. S. in Kisulutini, eine Stunde von dieser Station entfernt, in Jimba niedergelassen (Nürnb. M.-Bl. 1886, Nr. 20—22). Mittlerweile sind nun die officiellen Verhandlungen zwischen Deutschland, England und Sansibar zum Abschluß gekommen und — die neue Station, auf der sich die bayrischen Missionare bereits häuslich eingerichtet, ist dem Gebiet des Sultans von Sansibar zugesprochen worden! Jedenfalls liegt sie außerhalb der deutschen „Interessensphäre“.[4]) Da nun die Bayrische M.-G. ausdrücklich

[1]) Unterdes meldet die Allg. ev.-luth. K.-Z. (1887, 21), daß seitens Neuendettelsaus für die Papua (in Australien) 4354, für die Neuguinea-Miss. 18517, für Aussendung von Zöglingen 4725 Mk. ausgegeben seien. Die für die Neuguinea-Mission angegebene Summe erscheint uns etwas hoch.

[2]) Ich werde diesen langen Titel künftig abkürzen in Z. f. M. — Es empfiehlt sich auch für den langen Namen: „Allg. evang. protest. Missionsverein“ eine officielle Kürzung zu erfinden.

[3]) Auch ein sehr langer Name, den man für den gewöhnlichen Gebrauch kürzen sollte.

[4]) In der „deutschen Reichspost“ wird — offenbar von einer der neuen bayrischen Mission nahestehenden Seite — sehr darüber geklagt, daß die Diplomaten auf die erste deutsche Mission in Ostafrika ja gar keine Rücksicht genommen und das betreffende Gebiet eben um dieser Mission willen nicht Deutschland zugesprochen haben. Nun abgesehen davon, daß man vermutlich in London bei dem Abschlusse des Vertrags von der ersten deutschen Missionsstation in Ostafrika noch gar nichts

für Deutsch-Ostafrika gegründet worden ist, so steht — zumal nach dem seitens ihres Präses auf dem Berliner Kongreß proklamierten Grundsatz cf. S. 38 dieser Zeitschr. — zu erwarten, daß nicht nur die eben bezogene Station sondern auch der ganze Plan zu den Wakamba vorzudringen, wieder aufgegeben werden muß. Das ist ja vielleicht außer einigem Geldverlust auch kein großes Unglück; manche Missionsstation hat später wieder verlassen werden müssen, aber es hätte doch können vermieden werden, wenn man die ost-

wußte — so wird damit ein Grundsatz von der höchsten Gefährlichkeit für die Mission proklamiert, nämlich daß die Anlage einer Missionsstation dem Vaterlande der betreffenden Missionare das Anrecht auf die Besitznahme des Landes gewährt, in welchem die Station liegt. Vom Missionsstandpunkt aus müssen wir mit aller Energie dagegen protestieren, daß dieser Grundsatz für kolonialpolitische Abmachungen kanonisiert werde.

Was die in Rede stehende Grenzregulierung selbst betrifft, so soll gehören: a) dem Sultan von Sansibar ein 10 englische Meilen breiter Küstenstrich von der portugiesischen Grenze (Kap Delgado) an bis zur Mündung des Osiflusses (Formosa Bai) samt einigen nördlich davon gelegenen Punkten, also in einer Länge von ca. 130 geogr. Meilen; b) Deutschland das ungeheure Gebiet von der Mündung des Rovumaflusses bis an die östlichen Ufer der großen Seen (der nördlichen Hälfte des Nyassa und der südlichen des Nyansa) und hinauf bis zum Kilimandscharo; c) England das Gebiet nordöstlich von diesem Gebirge bis zum Kenia und dem Tanaflusse. Wie bei den westafrikanischen Abmachungen sind auch hier die Eingebornen nicht zu den Verhandlungen gezogen worden. Über die Somaliländer scheint kein Abkommen stattgefunden zu haben.

Die Erwerbungen gerade dieser haben — so scheint es — die Ermordung des Dr. Jühlke veranlaßt, des ersten Opfers der bis jetzt so glücklich verlaufenen deutsch ostafrikanischen Kolonialpolitik. Man war in den Kreisen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sofort geneigt, diese Bluttat auf das Konto des Sultans von Sansibar zu setzen, weil sie in einem ihm gehörigen Orte (Kismayu) geschehen. Die Kol. P. K. (1886, 366, 374) bezeichnete es fast als eine Verleumdung, als sie den Somalis schuld gegeben ward. Und doch soll nach Denhardt ein solcher wirklich der Mörder sein und zwar die Bluthat vollbracht haben aus Rache über die Landerwerbungen. Die genaue Untersuchung wird ja bald Klarheit schaffen. Auch wir beklagen das traurige Ende tief, welches unser Landsmann in Ostafrika gefunden; aber der Ton, in welchem die Kol. P. K. (1886, 374) den Eingang ihres Nekrologs schreibt, ist — wir wollen nur sagen nicht schön und wenig geeignet Gegner zu überwinden. Wenn das doch die Literaten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft endlich begreifen möchten, daß sie ihrer Sache einen bessern Dienst thäten, so sie eine bescheidenere und gemäßigtere Sprache führten. Zum Beweise nur einige Passagen. Nachdem es geheißen: „Karl Jühlkes Tod habe in der ganzen deutschen Nation den tiefsten Eindruck hervorgerufen;“ — „ein jeder Versuch an dieser Thatsache zu rütteln oder zu deuteln, von wo er immer kommen möge, ist zwecklos“ fährt der Nekrolog fort: „Wenn man freilich die öffentliche Meinung in Deutschland nach den Äußerungen der Presse beurteilen müßte, so stünde es traurig um den Nationalstolz unsres Volkes; denn die Haltung, welche mit wenigen rühmlichen Ausnahmen die Presse aller Parteien der frechen That gegenüber eingenommen hat, ist mehr als kläglich. Man hätte meinen sollen, daß bei der ersten Nachricht von dieser beispiellosen Beleidigung unsrer nationalen Ehre durch die gesamte deutsche Presse sich ein Schrei der Entrüstung gezogen, daß man laut um Rache und Vergeltung gerufen hätte für dieses vergossene teure Blut, daß man im empörten Zorne gefordert hätte nun endlich, da das Maß schweigend getragener Beleidigungen voll sei, der arabischen Unverschämtheit das Nichts ihres lumpigen Daseins mit männlicher Strenge zu Gemüte zu führen!“ — Die Ermordung Hanningtons und die Bluthaten in Uganda sind indirekte Folgen der deutschen Erwerbungen in Ostafrika. Bis jetzt hat die K. P. K. unsres Wissens kein Wort der Teilnahme, nicht einmal einen Schrei der Entrüstung wegen derselben gehabt. Im Missionslager fordert man nicht im empörten Zorne blutige Rache; aber Worte der Teilnahme thun auch da wohl.

afrikanischen Verhältnisse, wie unsrerseits wiederholt gemahnt worden ist, sich erst einigermaßen hätte konsolidieren lassen. Übrigens waren wir auch sehr verwundert über diese Niederlassung eine Stunde von der englischen Missionsstation Kisulutini!! Daß eine deutsche M.-G., welche expreß deshalb gegründet worden, weil die englische Mission in Ostafrika nicht weit genug reiche, so nahe in die — wie man jetzt sagt — „Interessensphäre“ der englischen Mission hineinbauen würde, das mußte überraschen. Da der Einfluß der englischen Mission doch unschwer auch auf diese Stunde Entfernung noch ausgedehnt werden konnte, und überdies eine Station der Freimethodisten auch noch ganz nahe ist, so hätte man doch etwas entfernter wohnende Heiden aufsuchen sollen, welche noch außerhalb jedes Missionseinflusses lebten. Vermutlich wird durch den den bayrischen Missionaren augenblicklich unbequemen Vertrag die etwas schnell vor sich gegangene Stationenanlage zum Vorteile der Mission geändert.

Welche Geldmittel bis heute der bayrischen Mission zur Verfügung stehen, vermögen wir mit Bestimmtheit nicht anzugeben. Vor einiger Zeit wurden 20 000 Mk. genannt; vielleicht sind es heute 30 000. Jedenfalls ist reichlich soviel da, als man augenblicklich braucht.

b) Von der Deutsch-ostafrikanischen M.-G. zu Berlin. Seit der Veröffentlichung des Gründungsaufrufes (vergl. die Beleuchtung desselben 1886, 226) im April v. Js. scheinen mancherlei Wandlungen innerhalb dieser Gesellschaft vor sich gegangen zu sein. Darüber, daß die Berliner M.-G. (I.) die Missionare für Deutsch-Ostafrika liefere, herrscht jetzt völliges Schweigen; auch hat sich die Nachricht nicht bestätigt, daß die aus dem Gallalande vertriebenen beiden Chrischonabrüder in den Dienst der Berliner ostafrikanischen Gesellschaft bereits getreten seien. Dagegen ist der frühere rheinische Missionar Büttner zum Inspektor der neuen Gesellschaft berufen worden und schon im Dezember v. Js. in sein Amt eingetreten. Wir hoffen, daß diese Berufung betreffs der, wie wiederholt gesagt ist, „eigenartigen“ Zwecke dieser Gesellschaft klärend wirken werde. Der neue Inspektor wird gerade keine sehr leichte Stellung haben; aber sein mannhaftes Auftreten auf dem Allg. deutschen Kongreß und seine missionarische Sachkenntnis lassen erwarten, daß er mit fester Hand in gesunde Bahnen einlenken werde. Was die „eigenartigen“ Zwecke betrifft, welche die genannte Gesellschaft sich gesteckt hat, und die bisher mehr nur angedeutet als detailliert worden sind, so scheinen sie wesentlich folgende beiden Punkte zu umfassen: 1. die Erziehung der Eingebornen zur Plantagenarbeit (vergl. den Ittameierschen Vortrag auf dem Allg. deutschen Kongresse) und 2. die Krankenpflege, wenn wir recht verstehen, zunächst der in Ostafrika lebenden Deutschen. Beides ganz vortreffliche Zwecke, nur liegen sie nicht innerhalb der eigentlichen Missionsaufgabe. Die Plantagenarbeitserziehung ist doch zunächst und direkt Sache der Kolonisations-Gesellschaft und auch die Pflege der erkrankten Deutschen in einem für sie erbauten Hospital hat mit der Heidenbekehrung direkt nichts zu thun. Schreiber dieses schlug in seinem bekannten Buche über die Kolonialpflichten (Kap. X) dem Johanniterorden die Anlage der so überaus wichtigen Krankenstationen (und Kulturstationen) auf unsern Schutzgebieten vor,[1]) in der Absicht die Mission von Ansprüchen

[1]) Ich habe diese Vorschläge auch an zuständiger Stelle zur Kenntnis gebracht, aber die Antwort erhalten, daß, so sehr man auch mit den ausgesprochenen Ideen

dieser Art zu entlasten und so viribus unitis aber nach dem preußischen Wahlspruch suum cuique in gegenseitiger Hilfeleistung den Eingebornen wie den deutschen Landsleuten zu dienen. Die Deutsch-ostafrikanische Missions-Gesellschaft scheint nun gerade die nicht im Bereiche der eigentlichen Bekehrungsaufgabe liegenden Missions-Nebenarbeiten resp. Nebenerfolge als ihre „eigenartigen" Zwecke zu betrachten. Aber vielleicht beginnt bereits die gesundende Scheidung. Wenigstens möchten wir es so deuten, daß seit Ende November v. J.s die offiziellen Quittungen, welche die Kol. Pol. K. bringt, gesondert lauten für „die Erbauung eines Krankenhauses zu Dunda" und für „die deutsch-ostafrikanische evangelische M.-G." Bis heute ist es zu einer Aussendung noch nicht gekommen; über die Anlegung der geplanten Stationen berichten wir am besten, wenn die Pläne erst ausgeführt sind. Was die Geldmittel betrifft, so waren in den offiziellen Quittungen in der K. P. K. bis Ende v. J.s eingegangen: a) für das Krankenhaus 1556 Mk. und stand der Ertrag einer Lotterie noch zu erwarten; b) für die Missions-Gesellschaft 5418 Mk., darunter zwei Gaben von je 1000 Mk. Rechnet man dazu die ca. 2000 Mk. welche nach der Angabe der K. P. K. schon früher für den „Kirchenbau in Ostafrika" eingekommen sind, so sind in Summa 7418 Mk. außerordentliche Beiträge gegeben worden. Auch der bescheidenste Taxator wird nicht sagen können: das seien bedeutende Summen! In der Kol. Pol. K. (1886, 276) wird „mit Genugthuung" konstatiert, daß die deutsch-ostafrikanische M.-G. „der nationalen Missionsthätigkeit eine Anfeuerung geboten" und diese Anfeuerung „in der fachmännischen Missionspresse volle Anerkennung gefunden" habe. Sollte das nicht eine allerdings etwas matte Species der rhetorischen Hyperbel sein, wie sie sich in der Kol. Pol. Korresp. nicht ganz selten findet? Jedenfalls steht die angegebene mäßige Summe nicht ganz in Übereinstimmung mit ihr. Aber es kommen noch die Jahresbeiträge (à 3 Mk.) der ordentlichen Mitglieder hinzu und die müssen allerdings bedeutend sein, wenn man die wiederholten Versicherungen liest: „das Interesse an unsrer Gesellschaft wächst mit jedem Tage"; es sind wieder „zahlreiche Mitglieder beigetreten"; es „haben sich wieder viel gemeldet"; „die M.-G. findet immer größere Unterstützung" und dergl. Da uns aber bei diesen nur allgemeinen Angaben jeder sichere Anhalt für eine Schätzung fehlt, so müssen wir darauf verzichten, die Zahl der Mitglieder auch nur annähernd zu bestimmen.

Unterdes — nachdem die obigen Mitteilungen bereits in die Druckerei gewandert — hat der Reichsbote (1887, Nr. 11, 2. Beilage) über die Generalversammlung der qu. Gesellschaft folgenden Bericht gebracht: „Pflicht und Zweck der Gesellschaft ist, den in den deutschen Schutzgebieten Ostafrikas wohnenden Heiden das Evangelium zu bringen, den dort wohnenden deutschen Brüdern die Wohlthaten deutscher evangelischer Seelsorge zu gewähren, Kranken-

übereinstimme, „wegen Mangels an Mitteln für jetzt der Sache nicht näher getreten werden könne." Im Wochenblatt des Johanniterordens (1886, Nr. 51) wird dann von einer „Johanniterarbeit in Ostafrika" geredet, aber darunter nicht eine selbständige Thätigkeit des Ordens, sondern die Gründung des von der deutsch-ostafrikanischen Missions-Gesellschaft ins Auge gefaßten Krankenhauses zu Dunda verstanden. Wie es nach dem 1886 S. 567 erwähnten Diestelkampschen Vortrage scheint, haben meine an die Adresse des Johanniterordens gerichteten Vorschläge die Anregung zu dieser Krankenpflegethätigkeit gegeben; nur hat man, im völligen Mißverständnis meiner Gedanken, eine Missionsaufgabe daraus gemacht.

pflege zu üben und Schulen zu gründen und zu unterhalten, also neben äußerer für die dortigen Deutschen auch innere Mission zu treiben. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen bisher für Kirchenbau und Mission 7454,13 M., für das geplante (und auf 30 000 M. veranschlagte) Krankenhaus 5501,36 M., die Ausgaben 2146 M., der Bestand am 1. Januar 1887 8350 M. in Effekten und 1583 M. in Bar. Von der Aussendung von Missionaren oder Diakonissen zur Krankenpflege hat der geringen Mittel wegen bisher Abstand genommen werden müssen. Doch hofft man den Missionar Greiner-Krischona (soll heißen von der Chrischona) bald zu gewinnen und ihn in Begleitung des Dr. Peters, dir im nächsten Monat nach Ostafrika geht, aussenden zu können. Bis zur Übergabe eines von der deutschostafrikanischen Gesellschaft in Aussicht gestellten Missionshauses würde der Missionar und Seelsorger für die Deutschen Gast der deutschostafrikanischen Gesellschaft sein, welcher die Einrichtung und Ermöglichung eines deutschen Sonntages und deutschen Gottesdienstes drüben sehr am Herzen liegt. Die Versammlung beriet und genehmigte nach mehrfachen Veränderungen darauf die Statuten der Gesellschaft und das Reglement für den Missionsdienst."

Was die Einnahmen betrifft, so differieren sie bezüglich des Krankenhauses ziemlich bedeutend von den doch wohl offiziellen Quittungen in der Kol. P. K., die ich oben gegeben habe. Vermutlich sind in dem Reichsbotenbericht bei den Gaben für „Kirchenbau und Mission" die Beiträge der Mitglieder eingerechnet, dagegen mehrere 1000 M. für das „Krankenhaus" abgezogen. Nach den Quittungen in der K. P. K. sind zusammen 8974, nach der Angabe des Reichsboten zusammen 12 955 M. eingekommen. Nehmen wir an, daß die Differenz von ca. 4000 M. die Beiträge der Mitglieder enthält (vielleicht auch die Lotterieerträge) und daß jedes Mitglied nur 3 M. gegeben, so würde die Zahl derselben sich auf etwa 1330 belaufen. Vermutlich ist aber diese Zahl zu hoch gegriffen; gelegentlich wird sie ja wohl offiziell publiziert werden.

Zum andern die Zwecke. Diese sind 4fach: 1. eigentliche Heidenmission; 2. deutsche evangelische Seelsorge; 3. Krankenpflege; 4. Schulgründung. Die Arbeitserziehung scheint also in den Hintergrund getreten zu sein. Fasse ich die Konstruktion richtig, so sind die sub 2—4 genannten „Wohltaten" nur für die „dort wohnenden deutschen Brüder." Nr. 4 begreife ich überhaupt nicht; denn bei jeder evangelischen Heidenmission ist Schulgründung selbstverständlich, sie brauchte also nicht besonders aufgeführt zu werden. Oder was sollen Schulen für die „deutschen Brüder?" Kinder derselben sind ja fürs erste nicht da. Oder meint man Schulen mit der deutschen Sprache als Unterrichtssprache für die Eingebornen? Das kann aber wieder nicht sein, da Inspektor Büttner so nachdrücklich den richtigen Grundsatz des Schulunterrichts für die Eingebornen in ihrer Muttersprache vertritt. Nr. 2 und 3 wird in dem Reichsbotenberichte wohl kaum zutreffend als „innere Mission" in Ostafrika bezeichnet; jedenfalls fallen diese beiden Zwecke, so löblich sie sind, nicht ins Gebiet der Heidenmission. Aber der deutsche Seelsorger soll zugleich Missionar sein. Nach den bisherigen Erfahrungen hat das seine großen Schwierigkeiten und ist bei dieser Vereinigung die Heidenmission immer ziemlich schlecht weggekommen. Die Pastorierung der auf vielen und weit voneinander entfernten Plantagen wohnenden Deutschen dürfte schon

reichliche Zeit in Anspruch nehmen. Will man, wie es scheint, zunächst eine Kolonialmission im eigentlichen Sinne des Worts, d. h. geistliche Versorgung der deutschen Kolonisatoren, die ja sehr empfehlenswert ist, so ist es richtiger, diese mitsamt der Krankenpflege für sich zu treiben. Meint man es aber energisch mit der Heidenmission, so braucht diese ihre besondern Arbeiter. Schon der Volkssprache wegen, in welcher unbedingt den Eingebornen das Evangelium verkündigt und in den Schulen gelehrt werden muß.

c) Von der Neukirchener M.-G. Über die Pläne dieser bis jetzt wenig in die Öffentlichkeit getretenen, bekanntlich durch den verstorbenen Pastor Doll 1881 gegründeten Gesellschaft können wir nur soviel berichten, daß allerdings von ihr eine selbständige Mission in Ostafrika beabsichtigt wird, aber der Ort, wo sie sich niederlassen soll, noch nicht feststeht. Wieviel diese Gesellschaft speciell für Ostafrika vereinnahmt hat, ist uns unbekannt. Pro 1885 86 betrug ihre gesamte Missionseinnahme c. 18000 M. (Beibl. zum Missions- und Heidenboten, Aug. 1886).

Das ist eine stattliche Reihe neuer deutscher Missionsunternehmungen auf unsern Schutzgebieten.[1])

Wie unsre Leser wissen, war es unser Wunsch, daß die alten Missionen die neuen Arbeiten auf den deutschen Kolonien übernehmen möchten. Wir sind auf dem Missionsgebiet wahrlich sehr weit entfernt von einem „starren Prinzip der Konzentration," welches der Begründer der neuen bayrischen ostafrikanischen Missionsgesellschaft glaubte bekämpfen zu müssen (vergl. S. 33). Im Gegenteil: wir sind in der größten Gefahr, unsere Kräfte je länger je mehr zu zersplittern. Es geht ein starker Zug der Desorganisation durch die evangelische Mission nicht nur in England und Amerika, sondern auch in Deutschland. Wir haben jetzt 18 deutsche Missionsgesellschaften. Das ist wahrlich genug Decentralisation. Wir brauchen nicht mehr, wohl aber stärkere Missionsgesellschaften. Es ist und bleibt unsre unerschütterliche Überzeugung, daß den neuen Missionen ein besserer Dienst erwiesen worden wäre, wenn hinter ihnen erfahrne Leitungen mit größeren Kräften gestanden und der Betrieb einheitlicher organisiert worden wäre. Aber — es ist jetzt ein unfruchtbares Geschäft, zu kritisieren. Es geht eben nicht immer so, wie man es für das Beste hält und irgend ein großer Mann hat einmal gesagt, daß Gottes Weisheit und unsre Thorheit die Welt regiert. Auch in der Missionsgeschichte geht es durch viele menschliche Irrungen; aber der sie regierende König weiß zuletzt auch diese Irrungen zum Segen zu leiten, wenn wir selbst uns nur von ihm leiten und korrigieren lassen. So hoffen wir, Er werde auch jetzt alles wohl machen, was ja in guter Meinung um der Ausbreitung seines Reiches willen unternommen wird.

Die „Sammlung von außerordentlichen Beiträgen für neue Missionen in deutschen Schutzgebieten," welche durch den von der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen ausgegangenen Aufruf (1886, 145) angeregt und für diejenigen bereits bestehenden Missionsgesellschaften bestimmt worden ist, die

[1]) Andere Pläne, wie die Beschaffung eines Missionsschiffs für die Südseekolonien und die Errichtung eines besondern Kolonial-Missionsseminars (irren wir nicht in Alttschau von einem sich schon Missionsdirektor nennenden Herrn Überschär) genügt es anmerkungsweise zu erwähnen, da wohl schwerlich zu erwarten steht, daß sie vor dem Urteil der Missionsfreunde als gesund fundamentiert sich zu legitimieren vermögen und die zu ihrer Ausführung nötigen Mittel sich finden werden.

auf unsern Kolonien neue Missionen in Angriff zu nehmen sich bereit erklärten, hat bis Ende des v. J. die Gesamtsumme von c. 33200 M. ergeben. Diese Summe setzt sich aus ca. 1200 Einzelgaben zusammen, von welchen bestehen: 2 aus je 3000 (darunter eine von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser), 3 aus je 1000, 2 aus je 500, 1 aus 400, 4 aus je 300, 7 aus je 200, 47 aus je 100, 1 aus 80, 4 aus je 70, 12 aus je 60, 61 aus je 50, 12 aus je 40, 80 aus je 30, 175 aus 20—29, 301 aus je 10—19, die übrigen aus unter 10 M. Diese Specificierung zeigt zunächst die erfreuliche Thatsache, daß eine stattliche Anzahl von Beiträgen gegeben worden ist, welche das bei uns gewöhnliche niedere Niveau weit übersteigen; noch mehr, daß nicht wenige Gaben darunter sind, welche im Verhältnis zum Vermögen der Geber als wirklich groß bezeichnet werden müssen. Sieht man auf den Stand der Geber, so stammt der weit größte Procentsatz auch der großen Gaben aus den Pfarrhäusern; die adeligen Kreise und die Beamten haben sich mit einigen sehr respektabeln Gaben, die kaufmännischen sehr wenig beteiligt; die Gemeinde-Kollekten sind nur an einigen Orten einigermaßen bedeutend gewesen. Aber so viel Grund auch vorhanden ist, sich darüber zu freuen, daß 1200 Geber an „außerordentlichen" Missionsbeiträgen über 33000 M. aufgebracht haben[1]) — was sind 1200, wenn ein Aufruf an „das evangelische deutsche Volk" erlassen wird? Es gingen damals, als der Aufruf an die Öffentlichkeit trat, die Wogen der Begeisterung hoch in unserm Vaterlande und aller Orten wurden neue Missionen auf den deutschen Schutzgebieten verlangt. Die in Halle versammelte Missionskonferenz, ihrem weit größten Teile nach aus Geistlichen bestehend, zeichnete sofort ca. 8000 M. Das berechtigte zu großen Hoffnungen. Schreiber dieses war so kühn, auf wenigstens 200000 M. zu rechnen. Gegen diese Erwartungen ist das wirkliche Ergebnis weit zurückgeblieben. Nimmt man alle Gaben dazu, welche direkt in Basel und Barmen und speciell welche in Bayern und Berlin bis Ende 1886 für neue Missionen in den deutschen Schutzgebieten gegeben worden sind, so kommen im günstigsten Falle kaum 100000 M. zusammen — ein Resultat, welches wohl niemand als glänzend bezeichnen wird. Und dabei ist angenommen, daß diese 100000 M. wirklich — wie unsrerseits mit Nachdruck betont wurde — „außerordentliche" resp. neue Beiträge gewesen sind, durch welche den notwendigen Einnahmen der bestehenden Missionen nichts entzogen worden ist. Wir können jetzt die Einnahmen der alten Miss.-Gesellschaften in 1886 noch nicht übersehen, fürchten aber, daß sie sich kaum auf der bisherigen Höhe erhalten haben werden, während sie doch gesunderweise wachsen sollten. Bekannt ist, daß Berlin I beim Abschluß der letzten Jahresrechnung ein Defizit von ca. 200000 M., d. h. mehrere Jahre hintereinander eine Mindereinnahme von 50000 M. gehabt hat. Bis jetzt haben wir nicht vernommen, daß in 1886 das Defizit getilgt und die Jahreseinnahme in die notwendige Höhe gegangen sei. Und das kann man doch nicht als ein Wachstum des Missionswerks unter uns bezeichnen, wenn zwar neue Missionen gegründet, aber die Unterhaltungskosten für dieselben den alten Missionen abgezogen werden! Kurz: die bisherigen Erfahrungen — und sie erstrecken sich nun über beinahe 2 Jahre — liefern leider nicht den Beweis, daß die koloniale Begeisterung bedeutende Missionsmittel aufgebracht

[1]) Vorläufig haben von dieser Summe Basel 15000, Barmen 10000 M. erhalten.

hat. Ein kleiner Kreis hat verhältnismäßig viel geleistet; die große Menge hat es bei Worten bewendet sein lassen und mit Worten kann man so wenig Missionen treiben wie Kriege führen. Der erfahrne Leiter der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, Disselhoff, bezeugte bei der vorjährigen Jubelfeier, daß die patriotische Begeisterung des Jahres 1870 keine Diakonissen in den Dienst Christi geworben habe, nur die Liebe Christi dringe dazu (Allg. ev.-luth. Kz. 1886, 976). Und welche Dienste hatten damals die Diakonissen dem Vaterlande geleistet! Wir werden je länger je nüchterner werden auch bezüglich der Kolonialbegeisterung und lernen, von ihr nicht zu erwarten, was sie nicht zu leisten vermag. Nicht sie, sondern die Liebe Christi dringet zu den wirklichen Missionsopfern. Es bleibt dabei, daß die Missionskraft einer religiösen Quelle entspringt. Die Kolonialbegeisterung verrauscht auch und wir wollen uns freuen, wenn ein nüchternes koloniales Pflichtgefühl gegen die Eingebornen sich aus ihr entwickelt, ein überseeischer Sinn erweckt und so das Missionsverständnis unter uns allmählich gebessert wird. —

Den im Verhältnis zu der aufgewendeten Agitation mäßig besuchten (Deutsche Kol.-Z. 1886, 682. 688) „Allgemeinen deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen" in Berlin können wir hier übergehen, da S. 29 ff. über die Vertretung der Mission auf demselben bereits eingehend geredet worden ist. Bald nach demselben tagte gleichfalls in der Hauptstadt die imposante „Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte." Von besonderem Interesse für uns ist hier 1. der bedeutende Vortrag Schweinfurths über „Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika" (ebd. S. 695 ff.), in welchem der berühmte Reisende nicht nur sehr energisch gegen den Branntweinhandel protestiert, sondern auch sehr anerkennend über die Mission geredet hat, wobei er freilich die Verdienste des Professors Pfleiderer um dieselbe etwas idealisierte. Und 2. die Verhandlung der Sektion für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygieine, für welche der deutsche Kolonialverein sich besonders interessierte und eine ganze Reihe sachkundiger Männer zu Referaten über die klimatischen und sanitätlichen Verhältnisse der tropischen und subtropischen Gebiete geworben hatte. Diese Gutachten hat er dann in einem Specialhefte (dem 19. der Deutschen Kol. Z.) herausgegeben und damit auch den Missionaren und Missionsleitungen eine schätzenswerte Handreichung gethan.[1])

Literatur-Bericht.

1. **Warneck**: „Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer." (Gütersloh, Bertelsmann. 1887. 2 M.) Seit

[1]) Leider sind in dem Referate Dr. Buchners einige Sätze untergelaufen, von denen wir gewünscht hätten, die Redaktion möchte sie gestrichen haben. Warum? Das sagt ihr Inhalt. Dr. Buchner schreibt nämlich (S. 561): „Was den freien Umgang mit den Töchtern des Landes betrifft, so ist darin mehr eine Förderung als eine Schädigung der Gesundheit zu erblicken. Das ewig Weibliche ist auch unter der dunkeln Haut ein vortrefflicher Fetisch gegen die Verkümmerung des Gemüts, der man in afrikanischer Einsamkeit so leicht verfällt. Die frommen und in der Regel auch keuschen Missionare leiden vom Klima nicht weniger, als die andern Europäer."

einigen Jahren hat die Mission den ernstlichen Versuch gemacht, auch in den Schulen sich einzubürgern. Mit dem freundlichsten Entgegenkommen haben eine ganze Reihe von Schulkollegien, das Merseburger an der Spitze, diesen Bestrebungen amtliche Förderung zu teil werden lassen. Aber zur praktischen Ausführung fehlte bisher ein handliches Hilfsbuch, welches den Lehrer mit dem nötigen Stoff ausrüstete. Nun ist ja allerdings nach der geographischen Seite dieses Bedürfnis im wesentlichen befriedigt durch die unterdes erschienene „Missions-Schulwandkarte" von D. Grundemann mit ihren trefflichen Erläuterungen (vgl. 1886, 568); aber sowohl für die religiöse wie die geschichtliche Missionsbehandlung fehlten noch immer die Unterlagen. Diese zu bieten habe ich in dem vorliegenden Handbuche den Versuch gemacht. Es war mein Bestreben beides zu sein: möglichst kurz und möglichst konkret, und in die religiösen Auslegungen wie in die geschichtlichen und geographischen Übersichten möglichst viel Einzelgeschichten einzuflechten, ohne jedoch in dieselben mich zu verlieren. Was das in 9 Kapitel übersichtlich gegliederte Büchlein bietet, erhellt einigermaßen aus folgender Inhaltsangabe: I. Einleitung: Das Heimatrecht der Mission in der Schule. Die Behandlung der Mission in der Schule. Die Missionsliteratur für die Schule. II. Grundgedanken: Was ist Mission? Warum treiben wir Mission? Wie treiben wir Mission? III. Die Mission in der biblischen Geschichte: A. Altes Testament: Die Schöpfung des Menschen. Der Turmbau zu Babel. Der abrahamitische Segen. Die Missionsgedanken der Psalmen. Die israelitische Messiashoffnung und die Missionsgedanken der Propheten. Israels Zerstreuungen. B. Neues Testament: Jesu Geburtsgeschichte. Die Weisen aus dem Morgenland. Der Hauptmann zu Kapernaum. Das kananäische Weib. Die Gleichnisse vom Senfkorn, Sauerteig, Netz und großen Abendmahl, vom guten Hirten und den andern Schafen, der reiche Mann und die arme Witwe. Die Passionsgeschichte. Die Überschrift über dem Kreuz. Der Missionsbefehl. IV. Ein Gang durch die Apostelgeschichte. V. Kurzer Abriß der Missionsgeschichte: Die apostolische, die mittelalterliche, die gegenwärtige Mission. VI. Die Mission im Katechismusunterrichte: Das 1. 2. 4. 5. 6. Gebot. Der erste Artikel. Der zweite Artikel. Der dritte Artikel. Die drei ersten Bitten. Die Taufe. VII. Die Mission im geographischen Unterrichte: Gold- und Sklavenküste. Niger. Südafrika. Madagaskar. Indien. China. Japan. Minahassa. Sumatra. Neuguinea. Australien. Neuseeland. Eromanga. Witi. Tonga. Hawaii. Grönland. Indianer Nordamerikas. Westindien. Suriname. Feuerland. VIII. Die deutschen Kolonien: Togo. Kamerun. Herero- und Namaland. Ostafrika. Kaiser-Wilhelmsland. Bismarckarchipel. Marschallinseln. IX. Was hat Deutschland bisher für die Mission gethan? Überblick über die deutschen Missionsgesellschaften und ihre Leistungen.

Es war ursprünglich meine Absicht, noch zwei weitere Kapitel beizufügen: „Wie die alten Deutschen Christen wurden" und „Einige Stücke für das Lesebuch", aber teils aus Rücksicht auf den möglichst geringen Umfang und den billigen Preis, teils weil ich den gebotenen Stoff fürs erste als ausreichend hielt, ließ ich es bei den neun Kapiteln bewenden.

Absichtlich habe ich den Titel gegen den ähnlich lautenden in meinem früheren Vortrage (1883, 289) erweitert: „Die Mission in der Schule,"

und nicht wieder gesetzt: in der **Volksschule**. Freilich habe ich **hauptsächlich** die letztere im Auge gehabt; aber — und es ist der Rat erfahrener Schulmänner, der mich hierin geleitet hat — die unteren und vielleicht auch die mittleren Klassen der **höheren Schulen**: Gymnasien, Real- und Mittelschulen haben bezüglich der Behandlung des vorliegenden Gegenstandes weder hinsichtlich der Methode noch des Stoffes ein von dem einer guten Volksschule wesentlich verschiedenes Bedürfnis. Es handelt sich nur um ein Mehr oder Minder des Stoffes und vielleicht auch darum noch nicht. Für alle Fälle habe ich aber das Büchlein so einzurichten mich bemüht, daß es auch ein etwas gesteigertes Stoffbedürfnis an höheren Schulen leidlich befriedigt. Derjenige Lehrer, welcher meint weniger geben zu sollen, kann ja leicht etwas weglassen. Aber ich habe auch noch andre Adressen im Auge gehabt: **Sonntagsschullehrer** und selbst **Pastoren**, ob sie vielleicht im Konfirmandenunterrichte dies und das auch außer dem 6. Kap. des Gebrauchs für wert finden möchten. Freilich vieles in dem Büchlein trägt ein bekanntes Gesicht. Ein elementares Handbuch für den Schulgebrauch kann nicht lauter funkelnagelneue Sachen bringen. Man muß da aus seinem Schatz Altes und Neues hervorholen; die Aufgabe kann nur sein, es so zuzubereiten, daß es leidliche Speise für die **Schule** wird. Und ich habe gefunden, daß das viel leichter aussieht, als es in Wirklichkeit ist und bitte darum um gütige Nachsicht, wenn meine Kochkunst noch viel zu wünschen übrig läßt und um freundlichen Rat, damit ich es besser mache, falls dem Büchlein eine 2. Auflage beschieden sein sollte. Wck.

2. Die in Genf erscheinende Zeitschrift „L'Afrique explorée et civilisée" bringt in ihrem Oktoberheft eine bemerkenswerte auch separat erschienene Karte der „**Distrikte von Zoutpansberg und Lorenzo Marquez**" von Missionar **Berthoud**. In großem Maßstabe (1 : 925 000) giebt diese Karte eine Darstellung des Landes **zwischen dem unteren Limpopo und den nördlichen Ausläufern des Drakengebirges, bis südlich zu der Delagoabai**. Miss. Berthoud hat in den Jahren 1881, 1883 und 1885 von seiner in Nord-Transvaal gelegenen Station Valdesia aus drei Reisen in dieses Gebiet unternommen und hat bei dieser Gelegenheit sich augenscheinlich keine Mühe verdrießen lassen, wertvolle Beobachtungen anzustellen. Da er mit seinen Genossen unter den Magwamba (Makwapa, Knobneuzen) arbeitet, beherrscht er die Sprache dieses Volkes und genießt sein Vertrauen; so war er in der Lage, überall auf seinen Reisen die beste Auskunft über Land und Leute zu erhalten. Wir finden die Gebiete der verschiedenen Magwamba-Stämme, welche freilich alle dem Sulufürsten Gungungama, dem Nachfolger des Umsila, unterworfen sind, angegeben. Die Angaben früherer Reisenden sind ergänzt und berichtigt. Die nördlichen Nebenflüsse des Umkomanst, sowie die aus dem Drakengebirge kommenden Zuflüsse des Olifantsflusses, sind hier zum erstenmal korrekt und vollzählich dargestellt. Die Namen der Berge, Flüsse ꝛc. sind in der Magwambasprache eingetragen, sie differieren deshalb von den bisher gebräuchlichen Bezeichnungen; es hat aber die Karte dadurch den Vorzug, daß alle Namen einer Sprache entnommen und nach einem einheitlichen orthographischen System geschrieben sind. Die Karte füllt eine fühlbare Lücke in der Kartographie Südafrikas aus, und bereichert mit den ihr beigegebenen Erläuterungen unsere Kenntnis der in Betracht kommenden Gegenden in der schätzenswertesten Weise. Merensky.

William Carey.[1])

Von Pastor E. Wallroth in Ahrensboek (Fürstentum Lübeck).

1. Jugend und Berufung.

Im Herzen Englands, in dem Dorfe Paulerspury bei Northampton, wurde am 17. August 1761 dem Weber, Schulmeister und Küster Carey als erstes Kind ein Sohn geboren, welcher den Namen William erhielt. Die ländliche Umgebung war lieblich und paßte zu der einfachen Schulkate; die segensreiche Obhut der Großmutter nahm sich des Knaben liebevoll an. Lernbegierig versuchte dieser früh die Gegenstände und Geheimnisse der Natur kennen zu lernen, ließ sich durch keine Schwierigkeit zurückschrecken und erkletterte die höchsten Bäume um Beute zu holen. So sammelte er allerlei Insekten, Pflanzen, Vögel und erhielt durch seinen Onkel Peter, einen Gärtner im Dorf, die erste Anleitung in der Gartenbaukunst. Sein eigenes kleines Zimmer glich einem Museum und die darin befindlichen wenigen Bücher wurden von William oft durchgelesen. Dies waren die ersten Anfänge für spätere wichtigere Studien.

Die damalige Predigt konnte ihm nicht viel bieten, aber er lernte das Gebetbuch und als Küstersohn auch viele Bibelabschnitte auswendig. War doch das Wort Gottes in der finstersten Zeit des vorigen Jahrhunderts die stille Leuchte auch in jenem Dorf. — Sittlich mußte William noch manchen Kampf bestehen; er war einigen Sünden, z. B. dem Lügen und Fluchen ergeben.

Die Armut seiner Eltern nötigte ihn, Schuhmacher zu werden und in diesem Handwerke blieb er vom 16. bis zum 28. Lebensjahr. Manche Wegstunde hat er nach Northampton gemacht, um dort seine Waren feil zu bieten, und gerade in dieser armen Lehrzeit reifte er durch Gottes Gnade zum ersten Missionar Englands heran.

Zuvor aber sollte es in ihm selbst neu werden. Am 10. Febr. 1779 hörte Carey in einer Predigt die Auslegung von Hebräer 13, 13: „So lasset uns nun zu ihm hinausgehen außer dem Lager und seine Schmach tragen.“ Dies Wort packte ihn und regte den Wunsch an, Jesu treu nachzufolgen trotz Spott und Hohn. Zugleich lockerten sich die ihn mit der Staatskirche Englands bisher verknüpfenden Bande; unter dem

[1]) Auf Grund von: The life of William Carey; by G. Smith. London, J. Murray. 1885 und Church Miss. Intellig. 1886, 1 ff.

„Lager" jener Schriftstelle sah er diese Kirche. So näherte er sich den Dissenters; dazu trugen Scotts Predigten in Ravenstone und ebenso das von ihm eifrig und oft gelesene Buch Robert Halls: „Hilfe für Zionspilger" viel bei. In allen diesen Anschauungen und Entschlüssen wurde er durch den Umgang mit einigen Erweckten in der kleinen sich im Dorfe bildenden Gemeinde sehr bestärkt. Aus einem Calvinisten wurde er Baptist und erhielt am 5. Oktober 1783 durch Ryland im Flusse Nen die Taufe dieser Kirchgemeinschaft. Auf Wunsch seiner Freunde versuchte er zu predigen. Als dieses gelang, verschaffte er sich durch größte Sparsamkeit und Fasten die Mittel für Erwerbung einiger notwendiger Bücher und studierte mit Hilfe Thomas Scotts Hebräisch, Griechisch, Lateinisch. Schon als zwölfjähriger Knabe hatte William ein lateinisches Wörterbuch von Dyche nebst kurzer Sprachlehre auswendig gelernt und später in einem zufällig gefundenen neutestamentlichen Kommentar griechische Buchstaben nachgemalt. Mit Unterstützung seitens einiger Nachbargeistlichen wurde nun von diesem ungemein begabten Jüngling vieles nachgeholt; ja als er einen holländischen Quartband in einem Dorfhaus fand, machte er sich auch an diese Sprache und lernte dann französisch an einem Buch über die Auferstehung. So groß war seine Sprachenbegabung. Während er Schuhe flickte oder sie verkaufte, sann er über alles Erlernte nach und kam zum Entschluß, allüberall müsse Gottes Wort verkündigt werden. Sein heißersehnter Wunsch näherte sich allmählich der Erfüllung: denn im Kirchbuch von Olney steht unterm 10. August 1785: Kirchenversammlung: „Diesen Abend wurde unser Bruder William Carey zum Predigtamt berufen und durch die Kirche ausgesandt, das Evangelium zu predigen, wo immer Gottes Vorsehung es gebiete."

Noch nicht 20 Jahre alt verheiratete sich Carey mit der Witwe seines früheren Meisters, wodurch er dessen Geschäft erhielt aber auch viel Sorge und Kummer erleben mußte. Fleißig blieb er; trabte von Ort zu Ort, um seine Schuhwaren zu verkaufen; aber ein Fieber brachte ihn an den Rand des Grabes und nur langsam genas er. Sein Predigergehalt reichte in Burton kaum aus, eine anständige Kleidung anzuschaffen und Not war oft in seinem Hause unwillkommener Gast. Von der verwahrlosten Gemeinde Moulton wurde er für etwa 10 Pfd. Sterl. jährlich als Prediger berufen; zugleich als Schulmeister, wodurch er einen kleinen Nebenverdienst erhielt. Das Unterrichten aber fiel ihm schwer und er bekannte später selbst mit schelmischem Lächeln: „Wenn ich Schule hielt, so hielten die Knaben sie mit mir." Beim Unterricht in der Bibelkunde und Geographie, wurde in ihm der Missionsgedanke immer mehr lebendig

und Cooks Entdeckungen fremder Länder, dessen Erzählungen über die dortigen Wilden gaben neue mannigfache Anregung. Am 10. Aug. 1786 wurde er von Ryland, Sutcliff und Fuller ordiniert. Besonders Fuller erkannte in diesem neuen Pastor der Baptisten zu Moulton den großen, reichbegabten Geist und seine Willenskraft.

Aus einzelnen Papierstreifen hatte Carey sich eine große Weltkarte gemacht und mit einer Feder die Namen der bekanntesten Völker samt allerlei Bemerkungen über ihre Religion, Lebensart, Land u. s. w. eingetragen. Unterdes ging sein Geschäft schlecht und bittere Sorge war seine stete Gefährtin. William aber dachte seinem Lieblingsplane nach. Sehr deutlich trat dieser bei folgender (durch Morris of Clipstone bezeugten) Gelegenheit zu Tage.

In Northampton waren die Baptistenprediger bei einander und die jüngeren Mitglieder sollten einen Gegenstand zur Besprechung aufstellen. Da schlug Carey diesen vor: „Ob nicht der den Aposteln gegebene Befehl, alle Völker in aller Welt zu lehren als verpflichtend angesehen werden müsse, da ihm doch die große Verheißung folge." Von seinen Amtsbrüdern wurde unser junger Prediger jedoch zum Stillschweigen genötigt. — Nun nahm er seine Zuflucht zur Presse und stellte eine schriftliche genaue Untersuchung dieser Frage an, das ist seine berühmte „Enquiry", welche 1792 durch die Güte des Thomas Pott gedruckt werden konnte: ein gewaltiger Missionsaufruf an die englischen Baptisten und Dissenters von großen weitgehenden Folgen.

Nach einer genauen Weltübersicht widerlegte er die fünf sogenannten Hindernisse der Mission: die große Entfernung jener Völker, ihre Barbarei, die Gefahr, von ihnen getötet zu werden, die Schwierigkeit des Lebensunterhaltes und die fremden unbekannten Sprachen. Careys genaue Bibelkenntnis, seine guten geographischen Studien, vor allem das warme Herz für die Sache des Herrn verteidigten Christi Missionsbefehl. „Ein höherer Gedanke," erklärte später der berühmte Wilberforce dem Haus der Gemeinen, „kann nicht gefaßt werden, als der, daß ein armer Schuhflicker sich vornimmt, Indiens Millionen die Bibel in ihrer Sprache zu geben." Allerdings hatte auch Carey seine Vorläufer und erhielt besonders von Schottland aus Anregung. Hatten doch 1744 verschiedene schottische Geistliche sich vereinigt, an bestimmten Tagen im Gebet der Mission zu gedenken und der „Versuch" eines Jonathan Edwards für die Ausbreitung des Gottesreiches beeinflußte unsern William. Carey aber wollte das Gebet in die That übersetzt wissen und fand hierzu in dem Baptistenprediger Andrew Fuller den treuen, begeisterten, verständnisvollen

Genossen. Auch mußte der calvinische Einwand seitens der Gnadenwahl und der deshalb unnötigen Mission überwunden werden, ebenso die matte, glaubensarme arminianische und socinianische Ansicht in betreff dieser Sache.

Im Jahre 1789 zog Carey von Moulton nach Leicester, wo er des Sonntags mehrmals predigte und treu studierte; auch sich mit dem Rektor von St. Mary, dem Thomas Robinson, eng befreundete.

Als in Nottingham eine große Baptistenpredigerversammlung war, trat der Schuhflicker auf und hielt eine ergreifende Predigt über Jes. 54, 2. 3 mit folgender Einteilung: 1. Erwartet große Dinge von Gott. 2. Versucht große Dinge für Gott. Eben wollten nach Beendigung des Gottesdienstes die Geistlichen wieder auseinandergehen, da ergriff Carey Fullers Arm und sagte zu ihm mit flehendem Blick: „Wollt ihr nach dem allen wiederum heimgehen ohne etwas zu thun?" Da kam wenigstens ein Beschluß zustande, auf der nächsten Versammlung in Kettering eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden zu bilden. Das geschah wirklich auf Grund jener zündenden Predigt am 2. Okt. 1792, „the particnlar und (calvinist) baptist society for propagating the Gospel among the heathen" wurde gestiftet.[1]) Geld sollte durch Unterschriften gesammelt werden; jedes Mitglied mußte jährlich 10 Schill. und 6 Pence oder 10 Pfd. Sterl. auf einmal bezahlen. Die ersten Unterschriften ergaben 13 Pfd. Sterl. 2 Schill. 6 Pence, welche durch den Beitrag der Baptisten in Birmingham auf 70 Pfd. Sterl. erhöht wurden. Der Vorstand dieses Vereins bestand aus John Ryland, Reynold Hogg, William Carey, Joh. Sutcliff und Andrew Fuller; Namen von gutem Klang fürs Ohr eines Missionskenners.

Als Ziel der Thätigkeit und als Missionsfeld wurde anfangs Tahiti oder Westafrika ins Auge gefaßt oder die Pelew-Palaos-Inseln,[2]) deren Königssohn durch den Kapitän H. Wilson nach England gebracht worden war. Doch J. Thomas, ein Schiffsarzt und Careys Bekannter, wies auf Nord-Indien insbesondere Bengalen hin. Schon 1783 hatte er in Kalkutta einen Aufruf zur bengalischen Mission erlassen, auch 1786 versucht auf einer Indigoanpflanzung bei Malda eine Station zu gründen,

[1]) Wenn Careys Lebensbeschreiber G. Smith diese Gesellschaft als „die erste rein englische Missionsgesellschaft" bezeichnet, so bemerkt hierzu das Ch. M. Intell. 1886, 3 mit Recht, daß sie nur in dem Sinne so genannt werden könne, als sie ausschließlich Heidenmission treiben wollte. Ebenso ist Carey nur der erste engliche Missionar Nord-Indiens, nicht überhaupt Indiens.

[2]) 1885 in Deutschland so oft genannt.

war aber 1790 nach England zurückgekehrt. Auf einer der nächsten Versammlungen fiel Carey ihm um den Hals und weinte unter den Worten: „Siehe, ich komme bald und mein Lohn ist mit mir" (Apokal. 22, 12). „Wir sehen," sagte Faller, „es giebt eine Goldmine in Indien, aber so tief wie der Mittelpunkt der Erde; wer will es wagen, sie zu erforschen?" „Ich will's, will hinuntersteigen," antwortete unerschrocken Carey, „aber vergesset nicht, die Stricke gut festzuhalten." Mit Mühe wurde das erforderliche Geld zusammengebracht und am 20. März konnten William Carey und J. Thomas als die ersten Missionare nach Leicester abgesandt werden.

Doch kein englischer Ostindienfahrer durfte einen Reisenden ohne Paß seitens der Kompagnie mitnehmen und jenen beiden Sendboten stellte die Regierung für ihren Zweck nimmermehr einen Reiseschein aus. Dazu kam daß Careys Frau sich schwer entschloß mitzugehen und es nur unter Begleitung ihrer Schwester wollte. Endlich fand sich Fahrgelegenheit am Bord des dänischen Schiffs: „Kronprinzeß Maria", welches von Kopenhagen nach der dänischen bengalischen Besitzung Çrîrâmpûr, nördlich von Kalkutta gelegen, in See ging. So half Dänemark mittelbar dieser Mission, wie es früher schon in Trankebar Indien Sendboten gegeben hatte. Als Careys 85jähriger Vater die Nachricht über seines Sohnes Vorhaben erhielt, rief er aus: „Ist William toll?" Ihm schrieb unser Missionar einen schönen, überzeugungstreuen Brief, bat um Fürbitte des Vaters und schloß mit den Worten: „Ich habe die Hand an den Pflug gelegt." Er schaute nicht zurück, war also geschickt zum Reiche Gottes und dessen Ausbreitung.

Trotz Strömung und Wind wurde am 7. Novbr. Balasûr, dicht an der Mündung der[1]) Hûghly, erreicht und am 11. Nov. in Kalkutta gelandet. „Ich fühle etwas, wie Paulus es fühlte beim Anblick Athens," schrieb Carey nach Hause. Auch hier fanden sie Götzentempel, heidnische Laster und die Gefahren einer heidnischen Großstadt vor. Man betete zu Affen und Schlangen, nahte sich morgens und abends den Fluten des heiligen Stromes zur göttlichen Verehrung ohne Erkenntnis des wahren Heiles. Und gegen dies Bollwerk des finstersten Heidentums, behangen mit Zierrat falscher Gelehrsamkeit, sollten unsere beiden Missionare zu Felde ziehen, sollten versuchen diese Millionen von der Finsternis zum Licht zu rufen. Allerdings hatte ein Ziegenbalg, Schwartz im Süden

---

[1]) Alle indischen Flußnamen sind weiblich; überhaupt vgl. zur Schreibung der indischen Ortsnamen Kl. Miss. Bibl. Burkh.-Grundemann III. Vorwort 7.

dieser großen Halbinsel gearbeitet. Allerdings hatte der treffliche Schwede Kiernander (geb. 1711) in wunderbarem Lebenslauf in Bengalen missioniert [1]; aber der hochbetagte, früher reiche, später arme Mann konnte nur noch Carey ermutigen, sein begonnenes und dann liegen gebliebenes Werk fortzusetzen. Keine Spur dieser Wirksamkeit fand Carey vor; hingegen waren die dortigen englischen Christen noch immer verwildert, entsittlicht, unkirchlich, mehr dem Unglauben und Mohammedanismus als dem Christentum zugethan.

2. Der Indigopflanzer. 1794—1799.

Zuerst versuchten Carey und Thomas, solange es ging, sich in Kalkutta einzurichten und von dem Verkauf der ihnen durch die Missionsgesellschaft mitgegebenen Sachen zu leben. Auch wurde mit Hilfe des Dolmetschers Ram Basu, welchen Thomas von früher her kannte, die bengalische Sprache gelernt. Aber bald war besonders durch die Leichtsinnigkeit des andern Missionars der letzte Pfennig verausgabt. Um billiger zu leben, mieteten sie das Häuslein eines deutschen Gastwirtes, dicht bei der ältesten katholischen (1599 erbauten) Kirche Nordindiens in der portugiesischen Vorstadt Bandel. Täglich wurden auch die Märkte und Städte der Umgegend besucht und Carey wandte sich nach Naddiya (Nuddea), dem Mittelpunkte des gelehrten brahmanischen Aberglaubens, wo man ihm freundlich entgegen kam. Sowie aber der Missionar auf das Leben und die Sünden näher einging, bog man aus und hörte nicht mehr zu.

Der untüchtige Thomas verließ kleinmütig seinen Gefährten und versuchte als Arzt in Kalkutta zu leben. Carey bat vergebens beim Vorstand des botanischen Gartens der Kompanie um eine Brotstelle. Ohne Geld, Heim, mit einem irrsinnig gewordenen Weibe, deren Schwester, zwei gesunden und zwei schwerkranken Kindern fand er wunderbarerweise in einem bengalischen Geldwechsler, Nelu Dutt, einen Freund. Dieser bot ihm ein Haus in der nordöstlichen Vorstadt Manicktolla an; später konnte Carey an seinem arm gewordenen Wohlthäter jene edle Handlung vergelten. Schlimmer erging es dem armen Schlucker, als er beim englischen Rev. Brown anklopfte; hier erhielt er trotz des heißen Ganges nicht einmal eine Erfrischung. Denn Careys Verbindung mit jenem Thomas hatte ihn vielen unwillkommen gemacht.

Dorthin, wo die Sunderbunds, das große Ganges-Delta, sich in

[1] Vgl. Evang. M.-Mag. 1865, 303. Burkh.-Grundemann, Kl. M. Bbl. III, 1, 68.

weiten Niederungen ausbreiten, mußte Carey mit schwer erborgtem Gelde hinauswandern, um Pflanzer zu werden — nur dieser Ausweg blieb ihm, wollte er missionieren. Er traf einen Salzbeamten, Charles Schort, welcher ungläubig seinen Plan nicht verstand, ihn aber freundlich aufnahm.[1]) Hier nun in Hasbnabad (40 engl. Meil. östl. v. Kalkutta) baute er sich an, erlernte fertig das Bengalische — ein ernster, wunderbarer Waldeinsiedler, welcher aus seiner Bambuhütte in wilder Dschungelgegend die englische baptistische Missionsgesellschaft zum Heroenwerk ermunterte und in der Landessprache Bengalen zu bekehren suchte.

Inzwischen hatte Thomas, welchem die Thätigkeit eines Arztes nicht das Leben fristen konnte, durch einen alten im eigenen Unglück mit ihm wieder versöhnten Bekannten, den edlen Usny, eine Aufseherstellung auf einer Indigopflanzung[2]) erhalten. Als auch Carey durch des Freundes Vermittelung mit einem solchen Amte betraut wurde, verschwanden die drückenden Sorgen und er konnte aufatmen. Als eingeschriebener Indigoaufseher durfte er auch in Kalkutta predigen und mußte nicht einem Schmuggler gleich das Wort Gottes in Indien einführen.

Von seinem jährlichen 250 Pfd. Sterl. betragenden Gehalt in Malda erübrigt er den vierten oder oft auch den dritten Teil für eine Mission in Mudnabati. Im September erkrankte Carey an einem furchtbaren Fieber; sein zweites Kind, der kleine Peter, starb; er genas. Ein anderer schwerer Schlag war der unheilbare Irrsinn seiner Frau; aber er blieb glaubensstark und predigte fleißig unter den Indigoarbeitern, hatte auch eine aufmerksame Zuhörerschaft und einige Taufbewerber. So besuchte er in einem Umkreis von etwa 20 engl. Meilen wohl 200 Dörfer. Sein erster Bekehrter scheint ein portugiesischer Abkömmling Ignatius Fernandez in Dinadschpur gewesen zu sein.

Fleißig arbeitete Carey an einer bengalischen Bibelübersetzung, hatte aber dabei viele Schwierigkeiten zu überwinden, um den passenden Ausdruck aus dem reichen Wörterschatz dieser Sprache zu suchen. Auch das arme, gewöhnlich redende Volk sollte es verstehen; dessen Sprache hatte aber z. B. kein Wort für Liebe, Reue und dem ähnliche Begriffe. Zum Druck des Neuen Testaments wollte Fuller aus England eine Presse schicken, aber der ungestüme, eifrige Carey konnte dies nicht abwarten und kaufte auf eigene Rechnung eine gerade zum Ausgebot angekündigte höl-

[1]) Später kam die Vergeltung; Schort wurde gläubig und heiratete nachher Careys Schwester.

[2]) Über die Indigopflanze und ihren Anbau vgl. Evang. M.-Mz. 1860, 404.

zerne Presse in Kalkutta für 40 Pfd. Sterl. Doch der gute fromme Udny, Inhaber der Indigoanpflanzungen, bestand darauf diese Summe selbst zu bezahlen. Als die Druckerei in Mudnabati aufgestellt wurde, hielten die Eingebornen dieselbe für einen englischen Götzen.

Wo Bücher sind, muß auch eine Schule sein; als thatkräftiger Mann ging William ans Werk und hatte 1799 schon 40 Knaben beisammen, um sie hauptsächlich Lesen, Schreiben und Bibelkenntnis zu lehren.

Auch Arznei sollte verabreicht und so der Mission ein neuer Weg gebahnt werden. — Sein Genosse Thomas arbeitete 10 engl. Meil. nördlich in Mahipal. Mit diesem machte Carey eine Reise nach Bhutan und wurde vom Subah (Fürsten) sehr freundlich aufgenommen. Der frühere Schuhmacher suchte auch hier angesichts des schneebedeckten Kintschingschinga im Dienste der Mission Sprache, Leute und Land kennen zu lernen. Als er nach Kalkutta zurückkam, war er Zeuge einer grauenhaften Witwenverbrennung; für ihn ein neuer Antrieb zur Mission.

Leider hatte G. Udny mit seinen Indigopflanzungen nicht viel Glück; er entschloß sich, dieselben aufzugeben und nach England zurückzukehren. Da kaufte Carey von Udny die 12 engl. Meil. entfernte Außenfaktorei Kidderpûr, um hier eine Baptistenniederlassung zu begründen. Ja, am liebsten wäre er nach Bhutan gegangen, um frei vom Druck der ostindischen Kaufmannskompanie zu missionieren. Aber nachdem kurz vorher J. Fountain als dritter im Bunde von der Missionsgesellschaft geschickt war, kam neue Hilfe und neues Wirken.

3. In Çrîrâmpûr und Kalkutta.

Careys Freunde waren in England nicht müßig gewesen und hatten mit größter Teilnahme seine und Thomas Erlebnisse verfolgt; allerdings stießen sich einige daran, daß die beiden als Indigobeamte sich Geld verdienten, ohne daß jene Beurteiler den richtigen Grund dafür einsahen. Man übersah die großen Schwierigkeiten und vergaß, wie die Missionare hatten kämpfen müssen. — Der gläubige Missionsgeist griff aber bei allem für und wider in England um sich: nach dem Beispiel Aug. Herm. Franckes, welcher 1710 die ersten Missionsberichte veröffentlichte, erschien seit 1794 der „Periodische Bericht der besondern baptistischen Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden.“ 1795 wurde die Londoner Missions-Gesellschaft gestiftet, hervorgerufen aber durch diese baptistische, und doch wiederum im Gegensatz zu ihr; 1796 erfolgte der Aufruf zur Gründung der schottischen Gesellschaft in Edinburgh; beide Vereine veröffentlichten ebenfalls Zeitschriften. Auch in Holland und

Amerika erwachte ein neuer Geist und die deutschen Herrnhuter trugen viel dazu bei, dieses Glaubensfeuer zu entflammen.

So wurden aufs neue Missionare in die baptistische Heidenmission Bengalens ausgesandt: Brunsdon, Grant, Josua Marshmann, W. Ward, welche auf einem amerikanischen Schiffe hinüberfuhren; da auch sie von der Verwaltung keinen Paß erhielten. Deshalb landete man nicht in Kalkutta, sondern in Çrîrâmpûr (Sirampur, Serampore) unter dem Schutze des dänischen Staates. Ward, früher ein freisinniger Buchdrucker, wollte Careys Bibelübersetzung veröffentlichen und schrieb 1799 an der Grenze zweier Jahrhunderte nach Hull hin ein weissagendes Wort: „Mit einer Bibel und einer Druckerpresse wird auch in Indien ein Missionar nicht vergeblich arbeiten." Ward fand den Carey in jugendlicher Geisteskraft vor. Ungehindert kamen sie in Çrîrâmpûr[1]) an, obgleich die Zeitungen Kalkuttas in arger Unwissenheit aus baptistischen „papistische" Missionare gemacht hatten. Als letztere galten sie als französische feindliche Unterhändler; bis dieser Irrtum sich herausstellte.

Am 10. Januar 1800 siedelte auch Carey nach Çrîrâmpûr über, um beschützt durch die Dannebrogsfahne[2]) in der Nähe Kalkuttas unter der zahlreichen Bevölkerung des Hûghly-Bezirkes zu evangelisieren. In der schönen lutherischen dänischen[3]) Kirche, welche durch einen großen Turm und eine Säulenhalle geschmückt war, predigte Carey von 1800 bis zu seinem Tode und in Çrîrâmpûr entstand sein Hauptwirkungsfeld. Er gründete in Verbindung mit den andern Missionaren eine „kommunistische Brüderschaft"; alle Einnahmen flossen in eine Kasse. — Grant starb bald am Fieber, ebenso Brunsdon; Thomas hatte sich in Beerboom niedergelassen. Ganz dicht an der Hûghly gegenüber dem Palast des Gouverneurs Obersten Bie,welcher als ein Schüler von Schwartz der Mission günstig gesonnen war, entstand unter treuer Arbeit des „Triumvirats" Carey, Marshmann und Ward eine Station, ein Garten, eine Druckerei ꝛc.

Mit J. Marshmann war auch dessen Frau Hanna als erste Missionarin nach Indien herübergekommen und stand als unentbehrliche Walterin der „Brüderschaft" im Hauswesen vor. Carey besorgte das

[1]) Dänisch amtlich Frederiksnagûr nach dem dänischen König genannt, später im Kriege zwischen Dänemark und England fiel Çrîrâmpûr an letzteres.

[2]) Das Evang. M.-Mag. 1857,284, 1858,352 stellt die edle behütende dänische Hilfe noch deutlicher dar.

[3]) Nun anglikanisch; ein gutes Bild von Çrîrâmpûrs Umgegend findet sich Evang. M.-Mag. 1883,257.

Übersetzen und daneben eben so gelehrt wie praktisch die Apotheke, Gärtnerei, Kassenführung; Marshmann war Lehrer, Ward thätiger Buchdrucker, Fountain Buchbinder († 1800) und Eingeborne halfen. Der Grund und Boden nebst Haus wurden von der Gesellschaft angekauft; die Druckerei und Schule ergaben bald Überschuß, welcher wiederum der wachsenden Mission zu gute kam.

Allerdings war nicht alles ohne Schwierigkeiten; der erste Hindu, welcher zur Taufe kam, ein Fakir, verschwand, bevor er sie erhalten hatte; aber noch am letzten Sonntag des Jahres 1800 wurde der 35jährige Zimmermann Krishna Pal in der Hughly getauft; ihm folgte seine Familie. Er diente später als der erste eingeborne Missionar in Kalkutta und Assam und dichtete die ersten bengalischen Hymnen. Er und sein Bruder Gokul aßen mit den Missionaren zusammen, brachen also die Kaste. Als Krishna getauft wurde, am 28. Dez. 1800, war der dänische Gouverneur und mancher Europäer zugegen; Ward predigte über Joh. 5, 39: Suchet in der Schrift; und Carey sprach auf Bengalisch zum Volk.[1]) Bald nahm als das erste bengalische Weib, die Schwester der Frau Krishnas das Christentum an; darauf auch diese; später Unna, die erste Witwe. Auch einer aus der Schreiber-Kaste, Petumber Singh, wurde durch einen Traktat gewonnen; er arbeitete nachher als Schulmeister; 1802 der erste Brahmane, der 19jährige Krishna Prosad. Letzterer hatte die heilige Brahma-Schnur unter die Füße getreten; doch wurde ihm eine andere gegeben, damit er predigend den Brahmanen zeige, daß Christus unwiderstehlich und ein Götzending nichts sei. Nach einigen Jahren aber legte er sie ganz ab. — Als ein christlicher Brahmane die Tochter des Zimmermanns Krishna Pal heiratete, geschah die Trauung 1803 in Gegenwart von über hundert Hindus als die erste in der neuen Gemeinde und ein gemeinsames Mahl brach die Kaste. Ebenso geschahs, als Gokul beerdigt wurde, wo durch gemeinsame Beteiligung das Kastenwesen angegriffen wurde. — 1804 konnte mit Hilfe des Zimmermanns die erste Kapelle für eingeborne Christen erbaut werden, in welcher abwechselnd bengalische und englische Gottesdienste gehalten wurden.

Doch nun nach Kalkutta! Gegen eignen Willen wurde die missionsfeindliche ostindische Handelskompanie Careys Helferin. Der Bruder des berühmteren Lord de Wellington, Lord Wellesley, seit 1798 General-

[1]) „Es war ein froher, doch ernster Tag für die Missionare; Thomas, den man auf sein Lager hatte binden müssen, brüllte Gotteslästerungen, und Frau Carey, gleichfalls eingeschlossen, schrie wie eine Rasende.“ Fügt Evang. M.-Mag. 1865,343 der Taufhandlung hinzu; Smith berichtet dies nicht.

gouverneur in Ostindien, wollte die traurigen englischen Beamtenverhältnisse der Kompanie durch Errichtung einer Hochschule verbessern, in welcher die jungen englischen Beamten neben europäischen Wissenschaften auch die Geschichte und Sprachen Indiens lernen sollten. Er gründete deshalb das „College of Fort William“[1]) und ernannte zum bengalischen Lehrer an demselben — unsern Carey. Von nun an war letzterer außer in Crîrâmpûr auch in Kalkutta unermüdlich thätig und zwar dreißig Jahre lang, — am Dienstag Abend kam er nach der Hauptstadt und fuhr jeden Freitag wieder nach Crîrâmpûr zurück. Da die englischen Kapläne Brown und Buchanan ihn unterstützten, konnte Carey in der Bow-Bazar-Straße eine Kapelle gründen. Wenn er in Kalkutta war, unterrichtete er am Tage im Bengalischen, Marathischen und Sanskrit, übersetzte die heiligen Bücher Indiens und am Abend predigte er den Mühseligen und Beladenen in verschiedenen Sprachen die Gnade Gottes. Chamberlain wurde nebst einem Helfer nach der großen Stadt Agra gesandt und Carey wollte durch Gründung von verschiedenen Außenstationen die „vereinigten Missionen in Indien“ durchführen; in Bengalen, Burma, Orissa, Bhutan und Hindostan. China hingegen sollte durch die Bücher und Schriften bearbeitet werden; ja selbst nach Java, Ceylon gedachte er das Missionsnetz auszuwerfen. Carey war der Pionier für Stationen in Allahabad, Benares ꝛc. Da ihm die Kompanie das Jahresgehalt in der Hochschule verdoppelte, glaubte er Mittel für Erweiterung des Missionsfeldes zu haben. Im Jahre 1807 wurde sein Sohn Felix mit zwei Helfern nach Rangun in Hinterindien geschickt und auch von Anam kam ein Wink. Ein verfolgter jesuitischer anamitischer Bischof floh eines Tages nach Crîrâmpûr und fand bei Carey Hilfe, sein anamitisch-lateinisches Wörterbuch zu drucken. Carey war immer voran, der feurige, thatkräftige, treue Missionar. Auch Marshmann blieb nicht müßig; er übersetzte mit andern zusammen Teile des Neuen Testamentes in die damals bei Chinas Abgeschlossenheit doppelt schwer zu erlernende Sprache des fernen Reiches. Auch nach den Molukken schaute Carey; sein dritter anfangs weltlich gesinnter Sohn Jabez, Schreiber in Kalkutta, für welchen Dr. Ryland in einem öffentlichen Gottesdienste zu London gebetet hatte, wurde 1814 bekehrt und nach Amboina[2]) auf Veranlassung des dortigen Residenten gesandt. Der Vater Carey freute sich herzlichst darüber, gab ihm innige Ermahnungen mit auf den Weg und verwies ihn auf Gottes Wort und Gnade. — Die Erwähnung dieses Sohnes führt uns in

[1]) So genannt nach dem Fort Kalkuttas.

[2]) Südlich von Ceram, letztere Insel südlich von Dschilolo.

4. Careys Familie und Freundeskreis.

Das Zusammenleben mit seiner ersten Frau war eine Geduldsprobe. Die an Bildung ihm durchaus ungleiche, aber auch in seinen Gedanken und hohen Zielen ihm selten folgende Gattin bereitete ihrem Manne durch eine vorwurfsreiche Zunge mancherlei Kummer. Dazu umnachtete sie ein unheilbarer Irrsinn die letzten zwölf Lebensjahre hindurch. Aber die „Brüderschaft", Wards Einfluß auf Careys Kinder und Hanna Marshmanns treusorgende Haushaltung ersetzten manches sonst schwer Entbehrtes.

An seinen Söhnen hatte der Vater William viele Freude; Jabez war treu dem Herrn, Felix arbeitete als ärztlicher Missionar in Rangun (Kuhpockenimpfung) und vertiefte sich in die Pali-Sprache; William und Jonathan folgten gleichfalls der aufopfernden Arbeit des Vaters. Mit allen vieren unterhielt er einen echt väterlichen Briefwechsel und Verkehr, aus welchem die Begeisterung für die Missionssache immer wieder hervorleuchtete. Der Missionar sei ein Soldat im Dienste Gottes, müsse als solcher sich jeder Gefahr mutig entgegenstellen, während er seine Angehörigen der Obhut Gottes vertrauensvoll unterdes überlasse. —

Nachdem die irrsinnige Gattin am 7. Dez. 1807 durch den Tod erlöst war, heiratete Carey am 9. Mai 1808 die feingebildete Lady Rumohr, mit welcher er dreizehn Jahre sehr glücklich lebte. Sie hieß Charlotte Emelia, aus Schleswig gebürtig;[1]) ihre Mutter war eine geb. Ahlfeld. Als fünfzehnjähriges Mädchen bei einem Hausbrand schwer erkrankt, fand sie Heilung im dänischen Ostindien. Als Careys Frau war sie eine wirkliche Missionarin, eine ernste, willensstarke Christin, die treue Stütze ihres Mannes; sie starb, 61 Jahre alt, im Mai 1821.[2])

Als eines Tages, es war am 24. Juni 1809, Carey über Tisch sagte: „Heute habe ich die bengalische Übersetzung der ganzen Bibel vollendet" und auf eine Frage: was er nun thun wolle, antwortete: „das von mir beabsichtigte Werk wird mich ungefähr noch 20 Jahre beschäftigen," verfiel er an demselben Tage in ein schweres Fieber. Doch Gott behütete ihn und er durfte sein Vorhaben vollenden. In seinen Fieber-Phantasien beschäftigte er sich immer und stets mit seiner Mission, er lebte und webte in diesem Beruf.

[1]) Die Familie v. Rumohr ist noch heute in Schleswig-Holstein sehr bekannt und geachtet.

[2]) Im Ev.-Luth. Missionsbl. 1849, welches das Leben W. Careys enthält, ist die auf S. 250 sich findende Behauptung: „die zweite Frau wäre am 8. Dez. 1808 gestorben." falsch. —

Als der englische Kaplan Dav. Brown, Propst am Fort-William-College, einen alten, dicht bei seinem Hause in Çrîrâmpûr und nahe dem Ufer der Hûghly gelegenen Tempel in eine Kirche umwandelte und dieser den Namen des berühmten Missionars Henry Martyn (Henry Martyns Pagode)[1]) gab, war sie der Versammlungsort für Baptisten und Nonconformisten; hier gewann die Benennung „Kaplan“ die Bedeutung von „Missionar“. Hier trafen sich Buchanan, Martyn, Corrie, Carey ꝛc.; hier arbeitete in enger Freundschaft mit Carey der Henry Martyn, welcher sich freute, daß aus dem Teufelsdiensthaus ein christliches Bethaus geworden sei; hier wurde von Carey und seinen Freunden Buchanans Plan erwogen, für Indien ein Prediger-Seminar einzurichten.

Auch mit andern Männern stand Carey in freundschaftlicher Beziehung: mit dem Astronomen Bentley, Dr. Hare, Schriftstellern wie Robert Hall; auch zu Weltleuten und Staatsmännern, wie den Generalgouverneuren: Wellesley, Hastings, Bentinck, zu Kaufleuten, Pflanzern ꝛc. hatte er mannigfache Beziehungen. Überall war er der christliche Gentleman und feine Ritter, überall geachtet, verehrt, geliebt; immer aber demütig. Nannte er doch seinen Mitarbeiter Marshmann den Luther und sich den Erasmus. Als einstmals an der Tafel des Generalgouverneurs in Kalkutta in Gegenwart Careys und vieler Herren jemand etwas laut nach Careys Herkunft fragte: ob er nicht ein Schuhmacher gewesen wäre, antwortete dieser ihm „nein nur ein Schuhflicker“ und lächelnd fuhr er in seinem Gespräch mit dem Nachbar fort.

Seine englischen Herzensfreunde Fuller, Ryland, Sutcliff haben stets unwandelbar, fern doch nah, mit ihm gearbeitet und für ihn gewirkt. Und die in Indien ihm nahestehenden Missionare und seine Bekehrten scharten sich um ihn wie um einen Vater; er war die Seele des Werks in Çrîrâmpûr.

5. Der Gelehrte und unermüdliche Bibelübersetzer.

Unter allen Engländern, welche damals in Bengalen herrschten oder wohnten, war der sprachbegabte W. Carey der einzige, welcher die Landessprache vollkommen mündlich beherrschte und sie schriftlich wiedergeben konnte. Er allein — abgesehen von Colebrooke — konnte das Sanskrit so fließend wie die Brahmanen sprechen. Für letztere bisher vor fremden Augen geheim gehaltene oder „durch die Perser verdünnte“ Sprache schrieb Carey eine Sprachlehre und ein Wörterbuch, um so Vorarbeiten

[1]) Abgebildet im Calwer Miss.-Bl. 1882,52.

zu machen, daß er gleich dem Apostel Paulus den Heiden aus ihren Sagen und Geschichten mancherlei anführen könne. Seine Genossen halfen ihm und der berühmte Max Müller nennt ihn und seine Mitarbeiter, die einfachen und doch so für die Gelehrsamkeit arbeitenden Männer, „die Pioniere, welche die ersten Pfade durch die Wälder der heiligen Literatur des Ostens bahnten". Als berufener Professor am Fort-William-College war er zugleich amtlicher Übersetzer der Regierungsverfügungen ins Bengalische. Bei allen diesen Arbeiten hatte er wenige Vorgänger, nur Halhed, W. Jones, Colebrook und Charles Wilkins (letzterer hatte die erste Übersetzung von Sanskrit ins Englische 1785 gemacht). Der edle Generalgouverneur Wellesley unterstützte Carey nach Kräften und als Pitt in England gebot, that und konnte er es noch nachdrücklicher. Die Fort-William-Schule umfaßte alle jene Sprachen: Arabisch, Persisch, Marathisch, Hindostanisch (Hindisch = lingua franca), Telugisch, Tamulisch, Kanaresisch. Carey gab Bengalisch und Marathisch. Als er am 15. Juni 1801 von Çrîrâmpûr aus hundert Abdrücke des bengalischen Neuen Testaments absandte, schrieb er: „Ich fühle mich unfähig, solche Professur mit Ehre und Geschick auszufüllen; aber Brown und Buchanan meinten, daß hierdurch die Missionssache gefördert werde; ich konnte ihre Gründe nicht widerlegen." So bescheiden er dies niederschrieb, ebenso demütig urteilte er später über seine erste oft unvollkommene Übersetzung des Neuen Testaments.

Auf der Missionspresse wurden Sanskrit-Sagen gedruckt und schon 1798 hatte er Rig Veda und Parana übersetzt. 1799 las er das große Nahabharata Epos, um die Hinduzeitrechnung festzustellen. Als in Kalkutta auf jener Hochschule ein Fest mit hindostanischen und persischen Reden gefeiert wurde, da sprach zuletzt Carey — es war am 20. September 1804 — vor der erlauchten Versammlung der höchsten englischen Würdenträger, vornehmen Indier und Mohammedaner auf Bengalisch und dann in der ehrwürdigen Sanskrit-Sprache. Er pries das Fort-William-College als den guten Vermittler zwischen Engländern und Indiern und selbst seine Feinde mußten sich vor dem früheren Schuhmacher beugen. Durch ihn und seine Mithelfer war nun den Indiern Gelegenheit gegeben, ihre heiligen Bücher mit der Bibel zu vergleichen; er wars, welcher den jungen, oft fast verkommenen Engländern durch Erschließung der Sprachschätze Indiens die Augen öffnete und ihnen Möglichkeit verschaffte, auch sprachlich den besiegten Völkern sich zu nähern. —

Doch er blieb nicht stehen. Als schon angesehener Meister des College schämte er sich nicht, fleißig noch bei seinem Punditen und überaus ge-

lehrten Sprachmeister Mrityunjaya Vidyalanker die Feinheiten des Bengalischen zu erlernen. Zur Herausgabe einer bibliotheca asiativa rief er die indische Regierung und Englands Söhne fum Unterstützung an. Er übersetzte und kommentierte mit Hilfe J. Marshmanns das Ramayana Epos; dies Werk wurde zwischen 1806 und 1810 in drei Quartbänden[1]) auf der Missionsdruckpresse veröffentlicht und unser Landsmann A. W. v. Schlegel hat 1829 in seiner Ausgabe Careys Arbeit stark benutzt. Aus sechs Handschriften stellte Carey einen kritischen Text des Hitopadosa zusammen und 1811 erschien das große Werk: „Ein allgemeines Wörterbuch der orientalischen Sprachen, welche aus dem Sanskrit stammen." Kurz — er gab Europa das Sanskrit wieder. Im Jahre 1825 verfaßte er das dreibändige „Bengalisch-Englische Wörterbuch", voll ungemeinen Fleißes und großer Gelehrsamkeit. — Volle 28 Jahre lang war Carey ein geradezu mustergiltiges, sehr thätiges Mitglied der bengalisch-asiatischen Gesellschaft. Er hat ehrlich, emsig geholfen, für Europa die Thüren der indischen Sprachenhalle aufzuthun; viele seiner Schüler wurden tüchtige sprachkundige Beamte Indiens; selbst spätere Generalgouverneure hatten vorher zu den Füßen dieses gelehrten Missionars gesessen. Wenn er so in Kalkutta gelehrt hatte, fuhr er hinauf nach Çrîrâmpûr, um dort volkstümlich Jesu Wort zu predigen. —

Hatte Carey seit seiner Jugend jeden Morgen ein Kapitel der Bibel im Englischen und dann in der Sprache, welche er lernte, gelesen, so konnte er nun nichts lieber wollen, als die heilige Schrift in jene indischen Sprachen zu übersetzen. Auch auf diesem Arbeitsfelde wurde er ein Vorarbeiter und Vorkämpfer. In England unterstützte den fernen Freund der treue Dr. Ryland, ein tüchtiger Hebraist, in Çrîrâmpûr besonders Marshmann, Ward, Gilchrist nebst vielen Punditen und Munschis des Fort-William-College. Immermehr erkannte Carey im Sanskrit den Schlüssel der andern Sprachkammern und benutzte dies zum Verständnis jener. W. Ward wurde ein geistvoller Schriftsetzer, die Buchstaben konnten in Çrîrâmpûr selbst geschnitten und gegossen werden; die ersten in Indien gesehenen Sanskrit-Lettern gingen aus dem Missionshaus hervor, ebenso die der andern Sprachen, des Orissischen (Uriya), Hindischen, Marathischen. Eine wichtige Rolle spielte hierbei Panchanans Lehrling, Monohur, welcher vortreffliche hübsche Formen für die verschiedenen Alphabete schneiden konnte und doch — kauerte er zu den Füßen seines Götzenbildes.

[1]) Der vierte Band verbrannte 1813 und ist nicht wieder geschrieben.

Viele Schwierigkeit machte Carey die Herbeischaffung guten Papieres; zuerst versuchte er es mit dem sogenannten Patna-Papier; dann mit einem andern, welches aber dem Wurmfraß sehr ausgesetzt war; nur einem mit Arsenik versetzten Papier ist es zu verdanken, daß sich fünf große Bände eines Polyglotten-Wörterbuches, welches Careys Punditen für die Bibelübersetzungen ausarbeiteten, erhalten haben.

Die im Missionshaus aufgestellte erste Dampfmaschine war die erste Indiens und erregte als „Feuermaschine“ die ungemeine Bewunderung der Bengalen; der Tag ihres Beginns, der 27. März 1820, ist ein wichtiger in der Geschichte Indiens.

In Çrîrâmpûr entstand ein ganzes Seminar für Bibelübersetzer und in dem früheren englischen Schusterlehrling William Yates (geb. 1792 in Leicestershire) fand Carey einen tüchtigen Mitarbeiter. Das Werk wuchs von Jahr zu Jahr. „Meine Arbeit ist größer, als zu irgend einer andern Zeit,“ schrieb Carey im Mai 1815, „wir haben jetzt 27 verschiedene Bibelübersetzungen vor uns, fast alle schon unter der Presse; die Korrektur aber liegt auf mir.“ Nun wurde Yates der Baruch Careys. —

Schon 1796 hatte er die Übersetzung des Neuen Testaments ins Bengalische[1]) vollendet; nachdem sie viermal nachgesehen war, kam sie im Jahre 1801 aus der Missionspresse fertig heraus. Wilhelm Ward und der Sohn Felix Carey setzten die Buchstaben mit eigner Hand. Der erste Band wurde auf dem Altar der Kapelle Gott mit Lob und Dank dargebracht. 1806 erschien eine zweite sehr verbesserte Auflage, nachdem Carey unterdes in der Landessprache selbst viel hinzugelernt hatte.[2]) Als später die Missionare nach Dacca vordrangen, fanden sie Dörfer vor, in denen Careys erste Übersetzung in der Stille gewirkt hatte. — Das bengalische Alte Testament erschien 1802 bis 1809; später in verbesserten Ausgaben. Im ganzen hat Carey 28 Übersetzungen geliefert, die ganze Bibel in 7, das Neue Testament in 21. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte jeder einzelnen Übersetzung zu verfolgen;[3]) doch sei erwähnt, daß

[1]) Die Provinz Bengalen, so groß wie Frankreich mit doppelt so viel Einwohnern. Bengalisch wird von 37 Millionen Hindus und Mohammedanern gesprochen; Hindostanisch in Urdu von 25 Millionen, Uriya (Orissa) von 6 Millionen.

[2]) 1811 die dritte, 1832 die achte.

[3]) Später gab es 34 Übersetzungen der Bibel, alle von Carey in Çrîrâmpûr gemacht und veröffentlicht; folgendes zur Übersicht, vergl. Smith S. 238 f.

1801	Bengalen	Neues Test.	Altes Test.	1802—1809.
1811	Uriya	„	„	1819.
1824	Mâgadh.	„	—	—

der Brahmane Anand Masih beim Übersetzen des Evangeliums ins Hindische Christ wurde.

Die neu erstandene britische Bibelgesellschaft verschaffte Carey bei der kostspieligen Herausgabe dieser Bibeln große Unterstützungen.[1])

Da traf alle diese Unternehmungen ein harter Schlag. Am Abend des 11. März 1812 hatten die Schriftgießer, Drucker, Buchbinder die

1815—1819	Assam	Neues Test.	Altes Test.	1832.
1824	Khasi	„	—	—
1814—1824	Manipûr	„	—	—
1808	Sanskrit	„	„	1811—1822.
1809—1811	Hind.	„	„	1813—1818.
1822—1832	Bruj-bhasa	„	—	—
1815—1822	Kanonji	„	—	—
1820	Kosali	nur Matth.	—	—
1822	Udeypur	Neues Test.	—	—
1815	Dschepur	„	—	—
1821	Bhugel	„	—	—
1821	Marwar	„	—	—
1823	Bikanert	„	—	—
1824	Bhutt	„	—	—
1822	Haraot	„	—	—
1832	Palpa	„	—	—
1826	Kumaond	„	—	—
1832	Garwhalid	„	—	—
1821	Nipâl	„	—	—
1811	Marath	„	„	1820.
1820	Gudzarât	„	—	—
1819	Konkan	„	Pentateuch	1821.
1815	Pandschâb	„	„ u. hist. B.	1822.
1819	Multân	„	—	—
1825	Sindh	Matth. allein	—	—
1820	Kasmir	Neues Test.	Genes. bis 2. Reg.	—
1820—1826	Dogri	„ allein	—	—
1819	Puschtu	„	—	—
1815	Baludschen	„	—	—
1818	Telugu	„	Pentateuch	1820.
1822	Kanaresen	„ allein	—	—

Sechs Übersetzungen von Carey herausgegeben und gedruckt: Persisch, Hindostan, Malayalam, Burma (nur Matth.), Singhales, Chines (Dr. Marshmanns).

[1]) Später aber nicht mehr, da Carey das Wort „taufen" im baptistischen Interesse so übersetzte, daß die Bedeutung des bloßen Besprengens vollständig ausgeschlossen war und nur das tiefste Untertauchen zur Geltung kam. Näheres im Leipziger Ev.-Luth. Miss.-Bl. 1849,247. Doch wurde später das gute Verhältnis wieder hergestellt.

Werkstatt verlassen; große Vorräte von Papier lagerten daselbst; außerdem 14 Güsse der orientalischen Lettern, neue hebräische, griechische und englische Typen, wertvolle Handschriften von Übersetzungen, Sprachlehren, Wörterbüchern; schöne stählerne Schriftstempel. Ward war mit wenigen Arbeitern noch beschäftigt, als er plötzlich Rauch bemerkte und bald schlugen prasselnde Flammen aus den Dächern. Am nächsten Abend traf Carey aus Kalkutta ein, fand manches gerettet, vieles aber verloren, darunter leider das Polyglotten-Wörterbuch der aus dem Sanskrit abgeleiteten Sprachen. Dies letztere Werk hätte dem Carey für alle Zeit einen Ehrenplatz unter den Orientalen erworben. Betrübt schrieb er an Dr. Ryland: „Der Herr hat uns geschlagen, er hat ein Recht es zu thun und wir verdienen seine Züchtigung; ich will mich prüfen, was in mir zu diesem Unglück beigetragen hat." Unbeirrt, unverzagt machte er sich aufs neue ans Werk; in England, Indien, Amerika erwachte viel Mitleid; von dort kam Hilfe und dem Phönix gleich erhob sich die Missionsdruckerei aus der Asche. Als Lord Hastings, der Generalgouverneur, mit seiner Gemahlin die Anstalt besuchte — es war dies das erste Mal, daß solcher Beamte es that — sprachen seine anerkennenden Worte das aus, was jetzt unbestritten fest steht: das Lob dieser Mission für die Völker Indiens.

6. Careys Verdienste um Literatur und Humanität.

Wer das Buch der Bücher in vielen Sprachen zu übersetzen weiß, hat dadurch auch der Gelehrsamkeit und Literatur dieser Völker genützt. Überhaupt zeigt uns Careys Leben, was die Mission auf dem Gebiet der Literatur wirkt.

Das oben Erzählte gab uns schon ein Bild hiervon, welches wir im folgenden noch ein wenig schattieren wollen.

Als Carey nach der alten gelehrten Brahmanenstadt Naddiya (Naddea) kam, fand er nicht mehr als 40 verschiedene Werke, dazu nur handschriftlich für ein Volk von 30 Millionen vor. Nur ein Indier, Balu Ram, hatte als der erste in Kalkutta eine Druckerpresse aufgestellt, und dies geschah auch nur unter dem Einfluß von Colebrooke, um die Sanskrit-Klassiker zu drucken. Der erste Bengale, welcher Indisches druckte, Gunga Kischur, war von Carey und Ward nach Çrîrâmpûr gezogen und that es aus Furcht nur auf der europäischen Presse. — Was Carey für die bengalische Literatur geleistet hat, ward oben bereits erzählt. (Sein 1815 erscheinendes Wörterbuch umfaßte 80000 Wörter.) Durch ihn und seine Schulbuch-Gesellschaft ermuntert, wagten sich indische Männer an die

Herausgabe ihrer Literatur, so der Ram Komal Sen, später Vorsteher der bengalischen Bank und Vater des kürzlich verstorbenen berühmten Keschab Tschander Sen. — Durch Carey erlangte das Bengalische eine ähnliche Stellung in Indien, wie das Italienische für Südeuropa. Careys Bibelübersetzung, die vieler christlicher Schriften, z. B. Bunyans Pilgerreise, und die Übersetzung von Goldsmiths Geschichte Englands, Mills Geschichte Indiens auf Bengalisch nebst dem Versuch einer bengalischen Encyklopädie bereicherten die Literatur dieses Landes. Wir dürfen sagen, Carey hat die Buchdruckerkunst in Bengalen und dadurch in Indien thatsächlich eingeführt.

Am 31. Mai 1818 kam die erste Zeitung in orientalischer Sprache in der Missionsdruckerei zu Çrîrâmpûr heraus, die „Samachar Darpan oder News Mirror". Als seitens eines Bengalen in wenig Wochen ein anderes Blatt zur Verteidigung des Hinduismus unter dem Titel „Der Zerstörer der Finsternis" erschien, druckte Marshmann seinen „Indiens Freund". Diese bald sehr bekannte Zeitschrift suchte zwischen England und Indien zu vermitteln und richtige Grundsätze für das Verhältnis beider Reiche aufzustellen. Auch trat dieses Blatt mit aller Kraft und Entschiedenheit für die Abschaffung jener scheußlichen indischen Greuel ein, z. B. der Witwenverbrennung, Kinderopfer.

Hinter diesen menschenfreundlichen Bemühungen stand Carey. Oft genug erfuhr er Verleumdung und Verfolgung seitens der Indo-Engländer, welche damals nur Baumwollen- und Indigo-Politik, aber nicht dabei Indiens Wohl beachteten. Aber immer von neuem kämpfte er dagegen und berief sich auf das Gericht Gottes. Wie lange dürfe an den Ufern des Ganges der Rauch jener scheußlichen Satis (Witwenverbrennungen) aufsteigen? Ebenso rief er die christliche Regierung gegen jene freiwillige Erträнkung in den heiligen Strömen wach. Careys Werk ist es hauptsächlich, daß diese Verbrechen als solche mit dem Tode bedroht wurden. Er rüttelte das eingeschlafene laxe Gewissen der Kompanie-Beamten wach und mahnte immer wieder, bis diese Mördergruben sich schlossen. Der edle Wellesley und Udny traten für Careys Ansicht ein und die „Brüderschaft" zu Çrîrâmpûr stritt tapfer mit göttlichen Waffen für die menschlichen Rechte. Der „Freund Indiens" wollte es nicht dulden, daß gemeine, unsittliche Tempelgebräuche unter Regierungsschutz[1]) gestellt würden, daß Wischnu einen Regierungstempel erhalte oder daß der Charak, ein

[1]) Wie eng missionsfeindliche Kolonisation sich mit dem Heidentum verband zeigt obiges und näheres im Evang. Miss.-Mag. 1865,396 f., 441 f., 489 f.

mit wilden Ausschweifungen verbundenes Schwingfest, in Kalkutta gefeiert würde, ebenso arbeitete er gegen die Ghat-Mörder.

Als Carey 1812 von der Selbstverbrennung eines Aussätzigen in Cutwa hörte, ruhte er nicht eher, bis er ein Krankenhaus für solche Unglückliche in Kalkutta errichtet hatte. Seit dem 4. Dez. 1829 floß der Ganges unblutig in den See und am 24. Juni 1832 wurde die letzte Bittschrift um Gestattung der Witwenverbrennung seitens Englands verworfen. Careys Schüler trugen als spätere Beamte dies Wort weit hinaus ins Land:

Bewa mat jaláo Du sollst nicht deine Witwen verbrennen.
Beti mat máro Du sollst deine Töchter nicht töten.
Korhi mat dabao Du sollst nicht deine Aussätzigen begraben (lebendig).

Täglich betete Carey für die Sklavenbefreiung; 1843 wurde sie in Ostindien durchgeführt.

7. Careys Verdienste um die Naturwissenschaft.

Seine frühe Beschäftigung mit der Natur, das eifrige Lesen von Reiseberichten, sein längeres Arbeiten auf Indigopflanzungen in den Niederungen des Ganges führte ihn geradewegs zur Wissenschaft der Natur. Einen Garten legte er sich in Çrîrâmpûr an, welcher als ein botanischer mustergiltigen Ruf erntete. Um sich her sammelte er ein zoologisches Museum und schrieb z. B. am 13. März 1795 an Ryland: „Die Naturgeschichte Bengalens wird einem eifrigen Forscher unzählige Neuigkeiten darbieten; ich lege mir Sammlungen an, mache kurze Anmerkungen zu den einzelnen Gegenständen, welche ich erhalte; wills auch nachher nach Europa senden." Besonders in der Vogelkunde und unter den Insekten fand er viel Neues. Als er in den botanischen Garten der Kompanie Eingang erhalten hatte, machte er sich auch hier durch Einführung von guten Sämereien, Gerätschaften sehr verdient; die Lieblingsblume des englischen Indiens, das Gänseblümchen, wurde durch ihn heimisch. Er gab 1814 das Verzeichnis dieses „hortus bengalensis" heraus und nach Roxburgs Tod dessen „Flora indica". Andrerseits sandte er indische Pflanzen nach England; und die Namen einiger Gewächse zeigen Careys botanischen Forschungssinn; so die Careya saulea, die Careya herbacea in den Dschungeln am Fuße des Himalaya, die Careya sphaerica auf den Hügeln von Chittagong. Der französische Botaniker Benjamin Delessert lobte Careys botanische Arbeiten[1]) (im Musée botanique) und selbst be-

[1]) Als Botaniker haben sich die Missionare Dr. König, Dr. Heyne (Herrenhuter), Dr. Mart. Klein, Rottler und Schwartz' Freund, Guericke ausgezeichnet. Leider sind die bezüglichen Handschriften dieser Missionare in Trankebar fast alle zum Kanonen-Verpfropfen mißbraucht.

deutende Fachgelehrte, wie z. B. Dr. Brandis in Bonn zollten dem botanischen Garten Careys in Çrīrâmpûr großes Lob. Hier arbeitete der Missionar, hier fand er unter den köstlichen Bäumen seine Erholung. In geschickter Weise stellte er hier bengalische Arbeiter an und in südländischer Üppigkeit dankte das Werk seinem Meister. Leider litt dieser Garten durch Flut und Wirbelsturm 1823 und 1831 sehr, aber immer von neuem begann Carey das Werk.

Auch eine Steinsammlung legte dieser vielseitige Forscher an, ohne doch nur irgendwie seiner Missionsthätigkeit untreu zu werden.

Doch hierbei blieb er nicht stehen, sondern versuchte auch auf landwirtschaftlichem Gebiete Veraltetes durch besseres Neues zu ersetzen. Er schrieb über den Landbau im Dinadschpûr-Distrikt (1811) und wollte die Armut, Vorurteile und Gleichgiltigkeit der Eingebornen lindern und überwinden, suchte aber als alter Praktiker durch eigenen Anbau zu belehren. Nach jahrelangem Wirken wagte er es am 15. April 1820 einen Land- und Gartenbau-Verein Indiens für Europäer und Eingeborne ins Leben zu rufen. Aber nur drei Europäer, kein Indier waren zu diesem Zweck in der Townhall Kalkuttas erschienen; doch Carey und Marshmann stifteten hierdurch nicht entmutigt obigen Verein.[1]) Bald wuchs letzterer zur großen Bedeutung heran; sein Beschützer wurde der Generalgouverneur Marquis Hastings; seine Mitglieder waren Landleute, Offiziere, Doktoren, Geistliche, Beamte, Kaufleute und noch heutigen Tages beträgt die Zahl derselben 600. Dieser Verein suchte durch Verteilung von Belohnungen, für zweckmäßigen Kaffeeanbau, Einführung von europäischen Früchten, Veredelung der einheimischen, Bereitung von Käse viel zu thun. Als der Lieutenant G. Thomasen Papierbereitung vorschlug, wurde dieser Antrag von unserm unermüdlichen Übersetzer, Gelehrten, Botaniker und vor allem Herzens-Missionar unterstützt. Die Hauptsache war, daß viele Eingeborne diesem Vereine angehörten. Hatte die ostindische Kompanie die Eingebornen in großer Unkenntnis erhalten und andere europäische Geldleute stets von Indien fern gehalten und als „Schmuggler“ verfolgt, so wurde durch diesen Verein derartiges erschwert, ja unmöglich und auch anderes europäisches Kapital, als das der Monopol-Kompanie, ins Land gebracht und die Eingebornen nun zur Mitthätigkeit herangezogen. Carey sprengte die selbstsüchtigen Fesseln gemeinen Eigennutzes, welche durch die Kompanie Indien auferlegt worden waren; er schützte den eingebornen und fremden Kleingrundbesitzer vor dem Aussaugesystem der Kompanie. — Was

[1]) Nach dem Muster dieses Vereins wurde der Königliche Landbau-Verein für England 1838 gegründet. —

Carey mit richtigem Fernblick 1823 bezweckte, wurde später durch Lord Bentinck noch mehr verbessert; aber eben ein Carey mußte vorangegangen sein; hätte Carey nicht gekarrt, hätte Bentink nicht gebaut.

Alle diese großen Verdienste Careys um Naturwissenschaften und Landbau blieben auch äußerlich nicht ungeehrt; von einer amerikanischen Universität erhielt er 1807 den Dr. theol. und wurde 1823 zum korrespondierenden Mitglied des Gartenbau-Vereins in London, der geologischen und der Linnéschen Gesellschaft ernannt. Careys Marmorbüste schmückt heute die Halle des Landbau-Vereins Indiens. —

8. Carey als treuer Kämpfer und Erzieher.

Die Missionssache nahm durch Careys Wirken und Schriften in England neue Bahnen ein; die Gesellschaft zu Glasgow, ältere Missionsvereine, wie der Wesleyanische, erhielten neues Leben und selbst die Baseler Missionsgesellschaft hängt hiermit zusammen. Die äußere Mission wirkte zurück auf die Kirchen Englands sowie auf die Staatsbeschlüsse; auch schottische Geistliche erhielten durch Carey neuen Eifer. Allerdings kam er nie nach dem Vaterland zurück, sondern blieb in seiner neuen Heimat Indien; aber Männer wie Fuller, Stewart, Robert Hall, J. Foster kämpften mit und für ihn und seine Sache. Staatsmänner wie Teignmouth, Wellesley und Wilberforce haben am indischen Kampf Careys teil genommen. Der edle Wilberforce erwähnte am 16. Juli 1813 im Haus der Gemeinen Careys Namen ehrenvollst und beschützte ihn gegen die Anschuldigungen des Direktorenhofes der ostindischen Kompanie.[1]) Und dieses Lob des Srirâmpûrer Missionars fand einen schönen Widerhall im Hause der Lords durch Wellesleys Rede. — Mit aller Macht innerer Überzeugung schrieb Carey von Kalkutta aus über die Unduldsamkeit der Kompanie gegen die Mission; waren doch 1812 drei Missionare von Bengalen und Indien überhaupt ausgewiesen. „Unser Nacken hat mehr als genug unter dem Drucke derselben geseufzt und die Predigt des Evangeliums ist polizeilich fast ebenso verboten, wie die Begehung eines Todesverbrechens; aber vergeblich ist es, das Evangelium aus Bengalens Boden wieder auszureißen, welches mit 20 Stationen sich hier eingewurzelt hat und durch Bibelübersetzungen gesichert ist." Am 1. Juni 1813 morgens 3 Uhr beschloß das englische Haus die Zulassung der Missionare in Indien und am 30. Juli wurde diese Bill zum Gesetz erhoben.

[1]) Besonders ging Fuller gegen den unverschämten Prendergast vor; vgl. Evang. Miss.-Mag. 1865,489.

Als der treue Fuller, das Muster eines Missionssekretärs, im 63. Lebensjahr 1816 gestorben war, entstand für die Crîrâmpûrer Gesellschaft eine schwere Zeit. Es kam ein Pharao auf, welcher von Joseph nichts wußte. In England bildeten sich neue Missionskomitees mit neuen Ansichten und Plänen und ein Missionar Pearce wurde der Brüderschaft nach Crîrâmpûr als Wächter hingeschickt und Careys treuer langjähriger Mitarbeiter J. Marshmann in fast beleidigendem Tone um allerlei Aufschlüsse gebeten: das Verhältnis vollen Vertrauens schwand und es wurde sehr geschäftlich verfahren. Da schrieb Carey in treuer Liebe einen Bericht voll innerer Entrüstung und Trauer über die Möglichkeit, Marshmann und Ward irgendwie zu verdächtigen, und gab Abrechnung, daß die Crîrâmpûrer Mission sich selbst erhalten, ja andern Missionswerken tausend Pfund hinzu verdient hätte. Er schildert das einfache Leben der „Brüderschaft", welches eben nur dadurch so große Ersparnisse ermöglicht habe. Er wies hin auf Marshmanns aufopferndes Wirken und rastloses Arbeiten im Dienste Gottes und vertrat den Bruder brüderlich.[1])

Leider kam es zum Bruch zwischen Crîrâmpûr und der baptistischen Missionsgesellschaft im Mutterlande. — Für offenkundigen Neid hatte Carey nur Verachtung und treu bis ans Ende blieb er seiner „Brüderschaft".

Tapfer kämpfte er gegen die heidnische Unwissenheit durch Anlegung von Schulen und wurde auch hier von seiner „Bürderschaft" aufs beste unterstützt. Der bekehrte Eingeborne Petumber leitete die erste bengalische Schule unter mancherlei Schwierigkeiten; Carey dachte auch an andern Plätzen Bengalens Lehrstätten zu errichten und für die Kinder verschiedener Nationen entstand unter seinem Einfluß in Kalkutta und Crîrâmpûr eine Freischule, durch gütige Beiträge unterstützt. Ja bald wuchs die Zahl der Schüler auf 10000 Knaben. Carey versuchte eben eine Volksbildung, eine Volksschule ins Leben zu rufen, nach christlichen Grundsätzen und zur Vermittlung zwischen England und Indien. Am 15. Juli 1818 wurde Careys und Marshmanns Vorschlag veröffentlicht; beide nahmen in dem Streite der Orientalisten und Anglicisten die Partei der Vernakularisten.[2]) In Crîrâmpûr entstand nun ein großartiges, stattliches, mit ionischen Säulen geschmücktes Gebäude, Careys College, welches die Mutter ähnlicher Schulen in andern indischen Städten

[1]) Näheres in jenem langen Verteidigungsbrief vom 15. Juli 1819. Smith S. 362—372.

[2]) Näheres im Evang. Miss.-Mag. 1865,496. Im Jahr 1882 ist durch die Gründung der Pandschâb-Universität ein alter Plan verwirklicht.

wurde. Der dänische Gouverneur Wickede, der König von Dänemark, anerkannte und belohnte durch jährliche Zuschüsse das Schulwesen in ihrer Kolonie; der Dannebrogsorden wurde den beiden Missionaren verliehen und Marshmann fand in Kopenhagen thatkräftige Hilfe und die Gunst des Hofes.[1]) Viele Zöglinge sind aus Careys College hervorgegangen und eingeborne Missionare fanden hier ihre Ausbildung.

Durch Carey ermutigt richtete Frau Marshmann in Çrîrâmpûr eine Mädchenschule ein; auch in Kalkutta fand dies Beispiel Nachahmung, wo schon vorher die Gemahlin des Generalgouverneurs „die Schulbuch- und Schulgesellschaft“ gegründet hatte.

Noch am Abend seines Lebens verteidigte er seine Grundsätze, die Morgenländer abendländische und die Abendländer morgenländische Wissenschaft und Sprache zu lehren. Erst 1883 wurde Careys College aufgehoben, blieb aber eine christliche Erziehungsanstalt für die Eingebornen. Noch befindet sich hier die Bibliothek, und das Museum, die Bibeln, Sprachlehren und Wörterbücher, die naturwissenschaftliche Sammlung und die morgenländischen Handschriften, die dänischen Freibriefe, die Königsbilder und der britische Vertrag; außerdem die christlichen Schulen der Eingebornen. Alles wiederholt Careys Ruf an die Nachwelt.

9. Careys Ende.

Hinter dem alten Missionar lag ein selbstverleugnendes aufopferndes Leben. Geläutert in vielerlei Anfechtung, in der Armut Hackletons, in Sunderbunds Fieberluft, in Dinadschpûrs Dschungeln, in vielfacher amtlicher Verfolgung und zuletzt nach Fullers Tod von den eigenen bisherigen Freunden verleumdet, ist Carey treu, demütig, liebevoll geblieben. Da kam der Abendsturm. Nicht nur die gehässigen Verleumdungen falscher Freunde, auch die spielenden Wellen des heidnischen Hûghlyflusses hatten Careys Missionsgebäude unterwühlt und teilweise mit sich fortgeführt. Aber er blieb fest im Gottvertrauen, unterstützt von einigen treuen Freunden, ihm zur Seite seine sorgsame Gattin.[2]) Im Jahre 1830 brach auch über Kalkutta der Geldbankrott aus, das große Haus Palmer und Komp. fiel, mit ihm ging viel Geld der Çrîrâmpûr-Mission und teilweise das ihrer Gönner und die Beiträge der Schenkungen verloren. Bei dieser allgemeinen Geldnot mußte das Fort-William-College eingeschränkt

[1]) Die 1884 in Kopenhagen versammelte evangelische Allianz hat den Schutz Dänemarks für jene Mission nochmals dankend anerkannt.

[2]) Carey hatte nach dem Tode der zweiten Frau, geb. v. Rumohr, sich später zum dritten Mal mit der Grace verheiratet.

werden und Carey erhielt nur halbe Gehaltauszahlung. „Die beiden alten Männer Carey und Marshmann, schreibt Missionar Robinson, waren in Thränen aufgelöst, während sie zusammen beteten. Es ist rührend anzusehen, wie sie Gott flehentlich bitten, er möge ihre grauen Haare nicht vergessen, möge die Zunge der Verleumdung verstummen lassen und sie mit Mitteln versehen, seine eigenen Sachen zu führen." Der tiefe Kummer, die andauernde Verleumdung umnachtete zeitweilig Marshmanns Geist; eine neue schwere Prüfung für Carey. Letzterer schrieb eine Verteidigungsschrift über die Trennung zwischen der Crirâmpûr-Mission und der baptistischen Gesellschaft, rief England und andere protestantische Länder an; sein ausharrender Mut ward belohnt und sein Werk unterstützt. Im Juni 1832 vollendete er die bengalische verbesserte Bibelübersetzung, die fünfte Ausgabe des Alten und achte Ausgabe des Neuen Testaments; er erlebte noch die edlen Bestrebungen des neuen Generalgouverneurs W. Bentinck, die Verbesserung des Gerichtswesens und daß Grant als indischer Minister im Febr. 1833 die britische Regierung von der Pflicht befreite, für heidnische Tempel, Moscheen und Pilgertaxen zu sorgen. —

An seinem botanischen Garten hatte er viele Freude und sprach scherzend einmal die Furcht aus, als ihm der eingeborne Gärtner Hullodhur über die 2000 Pflanzen berichtete: „Wenn ich gestorben bin, wird Bruder Marshmann die Kühe in den Garten treiben." Doch beruhigte ihn sein treuer Freund.

Den neu ankommenden Missionaren war Careys Erscheinung eine fast apostolische im weißen Haarschmuck des Alters, mit immer freundlicher, wohlwollender Miene. Als ein Londoner Missionar ihn besuchte, schrieb er heim: „Carey saß dicht am Schreibpult bei seiner Arbeit, wie immer, sauber gekleidet; seine Augen waren geschlossen und die Hände ineinander gelegt. Auf seinem Pult lag der Korrekturbogen des letzten Kapitels vom Neuen Testament, welchen er wenige Tage vorher durchgesehen hatte. Seine Erscheinung, wie er so da saß mit den wenigen weißen Locken um die ehrwürdige Stirn, mit dem milden farblosen Gesicht, erfüllte mich mit gewisser heiliger Scheu; er schien auf des Herrn Vorladen zu lauschen und auf die Abreise zu harren. Ich wollte sein Nachsinnen nicht stören; unterbrach aber endlich die Stille: „Mein teurer Freund, Sie stehen offenbar am Rande der Ewigkeit; verzeihen Sie, wenn ich frage, was Sie angesichts des Todes fühlen?" Er erwachte aus der scheinbaren Erstarrung, öffnete seine matten Augen und antwortete: „Ich habe keinen Schatten von Zweifel, ich weiß, an wen ich geglaubt, und bin gewiß, daß

er imstande ist, das, was ich gegen ihn bis auf diesen Tag gesündigt habe, zu vergeben. Aber wenn ich bedenke, daß ich bald in der Gegenwart des heiligen Gottes erscheinen werde, und wenn ich mich aller meiner Sünden und mannigfaltigen Unvollkommenheiten erinnere, zittere ich." Mehr konnte er nicht sagen, Thränen liefen über seine Wangen und dann versank er wieder in jenes sinnende Stillschweigen. — Der Missionar Gogerly ging tief bewegt und belehrt von dannen; bald darauf legte sich Carey auf sein Sterbebett nieder. — Noch am 30. Sept. gab er an Ch. Anderson einen Auftrag, welchen er mit diesen Worten schloß: „Wie alles, was mit der ganzen Erfüllung der göttlichen Versprechungen zusammenhängt, von der Allmacht Gottes abhängt, so bitte ich, daß ich und alle Diener des Wortes an seiner Stärke uns halten und unser Werk mit der Erwartung thun, daß auch das scheinbar Schwierige und Unwahrscheinliche gewiß erfüllt werde, da alle Verheißungen Gottes in ihm Ja und Amen sind."

In den letzten Monaten erfuhr er von verschiedenen Seiten manche wohlthuende Aufmerksamkeit, so durch die Lady Bentinck, und der junge Bischof von Kalkutta bat um den Segen des sterbenden Missionars.

Ende Mai erhielt er glückliche Nachrichten und Unterstützungen für seine Mission und Übersetzungsarbeiten. Oft lispelte er während seiner letzten Tage, indem ihm die 26 Kirchen und Stationen als Töchter seiner Mission zu Çrîrâmpûr beschäftigten: „Was hat Gott gethan, was hat Gott gethan!!" —

Der letzte Tag kam. Als Marshmann, welcher dem alten Freunde immer treu zur Seite geblieben war, des Morgens zu Careys Wohnung eilte, fand er Frau Carey, den Sohn Jabez und seinen eignen Sohn John gegenwärtig — er selbst, der edle Missionar, war zu seines Herrn Freude eingegangen, Montag den 9. Juni 1834 morgens 5½ Uhr, da die Sonne aufging.

Unter großer Beteiligung geschah das Begräbnis: der Generalgouverneur sandte einen Vertreter und der dänische Befehlshaber in Çrîrâmpûr ließ Halbmast flaggen, als wenn ein hoher Würdenträger gestorben wäre; Hindus und Mohammedaner standen zur Seite des Weges, welchen der Leichenzug ging — hatte Carey doch so viel für die Eingebornen gethan. Das Grab in der linken Ecke des Kirchhofs, war des Verstorbenen Wunsche gemäß an der Seite der zweiten Frau Charlotte Emilie geb. Rumohr und trägt folgende von ihm selbst verfaßte Inschrift:

„William Carey; geb. Aug. 17. 1761 (gest. 9. Juni 1834).

Ein elender, armer, hilfloser Wurm
Sink ich in deiner Liebe Arm."

Dicht bei Carey ruht W. Ward,[1]) der treue Mitarbeiter; dann folgt der Begräbnisplatz der Familie Marshmann; der treue Marshmann starb 5. Dez. 1837 und erlebte nicht mehr die Wiedervereinigung der Çrîrâmpûr-Mission mit der Muttergesellschaft nach zehnjähriger Trennung.

In seinem Testamente entsagte Carey ausdrücklich allen Ansprüchen und Rechten an den Missionshäusern, Eigentum in Çrîrâmpûr und vermachte dem College daselbst sein Museum &c. (vgl. oben). Er war arm gestorben. Die indischen Zeitungen priesen sein Lob; seine Menschenfreundlichkeit, Liebe; Marshmann predigte über den von Carey selbst gewählten Bibelspruch Eph. 2, 8 „Aus Gnaden seid ihr selig geworden“; Mack sprach vor den Bengalen über Pauli Worte Acta 13, 36.

Man mag Careys Missionswirksamkeit verschieden beurteilen, in den Bibelübersetzungen eine gewisse Einseitigkeit sehen und nach gegenwärtigen Erfahrungen manches klügelnd verwerfen, dennoch steht Carey groß da. — Die englische Staatskirche, aus welcher Carey fortzog, hat kürzlich seines Vaters Grab mit dieser Inschrift geziert: „Zur Ehre Gottes und zum Andenken an Dr. W. Carey, Missionar und Orientalist.“ —

Jetzt wird Careys Name unter allen denen voran genannt, welche die äußere Mission aufs neue anbahnten. Sein Leben bezeugte mehr noch als sein Grabdenkmal, wie er damals predigte:

Erwartet große Dinge von Gott,
Versucht große Dinge für Gott

Mikronesien und die Mission daselbst.

Von G. Kurze.

(Fortsetzung.)

Was die gesellschaftliche Ordnung der Marshallaner anlangt, so unterscheidet man noch jetzt, wie vor alters, vier Rangstufen:

1. Den Armij Kajur (oder Armidwon), d. i. der gemeine Mann, der den Grundstock der Bevölkerung bildet. Er besitzt kein Eigentum und bebaut nur das vom Häuptling ihm überwiesene Land, welches ihm jederzeit abgenommen werden kann. Allwöchentlich hat er an den Häuptling ein bestimmtes Maß an zubereiteter Nahrung und diese wieder in bestimmter Beschaffenheit abzugeben. Auch ist ihm nur mit einem Weibe die Ehe gestattet.

[1]) Ward starb am 7. März 1823 an der Cholera.

2. Den Leotakatak (Leadagedag), welcher eigenes erbliches Besitztum hat, das sich der Häuptling nur dann aneignen kann, wenn er ihn tötet. Er kann mehrere Frauen besitzen, steht aber sonst dem Armij Kajur gleich.

3. Den Burak (Budag), zu welchem Stande die ganze Familie des Oberhäuptlings gehört; Burak sind namentlich die Brüder und Söhne desselben, die sehr wohlhabend und einflußreich sein können. Aus ihnen geht der Oberhäuptling hervor.

4. Den Iroij (Irod), oder Oberhäuptling. Aus diesem Stande wird der Iroij-Lapelap, der große Iroij oder „König" gewählt. Da der Rang sich von der Mutter her vererbt, ist Iroij entweder derjenige, dessen Mutter und Vater Iroij waren, oder wer eine Iroij zur Mutter hatte, wenngleich der Vater nur Burak war. Der Sohn eines Iroij, ja selbst eines Iroij-Lapelap kann nur dann der Rangstufe des Vaters angehören, wenn auch seine Mutter dazugehört; ist sie eine Burak, so ist auch der Königssohn einfach Burak.

Ängstlich ist man darauf bedacht, daß sich die Häuptlingsfamilie nicht mit den niederen Ständen vermische. Auf jedem Verstoße gegen die Rangordnung stehen harte Strafen. Der Leotakatak, der sich erkühnt seine Augen zu einer Frau oder Tochter aus der Iroij-Kaste zu erheben, hat sein Leben verwirkt, er darf sie auch nicht ansprechen. Selbst einer von ihrem Manne verstoßenen Frau ist die Verbindung mit einem tiefer Stehenden untersagt. Den ersten Ehebund dagegen darf sie mit einem unter ihr Stehenden schließen und hebt ihn dadurch zu ihrer eigenen Stufe empor. Die Vorsichtsmaßregeln gehen so weit, daß, wenn der König die Insel verläßt und seine Frauen zurückbleiben, auch alle Leotakatak und Burak, soweit sie nicht des Königs Söhne sind, die Insel verlassen müssen und erst zurückkehren dürfen, wenn der König wieder daheim ist. Ungestraft kann dagegen der dem Range nach Höherstehende sich das Weib des Niederen aneignen. Dem Könige folgt gewöhnlich sein jüngerer Bruder in der Regierung nach; letzterer übernimmt dann zugleich die sämtlichen Frauen des Verstorbenen.

Rücksichtlich der Verfassung bilden in die Ralik-Gruppe mehrere Inseln zusammen politische Gemeinwesen; auf der Ratak-Gruppe dagegen sind die Oberhäuptlinge der einzelnen Inseln voneinander unabhängig. Den Häuptlingen gegenüber ist das Volk zu öffentlichen Ehrenbezeugungen verpflichtet; nur gesenkten Blickes und gebückt dürfen die Niederstehenden vor ihnen erscheinen, müssen sich stets in achtungsvoller Entfernung halten und dürfen niemals stehen, wenn jene sitzen.

Was die Gesundheitsverhältnisse der Eingeborenen anlangt, so sind dieselben nicht allzu günstig; in periodischer Wiederkehr pflegt besonders ein mit Schnupfen verbundener Husten (Influenza) manches Opfer zu fordern. Auch grassiert eine flechtenartige Hautkrankheit (Gogo), welche den Körper dauernd mit Schuppen überzieht, ihm ein ekelhaftes Aussehen und üblen Geruch verleiht; indes wirkt diese Krankheit nicht tödlich; und wenn die Eingeborenen sich größerer Reinlichkeit befleißigen wollten, so würde sie wohl allmählich verschwinden. Die von Matrosen eingeschleppte Syphilis ist nach Hernsheims Angaben wenig, nach Finschs Berichten dagegen stark verbreitet. Von Heilmitteln kennen die Marshall-Insulaner nur zwei, das warme Wasser (Dren buil), das innerlich gebraucht wird, und ein frisches, kühles Blatt, welches man auf die schmerzhafte Körperstelle bindet. Beschwörungsformeln, unter deren Murmeln alte Weiber den Kranken reiben und streichen, müssen das übrige thun. Will das Leiden dieser einfachen Behandlung nicht weichen, so werden Freunde herbeigerufen, die mit einem trockenen Pandanusblatte in der Hand an das Krankenlager treten und das Blatt in gleich große Abschnitte zusammenfalten. Ist das letzte Stück des Blattes von gleicher Länge, wie die vorhergehenden, so gilt dies für ein gutes Vorzeichen; der Kranke wird genesen; anderenfalls aber schafft man den Patienten je nach der Länge des übrig bleibenden Stückes nach einem mehr oder weniger entfernten Orte. Die Bestattung der heidnischen Marshallaner geschieht, indem man die Leiche in Matten hüllt und am zweiten Tage nach dem Tode ins Meer versenkt. Leute geringeren Standes oder getötete Feinde werden einfach ins Meer geworfen. Ehedem begrub man die Häuptlinge in sitzender Stellung und mit Schnüren umwickelt auf den Ausläufern schmaler Riffe. Im Hause des Verstorbenen finden während der ersten beiden Nächte nach dem Todestage Klagegesänge und Trauertänze statt; zugleich werden den nächsten Anverwandten, besonders dem Bruder des Verstorbenen Geschenke gemacht.

Unter den Vergnügungen der Marshall-Insulaner spielt Tanz und Gesang eine hervorragende Rolle. Ankunft oder Abreise, Geburt oder Tod, Regen oder anhaltende Dürre, die Vollendung eines neuen Kanu oder Hauses, ein reichlicher Fischfang, eine schöne Mondnacht und anderes mehr sind Ereignisse, die Gesang und Tanz erfordern. Am unermüdlichsten dabei ist das weibliche Geschlecht, dessen jüngere Vertreterinnen sich in zwei Reihen, einander gegenüber, an den Boden kauern, eine Matte zwischen sich ausbreiten und unter regelmäßigen Beugungen und Drehungen ein vier- bis sechsstrophiges Lied absingen. Das kleinste, un-

bedeutendste Ereignis genügt, um danach zur bekannten Melodie den Text zu improvisieren und Einfälle wie z. B. „Der fremde Kapitän trinkt sehr gern Kokosmilch und giebt dafür Tabak“ werden mit allgemeinem Beifalle belohnt. Leise und in langsamem, getragenem Tempo hebt der anfangs immer traurig klingende Gesang an, gravitätisch wiegen sich die schlanken, ölglänzenden Gestalten hin und her und bewegen die wohlgeformten Arme in anmutiger Weise. Kleine Stöckchen vertreten die Kastagnetten, und die umsitzenden älteren Frauen haben halb im Schoße, halb an der Erde die große, mit Fischhaut bespannte Trommel liegen, auf der sie die eintönige Begleitung schlagen. Allmählich wird das Tempo rascher, die Bewegungen toller und der Gesang immer lauter, bis endlich den jungen Kehlen die Kraft ausgeht. Ruhiger verlaufen dagegen die musikalischen Vorträge, mit denen dann und wann die Häuptlinge ihre Unterthanen erfreuen; erstere geben bisweilen auch eine Art Kriegstanz zum besten; leider sind auch unsittliche Tänze bei den Marshall-Insulanern nichts Unbekanntes.

Ein leidenschaftlich gepflegter Genuß ist für den Eingeborenen das Rauchen, an welchem sich die Frauen und Kinder von sechs bis sieben Jahren ebenfalls stark beteiligen. In früheren Jahren war die erlaubte Kinderzahl auf zwei beschränkt; obwohl dies Gesetz seit Jahren außer Kraft ist, trifft man doch selten mehr als zwei Kinder in einer Familie an. Ausschweifungen haben auch hier, wie auf so vielen Südseeeilanden, am Lebensmarke der Bevölkerung gezehrt. Kriege sind auf den einzelnen Inseln des Archipels nichts Seltenes; indes haben sie wegen ihrer meist unblutig verlaufenden Natur wenig Einfluß auf das Dahinschwinden der Marshallaner. Es gilt schon für einen sehr mörderischen Krieg, wenn derselbe vier bis fünf Menschen das Leben kostet.

Noch einige Worte über die Hausindustrie der Eingeborenen. Während die Frauen sich meist mit dem Flechten von Matten und Segeln beschäftigen und dabei viel Geschmack und Geschicklichkeit bekunden, ist die hervorragendste Leistung der Männer der Kanubau, zu dem der Brotfruchtbaum das Holz liefert. Das Fahrzeug ist nicht, wie anderwärts, ein ausgehöhlter Stamm, sondern es besteht aus einzelnen Stücken, die genau aneinander gepaßt und gebunden werden. Man baut jedoch nicht ein Gerippe und überkleidet dieses mit Planken, sondern haut aus dem gefällten Stamme in einem Stücke gerade soviel vom ganzen Kanu, als das Material erlaubt, so daß in Bezug auf Form und Größe der Stückzahl kein Fahrzeug dem andern gleicht. Es ist fast unbegreiflich, wie der Marshallaner es fertig bringt, ohne Modell und ohne andere Werkzeuge, als eine Muschel- oder neuerdings Eisenaxt ein so großes, schönes

und zweckentsprechendes Fahrzeug herzustellen. Vorn und hinten spitz zulaufend, hat das sehr hohe Boot nur wenige Fuß Breite und ist durch ein starkes Gestell mit einem Schwimmbalken, dem sogenannten Ausleger verbunden, der 10—15 Fuß entfernt neben dem Kanu herschwimmt und dasselbe vor dem Umschlagen bewahrt. Da dieser Ausleger auf See das Boot zu immer kreisförmiger Bewegung zwingen würde, hat man sinnreich diesem Übelstande abgeholfen, indem die dem Ausleger zugekehrte Schiffswand etwas ausgebaucht wird, während die andere gerade verläuft. Auf der Mitte des Bootes liegt, weit über die Seiten hinausragend, eine Plattform, auf der bei größeren Reisen zwei kleine Häuschen befestigt werden, die bei schlechtem Wetter 6—8 nebeneinander liegenden Menschen notdürftigen Schutz gewähren. In der Mitte der Plattform ruht in einem Holzsockel der bewegliche Mast, an dessen Spitze das dreieckige Mattensegel befestigt ist. In früheren Zeiten unterhielten die Marshallaner mit ihren Booten einen regen Verkehr zwischen den einzelnen Inseln des Archipels; ja sie besaßen sogar eigene aus Stöckchen und Steinchen gefertigte Karten der Inselgruppen. Neuerdings hat die Geschicklichkeit und Kühnheit im Seefahren bei den Insulanern bedeutend nachgelassen.

Die religiösen Anschauungen der Marshallaner beschränken sich, soweit unsere Kenntnis reicht, gegenwärtig auf den Glauben an die zu Geistern (Anis) oder Halbgöttern gewordenen Seelen der Vorfahren, die nun als Schutzgeister den Lebensgang ihrer Nachkommen beeinflussen. Ein eigener Priesterstand dient zur Vermittelung zwischen den Anis und dem Volke; vornehmlich beschäftigen sich die Priester (Drikanan) mit Weissagen; denn ihnen erschien der Anis, um die Zukunft zu enthüllen. Während sie mit dem Gotte verkehrten, enthielten sie sich — gewöhnlich ein bis zwei Tage — der Speise. Sie aßen und tranken nie aus schon benutzten Gefäßen und zerbrachen die ihrigen nach dem Gebrauche. Man befragte sie über Krieg und Reise, Ernte, Wind, Wetter, Krankheiten und anderes. Seinem Schutzgeiste heiligte man das Kopfende seines Lagers und den ersten Bissen jeder Mahlzeit warf man ihm zum Opfer an diese Stelle. Die allgemein polynesische Sitte des Tabu war im Marshall-Archipel weniger in Gebrauch. Einzelne Bäume, Plätze, Tiere werden Tabu und damit dem Gebrauch des ganzen Volkes oder einzelner Marshallaner entzogen. Man glaubte an ein Fortleben nach dem Tode und hoffte nach Inseln zu kommen, wo alles im Überfluß vorhanden sei. Bei dem Eindringen christlicher Ideen läßt sich übrigens schwer bestimmen, wieviel gegenwärtig von diesen religiösen Anschauungen wirklich noch im Bewußtsein der heidnischen Marshallaner lebendig ist.

Die näheren Beziehungen Deutschlands zum Marshall-Archipel datieren bereits vom Jahre 1878; am 29. November dieses Jahres schloß nämlich Kapitän von Werner, der Kommandant S. M. S. „Ariadne“, mit Lebon (identisch mit Kabua) und Letabalin, als damaligen Oberhäuptlingen von Jaluit, eine Übereinkunft ab, wonach Deutschland fortan in der Ralik-Gruppe eine bevorzugte Stellung, unter andern auch den prächtigen Hafen von Jaluit zu alleiniger Verfügung erhalten sollte. Daraus entwickelte sich dann schließlich die deutsche Schutzherrschaft über den ganzen Marshall-Archipel, welche am 15. Oktober 1885 durch Kapitän Rötger von S. M. Kreuzer „Nautilus“ in Jaluit proklamiert wurde. Außer mit Kabua auf Jaluit wurde bis zum 1. Nov. des genannten Jahres noch mit weiteren 19 Häuptlingen der übrigen Marshall-Inseln der Protektoratsvertrag abgeschlossen. Für unser Vaterland liegt die Bedeutung jenes Schutzgebietes in der sich immer mehr entwickelnden Kokospalmenkultur und der infolgedessen gesteigerten Kopraausfuhr, sowie in den vortrefflichen Naturhäfen des Archipels, die bei dem nach Vollendung des Panamakanals zu erwartenden gesteigerten Verkehre nach China und Japan hin wertvolle Zwischenstationen abgeben dürften. (Schluß folgt.)

Ein Gang durch die Apostelgeschichte.

Vom Herausgeber.

(Schluß.)

Kap. 15: Feierliche Bestätigung des Rechtes der direkten Heidenmission durch die erste von den Aposteln veranstaltete Kirchenversammlung.

Kap. 15, 36 — 18, 22: Zweite Missionsreise des Apostels Paulus. Leider beginnt sie mit der Trennung von Barnabas. Selbst bei den gesegnetsten Werkzeugen Gottes zur Ausbreitung seines Reiches menschelt es, und die heilige Schrift verheimlicht das nicht. Auch die Missionare können fehlen und fehlen wirklich und die Missionsgeschichte soll keine Schönfärberei treiben.

Zunächst besucht der Apostel abermals (vgl. 14, 21 ff.) die bereits gegründeten Gemeinden, da sie der Stärkung durch ihn noch sehr bedurften. In Lystra gewinnt er sich den jungen Timotheus zum Mitarbeiter und nimmt ihn samt Silas (15, 40) und später Lukas (16, 10) mit auf die Reise, um sie für den aposto-

lischen Dienst zu schulen. Wir sehen: neben den Ältesten, welchen der Gemeindedienst anvertraut ist, erziehen sich die Apostel Jünglinge für den eigentlichen Missionsdienst. Solcher Apostelgehilfen giebt es eine große Zahl, wohl über 30; außer Timotheus und Silas z. B. Titus, Lukas, Tychikus, Trophimus. Apstg. 20, 4 hat Paulus 7 solcher Missionsgehilfen bei sich, eine Art wanderndes Missionsseminar. Barnabas hat den Markus, Petrus den Silvanus gehabt (1 Petr. 5, 12). Daß die heutigen Missionare sich gleichfalls mit solchen Gehilfen umgeben, ist schon wiederholt angedeutet worden. Auch sie erleben manche schöne Timotheusgeschichte.

16, 6—10 zeigt uns, wie aufmerksam und wie gehorsam die Apostel gegen die Leitung des heiligen Geistes sind. Es war ein Schritt von weltgeschichtlicher Bedeutung, als Paulus dem Gesicht in Troas mutig folgend „alsobald" nach Europa übersetzte. Die „Gewißheit, daß ihn der Herr dahin berufen," hat ihn nicht getäuscht: die Völker Europas sind in ihrer Gesamtheit christlich geworden. — Noch immer tritt die Heidenwelt mit dem Rufe jenes makedonischen Mannes vor uns hin: „kommt hernieder und helft uns." Noch mehr als die Sehnsucht nach Erlösung, welche immer nur eine kleine Schar erfüllt, ist es das Elend der Heiden, welches so zu uns schreiet.

Die erste europäische Stadt, welche der Apostel besucht, ist Philippi; eine jüdische Proselytin, Lydia, wird zuerst gläubig und bald und zwar mit ihrem ganzen Hause getauft. So schnell dürfen wir in der heutigen Mission nicht taufen, einfach darum nicht, weil mit der göttlichen Offenbarungsgeschichte völlig unbekannte Heiden nicht so auf die Taufe vorbereitet sind wie gläubig gewordene Juden oder Judengenossen. Unsre Missionare müssen der Taufe stets einen längeren Unterricht voraufgehen lassen. — Da die Apostel „achteten, daß die Lydia wirklich gläubig geworden war an den Herrn," so tauften sie auch alle ihre Familienglieder mit, d. h. die Kinder und die Dienstboten (Sklaven), in der gewissen Hoffnung, die gläubige Mutter und Hausfrau werde dieselben „lehren alles halten, was ihr selbst von Jesus befohlen war" und „sie aufziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn." Nach diesem apostolischen Vorbild darf auch in der heutigen Mission „das Haus" gläubig gewordener Hauseltern mit getauft werden.

Die erste Person, welche in Europa getauft wird, ist ein

Weib. Das ist wieder eine Thatsache von großer Bedeutung Das Evangelium betrachtet auch das Weib als eine „Miterbin der Gnade des Lebens“ (1 Petr. 3, 7), es macht daher keinen Unterschied zwischen Mann und Weib (Gal. 3, 28). Dadurch befreit, ehrt und erhebt es das Weib. Überall in der heidnischen und mohammedanischen Welt bringt die Mission dem Weibe eine doppelte Erlösung: die allgemeine „von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels,“ und die besondere von der Erniedrigung und Verachtung, die mit seiner gesellschaftlichen Stellung verbunden ist. Durch ganz Asien und Afrika bis in die Urwälder Amerikas und die freundlichen Inseln der Südsee finden wir das heidnische und mohammedanische Weib in einem Zustande der Sklaverei, der zwar in den verschiedenen Ländern und Gesellschaftsklassen ein verschieden tiefer, aber überall eine Entwürdigung ist. Die christliche Mission verhilft dem Weibe wieder zu der ihr gebührenden Stellung in der menschlichen Gesellschaft, sie giebt dem Manne in seinem Eheweibe wieder eine Gehilfin, den Kindern in ihrer Mutter wieder eine ehrwürdige Autorität. —

Eine für das Heidentum charakteristische Erscheinung ist die Sklavin mit dem Wahrsagergeist, die ihren Herren als Erwerbsquelle dienen mußte. Ich kann mich hier weder in eine Untersuchung darüber einlassen, wie weit bei diesem heidnischen Wahrsagerei- und Zaubereiunwesen bloßer schlauer Betrug und thörichter Aberglaube, wie weit dämonische Mächte eine Rolle spielen, noch eine umständliche Antwort auf die Frage geben, was wohl diese heidnische Sklavin bewogen haben mag, die Apostel als Knechte Gottes des Allerhöchsten zu bezeichnen. Ich muß mich mit einer doppelten Bemerkung begnügen: 1. daß der Apostel als ein Bote des Gottes der Wahrheit den Dienst ablehnen mußte, welchen ihm der heidnische Lügengeist leisten wollte. Wie in der Christenheit Spiritisten und allerlei Beschwörer (Sympathiedoktoren, Versprecher und dergleichen Leute) durch frommklingende Redensarten den biblischen Glauben anscheinend zu bekräftigen vorgeben, so passiert es je und je auch den Missionaren in der Heidenwelt, daß man mit heidnischer Zauberei ihr Zeugnis unterstützen will. Jede solche Allianz ist Gott ein Greuel. Und 2. daß der Verlust des Gewinns, welchen die heidnische Wahrsagerei und Zauberei einträgt, bis auf den heutigen Tag eine der Hauptursachen des Hasses, der Feindschaft und der Verfolgung der Missionare wird.

Die um ihren Gewinn gebrachten Herren verstecken allerdings den eigentlichen Grund ihres Zorns, indem sie vor den Hauptleuten, zu denen die Apostel geschleppt werden, erklären: „diese Menschen . . verkündigen eine Weise, welche uns nicht ziemet anzunehmen, die wir Römer sind.“ Durch die Hinweisung auf die politische Gefährlichkeit der Apostel und den Widerspruch, in welchem das Christentum mit den heidnischen Sitten steht, wird — bis auf den heutigen Tag — „das Volk erregt“ und dann eine tumultuarische Justiz geübt. Die Apostel werden gestäupt und ins Gefängnis geworfen, aber das Gefängnis wird zu einer Kirche, darinnen die Märtyrer Gott verherrlichen und den Kerkermeister für das Evangelium gewinnen. So muß die Verfolgung immer, wo sie mit Märtyrermut ertragen wird, als ein Weg dienen, der die Mission zu neuen Siegen führt. Die Bekehrungsgeschichte des Kerkermeisters ist ein charakteristischer Einzelzug aus der apostolischen Missionsthätigkeit. Auch in der heutigen Missionsgeschichtserzählung dürfen die Bekehrungsgeschichten nicht fehlen.

Nachdem die Apostel das Unrecht gelitten, beanspruchen sie auf Grund ihres römischen Bürgerrechts eine ehrenvolle Entlassung aus dem Gefängnis. Es ist nicht Kreuzesscheu, wenn Paulus wiederholt sein römisches Bürgerrecht geltend macht (22, 25); auch die Boten Christi haben einen Anspruch auf Gerechtigkeit und Schutz seitens der Obrigkeit. Wenn unsre Missionare zu den Heiden gehen, so müssen sie freilich bereit sein, auch unschuldig zu leiden und selbst ihr Leben zu opfern; aber wo rechtliche Verpflichtungen zu ihrem Schutze vorhanden sind, da thun sie nicht unrecht, wenn sie unter Umständen gleich dem Paulus auf dieselben sich berufen. Auch in Thessalonich kam es nach der Arbeit von wenigen Wochen zur Verfolgung. Wie bedeutend die Bewegung gewesen sein muß, welche die apostolische Predigt weithin hervorgebracht, sagt uns 18, 6. In Thessalonich wird abermals die politische Gefährlichkeit der Apostel als Grund für das Einschreiten der obrigkeitlichen Gewalt geltend gemacht — ein Verfahren, welches sich auch in der heutigen Mission immer wiederholt. Die Furcht der heutigen heidnischen Völker ist leider nicht immer ohne Grund. In der That haben die europäischen Kolonialmächte, besonders Frankreich, schon mehr als einmal ihre Soldaten den Missionaren nachgeschickt, und auch wenn das nicht geschehen, so hat aus Furcht, daß es geschehen könnte, schon manche blutige Verfolgung statt-

gefunden. Z. B. erst jüngst wieder in dem bekannten Reiche Uganda am Nyansa in Ostafrika.

Beröa muß Paulus gleichfalls bald verlassen; er läßt deshalb den Silas und Timotheus dort, damit diese noch eine Weile begießen, was er gepflanzt hat, während er selbst sich nach Athen begiebt.

Hier befand er sich in dem Mittelpunkte der Kunst des Altertums. Gewiß war ein Mann wie Paulus nicht unempfänglich gegen die Schönheit der Kunstgegenstände, welche Athen in großer Menge und Vollendung aufwies. Aber „sein Geist ergrimmte in ihm," weil alle diese Kunst nur die heidnische Abgötterei verherrlichte. So mag auch z. B. in Indien dem heutigen Missionar manchmal zu Mute sein, wenn er vor dortigen heidnischen Kunstwerken steht. Er sieht sie eben nicht bloß mit dem Auge des Kunstfreundes und Altertumsforschers, sondern mit dem des Missionars an, dem es wehe thut, daß so viel Schönheit und Pracht den toten Götzen dient, die er zu stürzen gekommen ist. Der christliche Missionar ist kein fanatischer Zerstörer heidnischer Kunstgegenstände, aber auch kein fanatischer Schwärmer für sie. Er kann und darf nicht vergessen, daß sie dem Götzendienste geweiht sind.

Zunächst durchwandert Paulus die Stadt, betrachtet ihre Tempel, studiert die Inschriften ihrer Altäre, um das athenienfische Heidentum kennen zu lernen und, wie seine nachherige Rede auf dem Areopag zeigt, Anknüpfungen für seine missionarische Thätigkeit zu finden. So muß auch der heutige Missionar nicht bloß aus Büchern sondern an Ort und Stelle das Heidentum desjenigen Volkes genau kennen lernen, unter welchem er arbeitet; er muß sich durch Anschauung mit den Götzen, die es anbetet, den Tempeln, in denen es ihnen dient, den Opfern, welche es ihnen bringt ꝛc. bekannt machen. Wo religiöse Schriften, überhaupt eine Litteratur vorhanden ist, muß er auch diese studieren; wie in seiner Areopagrede das Citat aus dem sonst wenig bekannten griechischen Dichter Aratus zeigt, hat auch Paulus das gethan. Wie das alte so ist auch das heutige Heidentum nicht lauter Nacht; fast überall giebt es einige verlaufene Sonnenstrahlen der ewigen Wahrheit und mancher poetische Ausspruch enthält eine prophetische Ahnung.

Auch mit der griechischen Philosophie konnte Paulus nicht ganz unbekannt sein, vergl. 17, 18, obgleich er sich von den aufgebla-

senen athenienſiſchen Weltweiſen muß einen „Lotterbuben“ (Saat-krähe, d. h. Schwätzer) nennen laſſen. Nun kommt freilich durch philoſophiſche Disputation für die Bekehrung zum Chriſtentum erfahrungsmäßig nichts oder nur ſehr wenig heraus; dennoch muß der chriſtliche Miſſionar, welcher mit philoſophiſch gebildeten Heiden zu thun hat, alſo in Indien, China, Japan, ſelbſt einigermaßen philoſophiſch gebildet ſein, damit er jeder Disputation gewachſen iſt. Auch unſer Herr Jeſus Chriſtus zeigte ſich den wiſſenſchaftlich gebildeten Phariſäern und Sadducäern jederzeit gewachſen und in jeder Disputation als ihren Meiſter.

Durch Geſpräche erregt der Apoſtel die öffentliche Aufmerkſamkeit und bewirkt, daß man eine Rede von ihm verlangt. Dieſe auf dem Areopag gehaltene Miſſions-Muſter- und Meiſterrede iſt ein weltgeſchichtliches Ereignis. Ich muß mich aber hier auf die Andeutung weniger miſſionariſcher Geſichtspunkte beſchränken. Der Apoſtel hebt in ſeiner Rede nicht wie Röm. 1, 18 ff. die Nachtſeiten des Heidentums hervor; er betrachtet das Totenfeld mit dem Blicke der Hoffnung als Erntefeld. Es iſt die weiſe Pädagogik des Menſchenfiſchers, welche eine Anerkennung hat für das religiöſe Suchen, Taſten, Ahnen des Heidentums und die dieſe Anerkennung zur Anknüpfung macht. Er will ſeiner Botſchaft die Herzen ſeiner heidniſchen Zuhörer öffnen, darum ſieht er in ihrer Abgötterei Unwiſſenheit, in ihrer Unwiſſenheit Unbefriedigtheit und in ihrer Unbefriedigtheit eine unbewußte Sehnſucht nach Wahrheit. Die Heiden als im Irrtum blind, die Zeit vor der Verkündigung des Evangelii als eine Zeit der Unwiſſenheit, die Vielgötterei als eine unbewußte Gottesfurcht anzuſehen — dieſe Auffaſſung iſt eine „Thür“ zu den Heidenherzen. Seinen „Grimm“ hält der Apoſtel weislich zurück; er enthält ſich möglichſt der Bekämpfung und ſetzt an die Stelle des religiöſen Irrtums, den er ſchont, die chriſtliche Offenbarungswahrheit: Einheit Gottes, der Geiſt iſt, und aus ihr folgende Einheit der Menſchheit, liebevolle und erzieheriſche Weltregierung, Gottebenbildlichkeit, geiſtige Gottesverehrung — für die Athener, die mit der Einheit Gottes auch die Einheit der Menſchheit verloren, die in allen Nichtgriechen Barbaren ſahen und auf ihre kunſtreichen religiöſen Bilder ſo ſtolz waren, lauter neue Wahrheiten. Dann die Predigt von der Buße, vom Gericht und dem Glauben ſamt den großen Thatſachen des Lebens Jeſu.

Solange der Apoſtel bei den allgemeinen religiöſen Wahr-

heiten des 1. Artikels verweilt, hören ihn die Athener ruhig an; sobald er aber auf die eigentlichen christlichen Heilswahrheiten des 2. und 3. Artikels zu reden kommt, spotten sie oder gehen davon. Eine Erfahrung, die sich daheim wie draußen unter den Heiden noch oft genug wiederholt. So ist insonderheit auch die Lehre von der Auferstehung vielfach ein Ärgernis, auch ungebildeten Heiden; wie z. B. jenem südafrikanischen Häuptling, der, weil er viele Menschen erschlagen, dem Missionar Moffat im Zorn erklärte: ich will nicht, daß die Toten auferstehen. — Nur eine sehr kleine christliche Gemeinde kam in dem bildungs- und kunststolzen Athen zustande.

Dem aus Athen vermutlich etwas gedrückt abgereisten Apostel spricht Gott in Korinth Mut zu (18, 9 und 10) und richtet ihn auf durch große Erfolge. Hier langer Aufenthalt. Schutz durch den Landvogt, der die Einmischung in religiöse Händel als außerhalb seines richterlichen Berufes erklärt. Heimkehr über Ephesus und Jerusalem nach Antiochien. Ein Bild der heidenchristlichen Gemeinde in Korinth kann der Lehrer auf Grund der beiden Korintherbriefe hier einfügen.

18, 23—21. Dritte Missionsreise. Wieder leidets den Apostel nicht lange in Antiochien. Ein Heidenbote darf sich wohl daheim auch eine Zeit der Erholung gönnen, aber wenn rechtes Missionarsblut in ihm ist, ziehts ihn gemeiniglich bald wieder hinaus. Hauptsächlich geht es jetzt dem Apostel darum, in den bisherigen Christengemeinden den Glauben zu befestigen und von ihnen aus ihn weiterzutragen. Zu diesem Zwecke hält er sich auch lange in Ephesus auf, damit von hier aus das Evangelium weithin durch Kleinasien bekannt werde. Verschiedene charakteristische Erscheinungen: Apollo und die Johannesjünger, welche sich zu den Christen halten ohne die christliche Taufe empfangen zu haben; die jüdischen Beschwörer, welche den Namen Jesu als Zauberformel gebrauchen. Dergleichen Unklarheiten, Mischungen, Mißbräuche fehlen auch heute nirgends in den Missionsanfängen; z. B. daß sich viele für Christen halten, welche nicht getauft sind oder die das Christentum mit allerlei heidnischen Vorstellungen vermengen. — Daß die Arbeit des Apostels in Ephesus von bedeutendem Erfolge begleitet gewesen ist, erkennt man besonders aus drei Thatsachen: 1. daß viele eben erst gläubig gewordene Heiden als seine Gehilfen thätig waren (19, 18); 2. daß eine große Menge teurer heidnischer Zauberbücher freiwillig öffentlich verbrannt wurden und 3. daß das

Dianentempelgeschäft im Niedergange begriffen war und deshalb ein öffentlicher Aufruhr ausbrach. Man sieht, das ganze Heidentum hatte an Ansehen und Einfluß verloren, auch bei solchen, welche nicht sofort zum Christentum übertraten. Der Missionserfolg geht immer über die Zahlen der Getauften hinaus. Zauberbücher, Amulette, Götzen werden auch heute oft genug unsern Missionaren freiwillig ausgeliefert; in der Südsee ist das mehr als einmal von den Bewohnern ganzer Inseln geschehen.

Die Art und Weise, wie Demetrius die Bewegung wider die Apostel zustande bringt, ist sehr lehrreich. Bis heute weiß der Eigennutz — und leider nicht bloß der heidnische! — seine Feindschaft wider die christlichen Missionare mit ähnlichen Mäntelchen zu verhüllen und gewisse Schlagworte auszugeben, welche von der großen Masse unbesehens nachgeschrieen werden.

Musterhaft in diesem Trubel ist das Betragen des Kanzlers, der durch seinen Scharfsinn, seine Ruhe und Unparteilichkeit die wilden Wogen besänftigt, und von besonderer Bedeutung das Zeugnis, welches er den Aposteln ausstellt, daß sie „weder Kirchenräuber noch Lästerer der Göttin" Diana seien (V. 37). Also durch das einfache Zeugnis der Wahrheit, nicht durch verletzende Angriffe auf die heidnischen Götter oder gar fanatische Zerstörung der Heiligtümer derselben haben Paulus und seine Gehilfen in Ephesus ihre großen Erfolge erzielt, und durch dieses Verhalten für alle Zeiten ihren Nachfolgern ein Vorbild gegeben. Im Herzen der Heiden müssen die Götzenaltäre gestürzt werden. Der bloße äußerliche Sturz derselben durch Mittel der Gewalt beseitigt das Heidentum ebensowenig, wie das schon einen Heiden zu einem Christen macht, wenn ihm bloß der Aberglaube an seine Götter zerstört worden ist. Wenn aber der Altar des lebendigen Gottes in seinem Herzen aufgeschlagen ist, dann ist es nicht nur mit dem Heidentum aus, sondern auch dem gern an seine Stelle tretenden Unglauben der Einzug gewehrt.

Von Ephesus aus, wo er eine zahlreiche heidenchristliche Gemeinde gesammelt, reist der Apostel, nachdem er einen Teil der europäischen Gemeinden besucht und „bis an Illyrien alles mit dem Evangelio Christi erfüllt hatte" (Röm. 15, 19), über Troas, Milet, Rhodus, Tyrus und Cäsarien wieder nach Jerusalem. Tiefe Blicke sowohl in sein persönliches Christentum wie in die Art und Weise seiner Missionsthätigkeit läßt uns die ergreifende Abschieds-

rede thun, welche er in Milet (Kap. 20, 17 ff.) an die ephesinischen Ältesten richtete, und die man wohl als sein missionarisches Testament bezeichnen darf, auf die wir jedoch hierorts nicht eingehen können. Nur zwei Punkte seien angedeutet: 1. die Märtyrerfreudigkeit des Apostels (V. 24), der wir auf dieser Reise wiederholt begegnen (21, 13). Paulus besitzt weder den ungesunden Fanatismus, der das Martyrium aufsucht, noch die feige Klugheit, die es vermeidet. 2. Wie V. 33 und 34 zeigt (vgl. 18, 3. 1 Kor. 9, 18), verdiente Paulus seinen und seiner Gehilfen Lebensunterhalt durch seiner Hände Arbeit; nur von der Gemeinde zu Philippi hat er einige mal Geldunterstützungen angenommen (Phil. 4, 10, 15, 16). Er hatte dazu seine besonderen persönlichen Gründe und verlangte nicht, daß die andern Apostel auch so handeln sollten, 1 Kor. 9, 4—19. Man kann daher den heutigen Missionaren nicht zumuten, daß sie in diesem Stück dem paulinischen Vorbild folgen; man kann es um so weniger, da sie auf den meisten heutigen Missionsgebieten auch keine Gelegenheit haben, sich ihr Brot selbst zu verdienen. Die wiederholten Versuche es dennoch zu thun, sind alle zum Nachteil der Mission fehlgeschlagen.

In was für einem persönlich innigen Verhältnis Paulus zu den von ihm gegründeten Gemeinden stand, zeigt V. 37, vgl. V. 31 u. 21, 5.

Als Beweis dafür, wie das Wort des Herrn „gelaufen" ist, siehe 21, 4, 7. In Tyrus und Ptolemais finden sich Christen, ohne daß wir wissen, durch wen und auf welche Weise das Evangelium dorthin gebracht worden ist.

Sehr kurz können wir nun sein in Bezug auf die Gefangenschaft des Apostels und seine Verteidigungsreden, 21, 30 bis 26. Auch als Gefangener missioniert er in Jerusalem, Cäsarien, Rom; vor dem Volke, vor seinen Richtern, vor Königen; ebenso herzandringlich wie klug und mit ungebeugtem Freimut. Selbst die Reise nach Rom (Kap. 27—28, 15) wird zur Missionsreise. Der gefangene Apostel predigt durch seine Unerschrockenheit, Festigkeit, Klarheit, Ruhe im Sturm, während die ganze Schiffsmannschaft den Kopf verliert. Und mancher Missionar hat ihm schon so nachgepredigt; z. B. Gobat, der spätere evangelische Bischof von Jerusalem, den gleichfalls auf einer Fahrt durchs Mittelmeer seine Reisegefährten erst verhöhnten und dann hoch ehrten und seinem Worte zugänglich wurden, nachdem sie gesehen, wie sein Glaube ihn zum Manne machte, während sie sich im Sturme als Feiglinge zeigten. Übrigens beweist dieses Reisekapitel das Bürgerrecht der Reiseerzählungen in der Missionsgeschichte.

Es war dem Paulus, der sich so oft „vorgesetzt, auch in Rom das Evangelium zu predigen," ein großer Trost, daß nun seine Gefangenschaft wenigstens den Gewinn brachte, ihn in die Welthauptstadt zu führen, 23, 11. Daß ihn auch „die Kette" nicht hinderte, „zu lehren von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit", zeigt der Schluß der Apostelgeschichte.

Nach dem glaubwürdigen Zeugnisse eines der apostolischen Väter, des Clemens Romanus, ist „der Apostel der Heiden" „bis an die Grenze des Westens" d. h. bis nach Spanien vorgedrungen. Demnach müßte er aus seiner römischen Gefangenschaft wieder befreit worden sein und diese Freiheit zu einer vierten Missionsreise benutzt haben. Über die Thätigkeit des Apostels auf dieser Reise ist uns jedoch nichts bekannt.

Zu dem Artikel: Die Mission auf dem Allgemeinen Deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen.

Entgegnung von M. Ittameier.

M.-Insp. Zahn in Bremen hat mein auf dem Allg. deutschen Kongreß zu Berlin erstattetes Referat in Nr. 1 dieser Zeitschrift einer Besprechung unterzogen. Es sei mir gestattet, auf dieselbe mit einigen Worten zu erwidern.

Ich muß es beklagen, daß Insp. Zahn an meinem Vortrage zumeist nur dasjenige hervorgehoben hat, was in demselben gegen die alten Missionsgesellschaften gerichtet war, und auch hier mit Steigerung mancher Ausdrücke, die ich gebraucht, mit selbständiger Hinzugabe solcher Ausdrücke, die ich nicht gebraucht habe. Ich habe z. B. die Ausdrücke „Unfähigkeit", „ungeschickte Haltung" der deutschen Miss.-Gesellschaften, „testimonium paupertatis" nicht gebraucht; nach der Entgegnung des Insp. Zahn S. 33 sieht es aber aus, als ob ich sie gebraucht und mich dadurch einer Verletzung der Pietät schuldig gemacht hätte. Ebenso habe ich den Ausdruck „Gericht Gottes über die Miss.-Gesellschaften" nicht gebraucht. Ich habe überhaupt von keinem Gerichte Gottes gesprochen, sondern daß die deutsche Mission die Probe, auf die sie sich gestellt gesehen hat, nicht vollkommen bestanden hat. Durch dies alles erscheint mein Vortrag in einem viel düstereren Lichte, als es ihm wirklich eigen ist, ja als geradezu feindselig gegen die alten Miss.-Gesellschaften, was er in Wirklichkeit nicht ist. Es thut mir leid, daß Insp. Zahn nicht auch ein Auge hatte für das, was in meinem Vortrage von wirklicher Anerkennung der alten Miss.-Gesellschaften und Liebe zu ihnen zeugte. Ich habe von den Sieg- und Ehrenfeldern der Herrnhuter Brüdermission, von der gesegneten Arbeit der Leipziger Mission &c. gesprochen, habe alle deutschen Missionen und ihre Arbeitsfelder durchgegangen und jede dankbar und anerkennend erwähnt. Das ist aber dem Insp. Zahn bloß ein „kurzer Überblick über Ausdehnung"; wenn ich dann die Resultate der deutschen Missionsarbeit dahin zusammenfasse, daß sie einen wohlthätigen fördernden heilsamen Einfluß auf die Völker geübt habe, so ist ihm dies zu wenig und zu matt; und so bleibt in seiner Entgegnung vor-

zugsweise nur das, was ich gegen die alten Miss.-Gesellschaften gesagt, in oft sehr grotesker Beleuchtung stehen, dasjenige aber, was ich für sie gesagt habe, kommt nicht nach Gebühr zur Geltung. Ich mache ihm keinen so sehr großen Vorwurf daraus, weil ich es natürlich finde, daß sein Auge sich vorzugsweise auf das Erstere heftet, und er sich zum Widerspruch dagegen herausgefordert fühlt; ein getreues Bild meiner Rede giebt aber seine Darstellung nicht.

Was ich weiter vermisse, ist ein einziges Anerkenntnis, daß doch vielleicht auch im Verhalten der alten Missionsgesellschaften ein Fehler war, wenigstens etwas, was mit einigem Schein jemandem Grund zu einer Ausstellung geben konnte. Es wird doch nicht ein Mann auftreten und aus blauer Luft Anklagen gegen die alten Miss.-Gesellschaften richten, wenn gar kein Grund dazu vorliegt. Und nicht bloß ich, sondern auch andre mit mir, und nicht bloß in Bayern, sondern auch außerhalb desselben, haben diese Anklagen geteilt. Aber nach der Darstellung des Insp. Zahn trifft die alten Miss.-Gesellschaften nicht die mindeste Schuld. Ich will nicht wiederholen, was ich in Bezug hierauf in dem Vortrage gesagt habe; ich gebe auch gern zu, daß ich vielleicht von den alten Miss.-Gesellschaften zu viel gefordert habe und psychologisch in die Beweggründe ihrer Haltung nicht ganz eingedrungen oder denselben nicht gerecht geworden bin; allein Insp. Zahn sollte doch auch nicht vergessen, daß z. B. im Schoße der Bremer Konferenz selbst geteilte Meinungen waren, wie man der Missionsbewegung im Volke gegenübertreten solle. Dies und anderes mehr hätte ich von Insp. Zahn in Betracht gezogen gewünscht. Wenn man zum Frieden kommen will, darf man nicht sagen: „Lieber Freund, du hast unrecht, und ich habe recht," sondern man muß forschen, was etwa auch an dem eigenen Verhalten Unrechtes gewesen ist. Es ist nicht Rechthaberei von mir, daß ich dies verlange. Ich glaube, daß Gott auch durch meine Ausstellungen den deutschen Missionsgesellschaften etwas hat sagen lassen wollen, wenn ich auch, als ein irrender und sündiger Mensch, nicht ganz der richtige Interpret dafür gewesen sein sollte.

Nicht gefallen hat mir auch die Art, wie Insp. Zahn von dem Allg. deutschen Kongresse spricht. Ich werde, was auch von anderer Seite mir bereits eingewendet wurde, zum öfteren darauf hingewiesen, daß ich gerade vor diesem Publikum nicht so hätte sprechen sollen, und werde belehrt, wie ich hätte sprechen sollen. Insp. Zahn gebraucht sogar einen sehr starken Ausdruck dafür, daß eine solche Versammlung sich vermißt, über Missionsfragen ohne die eingehendste Diskussion Beschlüsse zu fassen: er nennt es einen „Unfug." Wie ich vorhin sagte: „Demütigen wir uns", so sage ich hier: „Überheben wir uns nicht!" Solche Versammlungen haben ebenso gut ein Recht, über Missionsfragen zu sprechen und abzustimmen, wie andere; wenn es in der allgemeinen Weise geschieht, wie hier, so hat es nichts Verfängliches; wenn in so wohlwollender Weise, so hat es etwas Erfreuliches. Auch war die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft nicht der Kongreß. Die genannte Gesellschaft hat auch die Streitfrage, die sie vorher mit Missionsmännern hatte, nicht in diese Missionsverhandlung auf dem Kongreß hereinspielen lassen. Ich sage: Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin. Unser Heiland hat sein Evangelium vor Fürsten und Könige und Ratsversammlungen getragen wissen wollen; so durften wir auch die Mission vor diese Versammlung tragen und

nach Pflicht und Gewissen vor ihr davon sprechen. Insp. Zahn giebt mir zwar mehrmals zu verstehen, daß ich zu zaghaft aufgetreten bin und Licht und Schatten nicht gerecht verteilt habe; ich kann ihn jedoch versichern, daß ich es nicht unterlassen habe, Gott gerade um die rechte Weisheit bei diesem meinem Werke zu bitten. Ich war mir bewußt, vor Christi Angesicht zu sprechen, und habe mich allerdings gedrungen gefühlt, gerade in den gegen die alten Miss.-Gesellschaften gerichteten Stellen meiner Rede ganz erhebliche Kürzungen und Weglassungen vorzunehmen, so daß ich glaube, daß zum mindesten im mündlichen Vortrage Licht und Schatten gleicherweise verteilt war.

Endlich scheint Insp. Zahn im Unklaren zu sein, was für eine Aufgabe eigentlich meine Person auf dem Kongresse hatte. Wie schon der Kongreß nicht die ostafrikanische Gesellschaft war, sondern gewissermaßen ein Forum über den Parteien, und hören wollte, was es mit diesen Missionsdingen für eine Bewandtnis habe, so war auch ich auf demselben nicht der Vertreter der anderen Partei, daß ich so sage, der Missionspartei, der nun, wie man bei uns sich auszudrücken pflegt, jenen gehörig die Meinung zu sagen hatte. Wer etwa mit dieser Erwartung auf den Kongreß gekommen ist, der sah sich allerdings getäuscht; und wer mit dieser Erwartung an die Lektüre meines Vortrags heran geht, sieht sich gleichfalls getäuscht. Ich war Referent, und nicht Anwalt, oder sagen wir lieber, ich war Anwalt beider; ich hatte an beiden sich gegenüberstehenden Richtungen beides hervorzuheben, was mir richtig und was mir nicht richtig schien, und, womöglich einen Ausgleich zu finden. Dadurch wurde meine Stellung schwierig, und es ist mir gar nicht verwunderlich, daß der eine Teil auftritt und sagt: „Du hast mir nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und hast den Andern mehr begünstigt.“ Es wird auch mir gehen wie anderen Vermittlern, daß sie sich den Dank keiner Partei verdienen, wiewohl ich nicht sagen kann, daß mir von der anderen Seite irgend eine Remonstration entgegengetreten wäre. Immerhin bereue ich es nicht, in die Mitte getreten zu sein. Von da aus muß meine Haltung beurteilt werden, wenn sie gerecht beurteilt werden soll. Daß ich als Vertreter einer neuen Miss.-Gesellschaft mich in manchem so ausgesprochen habe, wie ich es habe, darf mir niemand verargen.

Es würde nun noch erübrigen, auf einzelnes im Artikel des Insp. Zahn einzugehen; allein ich fürchte, daß es zu lang werden würde. Es lag mir auch nicht daran, eine Widerlegung dieses Artikels zu schreiben; darauf würde Insp. Zahn wieder mit einer Widerlegung antworten können, und so kämen wir zu keinem Ende. Wir wollen aber nicht einen Streit, sondern eine Klärung und brüderliche Verständigung. Und zu dieser glaube ich durch vorstehende Entgegnung und durch Verzicht auf Widerlegung der einzelnen vorgebrachten Streitpunkte am ehesten beigetragen zu haben, so wie ich auch den brüderlichen Grundzug der Ausführung gern anerkenne, mit welcher mir Inspektor Zahn bei mancher zum Widerspruch und teilweise Richtigstellung herausfordernden Schärfe der Einzelausführung gegenübergetreten ist.

Auf die vorstehende Entgegnung habe ich dem Insp. Zahn noch einmal das Wort zu seiner Rechtfertigung gegeben und damit dieses Orts die Diskussion geschlossen. Wenn die neue unter der Leitung des Pfr.

Ittameier stehende bayrische Mission erst ein Dutzend Jahre gearbeitet haben wird, wird sich das gegenseitige Verständnis vermutlich von selbst geben. D. H.

Obgleich ich nicht sehe, inwiefern diese „Entgegnung" meine Ausstellungen an dem Vortrag des Pfr. Ittameier und meine ganz sachlichen Beweise entkräften könnte, will ich doch in möglichster Kürze mich gegen seine Beschwerde rechtfertigen.

1. Selbstverständlich wollte ich in meiner kurzen Wiedergabe des Vortrages das besonders hervorheben, was meiner Überzeugung nach darin irrig war. Dennoch scheint mir mit dem, was ich Seite 32 unten, sowie 36 und 37 gesagt habe, genügend angedeutet zu sein, daß Pfr. Ittameier in einem „kurzen Überblick" — derselbe nimmt nicht ganz den sechsten Teil des Vortrages ein — auch Günstiges von der älteren deutschen Mission geredet habe.

Die von mir Seite 33 gebrauchten Ausdrücke konnte dem Pfr. Ittameier nur der zuschreiben, wer die Anführungszeichen übersah, mit denen ich seine eigenen Worte wiedergab.

Unter diesen Ausdrücken ist „Gericht Gottes" bei mir nicht zu finden. Ob die anderen Ausdrücke, daß, indem die alte Mission so wenig im entscheidenden Augenblicke geleistet und dieses Wenige zögernd und teilweise in verkehrter Weise, ein „Gericht" über sie ergangen, sie „Unfähigkeit", „ungeschickte Haltung" bewiesen, sich ein „testimonium paupertatis" gegeben habe, ob diese Ausdrücke schärfer als die Worte des Vortrages, bitte ich nach den von mir wörtlich gegebenen Äußerungen zu beurteilen. Zur Ergänzung stehen hier noch einige Sätze und Ausdrücke. Es heißt: „Es ist für mich wenigstens, eine betrübende Thatsache, daß von allen lediglich die rheinische Missionsgesellschaft eine neue Mission auf Neu-Guinea, und die Baseler eine solche in Kamerun ins Auge gefaßt hat, und daß auch diese nur mit manchem Aufhalten von statten gehen, während die übrigen nur in der Lage waren, eines der neuen deutsch gewordenen Gebiete, z. B. Ostafrika, in Angriff zu nehmen. Ich bestreite nicht den guten Willen, aber ich habe das Gefühl, daß es anders hätte sein sollen, daß die deutsche Mission sollte besser bereit und weniger gehindert gewesen sein, den neuen Aufgaben zu genügen. Wie die Probe auf eine gute Heeresverfassung die ist, daß sie bereit und fertig ist zum Schlagen, auch wenn unerwartete Zwischenfälle kommen, so ist es die Probe auf die deutsche Mission, ob sie zu einer Zeit, wo neue Aufgaben an sie herantreten, imstande war, denselben schnell und entsprechend zu genügen. Diese Probe hat aber unsere deutsche Mission nicht vollkommen bestanden."

„Warum haben aber die alten deutschen Missionsgesellschaften . . . hierin bis jetzt so gut wie nichts geleistet?" „Der Hauptgrund mag in jener Notlage der deutschen Mission liegen. . . . Ein anderer liegt aber gewiß auch in der Haltung, welche die deutschen Miss.-Gesellschaften eingenommen haben." „Ich beklage aufs tiefste den Standpunkt, den die deutschen Missionen hierin eingenommen haben, und bin überzeugt, daß die Sache, wenn ihr von Anfang an anders begegnet worden wäre, diese Dimensionen nicht angenommen hätte, sondern zur Förderung und Stärkung der Mission ausgeschlagen wäre." „Und

bis heute ist die Haltung der deutschen Miss.-Gesellschaften im wesentlichen dieselbe geblieben." „Daß es dann . . . zu neuen Missionen in deutschen Gebieten nur sehr schwer und langsam, ja beinahe widerwillig kommt: das wundert mich nicht mehr." In dem folgenden Abschnitt wird tadelnd geredet von „übergroßer, ja ängstlicher Rücksicht" auf die Fremden, von „allzugroßer Parteinahme" für dieselben, daß man „der Missionsbewegung im eigenen Volke weniger Wärme entgegengebracht" „als den fremden."

Was will das alles bedeuten, wenn nicht, daß ein Gericht über die deutsche Mission ergangen ist, in welchem sie nicht bestanden ist?

2. Pfr. Ittameier vermißt, daß ich nicht auch einige Schuld bei den alten Missionsgesellschaften anerkannt habe. Ich erinnere, daß ich nicht diesen oder jenen, sondern um seinen Ausdruck zu acceptieren, die „officielle Haltung der deutschen Miss.-Gesellschaften", insbesondere, wie sie in den von der Bremer Konferenz einstimmig angenommenen Thesen hervortrat, verteidigte, und dies nicht gegen diesen oder jenen, sondern gegen den Vortrag des Pfr. Ittameier. Dem gegenüber kann ich, abgesehen von einem allgemeinen immer angebrachten Sündenbekenntnis keine Schuld zugestehen. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß er unberechtigte Forderungen aufgestellt, daß er zur Beurteilung Nötiges verschwiegen und thatsächlich Unrichtiges ausgesagt hat. Eine Schuld könnte ich nur zugeben, wenn sie nachgewiesen wäre. Das ist meines Erachtens nicht geschehen.

3. Wie ich mich der Anklage gegenüber nicht gedemütigt, so soll ich dem Kongreß gegenüber mich überhoben haben. Ich soll es nämlich für einen Unfug erklärt haben, daß eine solche Versammlung sich vermesse, über Missionsfragen ohne die eingehendste Diskussion zu verhandlen. Auch hier hat Pfr. Ittameier in meinen Artikel hineingelesen, was nicht da steht. Es heißt dort: „Es ist überhaupt ein Unfug, daß so große Versammlungen Thesen annehmen, die sie nur bei sorgfältigster Diskussion im einzelnen verstehen können." Einen allgemein für alle derartige Versammlungen passenden Satz habe ich also nur im Vorbeigehen auf den Kongreß angewandt. Im übrigen habe ich das Gegenteil von dem, was Pfr. Ittameier mir schuld giebt, ausdrücklich gut geheißen. Dagegen konnte ich nicht billigen, „daß er um seine Zuhörer zu gewinnen, unangenehme Wahrheiten, die er, wenn er einmal vor ihnen von diesen Dingen reden wollte, nach Wahrheit und Gerechtigkeit zu sagen verpflichtet war, verschwiegen oder nur leise berührt" hat. Daß die ostafrikanische Gesellschaft der Kongreß sei, habe ich nicht behauptet. Daß ein Streit dieser Gesellschaft mit einigen Missionsmännern vor den Kongreß gebracht, daß die unangenehmen Wahrheiten in harter verletzender Weise vorgebracht werden sollten, habe ich auch nicht gefordert. Aber verschwiegen durften sie nicht werden und verschwiegen sind sie.

4. Die persönliche Stellung des Pfr. Ittameier auf dem Kongreß würde nur dann von Bedeutung für die Sache sein, wenn ich gefordert hätte, daß er als Anwalt der alten deutschen Missionsgesellschaften dort hätte auftreten sollen. Das ist mir nicht in den Sinn gekommen. Von einem Vortrag über „Deutsche Mission in überseeischen Gebieten" darf aber jedermann verlangen, daß er sein Thema nicht einseitig behandle. Wenn solcher Vortrag zum größten

Teil in einer Kritik des Verhaltens der älteren deutschen Missionsgesellschaften gegenüber der Kolonialbewegung besteht, so durfte verlangt werden, daß dieses nicht durch Verschweigen und unrichtige Aussagen falsch dargestellt werde. Bei einem Manne endlich, der Gottes Wort über das Missionswerk will entscheiden lassen, durfte die Forderung erhoben werden, nicht Missionsgedanken auszusprechen und festzuhalten, die gegen Gottes Wort sind. Daß diesen Ansprüchen der Vortrag nicht entsprochen habe, glaube ich bewiesen zu haben. Ich sehe nicht, daß die Entgegnung einen Gegenbeweis bringt und nur ein solcher könnte zu der erwünschten Verständigung dienen. F. M. Zahn.

Literatur-Bericht.

Baumgarten: „Die außereuropäischen Völker, abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und kulturgeschichtliche Darstellungen." Kassel, 1885. Th. Kay. — 481 Seiten. — Die neusten und guten Quellen sind benutzt, um ein anschauliches Bild jener Völker zur Belebung des geographischen Unterrichts nach verschiedenen Seiten hin zu geben. Da im obigen Buch die Mission öfters erwähnt worden ist, soll es im folgenden nach dieser Beziehung hin besprochen werden. Schon die Vorrede hebt die Mission in ihrer großen Bedeutung für „dauerhafte Kolonien" hervor; Seite 28—36 werden die Missionare als Pioniere der Wissenschaft und höherer Gesittung wohlwollend erwähnt, Vorurteile gegen dieselben bekämpft und ihre wissenschaftlichen Leistungen anerkannt. Allerdings geschieht dies mit nicht genügender Gründlichkeit, auch nicht immer mit wirklichem Sachverständnis; auch ist manches Beweismittel und Hingehörige unbeachtet geblieben; immerhin aber ist durch den Verfasser ein wichtiger Schritt vorwärts gethan, daß auch in derartigen erdkundlichen Büchern für gebildete Leser und Schülerbibliotheken die Mission im freundlichen Licht — hier sogar sehr anerkennend — besprochen wird. Einiges wäre zu beanstanden: so das Urteil des bekannten Oskar Lenz über die Missionare in Westafrika (S. 88 ff.), welches andrerseits „die recht mühsame und undankbare Thätigkeit" der Missionare bei Heranbildung der Neger zu Hunderten anerkennt. Der Negerfreistaat Liberia wird S. 98 zu dunkel dargestellt: (vgl. z. B. Peterm. geogr. Mitt. 1883, 367), warum wird Montrovia geschrieben? Wenn S. 123 es heißt: „Der Neger läßt sich zwar abrichten, aber nur selten wirklich erziehen," wenn diesem ähnlich der Ostafrikaner S. 185 vollkommen unfähig für Fortschritt und Entwicklung genannt wird; wenn der Bakschich (Trinkgeld) in der doppelten Buchführung einer großen reichen Gesellschaft in London (S. 222 f.) und die neuen theosophischen Vorstellungen des „hochherzigen Amerikaners Colonel Olcott und der geistvollen Madame Blavatsky" S. 465 vorkommen, so ist dies teils sehr fraglicher Natur, teils geradezu verkehrt und Mangel an Sachkenntnis. Daß Missionare und Missionäre im Buch nebeneinandergehen, liegt wohl mehr in den verschiedenen Quellen, als in der Absicht des Verfassers, wäre aber doch besser vermieden. Wenn aber die deutschen vor verschiedenen andern Missionaren zu stark bevorzugt werden, so ist dieser Patriotismus nicht ganz ge-

recht (Vorrede VI). — Daß andrerseits The Lagos Church Miss. Gleaner (S. 97) und Grundemann S. 29 und 255 ff., the Herold über Metlah Catlah S. 293, Marinepfarrer Heims S. 107 als Erzähler benutzt sind, daß S. 110 die „segensreiche Thätigkeit der Baseler Missionare auf der Goldküste" dargestellt wird, ist ein Zeichen der liebevollen Berücksichtigung hinsichtlich der Mission. Dafür spricht auch S. 233 die Hervorhebung der Bildungsfähigkeit der Australier gegenüber landläufigen unwahren Vorurteilen, wobei der Mission anerkennendes Lob gespendet wird; ebenso daß der Verfasser die Vorurteile gegen die Missionare in Australien nachdrücklich bekämpft (S. 259). Daß auch die wirklichen Verdienste katholischer Missionare S. 107 und 312 anerkannt werden, gereicht dem Buche zur Ehre. — Dies alles wissen wir dem Verfasser Dank und empfehlen daher trotz unsrer Ausstellungen obiges Sammelwerk allen Freunden der Mission, Erdkunde und Kolonisation. — E. Wth.

Römisch-katholische Missionsbeiträge pro 1885.

Nach den Angaben der Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens 1886 Nr. 3 u. 6.

	Fr.	C.
Europa.		
Frankreich[1]	4 364 076	28
Deutschland	683 669	57
Östreich	76 204	13
Ungarn	2 667	33
Belgien	406 708	99
Spanien	81 933	23
Britische Inseln	125 581	70
Italien	416 531	86
Levante	16 591	75
Holland	115 502	67
Portugal	56 807	42
Rumänien	320	—
Rußland und Polen	446	63
Schweiz	83 290	89
Verschiedene Gegenden im Norden	640	85
Asien.		
Aus verschiedenen Diöcesen[2]	10 607	39
Afrika.		
Aus verschiedenen Diöcesen	34 319	45
Amerika.		
Nordamerika	117 038	66
Centralamerika	1 675	—
Südamerika	22 893	97
Ozeanien.		
Aus verschiedenen Diöcesen	11 751	14
Gesamtsumme	6 629 258	91

[1] Die Zinsen der Einnahmen sind wie gewöhnlich in die Beiträge von Lyon und Paris eingerechnet.

[2] Es ist charakteristisch, daß diese Missionen, deren Glieder doch nach hunderttausenden zählen, so wenig Missionsbeiträge liefern.

Was speciell **Deutschland** betrifft, so verteilen sich die 683 669 Frank folgendermaßen:

		Fr.	C.
Diöcese	Köln	134 096	—
„	Münster	48 857	21
„	Paderborn	31 527	12
„	Trier	53 418	35
„	Posen und Gnesen	18 780	78
„	Culm	26	—
„	Breslau	14 360	46
„	Hildesheim	1 960	55
„	Osnabrück	18 646	80
„	Worms	7 500	—
„	Bautzen	1 856	30
„	Dresden	1 453	30
„	Freiburg[1])	33 718	85
„	Fulda	3 955	—
„	Limburg	1 171	20
„	Mainz	1 252	90
„	Rottenburg	50 085	95
„	Metz[2])	111 113	50
„	Straßburg[2])	149 889	30
	Gesamtsumme	683 669	57

Man kann weder diese ca. 5 300 000 M. Missionsbeiträge, welche die gesamte katholische Christenheit in der ganzen Welt jährlich aufbringt, noch die ca. 547 000 M., welche das gesamte katholische Deutschland leistet, eine erhebliche Summe nennen. Rom brüstet sich so gern mit seinen kirchlichen Leistungen; mit den Missionsbeiträgen kann es aber beim besten Willen keinen Staat machen. Sie wären geradezu kläglich, wenn nicht noch Frankreich einigermaßen in den Riß träte. Die Beiträge sind auch in den letzten Jahren nicht in die Höhe gegangen: 1882 betrugen sie 6 725 000 Frank.

Selbstverständlich decken diese unbedeutenden Beiträge die Höhe der Missionskosten nicht; vergl. meine „Protest. Beleuchtung der röm. Angriffe auf die evang. Heidenmission“ S. 316 ff. **Bis heute ist aber noch niemals und nirgends Rechnung über die kath. Missionskosten gelegt worden.** Die Hauptsummen für den römisch-kath. Missionsbetrieb liefern vermutlich die Klostervermögen, Kapitalzinsen und — Regierungsgelder. In der Sitzung des deutschen Reichstags vom 28. Nov. 1885 erklärte Windthorst ausdrücklich, daß in dem Budget Frankreichs ein bedeutender Missionsposten stehe und gelegentlich des Karolinenstreites haben wir erfahren, daß auch Spanien staatlicherseits die Missionskosten bestreitet.

Von den oben angegebenen Missionsbeiträgen werden für die **Heidenmission** knapp 4 Mill. M. verwendet; der Rest dient der Propaganda unter den Protestanten in Europa und Amerika. So **erhält** z. B. England 56 700 Fr. Missionsbeiträge, die Schweiz 94 000, Schweden, Norwegen und Dänemark 96 000, „verschiedene Missionen in Europa“ (Deutschland ?) 194 000, Amerika 668 000 Fr. Wd.

[1]) Ein Teil dieser Summe stammt aus mehreren Bistümern und wurde durch die deutsche Ausgabe der „Katholischen Missionen“ in Freiburg gesammelt.

[2]) Noch 1885 wurde in diesen Übersichten Elsaß-Lothringen stets gesondert als **nicht** zu Deutschland gehörig aufgeführt. Jetzt ist Metz und Straßburg zum **ersten** Mal unter Deutschland subsumiert.

Es hat Gott gefallen, den Verleger dieser Zeitschrift, Herrn

Heinrich Bertelsmann in Gütersloh,

am 3. März ds. J. nach einem zweimonatlichen Krankenlager in seinem 60. Jahre heimzurufen, nachdem derselbe seit 1851 die anfänglich kleine Firma C. Bertelsmann selbständig geleitet und sie unter Gottes Segen zu einer der blühendsten Verlagshandlungen Deutschlands in die Höhe gebracht hat.

Es ist hier nicht der Ort, die geschäftliche Tüchtigkeit des Verstorbenen zu charakterisieren; auch können wir nur andeutend des wahrhaft väterlichen Verhältnisses gedenken, in welchem er als Arbeitgeber zu dem zahlreichen Personal stand, das in seinem weitverzweigten Geschäfte thätig war, und dem gelegentlich der 50jährigen Jubiläumsfeier der jetzt so bedeutenden Firma ein so unvergeßlich schöner Ausdruck gegeben wurde.

Der Heimgegangene war mehr als ein umsichtiger, rastlos thätiger Geschäftsmann; er war ein überzeugungsvoller, warmherziger, werkthätiger Christ, freundlich und liebenswürdig, hilfsbereit und wohlthätig, aufopferungsvoll und gewissenhaft; ein lebendiges, mit Rat und That dienendes Glied der evangelischen Gemeinde, der er angehörte; ein energischer Förderer der mannigfaltigsten christ-gläubigen Unternehmungen; der auch seine buchhändlerisch-geschäftliche Thätigkeit unter den Gesichtspunkt des göttlichen Reichsdienstes stellte und als ein überzeugungstreuer Mann seinen

Verlag auf die positiv-evangelische theologische wie pädagogische Literatur beschränkte.

Speciell der Sache, welcher diese Zeitschrift dient, war er von Herzen zugethan. Aus einem vieljährigen persönlichen und geschäftlichen Verkehr, der niemals durch irgend einen Mißton getrübt worden ist, ist er uns als ein warmer Missionsfreund bekannt, dem die Förderung der Sache höher stand als der buchhändlerische Gewinn, und dem nicht bloß ein reges Missionsinteresse, sondern auch ein bedeutendes Missionsverständnis eignete. Als er vor 14 Jahren sich zum Verlag dieser Zeitschrift willig finden ließ, übernahm er in uneigennütziger Weise ein nicht geringes geschäftliches Risiko, und wenn seitdem dieses unser gemeinschaftliches Unternehmen eines frischen Fortganges und steigenden Erfolges unter Gottes Segen sich zu erfreuen gehabt, so ist das neben dem buchhändlerischen Geschick des Verstorbenen auch seinem warmen Missionseifer mit zu danken.

Wir haben viel an ihm verloren und trauern an seinem Grabe ebenso um einen werten Freund wie um einen weisen Förderer unsrer Sache. Requiescat in pace. Seinen Nachfolger aber stärke Gott, daß er im Sinne des Heimgegangenen sein Werk fortführe und segne ihn, wie er diesen gesegnet hat.

Warneck.

Welches Interesse und welchen Anteil hat die Mission an der Erziehung der Naturvölker zur Arbeit?

1. Referat[1]) des Miss.-Sup. Merensky.

Die Frage, wie man die Naturvölker zur Arbeit erziehen kann, wird in unseren Tagen mit vielem Eifer behandelt. Die Kulturvölker, bei denen mit den wirtschaftlichen Anforderungen das Ansehen und der Wert der Arbeit mehr und mehr gestiegen ist, sind mit den Naturvölkern in lebhaften Wechselverkehr getreten; da ist es verständlich, daß man sich fragt, welche Mittel anzuwenden seien, um diese Völker zu bewegen, mehr als bisher an der Gesamtarbeit der Menschheitsfamilie teilzunehmen. Es geschieht dies aber zum geringsten Teile aus Liebe zu diesen Völkern und aus Teilnahme an ihrem Geschick; vielmehr aus dem Wunsch, sie nach Möglichkeit auszunutzen. Die europäischen Länder leiden an einer Überzahl ihrer Bevölkerung. Diese sucht den ihr in der eigenen Heimat mangelnden Besitz an Grund und Boden in überseeischen Gebieten, mit denen der gesteigerte Handelsverkehr sie fort und fort in Berührung bringt, zu erwerben, die Kolonisation breitet sich demgemäß aus, und da ihr Emporblühen vielfach eine rückwirkende Kraft auf die heimischen Nationen ausübt, so ist man darauf bedacht, sie zu erweitern und zu fördern. Der Wohlstand aber der Kolonisten ist in jeder Kolonie nicht etwa nur von der Fruchtbarkeit des Bodens und der Zuträglichkeit des Klimas, sondern ebensosehr von der Arbeiterfrage abhängig. In früheren Zeiten hatten die Kolonisten in den Sklaven das denkbar billigste, regelmäßig wie eine Maschine seine Dienste thuende Arbeitsmaterial. Seit Aufhebung der Sklaverei mußte man sich nach freien Arbeitern umsehen, geriet aber bald vielfach in Bedrängnis; hatte man doch selbst der Arbeit das Brandmal der Unfreiwilligkeit, des brutalen Zwanges und damit der Schande aufgedrückt! Hatten die Naturvölker ihren geringen Bedürfnissen bisher durch die eigene einfachere oder vollkommenere Arbeit Genüge leisten können, so waren sie jetzt nicht ohne weiteres gewillt, die sorgenlose Freiheit, auch nur für kurze Zeit, aus freiem Willen mit dem durch die Sklaverei herabgewürdigten Arbeitsdienst bei Weißen zu vertauschen. Thaten sie es hier und da, so forderten sie meist für die nach ihrer Meinung hohe Leistung entsprechende Gegenleistung in hohem Lohn, bei dem der Pflanzer nicht mehr seine Rechnung fand.

[1]) Auf der Missionskonferenz der Provinz Sachsen am 15. Februar cr.

Da ist es denn nicht zu verwundern, daß man es gewagt hat, verhüllt oder unverhüllt der Sklaverei oder einer modifizierten Art der Sklaverei das Wort zu reden, ja daß neuerdings in der Hauptstadt selbst sich ungeheuerliche Projekte, Eingeborne neuerworbener Gebiete gewaltsam zur Arbeit zu zwingen, ungescheut an das Licht des Tages wagten. Man sieht eben von dieser Seite die Naturvölker nur im Licht der eigenen, nicht einmal wohlverstandenen, Interessen an.

Solche Stellung zu den Eingebornen kann man bei früheren Sklavenhaltern, Hinterwäldlern oder südafrikanischen Buren entschuldigen, aber nicht bei hochkultiviert sein wollenden Reisenden und Kolonialpolitikern, welche der Theorie nach für Humanität und Civilisation schwärmen, und es ist widerlich, wenn dann solche Leute sich noch in Phrasen für das Wohl der Auszubeutenden erwärmen und zur Entschuldigung ihrer Projekte die Arbeit für den „einzig wirksamen Faktor der Civilisation“ erklären.

Man hat auf dieser Seite so wenig Verständnis für die Faktoren, durch deren Zusammenwirken ein Mensch oder ein Volk sich wahre Kultur aneignet, daß es als ganz gleichgiltig angesehen wird, ob die Naturvölker Heiden bleiben oder Mohammedaner werden, hat deshalb auch kein Verständnis für das Werk der christlichen Mission. Da nun aber die christliche Mission einmal da ist und da es mehr und mehr zu Tage tritt, daß Missionare sich häufig einen bedeutenden Einfluß auf weite Kreise der Eingebornen zu erwerben wissen, ja daß die Mission umgestaltend auf das Leben ganzer Völkerschaften wirkt, so glaubt man, sich diese Kräfte auf dem Gebiet der Arbeitsfrage nutzbar machen zu sollen und tritt, oft genug ganz unverhüllt, mit der Forderung hervor, die Mission solle die Naturvölker zur Arbeit, wohlverstanden zur Arbeit bei weißen Kolonisten, erziehen. Man muß oft darüber erstaunen, mit welcher Naivität solch Ansinnen gestellt wird, in einem Tone, welcher die Meinung verrät, die Mission könne sich dafür bedanken, daß man ihr diesen Platz im kolonialpolitischen Programm anweisen, daß man ihr dadurch sozusagen Bürgerrecht im kolonialen Leben erteilen will. Mit Recht sagt Miss.-Insp. Zahn: „Unbegreiflicherweise erwarten solche, die daheim eifrige Gegner des christlichen Socialismus und des Syllabus von Pius IX. sind, daß die Mission die Arbeiterfrage aufnehme und die römische Mission als Muster ansehe.“ „Unbegreiflich“ freilich scheint mir das nicht zu sein. Die Mission kostet den Herren keinen Mann und keinen Groschen, die Stationen werden nicht von ihnen unterhalten, man denkt auch nicht an wirkliche wirksame Unterstützung der Missionsthätigkeit, aber man könnte es doch recht bequem haben, wenn

der ganze ungeheure Apparat, über den die ev. Mission verfügt, in der Weise, welche vorzuschreiben man für gut befindet, für die Kolonisation, d. h. für die Tasche der Kolonisatoren und Kolonisten, arbeiten wollte. Um die Mission willig zu machen, den gestellten Forderungen nachzukommen, hat man es an bestimmten Mahnungen und Ratschlägen nicht fehlen lassen. Es ist daher Zeit, daß die Mission die Stellung, welche sie zu der Arbeiterfrage einnimmt, offen und rückhaltlos darlegt. Wie die Kirche sich niemals zur willenlosen Dienerin des Staats, auch des civilisiertesten in seinen wechselnden Formen, erniedrigen darf, so soll auch die christliche Mission als selbständige That der Kirche sich nicht selbst verleugnen, sondern muß ihre von Gott gesetzten Ziele fest und unverrückt im Auge behalten, sie muß deshalb alle Fragen der Kolonialpolitik von ihrem Standpunkt aus beleuchten und muß deshalb selbst entscheiden, welches Interesse und welchen Anteil sie an der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit hat.

Die Aufgabe der christlichen Mission ist: das Evangelium von Christo unter allen Völkern, in deren eigenen Sprachen, in möglichst faßlicher, eindringlicher, volkstümlicher Weise zu verkündigen, und der Erfolg, den sie anstrebt, ist der, daß durch solche Verkündigung des Evangeliums der heidnische Wahnglaube falle und der Christenglaube durch die Kraft des heiligen Geistes in die Herzen gepflanzt werde. Von der Kraft dieses Glaubens und des durch ihn gewirkten neuen Lebens erhofft die christliche Mission die Umwandlung des Einzelnen sowohl als der Völker, welche aufgenommmen in das Gottesreich, Glieder der einen großen Menschheitsfamilie werden sollen, die auf dem Eckstein, Jesus Christus, sich erbauen und wachsen soll zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Alles, was diese ihre Arbeit unmöglich macht oder erschwert, alles, was der Erreichung dieses Zieles sich entgegenstellt, muß die christliche Mission verurteilen und aus dem Wege zu schaffen suchen. Von diesem ihrem Standpunkte aus hat die ev. Mission von Anfang an der Frage: wie die Kulturvölker die schwächeren Naturvölker behandeln, in eingehender, mit ihrer Entwicklung steigender Weise ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Es kann ihr nicht gleichgiltig sein, wenn Christen sich an Heiden schreiend versündigen, wenn dadurch der Name ihres Gottes und der Wert ihres Glaubens verlästert und so die Wirkung des Evangeliums in Frage gestellt wird; es kann ihr nicht gleichgiltig sein, wenn Heiden in einen Zustand der Bedrückung, der Knechtschaft, der Sklaverei gehalten werden, welcher ihr Fortbestehen in Frage stellt, oder es unmöglich macht, ihnen mit dem Wort des Lebens zu nahen, sie zu Gemeinden zu sammeln und diese mit Wort und Sakrament geregelt zu bedienen. Die ev. Mis-

sion hat es immer als ihre Aufgabe angesehen, gegen jede Behandlung der Naturvölker aufzutreten, welche deren Weiterentwicklung auf dem Boden des Christentums in Frage stellt. Auch der römischen Mission, obgleich sie wenig an der geistigen Hebung der Naturvölker arbeitet und sich meist begnügt, den äußerlichen Formel- und Ceremoniendienst ihrer Kirche zu verbreiten, fehlt es dennoch nicht an Beispielen, daß sie gegen Akte der Gewalt, die an den Naturvölkern verübt wurden, energisch Protest einlegte. Unvergessen soll die Liebe des Dominikanermönchs Las Casas sein, welcher gleich nach der Entdeckung Amerikas sich der dortigen Indianer so kräftig annahm, daß er Weißen, welche indianische Sklaven hielten, die Sakramente verweigerte, obwohl sein Auftreten dazu führte, daß der afrikanische Sklavenhandel durch das Eingreifen christlicher Sklavenjäger und christlicher Sklavenhändler üppiger als vorher ins Kraut schoß. Gegen die Greuel dieses Handels aber hat die römische Mission, welche bald am Kongo und Sambesi Fuß faßte, wegen des bei ihr herrschenden Opportunitäts-Princips, sich gänzlich passiv verhalten. Sie hat dadurch einen Anteil an dem Fluche auf sich geladen, welcher auf diesem schändlichen Handel lag, ist dadurch unfähig geworden, ihrer Aufgabe zu genügen und darüber zu Grunde gegangen.

Der ev. Mission gereicht es zur hohen Ehre, daß ihr Gewissen von dem Frevel rein ist, die Sklaverei verteidigt oder gar begünstigt zu haben. Mitleid mit dem Los der Negersklaven war es, welches die Brüdergemeinde getrieben hat, sich ihr Arbeitsfeld gerade unter ihnen in Westindien zu suchen; die ersten Brüdermissionare wollten sogar um der Sklaven willen selbst Sklaven werden, wenn es sein müßte, damit sie sie für Christum gewönnen. Wenn die Brüdergemeinde es damals noch nicht wagen durfte, direkt die Sklaverei anzugreifen, so hat sie doch niemals die Sklaverei beschönigt, wie die aus jener Zeit stammenden Missionsberichte noch heute darthun, indirekt griff ihre Arbeit den Schaden sogleich bei seiner Wurzel an, indem sie unwiderleglich darthat, daß die Schwarzen keine Tiere seien, sondern berufen, Miterben des ewigen Lebens zu werden. Ebenso arbeitete die Brüdergemeinde in Südafrika der Emancipation der Hottentotten vor. Unter dem Eindruck der Berichte dieser und anderer ev. Missionare erstarkte endlich die Reaktion des christlichen Gewissens bei den Völkern Europas, besonders bei England, in solcher Weise, daß dem Sklavenhandel und der Sklaverei langsam aber sicher ein Ende gemacht werden konnte. Bis in die neuste Zeit hinein ist die ev. Mission oft genug in der Lage gewesen, pflichtgetreu dem Unrecht entgegenzutreten, welches man den Eingebornen, nicht nur den Natur-

völkern, anthat. Sie hat ihren Einfluß dafür geltend gemacht, daß die Kuliausfuhr, welche aus Indien und China nach fast allen Tropen-Kolonien betrieben wird, unter Gesetz und Recht gestellt wurde, hat gegen Menschenraub auf den Südseeinseln protestiert und hat in Südafrika, besonders in Transvaal, einen wenig auffallenden, aber nachhaltigen und erfolgreichen Kampf gegen die Ausbeutung und Unterdrückung der Eingebornen durch die Kolonisten gekämpft. In neuster Zeit ist die evang. Mission dem Branntweinhandel nachdrücklich entgegengetreten, dem man von anderer Seite sogar eine civilisatorische Bedeutnng beilegen wollte, und hat die Gefahren beleuchtet, welche das flüssige Gift den Naturvölkern bringt.

Sie hat auch ihre Stimme gegen manches Projekt erheben müssen, welches in Bezug auf die Erziehung zur Arbeit im Kreise unserer Kolonialpolitiker empfohlen wurde. Diese ihre Stellung hat die ev. Mission nicht etwa deshalb eingenommen, weil sie sich von falschen, weichlichen Humanitätsrücksichten, von „Humanitätsduselei“, wie man neuerdings zu reden beliebte, leiten ließ, nicht etwa deshalb, weil sie gegen die Erziehung der Naturvölker zur Arbeit war, sondern weil sie die wahre, aussichtsreiche Erziehung, auch die richtige Erziehung zur Arbeit, durch Mißhandlung der Eingebornen, welche vom Zwange zur Arbeit niemals zu trennen ist, überhaupt durch das Princip der Unfreiwilligkeit, gefährdet sah und sieht.

Die rechte, erfolgreiche Erziehung der Naturvölker zur Arbeit erstrebt die evangelische Mission in ihrem eigenen Interesse, wie auch in dem Interesse dieser Völker selbst. Denn wenn sie auch nicht die Erziehung zur Arbeit am wenigsten zur Arbeit bei Europäern, als ihr erstes und einziges Ziel hinstellt, so gehört diese Erziehung doch mit zu den greifbaren, praktischen Zielen, deren Erreichung unser Werk im Auge hat. Es ist ja durchaus nicht der Fall, daß wir uns die Mission als ein frommes Vergnügen und eine kindliche Spielerei geschaffen hätten, gleichviel ob praktische Resnltate dadurch erreicht würden, oder nicht. Schon der gewaltige Aufwand von Kraft, den die ev. Christenheit an das Missionswerk setzt, wäre auf die Dauer nicht möglich, wenn nicht wirkliche Erfolge vorhanden wären. Um die Erfolge der Verkündigung des Evangeliums kümmern wir uns sehr genau nach der Anweisung, die Christus uns in seinen Gleichnissen, z. B. in dem so bekannten Gleichnis vom Säemann, oder in dem von der königlichen Hochzeit, gegeben hat, und diese Erfolge müssen auf allen Gebieten des Lebens, auch auf dem Gebiet des Erwerbes, der Arbeit, ja aller socialen Verhältnisse zur Erscheinung kommen.

Manchmal ist die Mission in der Lage, an der Lösung socialer Fragen, in Bezug auf Naturvölker, mitzuarbeiten, um überhaupt die Verkündigung des Evangeliums möglich zu machen. Solange der Australier in den Einöden Neuhollands, der Indianer in den Waldgebirgen Nordamerikas, der Buschmann in der Kaliharivüste umherschweift, ist es fast unmöglich, ihm mit christlichem Unterricht zu nahen. Die Mission wird sich also zu allen Maßnahmen freundlich stellen, die dazu angethan sind, diese Leute seßhaft zu machen, sie wird dies schon deshalb thun, weil es für das Fortbestehen von Völkerschaften eine Lebensfrage ist, ob sie seßhaft gemacht werden können. Gewöhnen sie sich nicht an Ackerbau, oder an Dienst bei Ackerbauern und anderen Gewerbetreibenden, so sterben sie notwendigerweise aus, weil die vordringende Kultur ihnen die Bedingungen ihrer Existenz untergräbt oder auch gänzlich raubt.

Überall aber, wo die Verkündigung des Evangeliums möglich ist und Heiden sich bekehren, hat die Mission ein Interesse daran, daß das neue Leben sich auch nach außen hin bethätige, daß sich das Leben des Einzelnen und des Volkes auf christlichem Grunde weiter entwickle und ausgestalte. Bei der Frage, in welcher Weise dies geschehen und durch welche Mittel dies befördert werden soll, kommt dann auch die Arbeitsfrage in Betracht. Denn die Mission sehnt die Zeit herbei, in welcher Raub und Krieg aufhören, die Schwerter zu Pflugscharen und die Spieße zu Sicheln werden sollen, sie dringt darauf, daß in den Gemeinden das Wort Pauli beherzigt werde: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen“ und das andere Wort desselben Heidenapostels: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ Ihr ist das Gebot: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“ ein Gottesgebot, sie sucht deshalb mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln ihre Pflegebefohlenen zur Arbeit zu erziehen.

Bei Erörterung der Frage: auf welche Weise dies geschehen soll, müssen wir zunächst die falsche Meinung zurückweisen, als sei Arbeit im eigentlichen Sinne des Worts nur den Europäern bekannt und deshalb für Eingeborne anderer Länder nur in dem Dienst bei Weißen zu finden, als müßte die Arbeit für Naturvölker gleichsam erst erfunden werden. Es sind die zu diesen Völkern gehörenden Eingebornen nicht ohne weiteres „Wilde“. Max Müller hat darauf hingewiesen, daß es eigentliche Wilde unter den Menschen überhaupt nicht giebt. Das Menschengeschlecht ist so geartet, daß es keine zweite Generation erleben würde, sobald es ganz ohne Kultur leben wollte. Ein Zeichen hochmütiger Beschränktheit

ist es, wenn Europäer sich gar nicht Mühe geben, ein Verständnis für die Eigenart und die Bedürfnisse eines Naturvolkes, für das Land und die Verhältnisse, in denen es lebt, und seiner durch diese Umstände bedingten Beschäftigung zu gewinnen, sondern wenn man glaubt, alle Menschen müßten in aller Welt europäische Bedürfnisse und die Form europäischen Lebens sich aneignen, solange dies ihnen aber unmöglich sei, es wenigstens für ein Glück und eine Ehre ansehen, Arbeiter und Diener der Europäer zu werden. Der Eskimo braucht deshalb nicht müßig zu gehen, weil es in Grönland keine weiße Kolonisten giebt; er hat viele Mühe, wenn er durch die im Kajak geübte Seehundsjagd sich und die Seinen ehrlich durchbringen will. Die Indianer Nordamerikas sind tüchtige Jäger und Fischer, die Herero tüchtige Viehzüchter, die Südseeinsulaner Fischer und Ackerbauer, und bei vielen der dunkelfarbigen Stämme Afrikas wird Viehzucht und Ackerbau in einer so zweckmäßigen Weise betrieben und steht auf einer so hohen Stufe, daß beides einer Verbesserung vorläufig gar nicht bedarf. Also den Begriff der Arbeit kennen auch Naturvölker, denn überall auf Erden bedingt das Leben die Notwendigkeit der Arbeit. Die Naturvölker werden aber am besten dadurch weitergefördert, daß sie diejenige Art der Beschäftigung und des Erwerbes, welche durch die Natur des Landes und der Verhältnisse, in denen sie leben, geboten erscheint, weiter ausbilden. Zu solcher Entwicklung der Gaben und Kräfte, welche in einem bisher heidnischen Volke schlummern, der guten Sitten, die sich bei ihm finden, wird die Mission ohne weiteres ihre Hand bieten können, ja bieten müssen, weil sie an der weiteren Erziehung dieser Völker ein großes Interesse hat.

Die Mission aber setzt bei ihrem Bestreben, diese Leute zu erziehen, sogleich an der richtigen Stelle den Hebel an, sie bekämpft und bricht die Macht des Aberglaubens, welcher stärker als alle sonstigen Vorurteile und Gewohnheiten es thun, die Heiden an die hergebrachte oft träge Lebensweise bindet. Das vernünftige Denken wird erst möglich, die Leute lernen nach vielen Seiten hin überhaupt erst ihren Verstand gebrauchen, wenn der Aberglaube fällt.

Wenn die Leute sich früher auf die Zauberei verließen, mit deren Hilfe den Ort erkundeten, wo das Dorf angelegt werden mußte, welcher ihnen Sicherheit vor den Feinden und der Landwirtschaft, der Viehzucht, der Jagd gute Erträge verbürgte, so lernen sie als Christen über Ursach und Wirkung ihres Thuns, also auch über Fehler, die ihrer Arbeit anhaften, in ganz anderer Weise nachdenken, als vordem. Hat ein Volk aber einmal mit den Traditionen des überlieferten Heidentums gebrochen,

so ist es willig, auch anderen überlieferten Thorheiten und zur Gewohnheit gewordenen Mißbräuchen den Abschied zu geben; es hat die Bahn einer neuen Entwicklung betreten. Die Lebenskraft, die dem Christenglauben innewohnt, wirkt erneuernd auf alle Lebensverhältnisse. Zunächst schafft das Christentum das Familienleben um, ja ändert es von Grund aus. Bei allen Naturvölkern liegt entweder alle häusliche Arbeit und die ganze Feldarbeit auf den Schultern der Frauen, oder doch ein zu großer Teil derselben. Die Stellung des Weibes aber wird eine ganz andere, eine höhere, geachtetere, sobald an Stelle der Polygamie die Monogamie tritt. Auch bei solchen heidnischen Völkern, bei denen, wie bei den Betschuanen und Bassutos Südafrikas, das Weib eine geachtetere Stellung einnimmt und vor dem Volksbewußtsein gleichberechtigt mit dem Manne zu sein scheint, bei denen der Mann viele Arbeit in Haus und Hof, alle Holzarbeit, Fellbereitung und Korbflechterei verrichtet und sich auch gelegentlich am Ackerbau beteiligt, kann man deutlich beobachten, wie bei der Monogamie der Mann den nützlichen Beschäftigungen und dem Erwerb ein größeres Interesse zuwendet als vordem. Er hat nicht mehr die Aussicht, daß die Arbeit der Weiber und später der Verkauf seiner Töchter ihm zum Wohlstand verhelfen wird. Er kann nicht mehr müßig gehen und doch dabei ein fleischliches Wohlleben führen, die Frauen ernähren ihn nicht mehr. Er muß mit seiner Frau an der Bearbeitung des Ackers teilnehmen, weil diese sonst der Arbeitslast erliegen, und die Familie hungern würde, er ist sogar gezwungen, zeitweilig die Arbeit auf dem Felde allein zu verrichten. Er sucht sich deshalb bald die Arbeit zu erleichtern und sieht sich nach verbesserten Arbeitsmitteln um; er lernt neben der Hacke das Grabscheit gebrauchen, lernt auch bald die Hilfsleistung schätzen, welche die Arbeit von Tieren ihm schaffen kann, er trachtet danach, Pflug und Wagen sich zu erwerben, er kommt in den Stand, die Produkte seines Feldbaues entfernteren Märkten zuführen und sie dort besser verwerten zu können, kurz, er wird betriebsamer nach allen Seiten hin, und er hat zu einer regeren Betriebsamkeit fort und fort dadurch einen starken Antrieb, daß mit der Annahme des Christentums seine Bedürfnisse sich gesteigert haben. Mit der größeren, innigeren Liebe zum Weibe, welche sich mit der Einführung der Eheschließung aus Neigung und bei dem Leben mit Einem Weibe einstellt, gewinnt das Familienleben einen ganz anderen Charakter. Der Mann wird aus dem Häuptling ein Familienvater, die Kinder lernen den Vater lieben, er liebt die Seinen und ist gern bereit, ihnen Freuden und Bequemlichkeiten zu gewähren. Bei allen macht sich das Bedürfnis nach zweckmäßigerer und reinlicherer Kleidung geltend; Rein-

lichkeit ist aber überall teurer als Schmutz und stellt Anforderungen an die Erwerbsthätigkeit der Leute. Das Haus wird meist verändert, wenigstens vergrößert werden müssen, weil man bald das Bedürfnis fühlt, am Hause nicht nur einen Schutz gegen Sonne, Wind und Wetter zu haben, sondern eine Stätte, wo man sich des Familienlebens freuen und mancherlei Arbeit verrichten kann.

Auch die Missionsgesellschaften stellen Anforderungen an die Christen, welche mit dazu helfen, sie fleißiger und betriebsamer zu machen. Immer energischer wird der Grundsatz durchgeführt, Heiden und Heidenchristen nichts zu schenken, abgesehen von dem, was Armen und Notleidenden gegeben wird. Nicht bloß in Südafrika, welches mir aus Erfahrung bekannt ist, sondern jetzt wohl überall verlangt die ev. Mission Beiträge von den Gemeinden zum Unterhalt der Kirchen und Schulen, wenn auch die Höhe dieser Beiträge sehr verschieden ist. Die Entrichtung von regelmäßigen Abgaben ist ein wichtiges Mittel, die Eingebornen zur Arbeit zu erziehen, die Leute werden durch solche auf bestimmte Termine festgesetzte Leistungen gezwungen, die gewohnte träge Sorglosigkeit zu überwinden, deshalb ist es von Bedeutung, daß die Mission in der Lage ist, dieses Mittel bei Eingebornen zur Anwendung zu bringen, welche sich ihre Freiheit und Selbständigkeit haben wahren können, da, wo noch keine Kolonialregierung erziehlichen Einfluß ausübt. Bei der Berliner Mission zahlen die Leute außer den Platzabgaben, welche sie entrichten, wo die Mission Grundherrin ist, Gemeindeabgaben und Stolgebühren, an vielen Orten auch Schulgeld für die Kinder. Die Gesamtleistung der ca 18000 Eingebornen, welche auf Berliner Missionsstationen leben, betrug im Jahre 1885 79592,86 M., sagen wir 80000 M. Daß aber die festgesetzten Gemeindeabgaben nicht zu schwer auf den Leuten lasten und wirklich erziehlich wirken, geht daraus hervor, daß von dieser Summe über 20000 M. aus ganz freiwillig entrichteten Gaben bestanden. Wenn eine Familie von sechs Personen für kirchliche Zwecke 27 M. jährlich zahlen soll und zahlen kann,[1]) wie dies auf den Berliner Stationen in Südafrika durchschnittlich der Fall ist, so muß sie arbeiten, und es sind die angeführten Zahlen ein entsprechender Beweis dafür, daß sich die erwähnte Gesellschaft in wirksamer Weise an der Erziehung ihrer Pfleglinge zur Arbeit beteiligt hat. Auch die Rheinische M.-G., die Hermannsburger und die Brüdergemeinde, in geringerem Maße auch die andern ev. M.-GG., haben in Süd-

[1]) Eine kleine Außengemeinde Botschabelos, welche etwa 200 Seelen zählt, hat freiwillig einen eigenen Schullehrer für ihre Kinder angestellt, welchem sie 1200 M. Gehalt zahlt. D. Vf.

afrika größere oder geringere Erfolge ähnlicher Art auf wirtschaftlichem Gebiet zu verzeichnen.[1])

Man darf nun freilich nicht erwarten, daß die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit in allen Ländern sofort ebensolche Fortschritte wie auf den erwähnten Gebieten machen wird. Schon im westlichen Teil von Südafrika liegen die Verhältnisse bei weitem ungünstiger als im östlichen, da Ackerbau in irgend welch größerer Ausdehnung dort nicht möglich ist. Die Kaffern und die ihnen verwandten Stämme sind auch nicht zu träge veranlagt, und die in Ost- und Südafrika schnell vorwärts schreitende Kolonisation giebt der Entwicklung der Eingebornen immer neue Impulse, besonders wirkt auf sie das Arbeiten im Dienst der soliden und strengen afrikanischen Buren erziehlich fördernd ein.

Trotz aller hemmenden Umstände wird aber das Christentum unter allen Völkern, bei denen es Eingang findet, früher oder später, schneller oder langsamer seinen umgestaltenden Einfluß zum Segen auch des äußeren Lebens geltend machen. Wenn Denken, Fühlen, Wollen, wenn der ganze Mensch unter der Zucht des Wortes und Geistes Gottes steht, welche in der von der christlichen Gemeinde geübten Beeinflussung zur Wirkung kommt, wenn mit der Liebe zu Gott Liebe zu den Brüdern in das früher nur von Selbstsucht umdüsterte und regierte Heidenherz einzieht, so wird der Mensch entwicklungsfähig, zu allem guten Werk geschickt.

Überall bricht das Christentum die Herrschaft des Aberglaubens, überall schafft es die Polygamie ab, hebt dadurch die Stellung des Weibes und hebt die hergebrachte Arbeitsteilung nach dem Geschlecht auf. Eine andere Arbeitsteilung ist die Folge. Verschiedene Berufsarten und Handwerke entstehen auf Grund verschiedener Anlagen und Begabung. Die Sklaverei wird aufgehoben, der Makel, den sie der Arbeit aufdrückte, wird verwischt, vergessen, selbst die Nachkommen der früheren Sklaven lernen unter dem Einfluß des Christentums in Amerika und Westindien aus eigenem Antrieb arbeiten. Überall weckt die von dem Christentum ausgehende höhere Bildung neue Bedürfnisse, überall ist es die Mission, durch deren Einfluß und unter deren Anleitung die Eingebornen unterscheiden lernen, was von europäischen Handelsartikeln ihnen nützlich zu erwerben ist, oder was man als unnützen Luxus oder Plunder anzusehen hat. Überall tritt die Mission dem Fressen und Saufen, besonders auch der unseligen Ausbreitung des Branntweins entgegen und bildet so das notwendige Gegengewicht

[1]) Bei vielen englischen und amerikanischen ev. Missionen, z. B. in der Südsee und unter den Karenen, sind die Beiträge zur Selbstunterhaltung noch bedeutender als bei den deutschen. D. H.

gegen jede gewissenlose, eigensüchtige Ausbeutung seitens der europäischen Kolonisation und des Handels. Außerdem ist es naturgemäß das Bestreben der Mission, welche nur im Frieden recht gedeihlich wirken kann, daß an Stelle der unsicheren Zustände überall Schutz und Sicherheit für Leben und Eigentum geschaffen werde. Können die Eingebornen aber ihres Besitzes unter ruhigen und sicheren Verhältnissen sich freuen, so sind sie bald darauf bedacht, ihn zu vermehren.

Wenn unter dem Einfluß des Christentums die Germanen, von denen die Männer bei den Römern als äußerst träge galten, weil auch bei ihnen die Frauen den Feldbau besorgen mußten, zu dem arbeitsamsten Volk der Erde geworden sind, wenn die Reste der Hunnen und andere barbarische Völker unter demselben Einfluß seßhafte und mehr oder weniger kultivierte Völker werden konnten, wenn innerhalb der Dauer eines Menschenalters das Volk der Sandwichinseln aus einem raublustigen, trägen Heidenvolk durch Einführung des Christentums so umgewandelt wurde, daß es heute seinen Platz unter den civilisierten, christlichen Völkern der Erde hat, und wenn trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit, seit welcher die ev. Mission unter den Naturvölkern ihre Arbeit angefangen hat, dennoch schon jetzt überall die schönsten Erfahrungen über ihre Fähigkeit, christliche Kultur sich anzueignen, gemacht worden sind, so dürfen wir die Hoffnung hegen, daß in nicht allzuferner Zeit der Wahlspruch: „Bete und arbeite!“ auch bei diesen Völkern unter dem Einfluß des Christentums zur Geltung kommen wird.

Die Beteiligung der evangel. Mission an der Erziehung zur Arbeit, welche wir dargelegt haben, ist mit den Zielen der Missionsthätigkeit gegeben und im Wesen des Christentums begründet. Die Aufgabe der Mission ist die sittliche Seite dieser Erziehung, die politische und technische Seite der Frage und die Beseitigung von Schwierigkeiten, welche sich ihrer Lösung nach dieser Seite hin entgegenstellen, muß sie den staatlichen Instanzen überlassen. Es ist wünschenswert, daß alle christlichen Kolonialbehörden von vornherein die Erziehung der ihrer Pflege befohlenen Eingebornen recht fest ins Auge fassen. Bei allen Gesetzerlassen sollte niemals der augenblickliche, scheinbare Nutzen, der aus ihnen erwächst, maßgebend sein, sondern es sollte der Nutzen oder der Schaden stets reiflich dabei erwogen werden, der für die künftige Entwicklung der Eingebornen von ihnen zu erwarten ist.

Dies schließt nun aber nicht aus, daß nicht auch die Mission unter besonderen Umständen, genötigt durch die Verhältnisse, der technischen Erziehung zur Arbeit mehr Beachtung schenkt und sich mit ihr eingehender beschäftigt, als es sonst ihre eigentliche Aufgabe verlangt.

Wo die Mission Leute seßhaft machen mußte, wo sie mit solchen zu thun hatte, welche keinen Ackerbau kannten, da hat sie Musterplätze errichtet, auf denen man die Eingebornen an Ackerbau gewöhnte. So sind in der Kapkolonie die sogenannten Institute entstanden. Gnadenthal, Wupperthal, Amalienstein sind bekannte Namen. Bekannt ist es auch, daß die Mission hier in der Erziehung der Eingebornen großartige Erfolge erzielt hat, so große, als der Natur des Landes nach überhaupt zu erzielen waren. Aber auch unter Völkern, welche Ackerbau kannten, wie unter den Sulu Natals und den Bassuto Transvaals, hat die Mission zuweilen Eingeborne auf ihrem eigenen Grund und Boden sammeln müssen, entweder weil sie für vertriebene Gemeinden Sorge zu tragen hatte, oder weil die Eingebornen in manchen Gegenden den Grundbesitz an die weißen Ansiedler verloren hatten. Edendale, Botschabelo, Waterberg, Bethanien im Freistaat und Bethanien in Transvaal, ja die meisten Hermannsburger Stationen in Transvaal sind auf solche Weise begründet worden. Auf diesen „Instituten" ist die Mission Grundherrin und hat als solche die Pflicht, wirtschaftliche Einrichtungen zu treffen, welche die Erziehung ihrer Pflegebefohlenen fördern. Die Leitung solcher Gemeinwesen fordert ungemein viel Fleiß, Treue, Geduld, Weisheit, aber auch viel praktische Einsicht. Die Missionare haben dem Volk gegenüber, da sie Vertreter der Grundherrschaft und Geistliche zugleich sein müssen, eine schwierige Stellung. Nationalfehler machen sich hier, wo das Leben der Christen Tag für Tag unter den Augen der Missionare verläuft, oft in unliebsamer Weise bemerkbar, manche Fehler, wie gerade Trägheit und Unreinlichkeit, kommen hier, wo man nach dieser Seite hin bald höhere Anforderungen stellt, als da, wo die Christen noch unter und mit Heiden zusammenleben, überhaupt erst recht an das Tageslicht; allein für die Erziehung des Volkes, zu welchem die Bevölkerung solches Platzes zählt, sind diese Einrichtungen von allergrößter Wichtigkeit, da hier die Bahnen gesucht und gefunden werden, in denen das Leben des Volkes, wenn es christlich wird, sich bewegen und weiter entwickeln kann.

Auf diesen Stationen wird der Ackerbau sehr bald vervollkommnet.[1]) Jene Frage wegen der Arbeitsteilung zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht wird entschieden, es kommt zu Versuchen einzelner, als Handwerker für ihre Landsleute zu arbeiten. Die Mission kommt diesem Bedürfnis entgegen durch Errichtung von Handwerkerschulen. In Südafrika wie Westafrika hat es sich herausgestellt, daß sich zunächst ein

[1]) In Botschabelo kam es in den siebziger Jahren vor, daß Eingeborne Dünger für die Äcker von einander kauften. D. Vf.

Bedürfnis nach Bauhandwerkern bemerklich macht. Die Schwarzen wollen bald geräumigere Häuser mit Thüren, Fenstern und Schornsteinen haben, wenn sie Christen geworden sind. Sonst ist der Betrieb von Tischlerei und Stellmacherei, des Schmiedehandwerks, der Gewehrmacherei meist erwünscht. Letzterer brachte freilich Livingstone in Konflikt mit den Transvaalburen.

Bei der Frage: ob und in welcher Weise solche Handwerkerschulen eingerichtet werden sollen, muß selbstverständlich das Interesse der Eingebornen maßgebend sein. Die Bedürfnisse der Missionsverwaltung kommen erst in zweiter, diejenigen weißer Ansiedler und Kaufleute erst in dritter Linie in Betracht. Erwähnt sei, daß bei Ausbildung von Handwerkern unter Naturvölkern leicht Überproduktion eintreten kann; man soll also nicht mehr Handwerker bilden, als nach Entwicklung der Verhältnisse mit Vorteil Beschäftigung finden können, damit nicht ein Proletariat von Leuten entstehe, welche als einfache Ackerbauer sich und die Ihrigen hätten besser ernähren können. Nach unserer eigenen Erfahrung kann an solchen Orten schon bei den Schulkindern die Erziehung zur Arbeit einen bescheidenen Anfang nehmen. Die Kinder, besonders die Knaben, werden von den Eltern außer der Schulzeit zu wenig nützlich beschäftigt. In Botschabelo sind die Schulkinder außerhalb der Schulzeit vielfach beim Heranschaffen von Material zu Bauten oder zu Hilfsleistungen bei Ausbesserung der Wege angestellt worden. Die Eltern sahen dies nicht ungern, da es mit gehöriger Rücksicht auf die Kräfte der Kinder geschah, und die Kinder lernten dabei manchen Handgriff, der ihrem Volke nicht eigentümlich war.

Trotzdem nun die ev. Mission auf mittelbare und unmittelbare Weise die Eingebornen zur Arbeit zu erziehen sucht, so sind doch meistens die Kolonisten, welche die Sache doch aus der Nähe beobachten können, mit den durch diese Erziehung erzielten Resultaten wenig zufrieden. Die Anschauungen der Kolonisten spiegeln sich aber gewöhnlich in den Berichten der Reisenden wieder und beeinflussen so auch die öffentliche Meinung in Europa. Abgesehen von solchen, welche wie die südafrikanischen Buren glauben, daß Gott die Schwarzen ausschließlich für den Dienst bei den Weißen geschaffen habe, die deshalb glauben, daß das Streben der Missionare die Eingebornen wirtschaftlich selbständig zu machen ein Angehen wider eine göttliche Ordnung sei, so sind die Kolonisten immer geneigt, den Wert oder den Unwert der Missionsarbeit allein danach abzuschätzen, ob ihnen durch dieselbe materieller Vorteil oder aber Nachteil erwächst. Der nackte, bedürfnislose Heide arbeitet bei Weißen meist unendlich viel seltener, wohl aber meist viel

billiger als der getaufte Farbige, deshalb kann man auch in englischen Kolonien das Wort hören: „A Kafir baptized is a Kafir spoiled“, welches einige Wahrheit hätte, wenn man es übersetzen wollte: „Wenn ein Schwarzer ein Christ wird, so arbeitet er nicht mehr so billig als früher.“ Der Grund für diesen nicht zu leugnenden Umstand liegt auch in der großen Nachfrage nach Arbeitern auf Missionsstationen und darin, daß die Stationsbewohner bald einsehen, daß sie durch die Arbeit auf dem eigenen Acker weiter kommen, als wenn sie Weißen dienen. Der Anschauung gegenüber, es sei selbstverständlich, daß die Mission Eingeborne zur Arbeit bei Weißen erziehen und alle Mittel billigen müsse, wodurch man sie zur Arbeit bei Weißen nötigen kann, ist es notwendig, daß wir uns über den Nutzen oder den Schaden, der für die ersteren aus solchem Dienen erwachsen kann, klar aussprechen.

Die Mission hat oft ein Interesse an dem Eingreifen europäischer Kolonisation, sie ist dankbar, wenn diese das Mittel wird Raubstaaten ein Ende zu bereiten, wenn sie den fortwährenden Fehden der heidnischen Stämme ein Ende macht und friedliche Zustände anbahnt, sie kann aber niemals ein Interesse daran haben, daß durch das Eingreifen der Kolonisation aus dem grundbesitzenden eingebornen Bauer ein Enterbter, ein besitzloser Proletarier wird, der sich seinen Lebensunterhalt nur noch als Knecht erwerben kann. Die von uns angestrebte Entwicklung auf dem Boden des eignen Volkstums wird durch solch gewaltsames Eingreifen der Kolonisation meist äußerst erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Bleibt aber das Volksleben soweit ungestört, daß eine solche Entwicklung ihren Fortgang haben kann, so ist Arbeit bei Weißen allerdings oft ein wichtiges Mittel sie zu beschleunigen und zu fördern. Besonders wichtig ist der Einfluß, den die Bekanntschaft mit Weißen und Arbeit bei Weißen auf rohe, richtige Heiden ausübt; bei ihnen wirkt er oft vorbereitend für die Annahme des Evangeliums. Der Aberglaube, welcher sich oft an Eigentümlichkeiten des eigenen Landes anschließt, wird durch den Aufenthalt in der Fremde erschüttert, der Gesichtskreis erweitert, Gedanken, welche im Leben, in der Organisation eines christlichen Volkes liegen, wirken unbemerkt auf die Vorstellung, das christliche Familienleben verfehlt nicht Eindruck zu machen und selbst positive Eindrücke von der Herrlichkeit des christlichen Glaubens können nicht ausbleiben, wo die Kolonisten noch nach christlicher Sitte leben, den Sonntag heiligen und Gottesdienste feiern. Weil die Bassuto Transvaals auf diese Weise vorbereitet waren, konnte hier die Mission gleich bei ihrer Anfangsarbeit Erfolge sehen, und wenn jetzt tausende von Eingebornen aus Gegenden des Innern, wo Fieberluft und

feindselige Häuptlinge den Missionaren bisher den Eingang versperrten nach den südafrikanischen Diamant- und Goldfeldern kommen, um dort monatelang oder jahrelang zu arbeiten, so wird dem Christentum dadurch in weiten Fernen leichterer Eingang geschafft.

Auch für die eingebornen Christen ist es in den meisten Fällen nützlich, wenn sie einmal oder öfter in ihrem Leben eine längere oder kürzere Lehrzeit bei einem weißen Ansiedler durchmachen. Sie lernen hier erst verstehen was ernstere schwere Arbeit ist, lernen begreifen, was der Weiße unter Dienst, Gehorsam, Treue, Gewissenhaftigkeit versteht, lernen diese Begriffe gleich praktisch anwenden und lernen die eignen Fehler und Schwachheiten kennen. Es erweitert sich der Kreis ihres Denkens und Wissens, sie eignen sich Fertigkeiten an, die sie auch später oft gut gebrauchen können und manche Gewohnheit civilisierteren Lebens wird ihnen zu einem Bedürfnis, welches sie auch in der Folgezeit zu befriedigen suchen.

Die christliche Mission aber hat das Interesse, daß dieses Arbeitnehmen nur in solcher Beschränkung Eingang bei ihren Pfleglingen findet, daß Gefahren für deren inneres und somit sittliches Leben dabei vermieden werden. Solche Gefahren sind aber häufig damit verbunden, sie drohen besonders jüngeren Leuten. Losgelöst von der Gemeinde, die ihn trug und beaufsichtigte, fern von dem Missionar, der sein Vater und Berater war, kommt der eingeborne Christ in der Fremde nicht nur mit schlechten Elementen der weißen Bevölkerung, sondern, was für ihn versuchungsreicher ist, mit schlechten, unordentlichen Elementen seines eigenen Volks in allzunahe Berührung, denn unter den farbigen Arbeitern, welche in Kolonialstädten sich zusammenfinden, ist ein eingebornes Vagabundentum meist reichlich vertreten. Es werden also die Missionare auch dieses Arbeitsuchen ihrer Leute zu überwachen haben. Mädchen und Frauen bleiben immer und überall am besten daheim, vor einzelnen Weißen wird man warnen müssen, denn es giebt solche, die einen entschieden schlechten Einfluß auf die Eingebornen ausüben, z. B., um etwas Bestimmtes zu nennen, dadurch, daß sie dieselben gegen die Missionare mißtrauisch machen und gegen Gesetze und Einrichtungen des Missionsplatzes aufreden. Immer aber wird den Christen der Dienst bei einzeln wohnenden, rechtschaffenen, frommen Kolonistenfamilien mehr zu empfehlen sein, als der Dienst in Städten, wo Versuchungen aller Art ihrer warten. Entfaltet sich durch Umstände besonderer Art, z. B. durch Entdeckung von Goldfeldern, an manchen Orten das europäische Leben besonders schnell, so sind besondere Maßregeln notwendig. In Transvaal hat man den Besuch der Diamantfelder auf manchen Stationen ganz verboten; gern gesehen und gefördert hat man ihn auf keiner.

Auch durch Ernennung von Aufsehern, und dadurch, daß man den Arbeitern aufgab, Zeugnisse eines Missionars auf den Feldern mit nach Haus zu bringen hat man versucht den Leuten, die sich dorthin begaben, die freilich meist zweifelhafteren Charakters waren, wenigstens einigen Halt zu geben.

In dem Verhältnis von Kolonisation und Mission, die sich früher oft feindlich gegenüber standen, ist in neuerer Zeit zum Heile der Naturvölker vielfach eine Wendung zum Besseren eingetreten. In vielen Ländern, in denen die Kolonialbehörden die Mission mit unfreundlichen Blicken ansahen, herrscht gegenwärtig ein gutes Verhältnis zwischen beiden Instanzen, deren Zusammengehen so unendlich wichtig ist. In Amerika, Süd-Afrika, Neuseeland, Indien, Australien erkennen die Regierungen rückhaltlos den guten Einfluß der Mission auf die Erziehung der Eingebornen an. Selbst die Kolonisten, besonders solche, welche schon seit längerer Zeit in jenen Ländern ansässig sind, sind jetzt mit der Mission ausgesöhnt, ja sind vielfach, z. B. im Kaplande, aus Missionsfeinden Freunde und Mitarbeiter der Mission geworden. Nur da, wo die Eingebornenfrage eine schwierige politische oder sociale Frage ist, dauert mit dem Groll gegen die Eingebornen auch der Groll gegen deren Beschützer und Fürsprecher, die Missionare, fort, oder es spricht aus der der Mission entgegengebrachten Geringschätzung und dem Haß gegen sie die Gesinnung, welche man gegen lebendiges thatkräftiges Christentum überhaupt überall in der Welt einnimmt.

Von solchen, welche mit der erzieherischen Arbeit der ev. Mission unzufrieden sind, freilich soweit mir bekannt ist, weniger von Kolonisten als von Reisenden, ist nun neuerdings der ev. Mission wiederholt der Rat gegeben worden, sie solle sich die Weise der Römischen Mission aneignen, welche mit Erfolg die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit zu ihrem Hauptaugenmerk gemacht habe. Die Römische Mission hat dies in dem Bewußtsein gethan, daß sie das Heidentum nicht durch die Macht des Geistes zu überwinden vermag, sondern durch äußere Mittel, durch Gewöhnung und Abrichtung, sonst könnte man es nicht verstehen, weshalb sie die Erziehung zur Arbeit nicht in der Weise wie die ev. Mission, auf Grund einer die Masse eines Heidenvolkes ins Auge fassenden missionierenden Thätigkeit versucht, sondern in übereinstimmender Weise an kleinen Häuflein von Eingebornen, welche dem Leben ihres Volkes entnommen und entfremdet werden. Deshalb sind solche römische Stationen, wohin man durch allerlei Mittel Leute lockt, die man dann an die Station zu ketten sucht, oder die man durch gekaufte Kinder bevölkert, auch etwas ganz anderes als jene von der ev. Mission eingerichteten Institute, welche dem Bedürfnis des Volks entgegenkommen und dem Volk dienen. Hier herrscht

das Princip der Freiwilligkeit, auf den röm. Plätzen das der Gebundenheit. In den Berichten neuerer Reisenden von der Ostküste Afrikas wird lobend hervorgehoben, daß die Patres das Bekehrungswerk an erwachsenen Negern gar nicht versuchten und seitens der Patres ist dem auch nicht widersprochen worden. Hier erziehen diese Herren Kinder, welche sie aufgekauft haben, oder die ihnen von ihren Eltern übergeben wurden und unterrichten sie in Ackerbau und Handwerk, am Gabun haben sie ähnliche Institute errichtet, ebenso auf Isle de Bourbon und in andern Ländern, wo Naturvölker wohnen oder zu erreichen sind.

Wir glauben sehr gern, daß es den röm. Missionaren bei dieser Praxis verhältnismäßig leicht werden mag, eine Station, wie z. B. Bagamoyo, zu einer recht lieblich anzusehenden Oase europäischen Lebens zu machen, wundern uns auch keineswegs, wenn auf solchen Stationen trefflich gepflegte, ausgedehnte Pflanzungen sich finden (in Bagamoyo stehen 40 000 Kokosbäume), wenn die Gehöfte der Eingebornen sauber und reinlich sind, wenn Geflügel- und Rindviehzucht trefflich gedeiht. Wir sehen darin einen ganz natürlichen Erfolg natürlicher Mittel, die man mit Klugheit und Geschick angewendet hat. Jede Pflanzung, welche über hundert oder hunderte von Sklaven oder Hörige gebietet, wird einen ähnlichen Anblick bieten, auch wenn Herren und Aufseher derselben keine katholischen Priester sind, sondern ihre Unterthanen nur mit Verstand erziehen und zur Arbeit anstellen. Wir glauben auch gern, daß die französische Art der Erziehung, welche man den Eingebornen zuteil werden läßt, ihnen äußeren Anstand und Schliff giebt, glauben auch, daß die Familien, welche durch Heirat solcher auf den Stationen erzogenen, „zur Mission bekehrten" Schwarzen, wie es in den Berichten der Reisenden heißt, begründet werden, bei der Anlegung neuer Missionsstationen dieser Art den Missionaren sehr behilflich sein können; allein das ist doch nicht die Mission, die unser Herr befohlen hat und welche die Apostel getrieben haben. Es wird diese Art die Eingebornen zu erziehen auch mittelbar nur in ganz geringem Maße dem eigentlichen Ziele der Mission zu gute kommen, denn Leute, welche man von klein auf ihrem Volksleben entfremdet, werden später nicht eben viel Einfluß auf dieses Volksleben gewinnen. Bis jetzt hat es unseres Wissens der römischen Mission auch nie gelingen wollen, einen wirklich christianisierenden Einfluß auf das Ganze eines Naturvolkes auszuüben. Man hat mit Bewunderung auf den im vorigen Jahrhundert von Jesuiten gegründeten und geleiteten Priesterstaat Paraguay hingewiesen, der allerdings ein Meisterstück dieser Art von dressierender Missionsarbeit war. Auf zweiunddreißig Missionsinstituten,

dort Reduktionen genannt, lebten 120 000 Indianer, zu einem römisch-socialen Staat verbunden, in welchem, wie Warneck sagt, blinder Gehorsam als die höchste Tugend, strikte Beobachtung der Ceremonien als höchste Frömmigkeit, naiver Legendenglaube als rechter christlicher Glaube galt. Als aber ein Platzregen kam, fiel das künstliche Haus, denn es war auf den Sand gebaut. Man hatte unselbständige Puppen abgerichtet, aber keine Menschen erzogen, die auf eignen Füßen standen. Auch in Afrika hat die röm. Kirche bisher ohne eigentliche Erfolge gearbeitet. Im Osten und Westen liegen ihre alten Stationen in Trümmern; die Neger sind dort nicht erzogen worden. Diese künstlichen Schöpfungen hielten niemals einem Sturme Stand. Reisende, welche nicht tief blicken, welche kein Verständnis für die umwandelnde Macht des ev.-christlichen Glaubens haben, mögen durch den äußeren Schein, den solch röm. Miss.-Station um sich verbreitet, sich blenden lassen, sie sollen aber der ev. Mission nicht Erfolglosigkeit ihrer Arbeit vorwerfen, weil sie, besonders wenn sie die Arbeit unter einem Volke erst beginnt, nicht ebensolche äußere Schaustücke producieren kann. Auf ganze Völkerschaften in der Südsee, in West- und Südafrika hat die evangelische Mission einen christianisierenden und civilisierenden Einfluß gewonnen. Sie hat in schwerer Zeit unbeirrt durch den Hohn einer gottentfremdeten Welt ihre Arbeit im Glauben angefangen, ohne sich von ihrem Wege abdrängen zu lassen. Weder durch Spott noch durch gutgemeinte Ratschläge, jetzt, wo die Erfolge ihrer Arbeit von Jahr zu Jahr immer sichtbarer zu Tage treten, wo die reichen bisher gemachten Erfahrungen es ihr ermöglichen immer sicherer vorwärts zu schreiten, wird die evangelische Mission sich auf Abwege und fremde Bahnen führen lassen. Sie trägt die Schmach des Kreuzes gern und willig und schämt sich des Evangeliums von Christo nicht, denn sie erkennt in ihm die Gotteskraft selig zu machen alle, die daran glauben, die Gotteskraft, welche auch die Naturvölker aus den Banden angeerbter Schwächen, Fehler und Laster und den aus diesen folgenden socialen Übeln befreien kann. Auch in bezug auf die Frage, welches Interesse und welchen Anteil die Mission an der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit hat, beherzigen wir die Mahnung:

„Prüfe recht, prüfe recht,
Zion prüfe recht den Geist,
Der dir ruft zu beiden Seiten,
Thue nicht, was er dich heißt,
Laß nur deinen Stern dich leiten,
Zion, beides das, was krumm und schlecht,
Prüfe recht!“

2. Bemerkungen des Missionsinspektor Öhler in Basel in der Diskussion über das obige Referat.

Über den ersten Teil der Frage, das Interesse der Mission an Erziehung der Naturvölker zur Arbeit mich eingehender auszusprechen, habe ich nach dem Referat des Herrn Superintendenten Merensky keinen Anlaß. Denkt man bei „Erziehung zur Arbeit“ an Plantagenarbeit im Dienst der Weißen, so hat die Mission kein unmittelbares Interesse an solcher Erziehung; solche Erziehung soll ja nur im Interesse der Europäer geschehen, damit die Reichen noch reicher werden; mittelbar ist die Mission insofern dabei interessiert als es ihre Pflicht ist, das Ihrige zu thun, um Schädigung der Eingebornen durch die Weißen fern zu halten. Denkt man aber bei der Erziehung zur Arbeit an Arbeit überhaupt, so ist das hohe Interesse, das die Mission an dieser Aufgabe hat, jedem klar, der weiß, welch bedeutender sittlicher Faktor die Arbeit ist.

Auch bezüglich des zweiten Teils der Frage, welchen Anteil die Mission an der Erziehung der Naturvölker zur Arbeit hat, habe ich keinen Anlaß, dem Referenten in irgend einem Punkte zu widersprechen. Doch mag das, was ich über die Frage sagen kann, zur Bestätigung und Ergänzung des Vorgetragenen dienen. Ich habe über unsern Gegenstand sieben Baseler Missionaren an der Goldküste und zwei aus dem Baseler Missionshause hervorgegangenen und hernach im Dienst der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft in dem Gebiet von Lagos thätigen Missionaren eine Reihe von Fragen vorgelegt, und was ich im folgenden sagen werde, ruht auf den mir von diesen neun Missionaren, die zum Teil viele Jahre lang in der Arbeit standen, zugekommenen Antworten.

Ist der Neger faul? Man kann Gründe für Bejahung, man kann auch Gründe für Verneinung dieser Frage beibringen. Um richtig zu urteilen, muß man zuvor fragen, wie es denn mit den Beweggründen zur Arbeit beim Neger steht, ob er dieselben Antriebe dazu hat, wie die Leute bei uns. Es giebt bei uns viele reiche Leute, die nicht viel arbeiten, weil sie reich sind. Reiche Leute glauben die Arbeit nicht nötig zu haben. Die Neger, kann man sagen, sind reiche Leute; denn wenn sie auch oft von dem, was in Europa reich macht, sehr wenig haben, so haben sie doch eine reiche Natur, die ihnen bei wenig Arbeit in üppiger Fülle das liefert, wessen sie bedürfen und mehr als das. Insofern sind die Neger reiche Leute, als sie, was sie bedürfen, im Überfluß haben, oder sich leicht im Überfluß verschaffen können. Als ein Missionar eine Anzahl Neger fragte: Wollet ihr den Sonntag feiern? da waren sie bereit dazu, als aber der dabei stehende Katechist sagte: Wollt ihr auch die sechs andern

Tage arbeiten? da hieß es: Was sollen wir denn in der nächsten Woche thun, wenn wir in dieser sechs Tage gearbeitet haben? Ich weiß nicht, ob bei uns allzuviele Leute Tag für Tag arbeiten würden, wenn sie bei der Hälfte von Arbeit alles hätten, dessen sie bedürfen.

Für uns ist es sodann ein selbstverständlicher Gedanke, daß der Mann arbeitet für Weib und Kind. Der Neger sieht das nicht so an. Er hat sich ein Weib nicht dazu gekauft, um nun auch noch für sie zu arbeiten; vielmehr ist sie für ihn da und soll für ihn arbeiten, und je mehr er Weiber hat, desto mehr Arbeitskräfte, also desto weniger Antrieb selbst zu arbeiten. Aber sollte er nicht für die Kinder arbeiten, denen etwas zum Erbe zu hinterlassen? Allein abgesehen von andern, schon in dem bisherigen enthaltenen und in dem folgenden noch zu erwähnenden Gründen ist diese Rücksicht auf die Kinder auf der Goldküste wenigstens durch das dort (wie auch bei andern heidnischen Völkern, z. B. in Malabar in Ostindien) herrschende Neffenerbrecht ausgeschlossen.

So fehlen also dem Neger gerade diejenigen Beweggründe zur Arbeit, welche bei uns für die Mehrzahl die stärksten sind. Die verhältnismäßige Bedürfnislosigkeit inmitten einer die vorhandenen Bedürfnisse überreichlich befriedigenden Natur und die Familienlosigkeit des Negers bringt es mit sich, daß er sich viel weniger zur Arbeit getrieben fühlt als der Kulturmensch.

Es ist schon auf die Vielweiberei hingewiesen worden, als auf eine Sitte, welche für den freien Neger die Arbeit leicht überflüssig macht. Dieselbe Wirkung hat die Sklaverei. Warum soll der freie Neger arbeiten, wenn es die Sklaven für ihn besorgen können? Die Sklaverei dient auch dazu die Arbeit in den Augen des Freien zu entwürdigen. Vielweiberei und Sklaverei begünstigt die Meinung, daß die Arbeit Sache der Weiber und Sklaven und des freien Mannes unwürdig sei. Dazu kommen noch als weitere Hemmnisse für die Entwicklung der Arbeitslust die unsicheren politischen Zustände, unter denen viele Negerstämme leiden. Wenn man der Früchte seiner Arbeit nicht froh werden kann, arbeitet man auch nicht gern. Oft genug hat der Neger Grund zur Furcht, was er baut, werde andern, den äußeren Feinden oder auch der Habsucht der Fetischpriester und Zauberer zur Beute. Durch die Unsicherheit der Zustände und den Terrorismus der Fetischleute ist es in Bimbia im deutschen Kamerungebiet in früheren Zeiten dahin gekommen, daß „einem der Hunger aus allen Ecken entgegenstarrte“, da giebt es denn auch notleidende Neger, denen aber doch der Trieb zu freudiger Arbeit abgeht.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß mit Beseitigung der Viel-

weiberei und der Sklaverei und mit Schaffung geordneter Zustände nach außen und innen mächtige Hindernisse für Entwicklung der Arbeitslust bei den Negern wegfallen. Wo die Bedingungen für die Arbeit günstiger sind, da arbeitet der Neger auch und zwar mitunter fleißig. Im Jorubaland, wo es große Negerstädte mit Zehntausenden von Einwohnern giebt, beweist schon diese Thatsache, daß die Leute dort arbeiten. Woher käme sonst die Nahrung für die Zehntausende, die beisammen wohnen? So hat z. B. dort einmal ein Missionar, als er sich frühe am Stadtthor aufgestellt hatte, über tausend Männer, die in der Morgenfrühe zur Arbeit auszogen, gezählt. Dort kann man stundenlang durch wohlgepflegte mit Cactushecken eingefaßte Pflanzungen reisen. Dort haben sich allerlei Gewerbe entwickelt und alles das ohne europäische Hilfe. Zum Beweis, daß der Neger auch zu arbeiten versteht, darf ich auch auf die Palmenpflanzungen im Korbolande auf der Goldküste verweisen und auf die kunstvollen Goldwaren, welche die Neger auf der Goldküste mit ihren dürftigen Werkzeugen herzustellen im stande sind. Es fehlt auch nicht an Zeugnissen für große Ausdauer, welcher der Neger bei der Arbeit fähig ist. Es giebt Beispiele von außerordentlichen Leistungen im Tragen von Lasten, aber allerdings nach solchen Leistungen beansprucht der Arbeiter auch seine Ruhe und seinen Genuß.

Es ist ungerecht, wenn man die Arbeitstüchtigkeit und Arbeitswilligkeit des Negers nur nach seinen Leistungen im Dienst der Weißen beurteilt. Wenn die Neger im Dienst der Europäer arbeiten, da heißt es wohl oft sehr bald: „Meister ich sterbe". Aber es kann vorkommen, daß ein Neger, der sich bei der Arbeit im Dienst des Europäers angestellt hat, wie wenn ihm alle Knochen zerbrochen wären, hernach, wenn die Arbeitszeit zu Ende war, zu Haus seine Hacke holt und noch rüstig auf seinem Grundstück arbeitet. Und zu dieser Saumseligkeit im Dienst der Weißen hat der Neger seine guten Gründe. Sind nicht die Europäer reich und er arm? Ist doch dem Neger Europa der Inbegriff aller Herrlichkeit. Auch die Mission ist in seinen Augen sehr reich. Demnach ist der Europäer nach der Anschauung des Negers nicht dazu da, daß er durch die Arbeit des Negers noch reicher werde, sondern vielmehr dazu, daß er dem Neger möglichst viel von seinem Reichtum zukommen lasse und zwar je billiger desto besser. Ein Pflichtbewußtsein gegenüber dem Weißen, dessen Lohn er nimmt, geht dem Neger meist ab. Auch die Erfahrungen, welche wir in der Mission mit eingebornen Gehilfen machen, zeigen, daß das Pflichtbewußtsein noch wenig ent-

wickelt ist. Es scheint, daß es dazu einer längeren sittlichen Erziehung eines Volkes bedarf, bis sich das Pflichtbewußtsein bildet, das ein Antrieb zu treuer Arbeit wird, auch wo beständige Aufsicht fehlt.

Für denjenigen nun, welcher die Gründe der angeblichen — aber, wie gezeigt worden, oft in Wirklichkeit nicht so großen — Faulheit der Neger erkennt, ist es nicht schwer einzusehen, auf welche Weise die Neger zur Arbeit, oder sagen wir lieber zur Arbeitsamkeit erzogen werden können. Manche glauben, man müsse sie mit Gewalt, „mit einem gewissen Zwang", dazu bringen. Weil nämlich die Sklaven, von denen man gehört hat, Neger zu sein pflegen, so verwandelt sich für manchen die Vorstellung: „die Sklaven sind Neger" unwillkürlich in die andere: „die Neger sind Sklaven." Man hält sie für ein sklavisches Volk und verkennt sie damit recht gründlich. Ich habe auf die Frage, ob sich der Neger zur Arbeit zwingen lasse, von meinen Gewährsmännern die übereinstimmende Antwort erhalten, er lasse sich nicht zwingen, er hungere lieber, als daß er sich zur Arbeit zwingen lasse. Also mit der Anwendung des Zwanges in dem Heimatland der Neger wird man nicht weit kommen. Er ist aber auch überflüssig, da dem Neger auf andere Weise der Antrieb zur Arbeitsamkeit gegeben und die dieselbe niederhaltenden Ursachen beseitigt werden können. Es liegt im Wesen und in den Konsequenzen der Missionsarbeit, daß sie dies leistet und die Erfahrung zeigt, daß sie es auch thatsächlich geleistet hat und noch leistet; denn die Mission beseitigt Vielweiberei und Sklaverei, die sie in den Christengemeinden nicht duldet und von deren Aufgeben sie die Gewährung der Taufe abhängig macht. Sie schafft ein geordnetes Familienleben, in dem der Mann das Weib lieben und die Kinder als ihm anbefohlen ansehen lernt. Die Mission bricht die Schreckensherrschaft der Fetischmänner und schafft oft auch zwischen den einzelnen Stämmen friedlichere Verhältnisse. Nachdrücklicher freilich vermag letzteres eine geordnete Kolonialregierung, soweit sich der Bereich ihrer Macht erstreckt, zu thun.

Die Mission giebt aber auch schon durch ihr bloßes Dasein und sich Festsetzen in einem Lande eine Menge von Anregung, Anleitung und Aufforderung zur Arbeit. Die Missionare bauen Häuser, geeignet für Europäer; sie statten dieselben aus mit europäischen Geräten; sie bringen überhaupt die mannigfaltigsten Erzeugnisse der Kultur mit sich. Das alles regt neue Wünsche und Bedürfnisse an; so weit es sich um Dinge handelt, die auch an Ort und Stelle hergestellt werden können, wird der Nachahmungstrieb geweckt. Nun ist allerdings ein Missionshaus für Europäer zu wenig

den Verhältnissen der Neger entsprechend, als daß sie daran denken könnten, ihre Wohnungen nach solchen Vorbildern zu verbessern. Dagegen bieten ihnen die im Landesstil gebauten Katechistenhäuser, die Schulhäuser und Kapellen Vorbilder von Gebäuden, die ihren Verhältnissen angemessen, doch um vieles vollkommener und besser sind als die Häuser, die sie bisher zu bauen verstanden. Solche Vorbilder nachzuahmen, können sie unternehmen und thun es auch. Vor einigen Jahrzehnten hat man in den Dörfern der Goldküste noch kein Haus mit ordentlicher Thür und Fensterladen gesehen. Heute sieht man eine Menge solcher besseren Häuser. Die Anregung dazu ist durch das Beispiel der Missionsbauten gegeben worden. Und nicht nur die Anregung dazu haben die Neger von der Mission bekommen, sondern auch die Fähigkeit. Die Missionare können kaum anders als die Eingebornen beim Bau von Missionshäusern die Handhabung europäischer Werkzeuge zu lehren. An den Missionsbauten lernen die Eingebornen Tischler- und Zimmermannsarbeit und andere Handwerke.

Die Baseler Mission hat allerdings sich nicht darauf beschränkt, den Negern nur bei Gelegenheit gewisse Fertigkeiten beizubringen, sondern sie hat die Heranbildung von Handwerkern auf der Goldküste systematisch betrieben und zu dem Zweck in Christiansborg eine Schreinerei und Schlosserei errichtet, welche schon viele brauchbare Handwerker gebildet hat. Ich vermag nicht zu sagen, was auf der Goldküste den größeren Anteil hat an den Errungenschaften auf dem Gebiet der Erziehung zur Arbeit, ob der zuerst geschilderte durch das bloße Dasein der Mission und ihre geistige Wirksamkeit hervorgerufene sittliche und zur Arbeit anregende Einfluß der Mission, oder die unmittelbar auf Heranbildung von Handwerkern gerichteten Bestrebungen. Ich bin geneigt, den ersteren Einfluß noch für nachhaltiger und wirksamer zu achten als die letzteren. Aber wie dem auch sein mag, Thatsache ist, daß durch die gesamte Thätigkeit der Baseler Mission auch in Beziehung auf Arbeitstüchtigkeit und Arbeitsleistungen der Neger Veränderungen und Fortschritte erzielt worden sind, welche auch an ihrem Teil dazu beigetragen haben, daß die Neger im Blick auf Einst und Jetzt sagen: „Die Welt hat sich verändert."

3. Bemerkungen des Missionsinspektor Kratzenstein in Berlin.

Den Grundsätzen sowohl wie den Ausführungen, welche Missions-Superintendent Merensky soeben dargelegt hat, stimme ich vollständig bei. Und das ist nicht bloß meine Privat-Ansicht, sondern die Handlungsweise unserer gesamten Berliner Mission geht seit Jahrzehnten in den vorgezeichneten Bahnen. Es bleibt also nur noch übrig, und wäre vielleicht

nicht unwillkommen, aus den Gebieten unserer Mission einige illustrierende Beispiele in kurzen Zügen vorzulegen.

Es war die Rede von den verschiedenen Arten und Orten, wie und wo die Mission an den Heiden wirksam ist. Da giebt es zunächst Missionswirksamkeit auf Instituten, d. h. auf solchen Plätzen, wo die Missions-Gesellschaft Grundherrin ist. Ein solches Institut ist z. B. in der Kapkolonie Amalienstein. Unser Miss.-Superintendent Schmidt daselbst spricht darüber das Urteil aus, daß — wenigstens für die Kapkolonie — die Zeit der Institute vorüber sei. Und in der That: die Leute von Amalienstein können unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu einem nennenswerten Wohlstand nicht kommen. Das Gebiet der Station ist zu beschränkt und die Kronländereien, welche früherhin dasselbe umgaben und den Stationsleuten freie Weide gewährten, sind mehr und mehr an Privat-Eigentümer verkauft worden. Es ist zu bewundern und sehr anzuerkennen, wie viel die Leute von Amalienstein sowohl an Abgaben für ihre kleinen Ländereien aufbringen, wie auch an freiwilligen Gaben in die Missionskasse einlegen. Es ist das ein stattlicher Beweis für die zu Fleiß und Arbeitsamkeit erziehende Thätigkeit der Mission.

Bethanien im Oranje-Freistaat hat einen viel ausgedehnteren Landbesitz. Derselbe ist in größeren und kleineren Stücken an die Eingebornen verpachtet. Unter Anleitung der Missionare sind die so nötigen, das Regenwasser aufsammelnden Dämme angelegt und ist eine verständige Art der Bewirtschaftung eingeführt worden. Desgleichen wird viel Schafzucht betrieben; schade nur, daß die Wolle, namentlich durch australische Konkurrenz, seit einigen Jahren so sehr im Preise gesunken ist. Über die einzelnen kleineren Ansiedlungen im Bethanischen Gebiet, Werften genannt, sind Werftmeister gesetzt, welche nach dem Rechten zu sehen und die täglichen Andachten zu leiten haben.

Botschabelo im Transvaal, hat sich nach und nach so gehoben, daß die Eingeborenen, zum Teil für ihr eigenes Geld, noch auswärts Plätze angekauft haben, welche sie zu Acker- und Gartenbau wie auch zu Viehzucht benutzen. Es sind dort im ganzen gedeihliche Zustände.

Eine zweite Art Mission ist die sogenannte Dorf-Mission, d. h. diejenige Mission, welche an den Eingeborenen betrieben wird, die sich in und bei den Dörfern und Städten der weißen Ansiedler niedergelassen haben. Die Eingeborenen wohnen dort meist, wo ihrer weniger sind, in besondern Straßen, wo ihrer mehr sind, in Niederlassungen außerhalb der Dörfer und Städte. Sie sind fast durchgängig die Arbeitsleute der Weißen und werden als solche streng zur Arbeit gewöhnt. Dennoch hat auch die

Mission noch genügend zu thun, damit auf ihren Ansiedlungen rechte Ordnung und Sauberkeit herrsche. Und da giebt es gar manche hoch erfreuliche Erfahrung. So ist z. B. Edendale unsern Pretoria wirklich ein kleines Eden. Inmitten netter Häuser, welche von wohlgepflegten Äckern, Wiesen und Gärten umgeben sind, erhebt sich seit kurzem ein allerliebstes Kirchlein, welches die Eingebornen fast ganz auf eigene Kosten, unter Beihilfe der Muttergemeinde bei Pretoria und etlicher Wohlthäter aus den Weißen, mit Freude und Eifer erbaut haben.

Endlich giebt es noch die Kraal-Mission, d. h. diejenige Mission, welche mitten unter heidnischen Stämmen betrieben wird, mit Erlaubnis des Häuptlings, der meist nur so viel Land dem Missionar zur Erbauung der nötigen Gebäude und zu Garten und Feld abgetreten hat, als unumgänglich notwendig ist. In Natal steht die Sache in diesem Fall so, daß die englische Regierung der Mission ein bestimmtes Stück Land als Eigentum zuerkannt hat. In Nord-Transvaal ist unsere Missions-Gesellschaft auf mehreren Plätzen Grund-Eigentümerin, darf dies aber auf etlichen derselben in keiner Weise geltend machen, ja es nicht einmal aussprechen, wo die Macht der Häuptlinge noch zu groß ist und zu eifersüchtig gewahrt wird, während die Macht der Regierung kaum ins Gewicht fällt. Dort ist schon viel erreicht und wird immer mehr erreicht durch die Beihilfe, welche die Eingebornen zunächst bei Errichtung der Station und später bei dem Ausbau derselben sowie bei dem Bau von Schulen und Kirchen zu leisten haben. Mehr und mehr bekommen die Leute Lust zu europäischen Wohnhäusern, oder dazu, ihre volkstümlichen Wohnstätten nach europäischen Begriffen umzugestalten und sauber zu halten.

Und wie es mit den Wohnungen der Eingebornen steht, so steht es auch in betreff ihrer Kleidung und ganzen Lebensweise, daß die Mission auch hier allenthalben einen neubildenden Einfluß zum Segen ausübt.

---

4. Nachwort des Herausgebers.

Zunächst eine Vorbemerkung bezüglich der Gründe, welche uns bei Aufstellung dieses Thema geleitet. Für die praktische Kolonialpolitik, welche jetzt auch Deutschland treibt, ist die Arbeitserziehungsfrage geradezu eine Lebensfrage, denn ohne die Arbeit der Eingebornen sind unsre Kolonien uns wenig wert. Daher steht diese Frage bei uns jetzt auch als die Hauptfrage auf der Tagesordnung der kolonialpolitischen Diskussion. Bekanntlich hat man eine Preisfrage aus ihr gemacht und die Schrift unsres Referenten: „Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit?" (vergl. Allg. M. Z. 1886, 525) hat den Preis davon ge-

tragen.[1]) Da nun die Mission an dieser Tagesfrage der Kolonialpolitik nicht nur ein großes selbständiges Interesse hat, sondern man ihre Mitwirkung zur Lösung derselben seitens der Kolonisatoren auch ausdrücklich begehrt, so ist es geradezu geboten, daß sie öffentlich Stellung zu ihr nimmt. Und das um so mehr als aus kolonialeifrigen Kreisen, denen fast jede Kenntnis der Mission und jedes Verständnis für ihr Wesen und ihre Aufgabe fehlt, Anforderungen an dieselbe bis zu der Zumutung gestellt worden sind: die Arbeitserziehung der Naturvölker geradezu an die Stelle der Bekehrung treten zu lassen, ihnen „das Evangelium der Arbeit" statt des Evangelii von der Erlösung in Christo zu bringen.[2])

Ohne Zweifel ist die Erziehung der Naturvölker zur Arbeit eine Aufgabe, welche Kolonialpolitik und Mission gemeinschaftlich zu lösen haben, aber — jede auf ihre Weise. Die beiden Wahlsprüche vertragen sich wohl: ›viribus unitis und suum cuique. Die evangelische Mission verlangt von der Kolonialpolitik nicht, daß sie es zu ihrer Aufgabe mache: die Völker zu bekehren; so soll auch die Kolonialpolitik von der evangelischen Mission nicht verlangen, daß sie es zu ihrer Aufgabe mache: die Völker arbeiten zu lehren. Schiedliche Klärung der gegenseitigen Aufgabe giebt friedliche Stellung zu einander. Und löst jeder die Aufgabe, die ihm gestellt ist und dient mit der Gabe, die er empfangen hat, so ergänzen und vereinigen sich die Kräfte zur Lösung komplizierter Probleme. Um unsrerseits der Förderung und Verbreitung solcher Erkenntnis zu dienen, haben wir die vorstehende Frage zum Hauptthema der Verhandlungen auf der diesjährigen Versammlung der sächsischen Prov.-Missionskonferenz gemacht.

Nun zur Sache. Unser Thema zerfällt in zwei Fragen: I. Welches Interesse hat die Mission an der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit? Antwort: 1. ein wesentlich anderes als die Kolonialpolitik. Die letztere betreibt die Arbeitserziehungsfrage nur im eignen Interesse; sie will die Eingebornen zu ihren Arbeitern machen, um durch sie einen möglichst einträglichen Plantagenbau zu treiben. Im Grunde giebt es für die Kolonisten nur eine Arbeiterfrage, d. h. die Frage: wie bringen wir die Eingebornen am besten und billigsten dazu, daß sie bei uns in

[1]) Wie es scheint, findet sie aber und zwar selbst seitens der Preiserteiler die Beachtung und Nachachtung nicht, die sie verdient. — Unsre Hallischen Verhandlungen sollten eine Ergänzung dieser Schrift sein; absichtlich wurde ihrem Verfasser das Hauptreferat übertragen.

[2]) Vergl. A. M.-Z. 1885, 146 ff.

Dienst treten? Die Mission dagegen behandelt unsre Frage von einem uneigennützigen und wirklich pädagogischen Standpunkte aus um der Eingebornen willen. Sie ist keineswegs grundsätzlich dagegen, daß Eingeborne auch bei weißen Kolonisten in Arbeit treten; aber sie kann keine innerhalb des Rahmens ihrer Aufgabe liegende Pflicht darin erkennen: den weißen Kolonisten Knechte zu liefern. Sie anerkennt wohl das Gebot als ein göttliches: du sollst arbeiten, bestreitet aber, daß die egoistische Interpretation desselben: du sollst für die weißen Kolonisten arbeiten — mit dem Gebote selbst identisch sei. Ihr Hauptinteresse ist daher, daß die Eingebornen arbeiten um ihrer selbst willen, daß auch sie selbst den Hauptgewinn von ihrer Arbeit haben und zwar in sittlicher wie materieller Beziehung.

Die Mission nimmt eine mütterliche Stellung zu den Eingebornen ein; sie ist die natürliche Schützerin derselben, daher auch eine Wächterin bezüglich der Ungerechtigkeiten, welche ihnen etwa von den überlegenen Weißen drohen. Gerade bezüglich der Arbeitsfrage weiß die Mission aus einer langen Erfahrung in Amerika, Afrika und der Südsee, daß die weißen Kolonisten den Eingebornen wohl himmelschreiendes Unrecht zugefügt aber trotz aller Gewaltanwendung sie nicht zur Arbeit erzogen haben. So haben wir auch in Deutschland während unsrer kurzen Kolonialära seitens der Kolonialinteressenten bereits sehr verdächtige Arbeitserziehungsmethoden auftauchen sehen. Die erste Parole war eine ganz direkte Empfehlung der Sklaverei; entweder, so hieß es, praktische Kolonialpolitik und dann Sklaverei oder keine Sklaverei und dann auch keine praktische Kolonialpolitik. Als man mit dieser bequemsten und in doppelter Beziehung billigsten Arbeitserziehungsmethode schon aus Rücksicht auf die Verträge und selbst das Strafgesetz zurückziehen mußte, lautete die zweite Losung: Ankauf von Sklaven, die natürlich auf dem deutschen Gebiete freigegeben und nur als Hörige behandelt werden sollten. Und als auch dieser Sklavenkauf sich als gesetzlich unausführbar erwies, glaubte man den Stein der Weisen gefunden zu haben, indem man mit desto größerer Erfolgssicherheit das Thema: Hörigkeit nach allen Seiten hin variierte, auch die Zwangsarbeit nach Art des früheren niederländischen van dem Bosch'schen Systems als die Lösung des Problems zuversichtlich empfahl. Allmählich ließ dann auch der Eifer etwas nach, mit welchem dieses holländische Arbeitssystem protegiert wurde, als man die Schwächen desselben und die von den javanischen Verhältnissen ganz verschiedenen ost- und auch westafrikanischen genauer kennen lernte. So steht denn heut auf dem kolonial-politischen Programm neben der Hörig-

keit nur noch die allgemeine Andeutung der Anwendung eines „gewissen Zwanges" und „männlicher Strenge" mit unbedingtem Ausschluß des „angelsächsischen Kolonialsystems, welches brutale Wilde wie Brüder aus dem Paradiese behandelt."[1])

Es ist klar, daß die Mission gegen alle diese mehr oder weniger gewaltthätigen Zwangsprojekte nicht gleichgiltig sein kann, nicht bloß darum nicht, weil dieselben zu einer wirklichen Arbeitserziehung der Eingebornen ganz verkehrte Wege einschlagen, sondern Unrechtsakte sind und dem kolonialen Egoismus, der schnell viel gewinnen will und dem ein wirklicher Erziehungsprozeß viel zu langsam geht, Thür und Thor zur Bedrückung und Ausbeutung der Farbigen aufthun. Wie die Mission sich als eine Schutzmacht der Eingebornen zu erweisen die Pflicht hat, so soll sie auch für die weißen Kolonisatoren als eine Gewissensmacht dastehen, welche nicht müde wird, sie zu ermahnen: Gerechtigkeit gegen die Farbigen zu üben und ihnen wirkliche Pädagogen zu sein. Und dies auch auf die Gefahr hin, daß sie dadurch mit den selbstsüchtigen Interessen der Kolonisten in Konflikt gerät.

Ebenso hat die Mission ein sehr wesentliches Interesse an der Ausführung des teilweise ja ganz richtigen wirtschaftlichen Grundsatzes: die Naturvölker durch Gewöhnung an Genüsse und Bedürfnisse zu vermehrter Arbeit zu nötigen. Sie muß nämlich fragen: welcher Art diese Genüsse und Bedürfnisse sind? Versteht man unter den Genüssen wesentlich den Branntwein, so muß sich die Mission der Einführung dieses Genußmittels (?) mit allen Kräften widersetzen, sollte sie darüber auch die Gunst des Großhandels verlieren. Sie muß es thun, nicht bloß weil der Branntwein ebensowenig wie in Deutschland unter den Naturvölkern ein Arbeitserziehungsmittel, sondern weil er geradezu ein Gift für sie ist, welches sie moralisch wie physisch zu Grunde richtet. Und was die Gewöhnung an Bedürfnisse betrifft, so kommt alles darauf an, ob sie sich auf den Eingebornen wirklich nützliche und für ihre Civilisationsstufe passende Dinge beziehen, oder ob man ihnen europäischen Industrieschund, Flittertand und Luxusgegenstände bietet, welche sie nur zu Kulturkarikaturen machen.[2])

2. Die Mission hat aber ein noch viel innerlicheres Interesse an der Arbeitserziehungsfrage. Sie betrachtet die Arbeit sowohl unter dem sitt-

[1]) Ganz neuerlich wird in der Kol. Pol. Korresp. (1887, Nr. 11) doch wieder einer klugen Benutzung der Sklaverei das Wort geredet.

[2]) Ausführlicheres hierüber in meiner Schrift: „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?" S. 81 ff.

lichen Gesichtspunkte, wie als eine civilisatorische Macht und selbst als Erziehungsmittel. Es ist ein göttliches, schon seit der Schöpfung existierendes Gebot: sechs Tage sollst du arbeiten, und das Neue Testament hat dieses Gebot lediglich bestätigt. Dieses Arbeitsgebot ist aber (wie das Ehegebot) eine ganz allgemeine Existenzbedingung des Menschengeschlechts. Darum giebt es auf der weiten Welt kein Volk, das nicht arbeitet. Auch außerhalb des Christentums wird gearbeitet, nur ist das Maß und die Art der Arbeit bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Bei den Chinesen z. B. wird recht viel, bei den Naturvölkern dagegen weniger gearbeitet, und daher kommts, daß die letzteren eben Naturvölker geblieben sind. Auch in die göttliche Schöpfungsordnung der Arbeit hat sich die menschliche Sünde eingedrängt und zwar wesentlich in den beiden Gestalten der Trägheit und der Habsucht. Die Stellung des Evangeliums zur Arbeit ist wesentlich dieselbe wie zu den übrigen Schöpfungsordnungen Gottes, z. B. zur Ehe: es bringt sie nicht erst in die Welt, sondern will nur wieder herstellen, was die Sünde entstellt hat und zwar nicht auf dem Wege der äußeren Gesetzesgewalt sondern der innern Gesinnungsumänderung, d. h. auf evangelische Weise. Dieselbe Aufgabe hat nun naturgemäß auch die christliche Mission. Sie ist nicht eine eigentliche Arbeitslehrerin, welche das Arbeitsgebot erst bekannt macht und in Ackerbau, Viehzucht, Handwerk die Völker technisch unterweist; wohl aber bekämpft sie die der Arbeit anklebende oder sie hindernde Sünde: hier die Habsucht, dort die Trägheit; auch die Genußsucht, die Verschwendung ꝛc. Müßiggang ist aller Laster Anfang, wie freilich auch Geiz die Wurzel aller Übel; darum kann die christliche Mission den Müßiggang so wenig dulden wie sie die Vielweiberei, die Unreinlichkeit, die Unmäßigkeit duldet, und muß bestrebt sein an seine Stelle die Tugenden des Fleißes, der Sparsamkeit, aber nach der andern Seite auch die der Genügsamkeit, Wohlthätigkeit und Gewissenhaftigkeit zu pflanzen und zu pflegen. Die Mission soll Menschen Gottes erziehen, die zu jeglichem guten Werk, also auch zur Arbeitsamkeit, geschickt sind. Das lehrt sie schon einfach die christliche Ethik.

Dazu kommt, daß die christliche Mission ein gewisses Maß von Kultur mit sich bringen muß, nämlich soweit es durch den christlichen Wohlanstand und die christliche Sitte gefordert wird. Sie darf weder die Unreinlichkeit dulden, die sich bei den meisten Naturvölkern an ihren Leibern wie in ihren Hütten findet, noch die Nacktheit, in der sie einhergehen. So muß sie nicht bloß auf ein gewisses Maß der Bekleidung dringen, sondern auch auf sauberere und mit einem elementaren

Komfort ausgestattete Wohnungen. Entweder müssen sich nun die Leute diese durch den christlichen Wohlanstand geforderten Bedürfnisse selbst anfertigen oder sie müssen sie kaufen. Es liegt auf der Hand, daß sie in beiden Fällen zur Arbeit genötigt werden.[1])

3. Endlich hat die Mission ein sehr selbständiges Interesse an der Arbeitserziehung auch unter dem rein missionarischen Gesichtspunkte. Sie geht nämlich darauf aus, sich selbst unterhaltende Gemeinden zu organisieren, d. h. Gemeinden, welche ihre Kirchen und Schulen aus eignen Mitteln bauen und die eingebornen Prediger und Lehrer aus eignen Mitteln besolden. In den Missionsanfängen hat man allerdings diesen Grundsatz der Selbstunterhaltung viel zu wenig berücksichtigt, aber in dem Maße als das Werk wuchs und die Unmöglichkeit zu Tage trat: durch europäische Mittel die heidenchristlichen Gemeinden fort und fort zu erhalten und die Erkenntnis sich allgemein Bahn brach: es handle sich auch in der gegenwärtigen Mission um Volkskirchengründungen, da machte man einen immer größeren Ernst mit seiner Ausführung. Es ist von selbst einleuchtend, daß durch diese Pflicht der Selbstunterhaltung eine Steigerung der Arbeit notwendig wird. So erfordert besonders die Besoldung der eingebornen Lehrer und Pastoren eine sehr bedeutende Leistung. Ob dieselbe nun in Naturalgaben oder in Geld aufgebracht wird — in jedem Falle macht sie Arbeit und zwar mehr Arbeit als bisher seitens der Verpflichteten notwendig. Noch mehr. Die Mission verlangt von den jungen Christen Barmherzigkeitswerke, Pflege von Kranken, Armen, Alten, Waisen; sie lehrt geben dem Dürftigen. Um zu geben, muß man aber haben und um zu haben, muß man arbeiten. Um leistungsfähige Gemeindeglieder zu haben, muß die Mission Fleiß und Betriebsamkeit begünstigen und ein gewisses Maß des Wohlstandes wünschen; das liegt durchaus in ihrem eignen Interesse.

Dazu bringt die evangelische Mission „das Buch" und mit ihm Schule, Bildung und Bildungsbedürfnisse. Sie will Bibel, Gesangbuch, und auch sonstige literarische Erzeugnisse verbreitet sehen, sie verlangt, daß die Kinder Schulgeld zahlen, sich Schulbücher anschaffen, anständig gekleidet in die Schule kommen; lauter neue Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und damit an die Betriebsamkeit der heidenchristlichen Gemeinden.

II. Welchen Anteil hat die Mission an der Erziehung der Naturvölker zur Arbeit?

1. Schon die bisherigen Bemerkungen enthalten eine nicht unwichtige

[1]) Vergl. die eingehenden Ausführungen in meinen: „Gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur" S. 40 ff.

Antwort: Die Mission pflanzt Gesinnungen, lehrt Tugenden, legt den Grund zu elementaren Kulturbedürfnissen, welche von innen heraus Antrieb zur Betriebsamkeit werden. Sie ist in Wirklichkeit eine Erzieherin; sie setzt einen Prozeß in Gang, der sich allerdings langsam durch Generationen hindurch vollzieht, aber allmählich sicher zum Ziele führt. Und damit hält sie sich streng an die ihrem innersten Wesen entsprechende Aufgabe. Wollte die Mission eine technische Arbeitslehrerin sein, ihre Boten als Plantageninspektoren oder Fabrikdirektoren aussenden, so würde sie nicht nur zur Karikatur — man denke sich, was für eine Instruktion der Heiland solchen Missionaren gegeben, was für Pastoralbriefe Paulus ihnen geschrieben haben müßte!! — sie würde auch mit den Kaufleuten und Kolonisten fortgehend in Kollision geraten. Was für einen Lärm haben z. B. die Händler in der Südsee gegen die dortigen Missionare geschlagen, wenn sie die in Naturalgaben geleisteten Kirchensteuern ihrer Gemeindeglieder selbst auf den Markt brachten! „Die Missionare mischen sich in weltliche Angelegenheiten, die sie nichts angehen" lautete da das allgemeine Geschrei, das weithin in der Kolonialwelt sein Echo fand. Wie würde sich dieses Geschrei erst steigern, wenn die Mission grundsätzlich als Arbeitslehrerin Plantagenbau triebe, große Werkstätten eröffnete und — was damit unzertrennlich verbunden wäre, ihre Produkte als selbständige Händlerin auf den Markt brächte! Diese Andeutung genügt, um den seltsamen Widerspruch ins Licht zu stellen, in welchen die Kolonisatoren mit sich selber treten, wenn sie der Mission zu thun zumuten, was ihre, der Kolonisatoren, Aufgabe ist. Bis jetzt ist auch das Experiment nirgends gelungen, die Mission zugleich zur Kolonistin zu machen. Z. B. die Hermannsburger, die Rheinische und die Berliner Mission haben es in Südafrika jede auf ihre Weise versucht, aber alle drei haben den Versuch wieder aufgegeben. Dagegen hat die Mission in Afrika wie in der Südsee auch bezüglich der Arbeitserziehung mehr oder weniger bedeutende Resultate überall da erzielt, wo sie sich gewissenhaft innerhalb der Grenzen ihrer Aufgabe hielt. Schon der auf diesen Missionsgebieten eingetretene gesteigerte Handelsumsatz beweist das; denn er wäre unmöglich gewesen, hätten die Eingebornen nicht durch gesteigerte Arbeit immer mehr Tauschwaren darzubieten vermocht.

2. Statt zu Zwangsmitteln zu raten, dieser prima et ultima ratio einer an pädagogischer Weisheit und Geduld armen Kolonialpolitik, nimmt die Mission zunächst die Stellung eines Arztes ein, der sein Heilverfahren damit beginnt, eine richtige Diagnose zu stellen. Die Mission fragt

also: ist unser Patient wirklich so krank wie man ihn macht, d. h. sind die Naturvölker so faul, wie sie dargestellt werden und soweit sie träge sind, was ist der Grund? Sowohl seitens des Referenten wie des Inspektors Öhler haben diese Fragen bereits und zwar durch charakteristische Thatsachen treffende Antworten gefunden;[1]) es sei mir gestattet, nur noch eine kleine Nachlese zu halten.

Man muß sich auch hier hüten vor dem verderblichen Generalisieren. Auch bei den Naturvölkern giebt es sehr verschiedene Zustände; wie es scheint, findet sich z. B. bei vielen Negerstämmen im Innern Afrikas ein viel größeres Maß der Betriebsamkeit als bei den Küstenstämmen, die vielleicht vor ihrem Verkehr mit Europäern arbeitsamer gewesen sind als jetzt. Von Völkern, die durch die Natur ihres Landes auf die Viehzucht und dadurch wenigstens teilweise aufs Nomadisieren angewiesen sind, kann man verständigerweise nicht sagen, sie seien faul, wenn sie wenig Ackerbau treiben. Auch der Jäger, der Träger, der Händler ist doch nicht ohne weiteres faul zu nennen.

Es giebt zunächst zwei mächtige Naturantriebe zur Arbeit: die Not und die Aussicht auf Gewinn. Bei weit den meisten Naturvölkern sind diese beiden Antriebe nur im schwachen Maße vorhanden. Ihrer großen Majorität nach wohnen sie in den tropischen Ländern und diese gewähren ihnen ohne Mühe, was sie zur Lebensnahrung und -notdurft brauchen. Selbst bezüglich der Kleidung und Wohnung ist nur ein sehr geringes Bedürfnis vorhanden. Nimmt man dazu, daß die betreffenden Länder nicht gerade zahlreich bevölkert sind und daß auch ihr Klima erschlaffend wirkt, so wird man über die Neigung zur Trägheit bei ihren Bewohnern mild urteilen. Auch bei uns wird wohl wenig gearbeitet aus purer Liebhaberei an der Arbeit; bei Leuten, welche geistig thätig sind, ist das wohl der Fall, aber selten bei denen, welche die schwere Handarbeit zu thun haben. — Auch der in Aussicht stehende Gewinn ist für die meisten Naturvölker nur mäßiger Arbeitsantrieb. Nicht bloß darum, weil die unsichern Rechtsverhältnisse, Krieg, Räuberei, Tyrannei den Besitz gefährden, sondern weil der Privatbesitz überhaupt sehr beschränkt ist. Bei weit den meisten Naturvölkern ist Grund und Boden Kommunalbesitz oder hier und da Eigentum des Häuptlings, und es bedarf keines weiteren Nachweises, daß dieses sozialistische Ideal nicht geeignet ist, fleißige Leute zu machen. In was soll denn der arbeitende Neger den sein tägliches Bedürfnis übersteigenden Verdienst anlegen? Land kann er dafür nicht kaufen;

[1]) Man vergl. auch meine Andeutungen in der Schrift. „Welche Pflichten 2c." S. 73 ff.

Häuser zum Vermieten nicht bauen; Kleidung und Wohnungskomfort erfordert kein nennenswertes Kapital, das bißchen Schmuck kostet auch nicht viel, und — zum Kapitalisieren hat er doch keine Gelegenheit. Es bleibt also (abgesehen von Ausnahmefällen: Ankauf von Elfenbein, Straußenfedern und dergl.) nur übrig, daß er sich entweder Vieh oder — Weiber und Sklaven kauft. Das letztere ist seine Hauptkapitalanlage und es liegt wieder auf der Hand, daß sie nicht zur Arbeit erzieht. Und ob es wohl besser ist, wenn er seinen Verdienst anlegt in Gewehren oder gar in Branntwein? Aus allen diesen Erwägungen wird es verständlich, warum der Neger so sorglos und nicht sparsam ist, obgleich man sich wieder sehr irren würde, so man glauben wollte, er wäre nicht geizig. Bezüglich der Unlust der Arbeit bei den Weißen trifft — neben den bereits angeführten Motiven — wohl die Antwort jenes Angola-Negers den Nagel auf den Kopf, der zu Soyaux (Westafrika II. 122) sagte: „Es fehlt nur die Anregung und Freude zur Arbeit, weil sie nicht belohnt wird, weil unsre vermehrte Arbeit nur euren Reichtum vermehrt. Jeder Weiße, der in unser Land kommt, will reich werden durch uns. Ihr verdient hundertmal mehr an unsrer Arbeit, als sie uns selbst einbringt."

Über die in der Polygamie und Sklaverei liegenden Arbeitshinderungsgründe ist nicht nötig noch etwas Weiteres hinzuzufügen. Nur noch ein Wort über die verschiedene Beurteilung der Arbeit und des Arbeiters in der öffentlichen Meinung. Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Garfield, war bekanntlich in seiner Jugend Schifferknecht und seine Landsleute haben daran nie einen Anstoß genommen. In unserm Vaterlande muß ein Mann, der sich von unten in die Höhe gearbeitet hat, oft genug von seinen Standesgenossen sich über die Achsel ansehen lassen, bloß weil sein Vater ein Handwerker oder gar ein Tagelöhner gewesen. In England hält man es für eine Entwürdigung der Frau, jedenfalls für ein Zeichen tiefsten Elendes, so sie Feldarbeit thut, während man in der ländlichen Bevölkerung Deutschlands das ganz in der Ordnung findet. Also, obgleich in der Christenheit die Arbeit als geadelt gilt, heißt es doch auch unter christlichen Völkern: ländlich sittlich und eines schickt sich nicht für alle. Nirgends wird man es ziemlich finden, daß etwa der Pastor Mist fährt oder der Graf seinen Knechten die Stiefel besohlt. Selbst im Handwerksstande haben Meister, Geselle und Lehrling ihren standesgemäßen Arbeitsbegriff, so daß der Geselle die niedern Dienste nicht verrichtet, welche dem Lehrling zukommen. So muß man auch bei den Naturvölkern einen solchen standesgemäßen Arbeitsbegriff, eine solche landesübliche Arbeitsschätzung in Rech-

nung stellen. **Ohne Kenntnis der Volksanschauung fällt man über die Naturvölker nur schiefe und ungerechte Urteile.** Wo Sklaverei herrscht, wo das Weib gekauft und dann als Arbeiterin verwendet wird, ist es ganz natürlich daß es der freie Mann für sich als eine Art Schande hält zu arbeiten. Wo der Krieg fast in Permanenz ist und es als die höchste Ehre gilt: ein Krieger zu sein, wird notwendig die Handarbeit für geringwertig gelten. Auch der uncivilisierte Neger hat nicht nur ein ausgeprägtes Ehrgefühl und Standesbewußtsein sondern er hängt auch mit großer Zähigkeit an dem, was in seinem Sinne Decorum ist. Daher auch seine peinliche Beobachtung eines oft ziemlich umständlichen Ceremoniells.

Was folgt nun für unsre Frage aus allen diesen Erörterungen? Das folgt, daß die Arbeitserziehung der Naturvölker auf eine bloß äußerliche, mechanische Weise noch dazu mit Dampf und unter Anwendung von Gewalt unmöglich ist. Nur die größte, sowohl auf völliger Unkenntnis der Sitten und Anschauungen der betreffenden Völker wie auf einem totalen Mangel an pädagogischer Erfahrung beruhende Oberflächlichkeit kann sich dem Wahne hingeben: durch die Aufstellung einer Reihe von äußeren Verhaltungsmaßregeln und die Anwendung von Gewaltmitteln zu ihrer Durchführung werde das große Problem der Arbeitserziehung gelöst.

Für jeden mit einigem pädagogischen Instinkt begabten Menschen ist nach dem bisher Bemerkten zweierlei klar: 1. daß ein und zwar von innen heraus bewirkter Umschwung in den Volkssitten und -anschauungen eintreten muß, welche jetzt die Hindernisse für eine regere und allgemeinere Arbeitsamkeit bilden und 2. daß neue und zwar wieder innere Beweggründe zur Arbeit mitgeteilt werden müssen. Beides thut nach dem Maße der ihr zu Gebote stehenden Mittel die Mission. Freilich haben diese Mittel ihre Grenzen. Die Mission kann z. B. die klimatischen und Boden-Verhältnisse nicht ändern, auch steht es nicht in ihrer Macht, überall Frieden und gesicherte Rechtsverhältnisse zu schaffen. Und was sie nicht kann, das soll man verständigerweise auch nicht von ihr erwarten. Wiederum soll die Kolonialregierung und sollen die Kolonisten thun, was ihres Amtes ist: vor allen Dingen Frieden, Ordnung, Sicherheit schaffen, Gerechtigkeit üben, weise Gesetze geben, entsprechenden Lohn zahlen und die Eingebornen richtig behandeln — wie Merensky dies alles in seiner oben genannten Preisschrift dargethan hat. Eine weise, gerechte und gütige Kolonialregierung kann viel thun, und weise, gerechte und gütige Kolonisten noch mehr; und wenn die Mission der Kolonial-

regierung und den Kolonisten deshalb ins Gewissen redet, so ist auch das ein sehr wichtiger indirekter Beitrag, den sie zur Arbeitserziehung der Eingebornen leistet. Aber die Mittel der Kolonialregierungen und Kolonisten reichen nicht aus, zumal leider ideale Kolonialregierungen und Kolonisten wir wollen nur sagen sehr seltene Vögel sind. Soweit die bisherigen Erfahrungen reichen, ist es z. B. den australischen Pflanzern keineswegs gelungen, die ihnen durch die sog. Arbeiterschiffe zugeführten Südseeinsulaner während einer mehrjährigen Arbeitszeit wirklich zur Arbeit zu erziehen. Wenn die Leute in ihre Heimat zurückkehrten, so waren sie hernach gemeiniglich nur träger als sie früher gewesen. Die Kruboys, die auf der afrikanischen Westküste sich bei den Weißen als Arbeiter verdingen, sind — nach Thomsons Zeugnis —, heimgekehrt in ihr Vaterland, die faulsten Bursche und bringen in Saus und Braus ihren Verdienst durch. Von den Südafrikanern, die sich etwa auf den Diamantfeldern ein Gewehr verdient, hört man auch nicht, daß sie nach ihrer Heimkehr Muster von Fleiß seien. Kurz: innerliche Wandlungen und innerliche Motive sind unentbehrlich, wenn wirklich zur Arbeit erzogen werden soll. Natürlich gehen solche Wandlungen nur langsam vor sich und leben sich solche Motive nur langsam ein; daher erfordert die Lösung des Arbeitserziehungsproblems Geduld und zwar viel Geduld.

3. Welche Mittel stehen der Mission zur Lösung desselben zu Gebote? Selbstverständlich nur Mittel geistlicher und geistiger Art, streng genommen nur ein Mittel: das Wort; alles andre ist nur begleitend. Freilich nicht bloß das Gesetzeswort: Du sollst arbeiten, sondern das Wort des Evangeliums in seiner Gesamtheit, die ganze gute Botschaft von der rettenden und heiligenden Gnade in Christo Jesu, die aus dem in ein Kind Gottes verwandelten Sünder eine neue Kreatur macht. Von diesem Worte glauben wir, daß es eine Gotteskraft sei und daß es die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens habe. Dieses Wort, welches den Menschen inwendig umändert, macht auch auswendig vieles neu und indem es den höchsten Lebenszweck ins Herz pflanzt: ein Mensch Gottes zu werden, wird es der Antrieb zu allem, was ein gut Werk, was wohllautend, was eine Tugend ist. Ohne daß die Mission in polizeimoralischer und die Eingebornen verstimmender Weise immer auf der Ermahnung herumreitet: du sollst arbeiten, bekämpft sie direkt und indirekt die Sünde der Trägheit als eine Gott nicht gefallende Unreinheit, ein das Menschenglück hinderndes und den Menschenberuf verfehlendes Übel, als ein Erbstück des „eiteln Wandels nach väterlicher Weise“, von dem uns Christus erlöset hat; und pflanzt die Tugenden des Fleißes, der

Sparsamkeit, des Pflichtgefühls, der Ausdauer, der Wohlthätigkeit u. s. w. In der Kraft dieses Wortes regeneriert die Mission auch die gesamten socialen Verhältnisse: beseitigt Polygamie und Sklaverei; wehrt möglichst der Rechtlosigkeit, der Tyrannei, dem Raubwesen, dem Kriege; erhebt — wie schon sub I angedeutet — die gesamte Lebensweise auf eine civilisiertere Stufe, stellt schon aus sittlichen und Wohlanstandsgründen an das Kleidungs- und Wohnungsbedürfnis höhere Anforderungen; verlangt Ausgaben für Kirchen, Schulhäuser, Lehrer, Bibeln und dergl., was alles mit zwingender innerer Notwendigkeit in den weitesten Volkskreisen eine Steigerung der Arbeitsamkeit zur Folge haben muß.

Nun kommt aber das „Wort", welches die Mission verkündigt, zu den Naturvölkern nicht in abstracto auch nicht zunächst als Buch, sondern durch Menschen und zwar durch Kulturmenschen. Die Missionare repräsentieren es in ihrer Person; sie lehren daher nicht bloß durch ihre Rede sondern auch durch ihr Vorbild. Ganz speciell ist jeder unter den Naturvölkern wirkende Missionar ein Arbeitsvorbild. Er braucht sich gar nicht erst künstlich eine Gelegenheit zu suchen, die Eingebornen arbeiten zu lehren; diese Gelegenheit wird ihm aufgenötigt. Nicht um Arbeitserzieher zu sein, sondern um zu existieren, muß er arbeiten: sich eine menschenwürdige Wohnung herrichten, einen Garten anlegen, einiges Feld bebauen und massenhafte sonstige Handarbeit thun. Durch sein bloßes Arbeitsvorbild und durch die Notwendigkeit, bei seiner Arbeit von den Eingebornen sich helfen zu lassen, wird der Missionar auf ganz natürliche Weise ein Arbeitslehrer und die Missionsstation eine Arbeitswerkstätte. Allerdings hat der Stifter der Mission weder dem Missionar selbst diese äußere Arbeit geboten noch ihm direkt befohlen: Lehre die Eingebornen Häuser bauen, Gärten anlegen 2c.; aber der eigentliche Missionsbefehl ist bei den Naturvölkern ohne diese Vor- und Nebenarbeit gar nicht ausführbar. Es kann und soll nicht von einem Missionar verlangt werden, daß er sich und seine Familie ausschließlich durch seiner Hände Arbeit ernähre; aber daß er gerade zur Trägheit geneigten Völkern durch sein Vorbild zeige wie man mit seinen Händen arbeiten müsse, das ist ganz apostolisch (Act. 20, 35). Auch überschreitet der Missionar nicht die Grenzen seines Berufes, wenn er den Eingebornen gelegentlich zum Fortschritt in allerlei Kulturarbeit behilflich ist; also z. B. bei der Anlage einer Wasserleitung, der Einführung neuer landwirtschaftlicher Werkzeuge oder Anpflanzungen u. s. w. mit Rat und That beisteht; nur daß er über solcher Nebenarbeit seine Hauptaufgabe nie aus den Augen verliere und — nicht verbauere.

Und wie der europäische Missionar so ist auch der eingeborne Lehrer und Prediger ein Arbeitsvorbild. Daher wird er schon auf dem Seminar zur Arbeit angehalten. Wie z. B. in Lovedale und auf Witilewu[1]), so müssen die Herren Studenten überall täglich mehrere Stunden in Feld, Garten und Haus Handarbeit thun, Straßen und Dämme bauen und dergl. Man bezweckt dadurch mehr als einen Vorteil: Die Schüler liefern einen Beitrag zur Selbsterhaltung der Anstalt; sie gleichen durch die körperliche Bewegung die ungewohnte geistige Anstrengung einigermaßen aus, welche sonst leicht krank macht; sie lernen arbeiten, um künftig ihren Landsleuten durch ihr eignes Beispiel zu zeigen, wie man arbeitet und daß die Arbeit niemand schändet. Sind sie dann später als Lehrer und Prediger angestellt, so haben sie reichlich Gelegenheit, ihre Arbeitsfertigkeit zu verwerten; häufig werden sie zum Feldbau genötigt sein schon um des Unterhalts ihrer Familien willen.

Wie die in der Mission eine so große Rolle spielende Bauthätigkeit überhaupt, so ist speciell der den Gemeinden obliegende Bau von Kirchen und Schulen eine der Mission durch ihren eigentlichsten Beruf gegebene ganz direkte Gelegenheit zur Arbeitserziehung. Jeder solche Bau setzt eine große Menge von Händen in Bewegung und an je mehr Orten er vorkommt und je bedeutenderen Umfang er annimmt, eine desto allgemeinere und nachhaltiger wirkende Arbeitsschule wird er.

Ein besonderes Erziehungsmittel auch zur Arbeit ist der evangelischen Mission ferner in der Schule gegeben. Nicht bloß infolge der durch sie bewirkten allgemeinen geistigen Hebung, welche indirekt zur nachdrücklichsten Anregerin der Betriebsamkeit wird, sondern indem man die Schule, speciell die Kost- d. h. die Pensionsschule auch direkt zur Arbeitsschule macht, ganz in der Weise wie dies in der eben angedeuteten Art auf den Missions-Lehrerseminarien geschieht und wie wir es daheim z. B. in unsern Rettungshäusern halten. Wir meinen damit nicht, daß jede Schule eine förmliche Industrieschule werden solle, sondern vielmehr, daß man die Kinder während mehrerer Stunden täglich mit nützlicher und ihren Kräften entsprechender Handarbeit beschäftige, durch welche sie zugleich ganz oder teilweis ihr Schul- und Pensionsgeld abverdienen. Nur wird es schwierig sein, wenn und wo es an Haus-, Garten-, Feld- und Wegearbeit fehlt, immer eine passende landesgebräuchliche Beschäftigung zu finden.

Endlich hat die evangelische Mission auch auf verschiedenen ihrer Gebiete Industrieschulen resp. Werkstätten errichtet, um durch sie in direkter Weise als Arbeitserzieherin thätig zu sein. Am bekanntesten sind

[1]) Meine Missionsstunden II. 2. Aufl. S. 107. 268.

die Baseler Werkstätten auf der Goldküste und die Lovedaler Industrieschule der Freischotten in Südafrika, Anstalten, die dem heut so oft genannten römisch-katholischen Bagamoyo in Ostafrika weit überlegen sind. Bis auf diesen Tag ist in Missionskreisen das Urteil über diese weltlicherseits ganz besonders gelobten sog. industrial missions noch sehr geteilt. Jedenfalls ist diese technische Seite der Arbeitserziehung keine direkte Missionsaufgabe und nur als ein Werk der Not anzusehen, zu welchem unter gewissen Bedingungen die aus der Missionsliebe fließende Barmherzigkeit treiben darf. Missions-Anstalten dieser Art sind immer einer doppelten Gefahr ausgesetzt: entweder betrachtet man sie als Mittel zum Zweck der Bekehrung, dann wird der Arbeitserziehungszweck leicht verfehlt oder man legt das Hauptgewicht auf die Arbeit und dann wird die Mission leicht veräußerlicht. Ohne Zweifel ist die Arbeitserziehung, welche die Mission auf indirektem Wege ausübt, viel großartiger und tiefergehend als die durch Industrieschulen und Musterplantagen versuchte.

Es heißt auch hier: jeder lerne seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn. Die Mission thue das Ihre als Heilslehrerin der Völker, und die Kolonisation das Ihre als technische Arbeitslehrerin und zwar in recht geduldiger Weisheit. Wenn so jede der andern dient mit der Gabe, die sie empfangen hat, so werden die Naturvölker sie beide als Wohlthäterinnen segnen.

Die Mission der „Vereinigten Methodisten-Freikirchen“ Englands in Ostafrika.[1])

Seit c. 25 Jahren ist in der Nähe von Mombas (in Ribe) eine Mission der englischen Freimethodisten im Gange, von der bis heute in weiteren Kreisen sehr wenig bekaunt geworden ist, die aber bei der öffentlichen Aufmerksamkeit, welche sich jetzt auf Ostafrika richtet, unser Interesse verdient.

Die Gemeinschaft der „Vereinigten Methodisten-Freikirchen“ Englands entstand in den Jahren 1857—1858 aus dem Zusammenschluß von zwei größeren und einer kleineren Methodisten-Freikirche, die sich 1827, 1834 und 1849 hauptsächlich wegen Verfassungs- und Kirchenleitungsfragen von dem großen Körper der Methodistenkirche abgelöst hatte. Schon vorher hatte der eine jener drei kleinen Kirchenkörper in Jamaica und Australien die Arbeit unter den weißen Ansiedlern (und wohl auch unter den Heiden) aufgenommen; jetzt, nach dem Zusammenschluß, wurden nicht nur die begonnenen Werke kräftiger fortgeführt, sondern auch bald darauf (1859) in

[1]) Etwas gekürzt nach dem (recht gut redigierten) Neukirchener „Missions- und Heidenboten“ 1887. Nr. 3. — — Die Fortsetzung der Rundschau in der nächsten Nummer.

Westafrika, (Sierra-Leone), sodann (1861) in Ostafrika (bei Mombas), und endlich (1864) in China (Ningpo) neue Arbeitsgebiete übernommen; zu denen (gleichfalls 1864) noch das von Australien her ins Auge gefaßte Neu-Seeland hinzukam. Die nur etwas über 75 000 Kirchenglieder zählende Gemeinschaft der „Vereinigten Methodisten-Freikirchen" Englands bringt in der Heimat für ihre Arbeit in den genannten Ländern jährlich mehr als 130 000 M. auf, während draußen noch nahezu 200 000 M. für Missionszwecke gesammelt werden,[1]) in der That eine große Summe im Blick auf die kleine Zahl der Mitglieder jener Kirche, die außerdem noch für den Unterhalt ihrer Prediger in der Heimat nahezu 500 000 M. aufzubringen haben. In mehr als 1500 Kapellen und Versammlungslokalen wird von ihren mehr als 350 Predigern und c. 3000 Stundenhaltern in der Heimat das Evangelium verkündet, und in mehr als 1200 Sonntagsschulen von 26 000 Lehrern nahezu 200 000 Kindern das Wort des Lebens nahe gebracht. Nach dem letzten Missionsbericht arbeiten auf den genannten sechs Arbeitsgebieten 67 Prediger und 271 Helfer auf 61 Stationen mit 129 Kapellen und 98 andern Versammlungslokalen; in 141 Sonntagsschulen werden von 1060 Sonntagsschullehrern 10 107 Kinder unterrichtet, während die Tagesschulen von 773 Kindern besucht werden; die Anzahl der in den „Missionsgemeinden" gesammelten Kirchenglieder beträgt 9536, zu denen noch 1237 in der Probezeit stehende hinzukommen.[2])

Soviel von der Gemeinschaft der „Vereinigten Methodisten-Freikirchen" Englands und ihrer Mission im allgemeinen. Die Ostafrika-Mission im besonderen verdankt ihre Anregung dem früheren Schatzmeister der Gemeinschaft, Charles Cheetham von Heywood, welcher durch ein Werk des bekannten Missionars Krapf auf Ostafrika als „ein geeignetes Feld für den Beginn einer neuen Mission" aufmerksam gemacht worden war. Cheetham schrieb darüber an Krapf (damals in Kornthal), und dieser ging mit Freuden auf seinen Gedanken ein, reiste nach England und erklärte sich sogar bereit, die Missionskolonne selbst nach Ostafrika zu geleiten und in ihre Arbeit einzuführen. Auf seinen Vorschlag wurden den beiden jungen Methodisten-Geistlichen, die sich für die neue Mission zur Verfügung gestellt hatten, Thomas Wakefield und James Woolner, zwei Chrischonabrüder Graff und Ellicker, zur Seite gestellt. In Kornthal sammelte sich die kleine Missionskolonne, am 12. August 1861 fuhren sie von Triest ab, und am 5. Januar 1862 landeten sie in Sansibar. Beim Sultan fanden sie eine sehr freundliche Aufnahme. Er empfahl die fünf Missionare der Fürsorge und Höflichkeit seiner Agenten, und gab ihnen einen Reisepaß zu jedem Teil seiner Besitzungen.

Am 20. Januar langten sie in Mombas an. Einige Stunden nordwestlich von Mombas, in Kisulutini, stand noch einsam der einzige Missionar im weiten Ostafrika, Krapfs Landsmann und früherer Mitarbeiter Rebmann, in harter Arbeit unter den schwarzen Wanika. In seiner Nähe sollte die neue

¹) Leider sind die aus den Colonisten-Gemeinden in Australien, Jamaica rc. gekommenen für sie verwendeten Beträge aus obigen Summen nicht genau auszuscheiden; doch werden wenigstens 100 000 M. allein für die Heidenmissionen verausgabt sein.

²) Leider sind auch hier die weißen Ansiedler samt ihren Angehörigen mit den aus den Heiden Gesammelten zusammengefaßt, so daß die für die letzteren geltenden Zahlen nicht ausgeschieden werden können.

Mission begonnen werden, doch immerhin in solcher Entfernung, daß etwaigen Grenzstreitigkeiten für später möglichst vorgebeugt wurde. Für die beiden Chrischona-Brüder hatte Krapf in Kauma (etwa zehn Stunden nördlich von Mombas) die Erlaubnis zur Niederlassung bei den dortigen Wanika ausgewirkt; von hier aus waren die Galla am Tana-Fluß, auf welche Krapf und die Methodisten-Missionare ihr Hauptaugenmerk gerichtet hatten, leichter zu erreichen. Aber die beiden jungen Chrischona-Brüder erklärten, sie hätten nicht den Mut, die Station zu beginnen, wenn nicht Krapf ein oder zwei Jahre bei ihnen bliebe, ein Verlangen, auf das dieser keinesfalls eingehen mochte. Wie es scheint, waren sie überhaupt an ihrem Berufe etwas irre geworden; vielleicht, daß sie die Schwierigkeiten desselben von vornherein unterschätzt hatten. Als nun noch der eine von ihnen erkrankte, und zwar so bedenklich, daß nur bei sofortiger Abreise eine Wiederherstellung möglich schien, entschloß sich Krapf, beide in ihre Heimat zu entlassen und mit den beiden Engländern allein die Niederlassung zu versuchen. Weiter südlich zu ziehen, wie diese ursprünglich beabsichtigt hatten, schien wegen der Kriegsunruhen nicht thunlich; Kauma lag auch als erste und einzige Station schon etwas weit von Mombas entfernt, wo doch fürerst der Stützpunkt der Mission bleiben mußte. So wählte denn Krapf das nur einige Stunden nordöstlich von Kisulutini (3—4 Stunden nördlich von Mombas) gelegene Ribe, wo man eine ziemliche Zahl Wanika beisammen hatte, die den Missionaren freundliche Aufnahme verhießen, und dazu gesunde Luft, gutes Wasser und fruchtbaren Boden hoffen durfte.

Die beiden Engländer lagen in Mombas krank; so traf Krapf allein die Vorbereitungen für die Begründung einer Station in Ribe. Während er noch mit den Häuptlingen dort verhandelte und ihnen die Absicht der Missionare deutlich zu machen suchte, kam ein sehr starker Regen, der längst mit Sehnsucht erwartet war. Die Eingeborenen schrieben dem Kommen Krapfs solchen Segen zu und waren um so williger, seinen Wünschen Gehör zu geben; für Krapf aber hatte dieser Regen die Folge, daß er durchnaß wurde und in Mombas krank ankam. Da lagen sie nun alle drei, und keiner konnte dem andern helfen; in Wahrheit, kein verheißungsvoller Anfang. Die Engländer bekamen immer neue Rückfälle; Krapf, der sich bälder erholte, war es unter allem dem oft recht schwer zu Mute.

Endlich war auch Wakefield so weit hergestellt, daß Krapf mit ihm nach Ribe aufzubrechen vermochte. Sie hatten von England ein Eisenhaus mitgebracht, das aus Eisenplatten durch Schrauben zusammengesetzt werden konnte. Das wurde nun von Mombas nach Ribe hinübergetragen. Für Krapf war es eine Freude, zu sehen, wie die sechzig Wanika, welche dabei thätig waren, soviel fleißiger und emsiger arbeiteten, als die, welche er früher kennen gelernt, auch ein Beweis dafür, daß die Missionare doch nicht ganz vergeblich gearbeitet. Bis das Haus fertig war, nahmen Krapf und Wakefield ihre Wohnung in einer kleinen Wanika-Hütte, in welcher Schlangen, Mäuse und Ameisen fast alltäglicher Besuch waren; Wakefield fiel sogar einmal eine Schlange gerade auf die Brust, als er zu Bette lag, glücklicherweise ohne Schaden zu thun, weil seine Diener gleich zur Hand waren, um sie zu töten. Nur zu bald kehrte, wohl infolge der dumpfen Luft in der Wanika-Hütte, das Fieber zurück. Krapf, der sich noch einigermaßen halten konnte, machte sich jetzt schleunigst

daran, mit Hilfe der Eingebornen das eiserne Haus aufzurichten. Endlich war es fertig, zum Staunen der Wanika von nah und fern, ein Bau von 18 Fuß Länge und 14 Fuß Breite mit drei Gemächern. Gegen Ende Juli konnten die beiden Missionare die neue Wohnung beziehen; es war auch hohe Zeit, in den Wanika-Hütten hätten sie es nicht länger mehr ausgehalten. Ihr Herz war voll Lob und Dank gegen den Herrn.

Unterdes hatte Missionar Wooluers Krankheit einen solchen Grad erreicht, daß auch er nach England zurückreisen mußte. Krapf war jetzt seinem allein übriggebliebenen Reisegefährten Wakefield noch behilflich, einige Nebengebäude aus Holz und Lehm aufzuführen und die Einrichtung der Station zu vollenden, dann rüstete auch er sich zur Heimreise; seine nächste Aufgabe glaubte er gelöst und wollte nun auch um seiner persönlichen Verhältnisse willen nicht länger mehr draußen verweilen. Einige Tage vor seiner Abfahrt empfing er noch den Besuch eines der Erstlinge von Rebmanns Station, Abigandscha, und seines Sohnes Isaak; aus ihrer Unterhaltung konnte er deutlich merken, wie das Wort Gottes an ihnen seine Kraft bewiesen hatte, und das war ihm eine große Freude; wie er später schreibt, konnte er „beim Hinblick auf sie den Gedanken nicht unterdrücken, daß es doch aller Mühe, Arbeit und Leiden wert ist, wenn man am Ende solche schönen Früchte durch die Gnade Gottes erleben darf. Auch die Ribe-Station wird seiner Zeit ihre Missionssiege durch die Bekehrung von Wanika feiern dürfen, und sollte ich auch bereits im Grabe ruhen. Der Herr läßt sein Wort nicht leer zurückkommen, wenn auch oft unser eigenes verzagtes Herz und der Unglaube der Gegner der Mission sagen will: Du arbeitest vergeblich."

Nach Krapfs Abreise (7. Oktober 1862) war Missionar Wakefield ganz allein auf seinem einsamen Posten in Ribe. Aber er schlug sich mutig durch. Am 7. April des folgenden Jahres langte ein Mitarbeiter für ihn, Missionar New, in Sansibar an; vierzehn Tage darauf brachte ein Eingebornen-Fahrzeug denselben nach Mombas hinüber, wo er Wakefield in großer Bedrängnis fand. Zwei Monate später kam noch eine Hilfe in der Person des begabten und hingebungsvollen Missionar Butterworth an; aber schon wenige Wochen darauf deckte ihn das Grab, — er war dem Klima zum Opfer gefallen, zum tiefen Schmerz seiner beiden einsamen Freunde. Unter großen Schwierigkeiten und allerlei Entmutigungen setzten diese ihre Arbeit in Ribe fort, wo die Bevölkerung wenig zahlreich und noch dazu ziemlich auseinander gezogen war, und die Versunkenheit und Teilnahmlosigkeit der Wanika den Missionaren manchen Seufzer auspreßte. Oftmals trat ihnen die Frage nahe, ob Ribe überhaupt der rechte Platz sei. Wiederholt unternahmen sie ausgedehnte Untersuchungs- und Predigtreisen nach dem Norden, wobei ihnen immer wieder der Gedanke an Begründung einer eigentlichen Galla-Station vor die Seele trat. Aber noch schien die Zeit dafür nicht gekommen.

Im Herbst 1868 kam Wakefield auf Einladung seines Komitees für einige Zeit zur Erholung in die Heimat. Als er zu Anfang 1870 wieder auf seinen Posten zurückkehrte, durfte er eine treffliche Gattin, die reich begabte und begnadigte Gehilfin seiner Arbeit während der nächsten $3^1/_2$ Jahre, und einen neuen Missionar William Yates mit hinausnehmen. Am 2. Juni kamen sie in Sansibar an, aber zur Überfahrt nach Mombas fand sich nicht

sobald geeignete Gelegenheit; und als sie sich fand, konnte Frau Wakefield sie aus Gesundheitsrücksichten doch nicht gleich benutzen, sie mußte sogar ein volles halbes Jahr (bis Jan. 1871) in Sansibar verweilen. Am 16. Okt. 1870 gebar sie daselbst ihr erstes Töchterlein.

Unterdes war Missionar Yates schon mit einem Soldatentransport übergefahren, und auch Wakefield stattete Ende Juli seiner alten Missionsstation einen vorläufigen Besuch ab. Was er hier sah und hörte, bereitete ihm große Freude. Der Herr hatte den Brüdern einen Erstlingserntesegen beschert, wie sie ihn so lange betend erwartet hatten. Wakefield kam gerade zur rechten Zeit, um der Taufe von 21 Erstlingen aus Wanika und Galla beizuwohnen; die vor der Taufe mit den 16 Erwachsenen vorgenommene Prüfung bewies, daß sie wohl wußten, um was es sich bei jener heiligen Handlung und dem ernsten Schritte, den sie nun thun wollten, handelte. Außer jenen war noch eine Anzahl zur Taufe angemeldet. Zur besonderen Freude gereichte es, einige Galla unter den Täuflingen zu finden. Dieselben waren als Flüchtlinge nach Ribe gekommen. Im Jahre 1870 war nämlich ein furchtbarer Krieg zwischen den Galla auf dem linken Tanaufer und ihren nördlichen Nachbarn, den mohammedanischen Somali, entbrannt, infolgedessen ganze Scharen der Galla niedergemacht und viele hunderte als Sklaven verkauft wurden. Die Überlebenden zogen sich auf das rechte (südliche) Ufer des Tana zurück, wo sie jetzt noch ihre Wohnsitze haben; viele aber flohen noch weiter südwärts und suchten sich in Ribe und den Nachbarorten ein neues Heim. Die Missionare nahmen sich ihrer in Liebe an und fanden bei manchem unter ihnen einen bereiteten Boden für die Aussaat des Evangeliums. Auch unter den Wanika ging das Werk in Segen fort. 1872 konnte New bereits von einer Anzahl christlicher Familien berichten, „an deren Anblick ein Missionar sich laben kann." „Mir scheinen sie," sagt er, „redliche Christen, freilich keine Engel, aber Männer und Weiber, die an den Herrn Jesus glauben und ihm nachzuahmen streben."

Am 14. Januar 1871 langte Wakefield mit seiner Frau und dem kleinen Töchterlein in Ribe an, zur großen Freude der Wanika und Galla, sonderlich aber ihrer Frauen und Kinder, die sich an der weißen „Bibi" (Frau) und der kleinen „Nellie" nicht satt sehen konnten. Als Missionar New im Juli desselben Jahres eine dreimonatliche Reise westwärts ins Dschaggaland antrat, mußte Frau Wakefield schon in die Arbeit und eine Schulklasse für ihn übernehmen. Missionar Yates war eben nicht mehr da; er hatte bereits im Febr. (1871) die Heimreise angetreten. Ein Jahr darauf ging auch Missionar New zur Erholung in die Heimat, so daß Wakefield mit seiner Frau allein zurückblieb. Und nur zu bald sollte Wakefield ganz allein gelassen werden. Nachdem ihm seine Frau am 8. Juni 1873 noch ein Knäblein geschenkt, erlag sie einem zehrenden Fieber, wenige Tage nach dem Tode ihres Söhnchens, am 16. Juli desselben Jahres zum großen Schmerz ihres Gatten, zur tiefen Betrübnis auch der getauften Wanika und Galla, wie vieler ungetaufter, welche alle die Heimgegangene tief ins Herz geschlossen hatten.

Missionar New, der unterdes in England durch seine Mitteilungen über die Ostafrika-Mission viel neue Liebe und neuen Eifer für das Werk derselben erwecken durfte, schiffte sich am 7. Mai 1874 wieder nach dem Lande seiner Liebe und Sehnsucht ein. Nach seiner Ankunft in Ribe hätte er am liebsten

sogleich eine zweite Reise ins Dschagga-Land unternommen, um dort eine Missionsstation zu begründen. Aber er hatte Anweisung, zuvor den Versuch zu machen, ob er nicht im Süden, in Usambara, eine Mission eröffnen könne. Doch dieser Gedanke erwies sich als zur Zeit noch unausführbar. So machte er sich denn bald hernach auf in die Berge des Dschagga-Landes; wohlbehalten erreichte er die Residenz des Häuptlings Mandara, erfuhr hier aber die ungerechteste und grausamste Behandlung. Infolgedessen trat er bald den Rückzug nach Ribe an, erreichte jedoch die Station nicht mehr. Ehe Wakefield ihn auf die Kunde von seiner gefährlichen Erkrankung aufsuchen und heimholen konnte, erhielt er schon die Nachricht von seinem Heimgang in die obere Heimat; nur sein Leichnam konnte noch auf die Station zurückgebracht werden, wo er neben Missionar Butterworth und Frau Wakefield die letzte Ruhestätte fand. Die Kunde von News Abscheiden rief in England allgemeine Teilnahme und Trauer hervor, denn man hatte von seiner Mitarbeit für die Ostafrika-Mission viel erwartet.[1]) Wieder war Wakefield allein. Sobald wie möglich sandte man ihm einen neuen Mitarbeiter zu, aber derselbe war kaum an Ort und Stelle, als auch er sehr bedenklich erkrankte und schleunigst zurückreisen mußte.

Das Jahr 1876 war in doppelter Hinsicht bedeutungsvoll. Schon 1873 hatte Sir Bartle Frere bei einem Besuch in Ribe, der ihm von dem geistigen Zustand der 40—50 Getauften einen sehr günstigen Eindruck gab, darauf hingewiesen, daß es gut sein würde, wenn man der Anleitung der Eingebornen zu Landbau und Handwerksbetrieb mehr Aufmerksamkeit widmete. Dieser Gedanke fand bei Missionar Wakefield und seinem Missionskomitee Anklang, und 1876 trat Missionar James S. Seden in Ribe in die Arbeit, um neben der Verkündigung des Evangeliums mit seinen landwirtschaftlichen Kenntnissen dem Werke zu dienen. Am 21. April schrieb Missionar Wakefield: „Dieser Tag wird bei uns angeschrieben bleiben. Der Pflug hat zum ersten Male hier gearbeitet. Br. Seden setzte ihn heute zusammen und probierte ihn auf einem eingefriedigten Stück Land mit Hilfe von einem Dutzend junger Leute, die ihn zogen; natürlich thaten die Burschen das mit wahrer Begeisterung bei der Neuheit der Sache. Wir zogen in der Kühle des Abends verschiedene Furchen, und ich kann nicht sagen, mit welch freudiger Bewegung ich auf den umgeworfenen Boden hinblickte, welcher in so regelmäßigen Linien angesichts des Missionshauses dalag und Afrika so unähnlich aber der Heimat so ähnlich aussah". An die Betreibung des Feldbaus schlossen sich bald auch andere Beschäftigungen, als Holzsägen, Straßenbau, Steinbrechen, Ziegelbrennen, Kalkbrennen, Zimmerarbeit und Hausbau, wobei stets eine Anzahl der Eingebornen mit beschäftigt wurden. Wakefield hatte unterdes (anfangend mit dem ersten Kapitel des Johannes-Evangeliums in der Galla-Sprache)[2]), mancherlei Übersetzungsarbeiten für seine Wanika und Galla besorgt und auch eine Anzahl Lieder in beiden Sprachen verfaßt; dieselben wurden anfänglich in England gedruckt, später

[1]) Vgl. über ihn A.-M.-Z. 1882, 292. Besonders durch seine geographischen Leistungen hat er sich einen bleibenden Namen gemacht. Bekannt ist sein 1874 in 2. Aufl. erschienenes Buch: Life, wanderings and labour in Eastern Africa. With an account of the first successfull ascent of the Kilima Ndjaro, and remarks upon East African slavery. D. H.

[2]) Das Ev. Joh. dürfte sich kaum dazu eignen, als erstes bibl. Buch übersetzt zu werden, zumal für Ostafrikaner. D. H.

aber erhielt Wakefield eine Druckerpresse und besorgte jetzt mit seinen Eingebornen die Vervielfältigung der von ihm gelieferten Schul-, Bibel- und Gesangbücher selbst.

Das Jahr 1876 sollte dem Missionswerk auch eine räumliche Erweiterung bringen. In der Mitte zwischen Mombas und Kisulutini liegt, nahe dem dorthinauf sich erstreckenden schmalen Meeresarm, das bis dahin mohammedanische Dörfchen Dschomvu. Von dort waren 1876 Leute mit der Bitte zu Wakefield gekommen, daß er sie einmal besuchen und sich, wenn möglich, bei ihnen niederlassen möchte. Nach einer Besprechung mit den Dorfhäuptern an Ort und Stelle entschloß er sich, bei ihnen einen zweiten Missionsposten zu begründen. Er hatte inzwischen aus seinen Ribe-Leuten etliche tüchtige Gemeinde-Ältesten und Helfer gewonnen, so daß die Kräfte wohl vorhanden waren, zwei Posten zugleich zu versorgen, auch wenn nur ein europäischer Missionar anwesend war. Nicht lange hernach zog Wakefield selbst nach Dschomvu hinüber, wo er auch jetzt noch wohnhaft ist. Auch unter den dortigen Mohammedanern hat ihm der Herr manche Frucht seiner Arbeit geschenkt. Ebenso sind seit einigen Jahren auf zwei westlicher gelegenen Außenposten in Duruma, wo je ein eingeborner Helfer in der Arbeit steht, kleine Gemeinden in der Bildung begriffen.

Unter den Missionsarbeitern gabs während der letzten zehn Jahre noch manchen Wechsel. Missionar Seden mußte schon 1879 wieder in die Heimat zurück; doch hat er der Mission in den drei Jahren seiner Wirksamkeit manchen wichtigen Dienst thun können. In demselben Jahre (1879) starb ein anderer christlicher Handwerker, J. H. Martin, der als solcher der Mission hatte dienen wollen. Von 1877—1883 stand Br. Ramshaw zuerst als Missionshandwerker und dann als Missionar mit seiner trefflichen Gattin in Arbeit, aus der ihn nach deren Heimgang die Familien-Verhältnisse in die Heimat zu gehen nötigten.[1]) Von 1879—1882 machte Wakefield eine dritte Erholungsreise in die Heimat. Als er zurückkehrte, konnte er wieder eine Gehilfin und Lebensgefährtin mit hinausnehmen, die ihm bis ins vorige Jahr treu zur Seite stand und seitdem zur Erholung in der Heimat weilt. Im Jahre 1880 entschloß man sich zuerst, einen schwarzen Missionar, den Westafrikaner W. H. During nach Ostafrika zu senden, der sich bis jetzt dort trefflich bewährt hat und sich vor allem den Klimaschwierigkeiten weit mehr als irgend ein Europäer gewachsen zeigt.

Vor zwei Jahren brach wieder eine kleine Missionskolonne zur Verstärkung der Ostafrika-Mission von England auf; es waren die Missionare John Baxter und John Houghton mit ihren Frauen. Derweil hatte sich für die Methodisten-Mission eine Thür zu dem eigentlichen Galla-Land am Tana aufgethan, wonach sich Missionar Wakefield so lange schon gesehnt hatte. Das Örtchen Golbanti am unteren Tana schien als Ausgangspunkt für diese Mission der geeignetste Platz zu sein. Nachdem Wakefield das Nötige vorbereitet, brach Missionar During mit einer Anzahl bewährter Galla-Christen von Ribe nach Golbanti auf und machte sich mit ihrer Hilfe alsbald daran, eine eigentliche Missionsstation in Golbanti anzulegen, ein Haus zu bauen, das Gehöft einzufriedigen, den Garten zu bepflanzen rc. Ein Jahr später wurde During von Missionar Houghton und Frau abgelöst, die sich inzwischen in Dschomvu mit der Gallasprache, Sitte, Lebensweise rc. in etwa hatten ver-

[1]) Er trat hernach wieder in den ostafrikanischen Missionsdienst und leistete der englisch-kirchlichen Mission bei ihren Druckarbeiten wichtige Dienste.

traut zu machen gesucht. Noch nicht lange war During nach Dschomvu-Ribe zurückgekehrt, als ein Zug der wilden Masai über Golbanti hereinbrach und dem Leben des jungen Missionar Houghton und seiner Frau ein Ende machte (wahrscheinlich den 2. Mai 1886). Seitdem hat Missionar Wakefield mit Durings Hilfe sich der Golbanti-Station soviel wie möglich selbst angenommen. Wir fügen noch hinzu, daß augenblicklich wieder die ganze Sorge für die Stationen Ribe und Dschomvu mit ihren beiden Außenposten, wie für das nördliche Golbanti allein auf Wakefield und During ruht. Missionar Baxter ist bereits im vergangenen Jahre nach England zurückgekehrt, wohin seine Frau wegen Erkrankung ihres Kindes einige Monate früher (in Begleitung von Frau Wakefield und Kindern) gereist war. Da auch Durings Frau der Gesundheit wegen mit demselben Schiff in ihre westafrikanische Heimat (Sierra-Leone) zurückgekehrt ist, so ist zur Zeit keine Missionarsfrau in der ganzen Methodisten-Mission anwesend.

Wir schließen unsere geschichtliche Übersicht mit einigen Zahlenangaben aus dem letztjährigen Missionsbericht, durch die uns die bisherigen Erfolge der 25jährigen Missionsarbeit in etwa vor Augen gestellt werden. Die Zahl der vollen Gemeindeglieder betrug Juni 1886: in Ribe 57, in Dschomvu 83, auf den beiden Außenposten 9 und in Golbanti 31 (in Summa 180) Erwachsene, zu denen auf den genannten Plätzen noch bezw. 18, 10, 22 und 17 (in Summa 67) in der Probezeit stehende hinzukamen. Die fünf Sonntagsschulen wurden von zusammen 241 Schülern besucht, die Tagesschulen von 162 Kindern; in Dschomvu und Golbanti standen den Missionaren je drei und auf den andern Plätzen je ein Helfer zur Seite, so daß deren Zahl im ganzen sechs betrug, zu denen noch insgesamt acht Gemeinde-Ältesten hinzukamen.

Literatur-Bericht.

1. **Grundemann**: „Dornen und Ähren auf dem Missionsfelde.“ Missionsgeschichten. Herausgegeben von der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg. Leipzig. Im Kommissionsverlag von Fr. Richter. 1887. Bis jetzt erschienen: 1. „Retla (Sara), eine Ähre zwischen Dornen“ (33 S.) und 2. „Jakob Zerére, der standhafte schwarze Christ“ (29 S.). Wenn direkt von der herausgebenden Missionskonferenz (P. Koller in Nowawes) bezogen: 1 Ex. 10 Pf., 10 Ex. 75 Pf., in größeren Partien pro Stück 5 Pf. — Der Verf. hat für diese Schriftchen absichtlich den Namen Traktate vermieden, um schon durch ihre Bezeichnung (Missionsgeschichten) anzudeuten, daß er etwas anderes zu geben beabsichtige, als gemeiniglich in den Traktaten geboten worden ist. Er ist nämlich der Meinung, daß wir auch für unsre noch nicht erweckten Gemeinden Missionsschriften gebrauchen, welche einfach durch ihre objektive, anschauliche, nüchterne Geschichtserzählung für die Mission gewinnen, ohne nebenbei erkennbar auf die Bekehrung des Lesers hinarbeiten zu wollen, Missionsschriften, welche auch nicht die weiten Kreisen unverständliche Sprache Kanaans reden, sondern sich bemühen, den wirklichen Volkston zu treffen. Um das diese Schriftchen von den Traktaten ähnlichen Inhalts Unterscheidende recht anschaulich zu machen, hat der Verf. — selbstverständlich auf Grund der Quellen — zuerst einen Stoff behandelt, über den es bereits einen Missionstraktat gab: Retla, und es kann keinem Zweifel unterliegen,

daß seine Arbeit nicht bloß die nüchternere Berichterstattung, sondern auch die gelungenere Volksmissionsschrift ist. Dasselbe Lob verdient das zweite Schriftchen, welches gleichfalls eine abgerundete, in sich geschlossene, anschauliche Geschichte liefert und weislich vermieden hat, von der Sachkenntnis der Leser zuviel vorauszusetzen. Die Stoffe sind absichtlich aus einem beschränkten Gebiete gewählt, um zu zeigen, welche Fülle des Interessanten sich in den Berichten selbst nur über eine einzige Missionsstation findet. Der Titel: „Dornen und Ähren" deutet an, daß keine Schönfärberei getrieben, sondern auch die Schattenseiten, wie sie in Wirklichkeit sind, dargestellt werden sollen. — Unsre Leser mögen nun selbst prüfen und dann zur Verbreitung dieser Schriftchen die Hände rühren.

Ich benutze diese Gelegenheit, um anzuzeigen, daß von der bereits besprochenen (1886, 568) Grundemannschen **Missions-Schulwandkarte** bis Anfang Mai eine veränderte Ausgabe fertig gestellt werden wird, auf welcher durch nachträgliche Hinzufügung einer Blaufärbung des Wassers die etwas zu blaß geratenen Farbenschattierungen bedeutend gehoben worden sind.

2. **Warneck**: „Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer." Zweite vermehrte Auflage. — Es genüge, das Vorwort zu citieren, durch welches der Verf. diese 2. Aufl. einführt. „Es ist mir eine große Ermutigung, daß schon wenige Wochen nach dem Erscheinen dieses Handbuchs eine zweite Auflage notwendig geworden ist. Diese Thatsache darf ich wohl als einen Beweis dafür ansehen, daß in weiten Kreisen eine Bereitheit vorhanden ist, die Jugend mit dem Wesen und der Geschichte der Mission bekannt zu machen. Und darüber darf sich ein alter Missionsfreund und Missionsarbeiter schon freuen. Bei der Eile, mit welcher der Verleger auf die Fertigstellung dieser 2. Auflage drängte, war es mir nur möglich, außer einigen kleinen Verbesserungen und einer schönen Glockengeschichte, zwei Lücken des Büchleins wenigstens einigermaßen auszufüllen, auf welche aufmerksam gemacht worden zu sein, ich den lehrreichen Ausführungen verdanke, mit welchen in der neulichen Agentenversammlung der sächsischen Provinzial-Missionskonferenz in Halle Herr Seminardirektor Schöppa aus Delitzsch und Herr Dr. Frick, der Direktor der Franckeschen Stiftungen, meine Arbeit beleuchteten: 1. habe ich einige Missionslieder und 2. ein Charakterbild Pauli als Missionars hinzugefügt. Meine Absicht bei Abfassung dieses Handbuches war nicht allein die: dem Lehrer den dargebotenen Stoff recht handlich zu übermitteln, sondern ihn anzuregen, diesen Stoff selbständig zu gestalten. Ich habe allerdings meinerseits schon durch die Anordnung des Stoffes auch eine bestimmte Methode für seine Behandlung in Vorschlag gebracht, aber diese Methode keineswegs als normativ betrachtet. Es giebt gute Methoden und bessere (freilich auch weniger gute und schlechtere), aber es giebt keine alleinseligmachende Methode. Es giebt nicht einmal eine seligmachende oder gar alleinseligmachende Kirche, sondern nur einen alleinseligmachenden Heiland, und der ist kein Methodist, sondern individualisiert die Erziehungswege zur Seligkeit auf mannigfaltige Weise. Die Sache ist das Wesen, die Methode die Form und am Ende ist — versteht sich cum grano salis — der Mann die beste Methode, wenn in ihm die Sache lebt. Der Segen des großen Segners im Himmel geleite das Büchlein auch auf seiner zweiten Missionsreise.

Die Februarmissionswoche in London.

Von Rev. Schleicher in London.

Wenn in einem unterrichteten christlichen Kreise die Frage aufgeworfen würde, welches Land sich am meisten durch allgemeinen Eifer für die Mission auszeichne, so würden vermutlich alle England nennen. Einzelne Religionsgemeinschaften in Deutschland, wie z. B. die Brüdergemeinde, haben ja größere Aufopferung bewiesen; aber was die Leistungen im allgemeinen anbelangt, so kann sich kein einzelnes Volk größerer Zahlen rühmen, als das englische; keine Missionsgesellschaft hat ein Einkommen, welches an dasjenige der Church Missionary Society hinanreicht.[1]) Auch hat man sich diese Thatsache durchaus nicht so zurecht zu legen, als repräsentierten diese höheren Summen den verhältnismäßig weit größeren Reichtum englischer Christen. Man braucht nur einer bedeutenderen Londoner Missionsversammlung beizuwohnen, um sich von dem Irrtümlichen einer solchen Ansicht zu überzeugen. Außerdem zeigen die Subskriptionslisten englischer Missionsgesellschaften, daß sich dort viel weitere Kreise der Bevölkerung als anderswo an den Gaben beteiligen; und neuere Untersuchungen haben es außer allen Zweifel gestellt, daß die Großgrundbesitzer, die großen Kaufleute und überhaupt diejenigen, welche den Reichtum des Landes in Händen haben, für die Mission verhältnismäßig wenig thun, daß dieselbe vielmehr hauptsächlich von der Mittelklasse und den Armen, welche vor den entsprechenden Gesellschaftsschichten anderer Länder in irdischer Beziehung nur wenig voraus haben, unterstützt wird.[2]) Diese verhältnismäßig großartigen Leistungen haben die englischen Missionsgesellschaften besonders ihrer ausgezeichneten Organisation zu verdanken. Dort ist fast jede Kirchengemeinde der Mittelpunkt eines kleinen Missionszweigvereins; die (derselben Kirche angehörigen) Gemeinden jeder Grafschaft schließen sich zu einem Provinzialvereine zusammen; und die Provinzialvereine sind wieder unter der Leitung eines Centralausschusses in London. So besteht die Church Missionary Society aus 5500 kleinen Gemeindemissionsvereinen, deren einige, wie z. B. die von Hampstead, bis zu zweitausend Pfund jährlich aufbringen. Der Gemeindemissionsverein, welcher, außer dem Geistlichen und seiner Frau, aus den

[1]) Es betrug pro 1885/86: 4024752 M., eine Summe, die sich allerdings nicht aus lauter in England gesammelten Beiträgen zusammensetzt. D. H.

[2]) Vergl. diese Ztschr. 1886, 516.

eifrigsten Christen der Gemeinde sich zusammensetzt, ist der Ausgangspunkt einer oft sehr regen Lokalpropaganda, die mit besonderem Eifer von den weiblichen Mitgliedern betrieben wird. Auch durch Missionspredigten und vierteljährliche Versammlungen für Erwachsene und besonders auch für Kinder, wird das Interesse an der Sache des Reiches Gottes immer wieder neu belebt. Eine specielle Seite des englischen Missionslebens sind die Anstrengungen, welche gemacht werden, um schon den Kindern eine warme und praktische Liebe zur Mission einzuflößen; und es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß die Kinder einer einzigen Sonntagsschule jährlich an 30—50 Pfund von ihrem oft kärglichen Taschengelde in die Missionsbüchsen legen. Auch hört man häufig englische Missionare die Wahl ihres Lebensberufes auf die in der Sonntagsschule empfangenen Eindrücke zurückführen.

Trotz dieser guten Organisation können aber Englands Leistungen auf diesem Gebiete nur dann großartig erscheinen, wenn man sie mit denen anderer Länder vergleicht. Bedenkt man aber, was es zu thun giebt, und was England thun könnte, so präsentieren sich diese Leistungen in einem weit weniger rosigen Lichte. Die jährliche Gesamteinnahme aller britischen Missionsgesellschaften beträgt etwa eine Million Pfund; aber diese Summe stellt kaum 1/45 Prozent des jährlichen Nationaleinkommens dar. London, die Fünfmillionenstadt, vermag nur 60000 Pfund oder etwa zehn Pfennige auf den Kopf der Bevölkerung für die Mission zu erübrigen. Diese Thatsachen beweisen, daß auch in England die Zahl der Missionsfreunde noch eine verhältnismäßig sehr geringe ist, daß auch dort die Mehrzahl sogar der Christen den Ansprüchen der Heidenwelt gleichgiltig und teilnahmlos gegenüberstehen, und daß auch dort das Gewissen der Kirche noch nicht zum vollen bewußten Verständnis des letzten Gebotes ihres auferstandenen Herrn erwacht ist.

Nun hat es in dem Komitee der großen Church Missionary Society von jeher Männer gegeben, wie der, welcher sagte, daß nach seinem Tode man das Wort „Mission“ in seinem Herzen eingegraben finden würde. Diesen Männern stehen immer vor Augen die unübersehbaren Felder, die weiß zur Ernte sind. Vor ihren Ohren erschallt unablässig der macedonische Ruf: Komm herüber und hilf uns. Aber mit schwerem Herzen müssen sie einen Vorschlag zur Ausbreitung der Missionsthätigkeit nach dem andern abweisen, weil sie weder Arbeiter noch Geldmittel dazu haben, und die zum größten Teil in Gleichgiltigkeit versunkene Kirche sich nicht zum Niveau der von Gott gebotenen Gelegenheiten erheben will. In der letzten Zeit wurden der Hilferufe aus der Heidenwelt, denen man das Ohr

verschließen mußte, soviele, daß das Komitee sich im vorigen Jahre zu dem Versuche gedrungen sah, durch einen hellen, allgemein vernehmlichen Heroldsruf die Christen aus ihrem schweren Schlafe aufzurütteln. Und zu diesem Zwecke sollte eine im ganzen Lande gleichzeitig abzuhaltende Missions- und Gebetswoche dienen. In jeder Stadt, ja in jedem Dorfe, von Dover bis zu Beowick im fernen Northumberland, sollten in der zweiten Februarwoche sogenannte „Simultaneous Meetings" (gleichzeitige Versammlungen) stattfinden. Und allenthalben sollten die Missionsfreunde eine besondere durch Gebet und gemeinsames Wirken gehobene Anstrengung machen, ihren Mitchristen „die Ansprüche der heidnischen und mohammedanischen Welt" recht herzlich und dringlich an die Seele zu legen.

Eine solche Bewegung hat in England ihre ganz besonderen Schwierigkeiten. Ihrem Wesen nach muß sie sich an alle Christen des Landes, und nicht nur an die der Church Missionary Society schon freundlich gesinnten, wenden. In den Augen des Gesetzes gehört nun zwar jeder Engländer der Staatskirche an und könnte sich also in vollem Einklange mit der großen kirchlichen Missionsgesellschaft befinden. Aber leider entspricht der thatsächliche Sachverhalt dieser idealen Annahme keineswegs. Vielmehr besteht ein Drittel der Bevölkerung aus Presbyterianern, Methodisten, Independenten und Baptisten, und alle diese Kirchen haben ihre eigenen Missionsgesellschaften. Ja, selbst innerhalb der Staatskirche leben die „Evangelischen" und die „Hochkirchlichen" nicht immer auf dem allerbrüderlichsten Fuße beisammen. Von diesen kirchlichen Richtungen ist die erstere durch die Church Missionary Society, die letztere durch die Missionsgesellschaft „for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts" (Ausbreitungs-G.) vertreten. Am besten für den Erfolg der Missionswoche wäre es also gewesen, wenn die verschiedenen christlichen Gemeinschaften es über sich vermocht hätten, im Hinblick auf den gemeinsamen Herrn und die gemeinsame Arbeit ihre gegenseitige Eifersucht wenigstens sieben Tage lang zu vergessen, und die Bewegung zu einem wahrhaft großartigen Zeugnis aller englischen Christen für die Sache der Mission zu gestalten. Aber obgleich sich viele einzelne Dissenters und nicht wenige Ritualisten nachher an den Versammlungen beteiligten, so schien der Gedanke bei den andern Missionsgesellschaften selbst nur wenig Anklang zu finden, und wenn die Missionswoche überhaupt zustande kommen sollte, so mußte die Church Missionary Society sich ganz allein an das Werk machen. Um aber jeden Anstoß zu vermeiden und die ganze Bewegung überhaupt über die Region der bloßen Subskriptionsliste hinaus zu heben, beschloß sie, dabei von ihren eigenen Interessen für

den Augenblick ganz abzusehen und für sich selbst weder um Geld, noch um irgendwelche andere Unterstützung zu bitten. Die Gebetswoche sollte von der Ch. M. S. ausgehen: sie sollte die ganze Mühe und die sämtlichen Kosten der Organisation auf sich nehmen; aber der Segen derselben sollte der Missionssache überhaupt zu gute kommen. Kurz, die Missionswoche sollte den doppelten Zweck erfüllen, die Christen aller Konfessionen zu gemeinsamem Gebete für das Reich Gottes aufzumuntern, und der Lauen und Gedankenlosen mit tausendzüngiger Stimme den Missionsbefehl Christi ins Gewissen zu rufen.

Man hegte zuerst die Absicht, daß in der zweiten Februarwoche des Jahres 1886 diese Meetings gleichzeitig in allen Teilen des Landes stattfinden sollten. Aber es stellte sich bald heraus, daß die Riesenaufgabe, etwa zehntausend Meetings auf einmal zu arrangieren, die Kräfte des Centralkomitees übersteige. Man änderte deshalb den ursprünglichen Plan dahin ab, daß die Hauptstadt an den 1886er Meetings keinen Anteil nehmen, dafür aber in den entsprechenden Tagen des folgenden Jahres eine besondere Missionswoche haben sollte. Vom 7. bis zum 13. Februar v. J. hallten die Provinzen weit und breit wider von dem vieltausendstimmigen Aufruf zur regeren Beteiligung an der Mission, und fast überall strömten große Scharen herbei, um der Mahnung zu lauschen. Wie weit sich die Begeisterung jener Zeit in praktischen Resultaten verkörpern wird, müssen die zukünftigen Jahresberichte der verschiedenen Missionsgesellschaften lehren.

Der außerordentlich große augenblickliche Erfolg der Missionswoche in den Provinzen ermutigte das organisierende Komitee, dieselbe in diesem Jahre in der Hauptstadt zu wiederholen. Zwar werden schon ohnehin in fast allen Londoner Kirchen am St. Andreastage, wo das Evangelium von den Menschenfischern und die Epistel von der Notwendigkeit der Predigt spricht, Missionsbetstunden gehalten; doch diese beschränken sich auf die Staatskirche und werden nur von warmen Freunden der Sache besucht. Die Missionswoche sollte aber besonders für die in Gleichgiltigkeit befangene Menge sein: und da zeigt allerdings die oben angedeutete geringe Teilnahme Londons an der Mission, daß die Fünfmillionenstadt in dieser Hinsicht einer gründlichen Aufrüttelung bedarf. Und es ist die Überzeugung der Männer, durch deren Anregung diese großartige Missionswoche zustande kam, daß die unwiderstehliche Macht des vereinten christlichen Gebetes selbst diese tote Masse mit dem lebendigen Geiste der selbstverleugnenden Liebe zu erfassen vermag.

Die Londoner Geistlichkeit ging größtenteils mit Begeisterung auf

den Vorschlag des Missionskomitees ein. In vielen Stadtteilen entwickelten seit Anfang des Jahres die Parochialvereine unter der Leitung der Pastoren eine fast fieberhafte Thätigkeit. Es sollte kein Londoner sagen dürfen, daß er nicht von der Missionswoche gehört hätte. Die mystischen Buchstaben F. S. M. waren in aller Munde, und fast jedes Kind auf der Straße hätte dem Fremden das Geheimnis dieser Buchstaben mit den Worten „February Simultaneous Meetings" erklären können. An jeder Mauer und in unzähligen Ladenfenstern erblickte man riesige auf die Missionswoche bezügliche Plakate in schwarzem, rotem und blauem Druck. Auf den Straßen wurden den Vorübergehenden von begeisterten Missionswerbern den Zweck der Meetings erklärende Zettel in die Hände gedrückt, und es sollen von diesen allein über eine Million verteilt worden sein. Ja, in vielen Stadtgegenden gingen eifrige Missionsfreunde, darunter besonders zahlreiche Damen, von Haus zu Haus, um die Insassen persönlich zur Teilnahme an den Meetings aufzufordern, oder wenigstens große Couverts voller Einladungskarten und passender Traktate abzuliefern. Denn wenn sich der Engländer einmal vornimmt, etwas allgemein bekannt zu machen, so weiß er sein Vorhaben auch durchzuführen; und man darf wohl behaupten, daß am Vorabend des großen „Missionssonntages" ganz London wußte, daß die Glocken desselben eine dem Gebete und der Fürsprache für die Mission gewidmete Woche einläuten würden. Dabei hatte man aber auch über den äußeren Vorbereitungen das Beste nicht vergessen, vielmehr war schon seit dem Neujahrstage in hunderten von Versammlungen ernster Christen sowohl im Missionshause, als auch in den einzelnen Gemeinden der kommenden Meetings fürbittend gedacht worden. Der 6. Februar fand die Missionsfreunde voll froher Hoffnung und einen großen Teil der „Provinz voll Häuser" in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Die Woche fing gut an. Über tausend Kanzeln waren der Church Missionary Society zur Verfügung gestellt worden. Manche Gotteshäuser waren festlich geschmückt. Über den Altären und Wänden prangten in geschmackvoller Ausführung auf das Tagesthema bezügliche Sprüche. Fast allerorts war der Kirchenbesuch ein viel stärkerer, als an gewöhnlichen Sonntagen. Kollekten wurden nicht veranstaltet, aber die Sache der Mission wurde überall — teilweise von den ersten Männern der evangelischen Staatskirche — in ernsten Worten den Zuhörern an die Seele gelegt. Am Nachmittage nahmen hunderttausende von Kindern die Plätze ihrer Eltern ein und lauschten mit großer Aufmerksamkeit interessanten Erzählungen aus dem Missionsleben.

Es würde schwer halten, von den Versammlungen, die an den Wochenabenden stattfanden, auch nur eine allgemeine Beschreibung zu liefern. Schon ihre Anzahl müßte von einem solchen Unternehmen abschrecken: ging dieselbe doch weit über das erste Tausend hinaus. Dabei waren die Meetings selbst von der allerverschiedensten Art, von der imposanten Massenversammlung bis herab zum kleinen Drawing Room Meeting d. h. einer Art Missionsstunde für Angehörige der höheren Kreise im Gesellschaftszimmer einer christlichen Dame. Die Sache der Mission war eben der Hauptgegenstand der Besprechung bei all den verschiedenen Zusammenkünften, in denen sich das kirchliche Leben Englands bewegt: bei den Communicants Meetings oder Zusammentreffen regelmäßiger Abendmahlsgäste zu gemeinsamer Stärkung und Erbauung; bei den wöchentlichen Zusammenkünften der Mäßigkeitsvereine; bei den Dorcas Meetings oder Nähvereinen; bei den zahlreichen Zweigversammlungen der Jünglings- und der Jungfrauenvereine; bei den Mothers Meetings, oder Zusammenkünften armer Frauen, um unter der Anleitung christlicher Damen für ihre Familien zu nähen; und endlich auch in den Vereinen von Sonntagsschullehrern und -lehrerinnen, in den Bibelstunden und den Bands of Hope oder Kindermäßigkeitsvereinen. Besonders aber richtete sich die Bewegung auch an junge Männer und dieselben wurden zu fast allen Versammlungen mit der größten Dringlichkeit eingeladen. Galt es doch besonders, für die Heidenländer eine große Wolke von lebendigen Zeugen zu gewinnen. Die Kinderversammlungen an den Wochenabenden waren meistens mit „Missionsmuseen" oder Ausstellungen merkwürdiger heidnischer Kultusgegenstände verbunden.

Von den Hauptversammlungen oder „Aggregat Meetings" waren die bedeutendsten diejenigen im Westminster Rathaussaale, im Mildmay Conference Hall, dem Schauplatze der jährlichen „Mildmay Meetings", in Islington und in Kensington; ferner in Hampstead, Crouchend, Kilburn und Paddington. Wahrhaft großartig war die Versammlung zu Westminster am Dienstag Abend. Sowohl die unteren Räume, als auch die Galerien des riesigen Rathaussaales waren im buchstäblichsten Sinne des Wortes „zum Erdrücken" angefüllt. Die Zahl der Anwesenden wurde auf über dreitausend geschätzt; und als schon jeder Platz besetzt war, stand draußen noch so eine dichte Menschenmenge, daß für dieselbe in einem nicht weit abgelegenen Saale eine besondere Versammlung oder „Overflow Meeting" gehalten werden mußte. Unter den Rednern befanden sich mehrere der hervorragendsten Geistlichen, wie Kanonikus Westcott und Archidiakonus Farrar, auch Lord Northbrook, der frühere General-

gouverneur von Indien, welcher ein begeistertes Zeugnis für den Einfluß der Mission in jenem Lande ablegte. Überhaupt muß jedem, der die Namen der Redner bei den verschiedenen Versammlungen aufmerksam betrachtet, die große Anzahl hochgestellter Laien auffallen, welche sich gedrungen fühlten, bei dieser Gelegenheit ein herzliches Wort für die Mission zu sprechen. Neben den meisten Bischöfen und anderen Koryphäen der Staatskirche finden wir da Parlamentsmitglieder wie den obenerwähnten Lord Northbrook, Sir Albert Rollit, Sydney Gedge, und mehrere andere; bedeutende Juristen, wie den Kanzler Dibdin, mehrere Marinekapitäne, zwölf Generäle, sieben Obersten und Majore und auch einige der ersten Londoner Ärzte. Diese aktive Teilnahme aller Stände an der Bewegung gab ihr natürlich eine weitere Ausdehnung und ein volkstümlicheres Gepräge, als wenn sie ausschließlich unter der Leitung der Pastoren gestanden hätte.

Von diesen Hauptversammlungen wird der Leser sich am leichtesten eine klare und anschauliche Vorstellung machen können, wenn er sich im Geiste in eine derselben zu versetzen vermag. Zu diesem Zwecke wollen wir die Massenversammlung im Mildmay Conference Hall besuchen. Schon der Name dieser Halle ist unzertrennlich mit der Idee eines ernsten, etwas puritanisch angehauchten Protestantismus verknüpft. Hier begegnen sich in den Junimeetings Staatskirchliche und Dissenters auf dem Boden einer gemeinsamen evangelischen Richtung zu brüderlicher Erbauung. In Verbindung mit dem etwas hochkirchlichen Westminster bezeichnet Mildmay die Allgemeinheit der Missionswoche innerhalb der Staatskirche und sogar noch über ihre Grenzen hinaus.

Es ist am Dienstag-Abend gegen 8 Uhr und der Ostwind pfeift kalt und schaurig genug die fast menschenleeren Straßen entlang. Bei den weiten Entfernungen Londons müssen wir und andere, die demselben Ziele zustreben, uns seiner schneidigen Laune auf das gründlichste aussetzen. Aber in der Konferenzhalle — einem großen, länglich viereckigen Saale mit Galerien auf drei Seiten und einer Rednertribüne auf der vierten — begrüßen uns Licht und Wärme. Trotz des abschreckenden Wetters sind die unteren Räume, welche ungefähr 1500 Menschen fassen, ganz angefüllt und auch von den Galerien sind viele aufmerksame Gesichter der Tribüne zugewendet. Einen besonders erfreulichen Anblick gewähren die dichten Reihen junger Männer, welche die überwiegende Mehrzahl der Versammlung bilden. Rings um den Vorsitzenden, den Bischof von London, sieht man auf der Tribüne eine dichte Schar von Geistlichen, Großkaufleuten, Parlamentsmitgliedern, Offizieren und anderen

hochgestellten Missionsfreunden. Mit dem Schlage 8 Uhr wird ein wohlbekanntes Missionslied angestimmt. Wie ein Mann erhebt sich die ganze gewaltige Versammlung und mit Begeisterung schallt es in die Nacht hinaus:

„Steht auf, steht auf für Jesus
Ihr Kreuzeskrieger all!
Schwingt hoch sein Königsbanner
In der Weltschlacht wildem Prall:
Zu immer neuen Siegen
Führt uns der starke Held,
Bis alle Feinde liegen
Zu Fuß dem Herrn der Welt!"

Immer mächtiger schwillt der Gesang an, bis er zuletzt in ein wahres Triumphgeschrei ausklingt. Der Eindruck ist ein so überwältigender, daß selbst bisher Gleichgiltige von der allgemeinen Begeisterung mit fortgerissen werden. Diese Stimmung wird noch erhöht durch das herzliche Gebet, welches jetzt von einem der Geistlichen gesprochen wird. Das Eisen ist offenbar warm: Gott gebe, daß auch von seinem Geiste erfüllte Redner zugegen sind, um es sogleich in eine bleibende Form zu schmieden. Der Bischof von London spricht zuerst über das Gebet. Des Christen Gebet ist allmächtig, weil es „die Hand bewegt, welche die Welt bewegt." Deshalb sollen wir auch nicht denken, daß wir nichts für die Mission thun können. Wir können beten, und mit dem Gebete ist die Schlacht schon halb gewonnen. Wenn wir aber recht von Herzen für die Ausbreitung des Gottesreiches beten, so werden wir auch lernen, Gottes Mitarbeiter zu sein. Im Geiste des Gebetes werden wir Kraft gewinnen zu selbstverleugnender Unterstützung der Mission, und es wird jedem klar werden, ob er zur Arbeit in der Heidenwelt berufen ist. Im Geiste des Gebetes wird ein solcher in aller Demut und Selbsthingabe sagen lernen: Hier bin ich, Herr: sende mich! — Nach dem Bischofe ergreift Mr. Sidney Gedge, ein hervorragender Parlamentsabgeordneter, das Wort. In der ganzen Welt, sagt er, giebt es überhaupt eintausend Millionen Heiden und Mohammedaner. Von diesen sind in neuerer Zeit etwa zwei Millionen zum Christentume bekehrt worden. Aber immer noch sterben alle drei Wochen mehr Menschen, die nichts von dem Heilande wissen, als bisher von den sämtlichen Missionsgesellschaften der Welt zum Glauben an ihn gebracht worden sind. Ist es da nicht heilige Pflicht, unsere Anstrengungen zu verdoppeln, ja zu verzehnfachen? Carey sagte einst in einer Versammlung, daß es Christenpflicht sei, den Heiden das Evangelium zu verkündigen; und er wurde

von einem älteren Geistlichen scharf zurechtgewiesen mit den Worten, daß das Gottes Sache sei, und daß Gott auch schon ohne Carey oder irgend einen anderen Menschen fertig werden könnte. Gott sei Dank, wir haben Christum besser gelernt. Der kürzlich verstorbene Staatsmann Lord Iddesleigh pflegte zu sagen, daß jeder Mensch ein Missionar sei; nämlich entweder ein Missionar Gottes oder ein Missionar des Teufels, indem er andere Menschen entweder zu Christo hin oder von ihm fortführe. Aber jeder von uns, wenn er auch nicht zu den Heiden hinausgehen kann, sollte sich als Missionar an die Heiden fühlen. Jeder sollte es mit seiner Pflicht in Bezug auf die Heidenmission ebenso ernst nehmen, als hätte ihn Christus selbst persönlich zu dieser Arbeit berufen. Wenn jeder Christ sich ganz und voll seiner Aufgabe bewußt wäre, dann würde bald von England die Schmach fortgenommen werden, daß es 136 Millionen Pfund für berauschende Getränke ausgiebt, während es nur eine Million für die Mission erübrigen kann. — Nachdem sich die Versammlung hier mit dem Gesange noch eines siegesfrohen Missionsliedes erfrischt, richten sich aller Augen auf eine ehrwürdige Gestalt im weißen Haarschmuck, die jetzt auf der Rednerbühne erscheint — der weit und breit beliebte und verehrte Pastor Gordon Calthrop. Im Laufe eines feurigen Aufrufes zur Mitarbeit an der Mission macht er es uns klar, daß diejenigen die besten Freunde der Heidenmission sind, welche am meisten dazu beitragen, den geistlichen Ton der Kirche zu heben, ihr Leben zu vertiefen und sie in unmittelbaren Zusammenhang mit ihrem Herrn zu bringen. Wenn durch das ernste Gebet aller Christen die Missionswoche diesen Zweck erfüllt, so werden die verschiedenen Gesellschaften nicht vergeblich um Geld oder um Arbeiter zu bitten haben. — Es spricht nun noch ein Kaufmann einige ernste Worte. Die Versammlung vereinigt sich darauf zu einem herzlichen Schlußgebet; der Bischof spricht den Segen; und zum Schlusse ertönt das mit großer Begeisterung gesungene Wesleysche Lied:

„Jesus wird Herr sein aller Welt,
Wo nur der Sonne Strahl hinfällt;
Sein Reich wird sein von Meer zu Meer,
Bis der Mond erbleicht und der Sterne Heer."

Und so — das wissen wir — gab es hunderte von Versammlungen an jenem kalten, unfreundlichen Februarabend voll warmer Begeisterung für die Mission. Möge nur er, der mit dem heiligen Geiste und mit Feuer tauft, dieser rasch aufflammenden Liebe auch beharrliche Ausdauer schenken!

Mit zu den interessantesten Meetings der ganzen Folge gehörten diejenigen, welche in der City (dem Geschäftsteile der Stadt) während der

Mittagsstunde für tausende von Kaufleuten und Comptoiristen gehalten wurden. Eine besondere Anziehungskraft besaßen natürlich die Missionsstunden, welche Missionar Ashe,[1]) der bisherige Gefährte Mackays in Uganda, täglich in der Petrikirche zu Cornhill abhielt. Bei einer Massenversammlung junger Männer in Exeter Hall am Freitag-Abend wurde dem von seinem Arbeitsfelde ausgestoßenen Glaubensboten eine wahre Ovation zu teil. Dieses Meeting wurde eröffnet mit einem Sologesang eines eingeborenen afrikanischen Geistlichen, Namens Johnston, der mit schöner klarer Stimme die Stelle wiedergab: Äthiopien soll sein Haupt erheben, denn der Herr hat es gesprochen. Dann erhob sich Ashe, um von der Gründung und der Bluttaufe der Kirche im fernen Uganda zu erzählen. Die Vorgänge, welche zur gegenwärtigen Lage in jenem Lande führten, waren in allgemeinen Umrissen den meisten Missionsfreunden ja wohlbekannt. Aber es war doch tief erschütternd, der schlichten Beschreibung eines Mannes zu lauschen, der nicht nur die schreckliche und doch so glorreiche Christenverfolgung mit erlebt, sondern viele der Blutzeugen zu ihrem freudigen Todesgange gestärkt hatte. „Nie," so schloß er seine lange Erzählung, „kann ich die Gefühle vergessen, mit welchen Mackay und ich an jenem denkwürdigen Ostermorgen den schwarzen Brüdern das heilige Abendmahl reichten! Konnten wir doch alle im nächsten Augenblick in die Gegenwart des Heilandes gerufen werden. Die Gefahr zog vorüber für uns Missionare. Aber mit um so unbändigerer Wildheit wütete die entfesselte Mordlust des Tyrannen unter unserer armen Gemeinde. Es ist mir vorgeworfen worden, daß ich von meinem Posten geflohen sei. Dies ist eine ungerechte Beschuldigung, die mir von Herzen wehe gethan hat. Muanga wünschte, daß einer von uns sein Land verließe. Es war schon ausgemacht, daß Mackay gehen sollte; aber der König wollte ihn nicht ziehen lassen, und darauf drängte mich Mackay, bis auf bessere Zeiten dem Lande den Rücken zu kehren, damit der Wüterich nicht noch mehr gereizt würde. Mit schwerem Herzen bin ich gezogen und mit großer Freudigkeit werde ich zurückeilen, sobald mir Gott den Weg dazu bahnt. Ich lebe der Hoffnung, daß Stanley eine Wendung zu unseren Gunsten wird herbeiführen können. Kein Europäer erfreut sich dort einer größeren Beliebtheit. Vielleicht ist er das Werkzeug, durch dessen Vermittlung Gott die schwergeprüften Wagandachristen von ihrer zeitlichen Drangsal erlösen will."

Den Schlußstein der sämtlichen Meetings bildete der großartige „allgemeine Dankgottesdienst" in der Sankt Pauls-Kathedrale am Montag-

[1]) Er war erst kurz vorher in England angekommen. Vgl. über ihn S. 29.
D. H.

Abend der folgenden Woche. Die ungeheure Menschenmenge, welche die weiten Räume der mächtigen Kathedrale erfüllte und nach allen Seiten sich in das Halbdunkel des Hintergrundes verlor, ließ zugleich auf den Erfolg der Missionswoche überhaupt einen höchst erfreulichen Schluß ziehen. Das sehr hochkirchliche Domkapitel zeichnete sich allerdings durch seine Abwesenheit aus, wie denn überhaupt die äußerste Rechte der Ritualistenpartei sich von der ganzen Bewegung sorgfältig ferngehalten und in ihren kirchlichen Organen derselben auch nicht mit einer Silbe erwähnt hatte. Dafür waren aber viele Dissenters zugegen, und beim Beginn des Gottesdienstes bewegte sich eine nichtendenwollende Prozession Londoner Geistlicher in schneeweißer Amtstracht von der Sakristei nach dem Chorraume. Das in England sonst seltene volle Einstimmen der ganzen Gemeinde in den Gesang der Lieder und Dankpsalmen zeugte von der begeisterten Stimmung der Anwesenden. Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte alles der ausgezeichneten Predigt des beredten Bischofs von Rochester über den Text Matth. 15, 33—34: „Woher mögen wir soviel Brots nehmen in der Wüste, daß wir soviel Volks sättigen? Und Jesus sprach zu ihnen: Wieviel Brote habt ihr?" Als der Prediger von Missionstreue sprach, und dabei einen Brief emporhielt, der soeben von dem einsamen Glaubensboten im fernen Uganda angekommen sei, hielt alles den Atem an — und die Stille ward noch tiefer und feierlicher, als er daraus die Stelle vorlas: „Mit Gottes Hilfe will ich hier ausharren in der Hoffnung, daß ich allmählich größere Freiheit erhalten werde. Jeden Tag, oder vielmehr jede Nacht, kommen eine Anzahl Leute zu mir zu kurzem Unterrichte." Und der Schluß der Predigt war ein würdiges Ausklingen der ganzen Bewegung: „Meine Brüder, dessen können wir gewiß sein: sei es mit, sei es ohne uns, Christus wird triumphieren. Sein Vater hat ihm das Erbe einer erlösten Menschheit zugesagt. Aber in seiner unaussprechlichen Güte erlaubt, bittet, verlangt er, daß dieses köstliche Reich ihm durch unsere Selbsthingabe gewonnen werden möge. Soll es geschehen? Die Entscheidung gehört euch. Sollen diese Versammlungen mehr sein, als tönendes Erz und klingende Schellen, so werden sie Ausdruck finden in verdoppelten Beiträgen, vertieftem Interesse, brünstigem, leidenschaftlich ungestümen Gebet. Es giebt kein besseres Maß unserer Liebe zu Christo, als der Anteil, den wir an der Mission nehmen. Wenn wir ihn lieben, so werden wir nach dem Maßstabe unserer Liebe zu ihm danach verlangen, ihm die Seelen zu geben, für die er starb. Heute abend blickt er jedem von uns ins Herz und fragt mit sanfter Stimme: Hast du mich wirklich lieb? Dann gieb mir die Heiden zum Erbe und der Welt Ende

zum Eigentum. Ja, er wird seine Lust sehen und die Fülle haben. Seine Fahne wird über einem mächtigen Siegesfelde wehen. Wo werden wir uns dann vor Scham verbergen, wenn wir nicht zu ihr gestanden sind im Schlachtgetümmel? Was der Vater der Geister mit den Heiden thun wird, die ohne Christum gelebt und gestorben, ist nicht unsere Sache. Wir können es nicht wissen und brauchen nicht danach zu fragen — wir müssen es der Liebe anheimstellen, die auf Golgatha ihren Ausdruck gefunden. Aber was Gott mit uns thun wird, wenn wir wissentlich und willentlich sie ihrem Elende überlassen, ist eine Frage, deren Beantwortung ich jedem von euch ans Gewissen lege. Wir werden sie wieder hören, wenn die Toten, groß und klein, vor Gott stehen. „Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig, oder nackt oder krank oder gefangen gesehen, und haben dir nicht gedienet?" „Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht gethan habt einem unter diesen geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir auch nicht gethan."

Als noch unter dem Eindrucke dieser letzten Worte die mächtige Gemeinde zu den zahlreichen Thüren der Riesenkathedrale hinausflutete, mögen sich wohl viele der wackeren Missionsvorkämpfer von Salisbury Square die bängliche Frage vorgelegt haben, ob die Missionswoche nun damit ein Ende haben würde, oder ob man hoffen dürfe, bald in den Missionsseminaren und den Subskriptionslisten greifbare Resultate der Bewegung vor Augen zu sehen. Aber wenn sie an die vielen begeisterten Meetings dachten, an den Segen, den Gott in so reichem Maße verliehen, an die tausende, denen in der vergangenen Woche zum ersten Male ein Verständnis für die Mission aufgegangen war, so durften sie sich doch zu dem Vertrauen ermutigt fühlen, daß die „February Simultaneous Meetings" sich in der Folge als ein wahres Missionspfingsten ausweisen würden.

Die hauptsächlichsten Hindernisse des Evangelii unter den Bassuto.

Von Superintendent Kikebusch.

Unter diesem Titel hat der Missionsdirektor A. Boegner zu Paris im Journal des miss. évangél. eine Reihe von ebenso interessanten wie gründlich gearbeiteten Artikeln aus der Feder des Missionars L. Dûvoisin veröffentlicht, die wir in abgekürzter Bearbeitung hier wiedergeben wollen. Man hüte sich jedoch, ausschließlich nach diesen Artikeln den gegenwärtigen

Zustand des Bassutovolkes zu beurteilen. Düvoisin selbst warnt davor, da er durch das Thema veranlaßt worden sei, wesentlich die Schattenseiten des Bassutovolkes hervortreten zu lassen, so daß ihm seine Arbeit ganz von selbst zu einer Art Missionspathologie geworden. Überdies hat Düvoisin seine eigene Schreibweise, die berücksichtigt werden muß, und wer ein gerechtes Urteil über die Bassuto und über das, was die Mission aus ihnen gemacht hat, gewinnen will, muß im Lichte des sonst noch vorhandenen Materials — Boegner führt besonders das noch nicht veraltete Buch von Casalis senior „les Bassoutos“ an, — auch die Kehrseite der Medaille ins Auge fassen.

I. Der Zustand der Kindheit, in welchem sich die Bassuto noch heute befinden.

Wohl sind die Bassuto nicht mehr, was sie vor 50, ja vor 20 und 15 Jahren waren. Die Berührung mit der europäischen Civilisation hat ihre Sitten nachteilig beeinflußt: die alte Einfachheit schwindet, die Trunksucht fordert ihre Opfer, und wenn man den Branntweinsteufel nicht wird bannen können, so wird auch das Bassutovolk bald einer faulen Frucht gleichen, die nicht reif geworden ist. Dabei haben die Bassuto als Volk die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten. Das zeigt sich in den Sitten, die noch heute die eines Hirten- und ackerbautreibenden Volkes sind; in der politischen Verfassung, die patriarchalisch nach dem Vorbild der Familie eingerichtet ist; in der Sprache, die trotz aller Wandlung den Zauber der kindlichen Einfachheit nicht verloren hat; endlich aber in den religiösen Vorstellungen und Begriffen. Es giebt nichts Elementareres als das Heidentum der Bassuto. Sie haben weder Tempel, noch Götzenbilder, noch göttliche Wesen. Dagegen umgiebt wie ein Netz den heidnischen Bassuto eine Unzahl von abergläubischen Gebräuchen von der Wiege bis zum Grabe. Dieselbe Einfachheit findet sich in ihren sittlichen Ideen. Ohne System und Reflexion sind sie das unmittelbare Resultat eines richtigen Instinktes. Dies natürliche Sittengesetz, eine abgeblaßte Kopie des Zehngebots, ist, wie sich von selbst versteht, sehr unvollkommen. Seinem Wesen nach negativ und äußerlich, verurteilt es nicht die Gedanken, die sich nicht durch die That offenbaren, und die böse That tadelt es nur, soweit sie dem Nächsten schadet.

Kein inneres Band verbindet Moral und Religion. Wie zwei konzentrische Kreise bewegen sich unabhängig voneinander beide Gebiete um einen gemeinsamen Mittelpunkt, aber dieser gemeinsame Mittelpunkt

— kein anderer als Gott selbst — war den Bassuto unbekannt, sie hatten in ihrer Sprache keinen Ausdruck dafür. Und doch brauchte ihnen die Mission nur den Namen Gottes zu verkündigen, da nahmen sie ihn auch an, und selbst bei den heidnischen Bassuto ist der Gottesname populär geworden, ein Beweis, daß die Gottesidee eine Forderung der menschlichen Natur ist und auf der Linie derjenigen Wahrheitselemente liegt, die auch dem gefallenen Menschen als Eigentum verblieben sind.

Die Aufgabe des Missionars besteht demnach darin, daß er das entstellte Ebenbild Gottes an den Bassuto wieder herstellt, indem er ihre sittliche und geistige Natur von Grund aus erneuert. Dabei muß er zu den Resten des sittlichen Bewußtseins zurückgehen als zu dem unerschütterlichen Fundamente, auf dem nach Beseitigung der vorhandenen Hindernisse der sittlich-religiöse Bau sich erheben kann.

II. Der Mangel an Vorbereitung.

Als hauptsächlichstes Hindernis des Evangelii (le principal obstacle; nicht quelqu'un des pr. obst.) bezeichnet Düvoisin den Mangel jeder erziehlichen Vorbereitung des Volkes für das Christentum. Die Bassuto gleichen weder dem Volke Israel, das im Gesetze den Zuchtmeister auf Christum gehabt, noch dem antiken Heidentum, das trotz aller Entfaltung menschlichen Könnens in sich unbefriedigt und bankrott in Religion, Staatskunst und Philosophie am Stamme des Kreuzes hilfeflehend niedersank. Denn das ist der Zustand des Bassuto im allgemeinen: Ohne Selbsterkenntnis, aber selbstgerecht — kennt er weder die Qualen der Seele, welche sich nach der Erlösung sehnt, noch das brennende Verlangen nach Wahrheit. So läßt er ohne Skrupel die Wahrheit des Christentums gelten und nimmt es theoretisch an als die wahre Religion, in der man leben muß, um selig zu werden; aber er ergreift selten das Evangelium im Glauben als die eine köstliche Perle, die man um jeden Preis gewinnen muß.

Der Gegensatz von Gesetz und Gnade, von Gerechtigkeit aus den Werken und Gerechtigkeit aus dem Glauben existiert für die meisten Bassutochristen nicht. Sie kennen aus Erfahrung weder die Verdammnis derer, die unter dem Gesetz sind nach Röm. 7., noch die Freiheit der Kinder Gottes nach Röm. 8. Die religiöse Entwicklung des Bassutochristen steht auf einer tieferen Stufe. Düvoisin möchte die gläubigen Bassuto mit Kindern einer gottesfürchtigen Familie vergleichen, welche die frommen Gewohnheiten ihres Hauses angenommen haben, deren Christentum aber

unvollkommen ist, weil ihr innerstes Wesen noch nicht erschüttert ist, und weil sie die letzte entscheidende Krisis noch nicht überwunden haben.

Bei den Bekehrungen der Bassuto ist immer das Gefühl im Spiel, weniger das Gewissen. Das geht soweit, daß man die Bekehrungen an dem Weinen und Schluchzen der vom Evangelio Ergriffenen zu erkennen meint. Mag das nun auch bei etlichen das Resultat voraufgegangener Gewissenskämpfe sein oder den Durchbruch der Gnade bedeuten, bei vielen bleibt diese Erregtheit äußerlich und kann durch Kleinigkeiten hervorgerufen werden. Daß Bekehrungen dieser letzten Art ohne Bestand sind, braucht nicht weiter erörtert zu werden.

In Europa, d. h. dort, wo sich das Evangelium an die Gewissen wenden kann, erregt es die Feindschaft und den Haß der Welt; hat es jedoch eine Seele überwunden, so vermag es dieselbe von Grund ihres Wesens umzugestalten. Im Bassuto dagegen hört man kein Wort des Widerspruchs, der Prediger kann alles sagen, seine Predigt belohnt und belobt ein Amen der Gemeinde. Aber die nachhaltige Wirkung bleibt aus. Das macht: der Boden ist nicht vorbereitet. Die große Masse der Heiden ist noch nicht reif, das Evangelium aufzunehmen.

III. Charakter der Bassutochristen. Präventivmaßregeln der Kirche.

Die Bassutochristen haben viele kindliche Züge in ihrem Charakter, kindlich-liebenswürdige Eigenschaften, fröhlichen Sinn, natürliche Anmut, Vertrauen u. s. w. Wie Kinder nehmen sie die Lehren der Missionare an, wie Kinder lassen sie sich von ihnen leiten, sind aber auch eigensinnig wie Kinder, und Dankbarkeit ist keine Bassutotugend. Man findet bei ihnen viel Intelligenz, aber die Receptivität ist vorwiegend. Sie haben Gedächtnis, Einbildungskraft, biegsamen Geist, Nachahmungsgabe. Sie sind beredt, in hohem Grade musikalisch, fremde Sprachen machen ihnen gar keine Schwierigkeiten. Das täuscht den Unkundigen, wenn z. B. die Zöglinge der Normalschule ihr Examen ablegen, oder wenn Bassutochristen in der Kirche beten. Aber sie sind Kinder, sowohl hinsichtlich ihrer religiösen und geistigen Entwicklung, wie hinsichtlich ihres Charakters. Christliche Erfahrung findet man selten bei ihnen (vgl. Hebr. 5, 11).

Das Gewissen entwickelt sich bei den Bassuto am langsamsten. Das Wort des Augustinus: Liebe und — thue was du willst, ist nicht für sie geschrieben. Sie verstehen kein Gesetz, das durchaus geistlich ist und das da wechselt in seinen Vorschriften je nach dem Charakter oder der Lage der Individuen, also daß, was dem einen erlaubt ist, dem

anderen verboten sein kann. Die Bassuto wollen greifbare Vorschriften haben, wollen an den Fingern die erlaubten und die verbotenen Dinge herzählen, und eine sittliche Vorschrift beachten sie nur soweit, als diese in gewissen Observanzen sichtbare Gestalt gewonnen hat. Es genügt also nicht, die Bassuto zur Mäßigkeit zu ermahnen, man muß ihnen auch bestimmte berauschende Getränke untersagen; man kann sie nur vor dem Einfluß des Heidentums schützen, indem man ihnen Dinge darbietet, die zwar an sich indifferent sind, die aber dennoch unter Umständen zum Heidentum zurückführen könnten. Daher denn auch die französischen Missionare sich genötigt sahen, eine Art Kodex von Vorschriften mit wesentlich vorbeugender Tendenz zusammenzustellen. Die Berechtigung zu solchem Verfahren wird man nicht leugnen können, dennoch liegt die Gefahr nahe, daß einerseits diese Vorschriften, die dem Evangelio doch nur dienen sollten, von den Bassuto für das eigentlich wesentliche angesehen werden, und daß andrerseits diese Vorschriften ins unendliche sich mehren, denn die Kasuistik hat keine Grenzen. Übrigens haben derartige Verordnungen keine dauernde Giltigkeit. Gleichen sie doch den Krücken, deren sich der Lahme bedient. Sobald sich der Christ stark genug deucht, auf eigenen Füßen zu stehen, wirft er jene Krücken weg. Und dieser Augenblick scheint jetzt für den Bassuto gekommen zu sein. Der Bassuto emancipiert sich von der geistlichen Bevormundung. Jene Verordnungen sind, zum Teil infolge der politischen Wirren und der damit gegebenen Desorganisation der Gemeinden, außer Kraft gesetzt, und die Missionare werden sie nicht wieder einführen können.

Als Beispiel führt Dövoisin das Verbot der „Yoala" (bière forte) an. Dies Verbot wurde später mit noch größerem Rechte auf den Branntwein ausgedehnt. Yoala und Aquavit waren vor dem Kriege streng untersagt; heute wird beides im ganzen Lande zum Unheile der Bevölkerung öffentlich verkauft. Was soll man dagegen thun? Dövoisin hält es für unthunlich und sogar schädlich, das Verbot der berauschenden Getränke zu erneuern. Man würde der Flasche im geheimen zusprechen, so meint er, und die kirchlichen Verordnungen würden nur Heuchler erzeugen. Dagegen dringt er auf eine mehr innerliche, geistige Erziehung des Volkes, damit es gegen den Trunk sittlich erstarke. Die Zeit ist nicht allzu fern, da die Bassutokirche eingeborenen Predigern überlassen werden wird. Zuvor aber müssen die Gemeinden von allen Vorbeugeverordnungen, die nur zeitlichen Wert haben, befreit werden, damit kein anderes Gebot mehr unter ihnen herrsche — als Gottes Wort.[1])

[1]) Ist wohl etwas zu ideal gedacht. D. H.

IV. Das Heidentum.

Der Paganismus, der größte Feind des Evangelii, besteht nicht in einer Anzahl von bedeutungslosen Formen und Gebräuchen, sondern hat seinen Ursprung im menschlichen Herzen und ist das Ergebnis der Verkehrtheit des Gemüts. Der Paganismus ist eine Macht der Finsternis, eine geistliche Sklaverei. Bemerkenswert sind die heidnischen Propheten, die, nicht zu verwechseln mit den „Doktoren", ab und zu unter den Bassuto auftauchen, neue gottesdienstliche Riten einführen und das Heidentum verjüngen. Eine Art heidnischer Prophetie ist z. B. das Moteketeke, womit man einen konvulsivischen Zustand bezeichnet, in welchen urplötzlich Männer oder Frauen fallen, und der dem Geiste irgend eines Ahnen des Stammes zugeschrieben wird. Mit Gesängen, Tänzen, Anrufungen dieses als Gott verehrten Geistes will man die von ihm Besessenen heilen, Waschungen und Opfer werden vollzogen; endlich folgt für die Eingeweihten ein Mahl, eine Karikatur des h. Abendmahls.

Der Widerstand, den das Heidentum den Missionaren im Bassuto leistet, ist anderer Art, als z. B. in Indien. Wenn dort Gelehrte mit Vernunftgründen ihre Religion zu verteidigen suchen, — im Bassuto besitzt das Heidentum einen Bundesgenossen, der weit mächtiger ist, als alle Vernunftgründe, den Aberglauben. Wer die Geschichte Israels liest, muß mit Erstaunen wahrnehmen, daß trotz aller Offenbarungen des wahren Gottes das Volk immer wieder in den Götzendienst der Heiden zurückfällt. Woher diese Untreue? Weil der wahre Gott der Heilige ist, der von seinen Dienern verlangt, daß sie ihm mit reinen Händen nahen, während der Moloch- und Astartedienst mit den bösen Leidenschaften des Menschen sich wohl verträgt. Das ist der Grund, weshalb auch die Bassuto mit den heidnischen Gewohnheiten und Greueln nicht brechen. Die Bassuto leugnen nicht den wahren Gott, den das Evangelium verkündigt, sie kommen auch in der Not, besonders wenn die Zaubereien ihrer „Doktoren" nichts erreichen, in die Kirchen, — und doch die alte Liebe zum Heidentum, denn „Melao ea Molimo e tlola batho", die Gesetze Gottes verlangen zuviel, sie übersteigen die menschlichen Kräfte. Das gilt von den Heiden. Aber auch die Bassutochristen lassen schwer von den heidnischen Gebräuchen. Bei jeder Gelegenheit erwacht wieder der alte Aberglaube. Ein neugeborenes Kind sucht man, besonders wenn schon mehrere Kinder gestorben sind, durch Amulette oder durch Beilegung eines häßlichen Namens vor dem bösen Blick und anderen Zaubereien zu schützen. Der Glaube an Zauberei ist ganz allgemein, bei den Heiden wie bei den Christen. Es ist vergebliche Mühe, den Leuten zu beweisen,

daß die bösen Geister nicht existieren, sie lächeln und glauben doch daran, wenn es nicht gelingt, ihr Vertrauen auf den allmächtigen Gott zu befestigen. Zuweilen verbindet sich frommer Christenglaube und heidnischer Aberglaube in höchst eigentümlicher Weise. Düvoisin erzählt von einer jungen christlichen Frau seiner Gemeinde, die an einem Herzfehler erkrankte. Obwohl die Krankheitsursache ganz bekannt war, glaubte doch die ganze Familie, die junge Frau sei von einer alten Frau in der Nachbarschaft, die ebenfalls zur Gemeinde gehörte, bezaubert worden. Die kranke Frau glaubte es selbst. Wenige Tage vor ihrem Tode ließ sie die vermeintliche Hexe rufen und — vergab ihr.

Hält nun der Volksaberglaube alle Krankheiten für Erzeugnisse der Zauberei, so bekämpfen die eingeborenen Ärzte diese finsteren Mächte mit analogen Mitteln. Zauberei wird durch Zauberei vertrieben, ein Teufel durch einen anderen Teufel, womit aber nicht die Thatsache geleugnet werden soll, daß die eingeborenen Ärzte auch wirklich heilkräftige Arzneien verabreichen.

Es ist der wesentliche Vorzug der wahren Religion, daß sie den heiligen, in seiner Freiheit unbeschränkten Gott verkündigt. In allen heidnischen Religionen aber vermischt sich der Gottesbegriff mehr oder minder mit dem Begriff der Naturkräfte. Und das ist besonders der Fall in dem Heidentum der Bassuto. Für den Bassuto ist Gott nur die unbewußte, blinde Kraft, die weder Willen, noch Freiheit, noch Intelligenz besitzt, die bald Wohlthaten erweist, bald die Menschen ohne Grund betrübt, und die man mit Ceremonien versöhnen kann. Molimo ke ntho e kholo, eigentlich: Gott ist ein großes Ding, das ist der Glaube der Bassuto.

V. Der Fatalismus.

Das Wort: der Mensch trägt die Züge seines Gottes, den er anbetet, findet auf die Bassuto seine volle Anwendung. Denn das Heidentum, das sie groß gezogen, hat sie nach seinem Bilde umgestaltet und ihrer ganzen Physiognomie charakteristische Züge gegeben.

Dahin gehört zunächst der Fatalismus. Ein echt heidnischer Zug, ist der Fatalismus bei den Bassuto keine Theorie, sondern Blut in den Adern. Er zeigt sich in einer gewissen Apathie: Nil mirari, in der Resignation, Todesverachtung, Stoicismus, Gleichgiltigkeit gegen den Schmerz. Der Bassuto, im Unglück nicht so standhaft wie der Europäer, kämpft nicht gegen die Krankheit, denn er ist Fatalist. Wenn er sein Herz auf irgend etwas gerichtet hat (z. B. eine Reise, eine Familienangelegenheit),

so läßt er sich nicht davon wieder abbringen. „Mon coeur ne veut pas.“ Die Bassuto begreifen nicht, daß man etwas anderes wollen kann, als was man liebt.

Es giebt viele Bassuto, die würden gern Christen werden, wenn „es nur Gott gefiele, ihre Herzen zu ändern.“ Steht jemand unter religiösen Einflüssen, so sagt man von ihm: Der Geist Gottes ist in seine Seele gedrungen, wie wenn es sich um eine äußerliche, unwiderstehliche Aktion handelte. Ein rückfälliger Christ sagt dagegen gern: Satan hat sich meiner bemächtigt, und damit ist er entschuldigt. Wenn also das Evangelium sich an das Gewissen und an den Willen wendet, so ertötet der Fatalismus jedes Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit, und darum ist er ein Feind des Evangelii.

VI. Die Lüge.

Wenn die Wahrheit bei einem Volke in demselben Maße in Ehren steht, als die Religion dieses Volkes selbst wahr und geistiger Natur ist, und jeden Menschen vor das Antlitz Gottes stellt, so ist die Lüge das natürliche Element des alten Menschen.

Meister in der Kunst sich zu verstellen, glatt wie Aale, sind die Bassuto in der Politik vollendete Diplomaten. Gleich den Athenern nach Neuigkeiten spähend mit dem Worte: Taba ke life? *τί νεώτερον νεωτάτου*, kennen sie keinen größeren Genuß, als den Erzählungen anderer zu lauschen und selbst zu erzählen. Der kleinste Anlaß wird ihnen zu einer langen Geschichte, indem sie die wirkliche Begebenheit nur als Canevas zur Buntstickerei benutzen, und die so entstandene Geschichte nennen sie mashano = mensonge. Im Sethlaping heißt leshano die Zunge oder Sprache. Du bist ein Lügner, ist daher kein Vorwurf, sondern eine Schmeichelei.

Da, wo das Christentum bereits eine tausendjährige Geschichte hinter sich hat, ist die Wahrheit zum öffentlichen Gewissen geworden, unter dessen Einfluß auch Ungläubige stehen. Im Bassuto, wo die christliche Kirche noch jung ist, verhält sichs umgekehrt: die Gläubigen stehen noch unter dem Einfluß der heidnischen Verlogenheit. Nicht selten müssen sich die Missionare davon überzeugen, daß bekehrte Christen trotz aller scheinbaren Offenheit und Ehrlichkeit, zwiespältig in sich, manches im Innern verbergen, worüber sie einen dichten Schleier ziehen. Das ist die Lüge.

Wenn Johannes sagt: „So wir aber im Lichte wandeln, wie er im Licht ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander,“ so legt uns dies Wort die Frage nahe: Wie verhält es sich nun mit der brüderlichen

Gemeinschaft unter den Bassutochristen, da sie noch so sehr unter der Herrschaft der Lüge stehen? Glücklicherweise nicht so schlimm, als man befürchten müßte. Gleichen doch die Bussato den Kindern, die, wenn sie sich auch zuweilen einen tüchtigen Schabernack spielen, sich deswegen nicht die Freundschaft kündigen. Überdies hat auch das neue Leben in Christo trotz aller Verfehlungen des alten Menschen schon begonnen und erhält die jungen Christen in der Gemeinschaft. Die brüderliche Gemeinschaft garantiert aber den sittlich-religiösen Fortschritt. Eph. 4, 15. 16.

VII. Die Neigung zu übertreiben; Entwertung der Sprache; Formalismus.

In der Neigung, zu übertreiben, gleichen die Bassuto den Kindern, die noch kein rechtes Verständnis für das Maß und kleine Unterschiede haben. Wie die Kinder generalisieren sie gern, sagen von allen Leuten aus, was nur von etlichen gilt und dergleichen mehr. Eine große Zahl solcher Übertreibungen sind gebräuchliche Redewendungen geworden, z. B. sagt jemand von sich: „Ke shuéle“, „Ke bolailoe“, — ich bin gestorben, man hat mich getötet, — der ganz gesund ist, der aber sagen will, er sei im eigentlichen oder übertragenen Sinne ein wenig übel behandelt worden. Man sagt: der Fluß ist voll — Noka e thletse —, wenn man die Furt nicht mehr passieren kann, und umgekehrt: der Fluß ist leer — Noka e fela —, wenn das Wasser so gefallen ist, daß man ihn ohne Gefahr überschreiten kann, auch wenn man bis an die Brust ins Wasser kommt. In ähnlicher Weise übertreibt die Sprache, sobald von geistlichen und religiösen Dingen die Rede ist.[1]) Die unausbleibliche Folge einer solchen Neigung zu übertreiben und in Superlativen zu reden, wo der Positiv genügte, ist die Entwertung der Sprache. Erwägt man nun, daß das Wort das Organ des Gedankens ist, sowie das Band, welches die Menschen miteinander verbindet und demzufolge auch der Hebel jedes intellektuellen und sittlichen Fortschritts sowohl für die Individuen wie für die Gesellschaft im ganzen, so kann man sich vorstellen, welche nachteiligen Wirkungen in jeder Hinsicht diese Entwertung der Sprache haben muß. Auf dem religiösen Gebiete liegt die größte Gefahr, denn der Mißkredit, in den das Wort überhaupt gefallen ist, wird sich besonders dem Worte Gottes gegenüber zeigen. Die heilige Schrift soll man genau so verstehen, wie sie redet, ohne daß man etwas hinzuthut

[1]) Auch im Deutschen zeigt sich die Neigung, unnötigerweise in Superlativen zu reden, und was das Französische anbelangt, so sei nur an Wendungen erinnert wie die: Je meurs d' envie de vous voir.

oder hinwegnimmt; hat man aber seine Sprache ans Übertreiben gewöhnt, so gelangt man unbewußt dahin, daß man weder die Verheißungen noch die Drohungen der Schrift ernst nimmt und in jedem Ausblick in die Zukunft, den sie uns gewährt, mag er herrlich sein oder düster, nichts anderes sieht, als — poetische Übertreibungen.

Man findet in Europa sowohl bei Gläubigen wie bei Ungläubigen eine gewisse heilige Scheu, von den Geheimnissen des Glaubens zu reden. Die Bassuto kennen dies Gefühl nicht. Sie unterhalten sich von den Dingen des christlichen Glaubens, wie wenn es Dinge des alltäglichen Lebens wären, die Lehren der Religion und die Vorschriften des Evangelii sind gewissermaßen kurante Münze, und selbst Heiden, ja Renegaten spielen darauf an, als wären es die gleichgiltigsten Sachen der Welt. So wenig ist ihnen der Ernst des Wortes zum Bewußtsein gekommen. Auch die Christen sind in dieser Beziehung nicht tadelfrei. Der große Newton, der jedesmal den Hut abnahm, so oft er den Namen Gottes aussprach, würde zu den meisten Bassutochristen im grellen Gegensatz stehen. Wenn die fromme Sprache des Glaubens bei erweckten Christen Freude und Traurigkeit, Hoffnung oder Reue erzeugt, so sprechen viele Bassutochristen diese Sprache, ohne daß eine religiöse Saite in ihrer Brust anklingt. Es sind nachgesprochene Redensarten, leere Worte, der Ausdruck eines religiösen Standpunktes, den sie noch nicht erreicht haben. Düvoisin vergleicht die Bassutochristen mit Kindern, die sich aus den Diamanten ihrer Großmutter eine Klapper machen, weil sie deren Wert nicht kennen.

Es giebt auch Ausnahmen, aber sie sind selten. Bei ihren matsema, wenn die Bassuto in Trupps versammelt den Acker mit der Hacke lockern, arbeiten sie nach dem Takt eines Passionsliedes, das sie im Chore singen. Es kommt vor, daß ein Renegat in der Gemeinde aus vollem Halse die heiligsten Lieder mitsingt; im Notfalle würde derselbe Renegat sogar, wenn der Vorsänger nicht da ist, intonieren.

Zuweilen kommen Neubekehrte, besonders junge Mädchen, zum Missionar und reden in wahrhaft rührender, überaus schöner Weise von ihrem Seelenzustand und von ihrem Verlangen, dem Heilande anzugehören. Doch wäre der betrogen, der diese Worte immer ernst nehmen wollte. Es sind oft nur nachgesprochene Phrasen, auswendig gelernte Redensarten, mit denen sie nur ihren Wunsch ausdrücken wollen, ins Katechumenat aufgenommen zu werden.

VIII. Die nationalen Einrichtungen.

Das Bassutovolk ist, wie schon erwähnt, in patriarchalischer Weise organisiert. Der Stamm ist eine Familie im großen, die Familie ein Stamm im kleinen. Daraus folgt, daß die Ehe, welche die Basis der Familie ist, für die ganze Gesellschaft und für den Staat die Pfahlwurzel ist. Leider aber gehört die Eheschließung avec détail, wie sie Düvoisin nennt, und die Polygamie zu den Fundamentalinstitutionen der Bassuto.

Bei den Bassuto bringt nicht die Frau die Mitgift, sondern der Mann giebt den Eltern der Zukünftigen je nach der letzteren Rang 10—20—30 Ochsen und mehr, und dafür wird die umworbene Braut sein rechtmäßiges Eigentum. Mag man dies Geschäft nun Kaufvertrag nennen oder nicht, mag der also verheirateten Frau noch eine Möglichkeit bleiben, sich zu befreien: die Ehe avec détail erniedrigt die Frauen und macht sie zu Sklavinnen. — Der Geschmack eines jungen Mädchens hat auf die Wahl ihres Gatten keinen Einfluß. Denn den Gatten wählen die Eltern, die natürlich dem Bewerber den Vorzug geben, der die meisten Ochsen schenkt. Wenn aber ein junger Mann ans Heiraten denkt, er besitzt indes nicht die Anzahl Ochsen, die der Schwiegervater für seine Tochter begehrt, so macht der Bräutigam bei seinen Verwandten eine Anleihe, und diese leihen ihm auch das nötige Vieh, selbstverständlich in der Erwartung, daß er das Vieh mit Zinsen zurückgiebt, sobald er selbst Vater geworden seinerseits Töchter zu verheiraten, beziehungsweise zu verkaufen hat. Durch solche Geschäfte sind fast alle Bassuto von Geschlecht zu Geschlecht in ein so kompliziertes System gegenseitiger Verschuldung geraten, in dem kein anderer als eben ein Bassuto sich zurecht finden kann. Das hat aber eine sehr bedenkliche Abschwächung der väterlichen Autorität zur Folge, denn da jede Tochter, von den Söhnen nicht zu reden, einen bestimmten Wert repräsentiert, von dem nur ein Teil dem Vater, der Rest den Verwandten, seinen Gläubigern gehört, so hat der Vater nur ein sehr bedingtes Recht auf seine Kinder. Andrerseits wird man die Verfolgungen begreifen, denen die Christen von seiten ihrer Verwandten ausgesetzt sind, sobald sie ihre Töchter nicht mehr nach heidnischem Rechte verheiraten und damit ihren Gläubigern die Aussicht nehmen, wieder zu ihren leihweise vorgeschossenen Ochsen zu kommen.

In diesem System ist das Weib ein Kapital, welches à fonds perdu angelegt, enorme Zinsen tragen kann, da die Söhne, die das Weib dem Manne schenkt, das Fundament seiner Bedeutung sind und der erste Keim einer neuen Ortschaft, deren Häuptling er eines Tages sein wird, — von

den Töchtern aber jede einzelne eine Herde Ochsen repräsentiert. Sich verheiraten ist also das beste, was ein Bassuto thun kann, und je mehr Frauen einer besitzt, desto größer ist seine Macht, seine Geltung, sein Reichtum. So führt die Ehe avec bétail von selbst zur Polygamie. Für gewöhnlich hat ein Bassuto zwei oder drei Frauen, die Reichen und die Unterhäuptlinge gestatten sich schon eine größere Zahl, während die Fürsten deren 20, 30, 80 und 100 besitzen, deren Hütten oft ein ganzes Dorf um die Residenz ihres Eheherrn bilden.

Von den üblen Folgen der Polygamie ist nicht zu reden; aber wie soll man sie bekämpfen? Es giebt zwei Methoden. Die eine geht von innen nach außen. Sie will die Herzen ändern, um die Sitten zu reformieren. Sie greift also nicht unmittelbar die heidnische Ehe an. Das war die Methode, deren sich die Apostel gegen die Sklaverei bedienten, aber sie setzt Christen voraus, die nicht mehr unter Vormundschaft stehen, sondern selbst mündig geworden sind. Die andere Methode schlägt den umgekehrten Weg ein und versucht zunächst, die nationalen Institutionen umzuändern. Düvoisin hält es für durch die Sachlage geboten, daß die französischen (reformierten) Missionare die zweite Methode unter den Bassuto verfolgten, indem er eine nicht unzutreffende Parallele zwischen Luthertum und deutschem Christentum einerseits, dem die erste Methode näher liegt, und Calvinismus und französischem Christentum andrerseits zieht.

Was erreichten indes die französischen Missionare, indem sie von den getauften Bossuto den unbedingten Verzicht auf die Heirat avec bétail, die Polygamie und andere specifisch heidnische Institutionen verlangten? Sie entfremdeten sich die große Mehrzahl des Volkes, die Reichen und die Vornehmen voran, die Mission blieb unpopulär, die Kirche, ein Staat im Staate, vermochte nicht das Volk zu durchdringen. Ja, die Kluft zwischen der Kirche und selbst den besser gesinnten Heiden, die gern Christen geworden wären, wenn man sie bei ihren nationalen Einrichtungen gelassen hätte, mußte um so größer werden, je mehr die Bassuto dem Formalismus huldigen, vor dem christliches Bekenntnis und seligmachender Glaube, Mitglied einer Kirche und Jünger Christi sein dasselbe bedeutet. Unter Berufung auf das Alte Testament redet Düvoisin einer Art vorbereitender Erziehung das Wort, die vorläufig die heidnischen Institutionen, d. h. besonders die heidnische Ehe bestehen läßt und dennoch z. B. Polygamisten zu Taufe und Abendmahl zuläßt. Diese Methode sei der Erziehung analog, die dem Volke Israel im Alten Testament zu teil wurde.[1])

[1]) Eine bedenkliche Pädagogik! D. H.

IX. Socialer und politischer Verfall der Bassuto.

Die Hindernisse des Evangelii, von denen bisher die Rede war, resultieren aus dem naturwüchsigen Heidentum der Bassuto. Das Evangelium hat indes auch mit Hindernissen zu kämpfen, die aus dem Verfall des früheren Volksorganismus wie aus der Korruption der Sitten herzuleiten sind.

Die Bassuto sind nicht mehr, was sie waren, als die ersten Missionare ins Land kamen. Damals besaßen sie eine eigenartige Kultur, in der sich ein bestimmtes Ideal verwirklicht hatte. Ihre religiösen, sittlichen, künstlerischen Ideen, ihre politischen und socialen Institutionen bildeten ein geschlossenes und wohlgeordnetes Ganzes, das der Ausdruck der Volksseele war, und neben häßlichen Zügen des Heidentums fanden sich Spuren antiker Weisheit und einer Sittenreinheit, die man gern konserviert hätte, wenn es eben möglich gewesen wäre.

Einmal mit zwei mächtigeren Gewalten, dem Christentum und der europäischen Kultur, in Berührung gebracht, erlitt das Bassutovolk eine Umbildung, die anfangs langsam und unmerklich fortschreitend, von Jahr zu Jahr in ein immer schnelleres Tempo überging. Den einzelnen Individuen, die das Christentum innerlich annahmen, gereichte diese Umbildung zum Heile; bei der großen Masse war die angenommene europäische Kultur nur Firnis von außen, der die guten alten Sitten verderbte. Zuerst nahm man europäische Waffen an, dann europäische Kleidung, Handwerkzeug u. s. w. Allmählich mußte die Hütte dem Steinhause weichen, endlich ahmte man auch die Lebensgewohnheiten der Weißen nach. Und während diese Umwandlung sich vollzog, veränderten sich die Ideen des Volkes, der Gesichtskreis wurde größer, und unmerklich war man soweit gekommen, daß man redete und reflektierte wie ein Europäer. Die alte heidnische Form war vollkommen zerbrochen.

Am besten bezeugt die Sprache diese Umwandlung: Eine große Zahl von Redewendungen sind mit den früheren Ideen veraltet oder gänzlich außer Gebrauch gekommen und haben einer Menge von Vokabeln weichen müssen, die aus den Sprachen der Kolonialmächte in das Bassuto eingedrungen sind. Selbst der Gesichtsausdruck der Bassuto ist ein anderer geworden. — Trotz dieser unaufhaltsam sich vollziehenden Umwandlung blieben zwar die alten heidnischen Sitten und nationalen Institutionen noch in Kraft, aber die neuen Ideen dringen überall durch die Spalten und Ritzen des alten Baues und nötigen das ursprünglich darin allein heimatberechtigte Heidentum zur Fristung seines Lebens auf etliche Zeit selbst von dem Christentum verjüngende Elemente in sich aufzunehmen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß die moderne Civilisation — von der Predigt des Evangelii ist hier nicht die Rede — den Bassuto große Vorteile gebracht hat; aber größer ist vielleicht der verderbliche Einfluß der europäischen Kultur gewesen. Sie hat den Bassuto viel Gutes geraubt und manches Schlechte gebracht. Denn unter dem Einflusse der europäischen Civilisation sind die früheren patriarchalischen Einrichtungen, die Stützen der Ordnung, zerbrochen, die rauhen Sitten sind verweichlicht, die Bande der Zucht schlaff geworden. Die Jugend emancipiert sich von elterlicher Autorität, wird leichtfertig, unmoralisch. Insbesondere bemerkt man den Sittenverfall bei den Bassuto, die nicht in der Heimat geblieben sind, sondern in der Kolonie oder im Freistaat Arbeit suchen. — Und was hat die Civilisation den Bassuto gebracht? Laster, die sie bis dahin gar nicht kannten, Selbstsucht, Habsucht, Sinnlichkeit in neuen Gestalten, die aber um so leichter Nachahmung und Eingang bei den Heiden fanden, als sie von einer durch Intelligenz und Industrie den Bassuto weit überlegenen Rasse ausgingen. Wie jedes noch in der Kindschaft stehende Volk geneigt, Fremdes nachzuahmen, adoptierten die Bassuto von den Weißen Schlechtigkeiten in Fülle und überboten darin sogar ihre Lehrmeister; und wenn die Europäer gegen das Laster in ihrem zarteren Gewissen, in den Begriffen von Ehre und Selbstachtung ein Gegengewicht besitzen, geben sich die Heiden demselben mit ungezügelter Begierde preis. Darin liegt der Grund, weshalb die Berührung einer heidnischen Nation mit einer europäischen auf jene so schädlich einwirkt, und weshalb das Gift, das die Europäer den Heiden bringen, jene mordet und diese nicht, obwohl sie beide davon genießen.

Besonders schädlich wurde der Einfluß der Europäer, seitdem die Diamantfelder entdeckt waren. In den weiten Ebenen des Vaal, zuvor von flüchtigen Antilopen bewohnt, erhoben sich plötzlich gleich ungeheuren Karawanserеien volkreiche Städte und Faktoreien, sammelten sich Abenteurer von allen Enden der Erde, und mit europäischem Luxus geschmückt spreizte sich das Laster wie überall, wo der Mammonsdienst ohne Scham seine Altäre bauen darf. Hier hat die eingeborene Jugend von Süd-Afrika, besonders aber die Jugend des Bassuto die Sitten und Gebräuche der civilisierten Welt kennen gelernt. Anfangs wurden die jungen Leute durch den hohen Lohn gelockt, später wirkte schon der bloße Name „diamondfields“ zauberisch. Vergebens erzählten, die dort gewesen waren, von ihren Leiden, von den Opfern, die das Fieber heischte, von der Totenstadt (Kirchhof), die ebenso stark bevölkert sei, wie die Stadt der Lebendigen, von Akten der Grausamkeit und Ungerechtigkeit; vergebens

verglichen sie das Leben in den Diamantfeldern mit der Hölle, — es nutzte nichts; der Zauber wirkte nur noch stärker und tausend andere strömten dorthin, um sich ebenfalls an der leuchtenden Fackel die Schwingen zu verbrennen. Für die Bassuto sind die Diamantminen die Pandorabüchse gewesen, aus der alles Unheil gekommen sein soll. Von hier holten sich die jungen Leute tausende von Gewehren, deren Besitz ihr Selbstvertrauen und ihr Mißtrauen gegen das Kolonialgouvernement ungemessen steigerte und die eigentliche Ursache des letzten Krieges gewesen ist. Viele gingen als ehrliche Männer hin und wurden Diebe, andere ergaben sich dem Trunke, von schmachvolleren Sünden nicht zu reden.

Der Branntwein ist wie für alle Naturvölker, so auch für die Bassuto ein Fluch. Während unter der Herrschaft des ungebrochenen Heidentums den Fürsten, damit sie stets bei klarem Verstande blieben, der Genuß des berauschenden Bieres (Yoala) untersagt war, geben jetzt die Häuptlinge bis auf zwei rühmliche Ausnahmen das Beispiel schmachvoller Trunksucht.

Eine unvermeidliche Folge der schon erwähnten Polygamie ist die Polyarchie, d. h. jene Unzahl von kleinen Häuptlingen, von denen jeder in seiner Sphäre ein kleiner Tyrann ist. Ihre Einnahmen bestehen neben Feldern und Triften in Frondiensten, Geschenken und Bußen (amendes). Ergiebt sich nun so ein Häuptling dem Trunke und versumpft in seinem Laster, so ists mit der Verwaltung und Rechtspflege in seinem Distrikte aus, denn im Bassuto kann der Häuptling, um den sich das ganze Leben seiner Unterthanen dreht, erst recht sagen: l'état c'est moi! Aber der Trunkenbold mißbraucht seine Gewalt, um seine Einnahmen zu vermehren, und um mit seinen Höflingen zu schwelgen, saugt er das Volk aus. Es entstehen Streitigkeiten, die in blutige Kämpfe ausarten, zwischen benachbarten Chefs. Das alles kommt vom Branntweingenuß.

Zwölf Jahre lang genoß das Lessuto die Segnungen des Friedens. Mit Stolz blickte das Kapgouvernement auf dasselbe und suchte in ihm den Ruhm seiner eigenen Kunst, Naturvölker zu erziehen. Freilich, die Macht der alten Häuptlinge war gebrochen, und alle Bewohner des Lessuto waren vor dem Gesetze gleich. Da wurde das verhängnisvolle Gesetz der Entwaffnung gegeben, ein Krieg entbrannte, und die Häuptlinge, die man thörichterweise durch Konzessionen gewinnen wollte, erlangten infolge jenes Krieges plötzlich ihre alte Macht wieder. So ist denn im Lessuto, in dem Freiheit, Ordnung und Gesetz herrschten, die volle Willkür zur Herrschaft gekommen. Denn die Häuptlinge, denen man seitens der englischen Regierung soviel Vertrauen schenkte, waren nicht

fähig, ihre wiedererlangte Macht zum Segen des Volkes anzuwenden, sondern mißbrauchten dieselbe. — Düvoisin hat keine Hoffnung, daß die Bassuto als Volk erhalten bleiben; doch dessen ist er gewiß, daß auch auf den Trümmern des Volkes das Reich Gottes triumphieren und Gott selbst mitten in dem nationalen Verfall aus den zum Glauben erweckten Seelen seine Kirche bauen wird.

Missionsrundschau.

II.

Afrika.

Vom Herausgeber.

Vorläufig ist, wie es scheint, das afrikanische Kolonialfieber zu einiger Ruhe gekommen; wenigstens hat der Wettlauf der europäischen Mächte um die Erwerbung afrikanischer Provinzen durch das bekannte jüngste Abkommen (siehe S. 88) zwischen Deutschland, England, Frankreich und Sansibar einen gewissen Abschluß erhalten. Diese Verteilungen afrikanischer Reiche unter die europäischen Mächte erst durch die Berliner Konferenz dann durch den eben erwähnten ostafrikanischen Vertrag haben insofern eine Ähnlichkeit mit der weiland von dem famosen Papste Alexander VI. vorgenommenen Weltverteilung, als beide auf die eigentlichen Hauptbeteiligten, nämlich die Eingebornen, keine Rücksicht nehmen. Es kann bei diesen Kolonialerwerbungen keine Macht der andern einen Vorwurf machen; — jede nimmt so viel sie kriegen kann und beeilt sich, zuerst am Platze zu sein; denn heißt es auch hier: wer eher kommt mahlt eher. Daß die in Eile mit den afrikanischen Häuptlingen abgeschlossenen Verträge sowohl hinsichtlich der Abtretung der Souveränität wie vollends des Verkaufs des gesamten Landes von höchst zweifelhaftem rechtlichen, geschweige moralischen Werte sind, ist offenes Geheimnis; aber, da man hüben und drüben in Glashäusern wohnt, so ist es nicht weise, gegenseitig mit Steinen zu werfen. Aus dem bezüglichen englischen Blaubuche erhellt denn auch, daß man sich höchstens mit der Prüfung der Priorität solcher Verträge, aber kaum mit der Untersuchung ihres juristischen oder moralischen Werts beschäftigt und schließlich stets nach politischen Gesichtspunkten entschieden hat. So hat z. B. der bekannte Häuptling Mandara aufs entschiedenste in Abrede gestellt, in dem mit Dr. Jühlke abgeschlossenen Vertrage sein Land an die Deutschen abgetreten zu haben (Ch. M. Int. 86, 559 f.); dennoch ist das Kilimandscharogebiet mit Englands und schließlich auch des Sultans von Sansibar Zustimmung Deutschland zugesprochen worden. Die Eingebornen sind eben nur Objekte, aber nicht Subjekte bei diesen Abmachungen. Daß die Häuptlinge ihre Souveränität verlieren, das ist ja — wenigstens bezüglich der meisten — kein Unglück für die Eingebornen; aber das ist ein Unglück, daß die kolonisatorische Ländergier die Farbigen besitzlos macht. In der Kapkolonie und in Natal ist diese Enterbung der Eingebornen bereits vor sich gegangen, so daß die farbige Bevölke-

rung beider Gebiete nur noch aus Proletariat besteht. Jetzt kommen Klagen dieser Art aus Namaland und Sululand und es wird nicht lange dauern, so werden sie auch aus dem nördlicheren Westen und Osten kommen. Die kurzsichtigen Eingebornen verkaufen drauf los; aber einsichtige Kolonialregierungen sollten in diesem Stücke sie bevormunden und durch strenge und weise Gesetze den Landverkauf regeln!

Wie es scheint, ist auch in der Überflutung Afrikas, speciell Westafrikas, mit Branntwein ein nennenswerter Rückgang noch nicht zu verzeichnen. Allerdings melden die Rheinischen Missionare aus Hereroland, daß auf einen Bericht des Miss. Böhm in Walfischbai an die englische Behörde „scharfe Gesetze gegen den Branntweinhandel eingeführt worden seien" und infolge derselben die Trunksucht abgenommen habe (Rh. M. B. 87, 85), auch sucht die African Lakes Company, wie sie selbst niemals mit Spirituosen gehandelt hat, von dem Nyassaland die Einfuhr von Branntwein möglichst abzuhalten (The title-deeds to Nyassa-land, 29) und wir hoffen auf Grund früherer Verordnungen, daß die deutsche ostafrikanische Gesellschaft bezüglich ihres Gebiets das Gleiche thun wird; ebenso soll die Royal Niger Company ihre Willigkeit erklärt haben, den Spirituosenhandel im Nigergebiet zu beschränken (Int. 87, 75); aber das sind erst einige Hoffnungsstrahlen. Nach dem Vorgange der Bremer Missionskonferenz[1]) haben sich jüngst 10 große englische Miss.-Gesellschaften zusammengethan, um in einer Flugschrift: Trafficking in liquor with the natives of Africa einen öffentlichen Protest gegen die immense Branntweineinfuhr in den dunkeln Weltteil zu erlassen. In Gemeinschaft mit dem citierten Intelligencer-Artikel wird in dieser Schrift, welche den zahlreichen Zeugnissen in der bekannten Zahnschen Broschüre nur wenige neuere Thatsachen hinzufügt, gegen Deutschland eine doppelte Anklage erhoben: 1. Daß sein Branntweinhandel mit Afrika den aller übrigen Nationen zusammengenommen um das vierfache übertreffe und 2. daß seinem Verhalten auf der Berliner Konferenz es allein zuzuschreiben, wenn in die Kongoakte gesetzliche Beschränkungen der Spirituoseneinfuhr nicht aufgenommen worden seien. Nach den mitgeteilten Zahlen und Protokollauszügen scheinen diese Anklagen leider begründet zu sein. Vermutlich kommen wir auf diese ganze Sache bald zurück; unterdes wäre es uns lieb, wenn Thatsachen zu unsrer Kenntnis gebracht würden, die die Anklagen wenigstens reduzierten.

Von verschiedenen Seiten ist neuerdings wieder auf das stetige Vordringen des Mohammedanismus in Afrika aufmerksam gemacht worden; so von

---

[1]) Es ist auffallend, daß unsre englischen Freunde diese deutsche Initiative ganz ignorieren. In dem betreffenden Artikel des Int. (87, 65: The outlook in Africa) wird sogar gesagt: „man gebe sich in England der Hoffnung hin, das christliche Gewissen werde in Deutschland gegen diesen verderblichen Handel Protest erheben" (S. 76). Der Verf. dieses Artikels, (in dem übrigens auch sonst Behauptungen enthalten sind, gegen welche wir entschieden Vermahnung einlegen müssen), weiß offenbar von dem deutscherseits längst erhobenen Proteste gar nichts und möchten wir bei dieser Gelegenheit die schon mehrmals ausgesprochene Bitte wiederholen, daß man sich doch in England besser über die Vorgänge in Deutschland informieren und um deutsche Litteratur bekümmern möchte, bevor man über uns unzutreffende Urteile fällt.

dem bekannten Reisenden Thomson in der December-Nummer der Contemporary Review (Mohammedanismus in Central Africa), in welcher er freilich zugleich dem Islam ein doppeltes Loblied singt, einmal weil derselbe Afrika vor der Branntweinsündflut rette und sodann weil er eine nicht unbedeutende und den Afrikanern angepaßtere Civilisation einführe als dies seitens der christlichen Mission geschehe, wenigstens im Sudan sei dies der Fall. Wir halten uns nicht bei der Beleuchtung dieser letzteren jetzt wohl als antiquiert zu betrachtenden Behauptung auf (vergl. übrigens die widerlegenden Bemerkungen im Ch. M. Int. 87, 78 ff.). Soeben hat auch Rohlfs in der Köln. Z. vom 10. April gegen den angeblich civilisierenden Einfluß der Araber in Afrika energisch Protest erhoben; aber das hat seine Richtigkeit, daß der Mohammedanismus der Branntweinflut einen Damm entgegensetzt — zur Beschämung der christlichen Nationen!! „Für jeden einzelnen Afrikaner," schreibt Thomson, „welcher durch das Christentum in guter Beziehung beeinflußt wird, wird ein ganzes tausend in tiefere Entwürdigung hinuntergestoßen durch den Branntweinhandel." „Wir sind stets bereit Schreckensschreie zu erheben über jede Mißhandlung eines Sklaven, die zu unsrer Kenntnis gelangt; und wir wollen nicht sehen, daß wir in diesem Moment einen Handel treiben, welcher in mancher Hinsicht ein größeres Übel ist als der Sklavenhandel. Das Wort: „europäischer Handel" wird auf unsern Tribünen gebraucht als gleichbedeutend mit Civilisation . .; es sollte so sein; aber wie ich in vielen Teilen Westafrikas gesehen habe, bedeutet dieser Handel die Hinunterstoßung des Negers in einen zehnfach tiefern Sumpf moralischer Entwürdigung. Und wir — wir Christen überlassen es den verachteten Mohammedanern, den Bekennern einer „falschen Religion," diesen Handel[1]) anzugreifen und die Flut der Degradation aufzuhalten, welche er in seinem Gefolge hat." Harte Worte, aber wahre Worte! Sie sollen verbreitet werden durch alle Zeitungen der Welt. Endlich, endlich muß das Gewissen der christlichen Nationen doch den Branntweinhandel mit den Negern ebenso verurteilen wie es s. Z. den Sklavenhandel verurteilt und dann beseitigt hat. — Ebenso ist es Thatsache, daß der Mohammedanismus die atlantische Küste entlang langsam aber sicher vorwärts dringt. Er hat hunderte von Missionaren, die zu ihrem Berufe geschult sind und die kein weiteres Gehalt beziehen als was die Gläubigen zu ihrem Lebensunterhalte ihnen darreichen (Wesl. Miss. Not. 86, 214) und weislich besetzt er die strategisch wichtigen Punkte: Senegambien, Sierra Leone, Lagos, das Nigergebiet. Wie es scheint, werden diese Missionare auf der Universität von Kairo ausgebildet und teils von dort teils von Tripolis aus (Miss. Her. 87, 154) ausgesendet.[2]) In wessen Händen die Leitung dieser umfassenden mohammedanischen Mission in Afrika liegt, ist uns unbekannt.

---

[1]) Freilich darf dabei nicht vergessen werden, daß der Mohammedanismus dafür den Sklavenhandel begünstigt!

[2]) Dagegen behauptet im Ch. M. Int. (87, 218) General Haig nach genauen Erkundigungen in Kairo, daß von der dortigen Universität Missionare nicht ausgingen; ja dieser Berichterstatter stellt zu unsrer Verwunderung in Abrede, daß es überhaupt einen mohammedanischen Missionseifer gebe (!!).

Augenblicklich fesselt die von Stanley geführte großartige[1]) Expedition zur Rettung des im ägyptischen Sudan isolierten Emin Bey am meisten die öffentliche Aufmerksamkeit. Es ist bekannt, daß der kühne Mann den Weg Kongo aufwärts von den Stanleyfällen nach dem Albert Nyansa gewählt hat und der Erfolg muß ja bald zeigen, ob diese Wahl die richtige gewesen. Vermutlich wird diese Expedition auch von Einfluß sein auf die fernere Haltung des Königs Muanga von Uganda und vielleicht über das nächste Schicksal der christlichen Mission in diesem Lande entscheiden. Sehr ermutigend für den Freund Afrikas ist das große Lob, welches Emin Bey seinen schwarzen Truppen erteilt, die sich unter den größten Entbehrungen und in der schwierigsten Lage als brave und treue Männer bewiesen haben (Int. 87, 67). Über Emin Bey selbst und seine Leistungen für Afrika siehe Ausland 1887 N. 12 und 13. —

Bezüglich des Kongostaats mehren sich die Stimmen, welche gegen die Solidität dieser kolonialen Gründung die gewichtigsten Zweifel erheben. Bekanntlich hatte schon vor c. 1½ Jahren Dr. Pechuel-Lösche in seiner Schrift: „Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen" eine große Menge von Thatsachen zur öffentlichen Kenntnis gebracht, welche auf die Kongoschwärmer sehr abkühlend wirken mußten; aber da diese Schrift zu persönlich gegen Stanley zugespitzt war, so ging das Gewitter zu schnell vorüber. Jetzt bringt das „Ausland" (1887 N. 6—9) von einem gänzlich uninteressierten deutschen Offizier, der mit offenen Augen gesehen hat, einen, uns allerdings etwas zu pikanten Artikel, welcher die gerühmten Leistungen und Errungenschaften der Kultivatoren am Kongo, die, beiläufig bemerkt, bis jetzt 40 Millionen verschlungen haben sollen, wesentlich auf „marktschreierische Reklame" zurückführt und den ganzen Kongostaat für das Ergebnis eines „delirium coloniale Africanum" und ein „verunglücktes Geschäftsunternehmen" erklärt, ein Urteil, welches vielleicht auch noch auf manche andre Kolonialgründung Anwendung erfahren wird. Beruhen die von dem Verfasser angeführten Thatsachen auf Wahrheit, so wird sich gegen dies Urteil nicht viel einwenden lassen. Über die Methode, nach welcher dieser deutsche Offizier die Eingebornen behandelt haben will, wie betreffs seiner Anschauung über christliche Mission befinden wir uns allerdings mit ihm in bedeutender Differenz. Er will nämlich nicht nur „durch kluge Verdrehung der Eingebornengesetze die Neger in ihrer eignen Schlinge gefangen" und „vorerst an ihrer Religion nicht gerüttelt" wissen, sondern bezeichnet auch die „Philanthropen" als „verrückt", welche den „Sklavenkauf" leider dadurch unmöglich machen, daß sie „einem die Kriegsschiffe der ganzen Welt auf den Hals hetzen würden." Ohne Einführung des Arbeitszwanges bei den Eingebornen seitens der Schutzmächte, werde jedes Unternehmen in den afrikanischen Kolonien scheitern. Und — „alle Achtung vor den Missionaren als Forschern und Jägern, aber in ihrer Berufsthätigkeit sind sie nur Zerrbilder." Zu unsrer Freude will aber selbst ein Mann von solchen Anschauungen dem Branntweinhandel den Krieg erklärt wissen. Denn also schreibt er: „Wenn ich sage, das materielle Interesse (nicht die Mission) gehört in den Vordergrund, so muß dem Neger der Schnaps nie

[1]) Sie soll c. 600 000 Mk. kosten und besteht aus 9 Europäern, 61 Sudanesen, 13 Somalis, 3 Dolmetschern, 620 Sansibarern und 40 Leuten Tippu Tips!

ennen gelehrt werden. Die Verhältnisse sind aber heut in ganz Westafrika eider derartige, daß ohne Schnaps kein Handel, keine Dienstleistung möglich st.[1]) Eine Reihe von Küstenstämmen ist durch den Schnaps degeneriert und s wäre an der Zeit, daß die Schutzmächte sich zu einem gemeinsamen Vorgehen vereinten."

Der leichteren Übersicht wegen seien nun zunächst diejenigen afrikanischen Missionsunternehmungen zusammengestellt, welche in der jüngsten Zeit neu ins Leben getreten sind oder demnächst ins Leben treten werden. Es ind dies folgende:

1. Die Baseler Mission in Kamerun (vergl. S. 80 ff.[2])). Kurz vor Weihnachten 1886 sind die ersten fünf Baseler Missionare (einer mit Frau) n Kamerun eingetroffen und von dem Baptistenmissionar Fuller aufs freundichste empfangen worden. Leider ruht aber schon einer von ihnen, Becher, uf dem neuen Missionsfelde im Grabe. Am Altkalabar, wo ihr Schiff landete, hatte er sich das Fieber geholt, das ihn trotz aller aufgewandten Pflege chon am 27. Dez. hinwegraffte. Ein schwerer Schlag, der die neuen Arbeiter tief gebeugt, aber gottlob! nicht entmutigt hat (Ev. Heidb. 87 N. 3). Da die Baseler Missions-Gesellschaft nun auch in den Besitz der Viktoria-Kolonie an der Ambas-Bai getreten, so ist auch diese jetzt dem deutschen Schutze interstellt worden.

2. Die Pariser Missions-Gesellschaft in dem französischen Kongogebiete, infolge besonderer Aufforderung de Brazzas. Wo dieselbe ihre Arbeit beginnen wird, scheint noch nicht ausgemacht zu sein (Les Miss. évang. 87, 31). Es ist dies ein kühner Entschluß für die bis jetzt mit verhältnismäßig geringen Mitteln arbeitende Missionsgesellschaft, die nicht nur am Senegal und in Tahiti bereits auf französischen Kolonien engagiert ist und demnächst im Gabun die Arbeit der amerikanischen Presbyterianer übernehmen muß,[3]) da die französische Kolonialregierung durchaus auf dem ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache besteht (The Church at home and abroad, 87, 191, 258), sondern auch im Bassutolande reichlich zu thun und von da aus erst vor kurzem eine neue Mission am Sambesi begonnen hat. Dazu kommt, daß sie ich eben ein Missionshaus baut und ein Defizit von 60000 Fr. zu tilgen hat Les M. év. 3. 84). Die Verzettelung der Arbeitskräfte einer nicht allzu großen Missionsgesellschaft auf zu viele Arbeitsgebiete ist durchaus nicht ohne Bedenken; doch muß man zugeben, daß sie der Pariser Missions-Gesellschaft durch die Intoleranz des französischen Nationalismus gegen nicht französische Missionen teilweise aufgenötigt ist. Hoffentlich steigen die Missionsleistungen des französischen Protestantismus in einer solchen Weise, daß man die neuen Missionen auch mit Energie treiben kann. Oder rechnet man auf — Staatsunterstützungen?

[1]) Notabene: ausgenommen bei der Baseler Handels-Gesellschaft und den Firmen Vietor und Chevalier.

[2]) S. 80 Zeile 8 v. u. muß es statt: Missionsgemeinden — Missionsgründungen heißen.

[3]) In Madagaskar, wie die französische Regierung wollte, eine Mission zu beginnen, hat die Gesellschaft abgelehnt, da sie nicht von den dortigen evangelischen Gemeinden gerufen sei. (Les M. év. 87, 41).

3. Die schwedische Missions-Gesellschaft am Kongo und zwar 65 Stunden von der Küste flußaufwärts, wo sie die Station Mukimbungu von den amerikanischen Baptisten resp. der früheren Livingstone Inland M. übernommen hat (Ev. M. M. 86, 378). Zur Zeit stehen dort 5 Missionare; im vorigen Jahre wurden die Erstlinge (5) getauft (Skematisk öfversigt af de svenska missionerna Dec. 1886).

4. Die (amerikanische) Taylorsche Mission, die sich gleichfalls nach dem Kongo ausdehnt, und zwar zu Kimpoko am Stanley Pool und am Zusammenflusse des Sankuru und Kassai dort die ersten Stationen zu errichten beabsichtigt. Bereits zum vierten male sind aus Nordamerika bedeutende Verstärkungen dieser mit einem großen Menschenmaterial ausgerüsteten Mission eingetroffen, unter ihnen besonders Handwerker und Landwirte, denn — wie sich allmählich herausstellt — ist der Plan: jede Missionsstation zu einer Kolonie zu machen. Wir sind gespannt auf den Erfolg dieses Experiments. Bis jetzt hat der Bischof ganz bedeutende Unterstützungen aus Amerika gebraucht und auch immer zur Verfügung gehabt. Wenn einer seiner Missionare schreibt: „Bischof Taylor wird 1000 Missionare brauchen, um an allen den Centralstätten Kolonien anzulegen, die er zu erreichen sucht," so ist das jedenfalls eine etwas kühne Rede. Natürlich gehts nicht ohne das unvermeidliche Missionsschiff; der Bischof bezeichnet es als our most pressing need und irren wir nicht, so ist sein Wunsch bereits erfüllt (Miss. Rev. 1887, 35. 93).

5. Die deutsch-ostafrikanische evangelische Missions-Gesellschaft zu Berlin, welche im Süden der deutschen Besitzungen (vermutlich in Dunda?) ihre Arbeit beginnen will, hat am 2. März ihren ersten Sendboten abgeordnet, einen früheren Missionar der Chrischona, (Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission N. 3), der bereits jahrelang unter den Galla gearbeitet hat und vor kurzem mit sämtlichen christlichen Glaubensboten auf Befehl des abessynischen Negus sein Arbeitsfeld hat verlassen müssen, vergl. 86, 326.[1])

---

[1]) Unterdes ist auch seitens der römischen Kirche in Deutschland für die ostafrikanische Mission bedeutend gerüstet worden. Wie die Münchener Allg. Z. meldet, soll nächstens aus der Reichenbacher Missionsanstalt in Bayern eine erste Missionsexpedition — bestehend aus 2—3 Priestern und 12 Laienbrüdern — auf Einladung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft nach Deutsch-Ostafrika gehen und derselben in jedem ferneren Jahre eine ähnliche solche Expedition folgen. In München sollen für diese Mission sofort 50 000 Mk. gesammelt worden sein.

Daß auch die römische Kirche durch die deutsche Kolonialära zu neuen Missionen angeregt werden würde, stand zu erwarten; auch überrascht es uns nicht, daß, wie die Münchener Allg. Z. ausdrücklich hervorhebt, auf direkte Weisung des Dr. Peters die Verhandlungen mit der römischen Mission eröffnet worden sind. Nur gegenüber den Bewunderern der 50 000 Mk. sei bemerkt, daß der deutsche Katholizismus für Heidenmission noch nicht den vierten Teil von dem aufbringt, was der deutsche Protestantismus leistet. Bis heute hat es überhaupt eine deutsche katholische Heidenmission nicht gegeben; es ist daher begreiflich, daß das erste Unternehmen dieser Art, zumal unter den augenblicklich Rom so günstigen Auspizien, verhältnismäßig reichliche Unterstützung findet. Eine sehr überraschende Entschuldigung für das Engagement einer katholischen Mission durch den Dr. Peters, bei ihrer Gründung hervorragendes Vorstandsmitglied der Berliner deutsch-ostafrik. Miss.-G., bringt

6. Die ev.-luth. Missions-Gesellschaft für Ostafrika in Bayern, welche ihre erste Station eine Stunde von der bekannten englisch-kirchlichen Missionsstation Kisulutini in Dschimba angelegt hat. Die von uns S. 88 ausgesprochene und begründete Vermutung, daß man diese — übrigens auch so nahe an das englische Missionsgebiet gebaute[2]) — Station in das deutsche Ostafrika verlegen werde, hat sich nicht bestätigt (Nürnb. M. Bl. N. 3. 5. 7).

7. Die Neukirchener Missions-Gesellschaft endlich macht sich jetzt gleichfalls an die wirkliche Ausführung ihrer ostafrikanischen Missionspläne. Soweit unsre Informationen reichen, wird sie im deutschen Witugebiete ihre Arbeit eröffnen.[3]) Vergl. M. u. Heidb. N. 4. —

---

der „Reichsbote" (N. 95). Da heißt es nämlich: „Die Thatsache, daß der Direktor der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Dr. Peters, eines lutherischen Pastors Sohn, der hier anfangs selbst bei Begründung des evangelischen Missionsvereins für Ostafrika beteiligt war, jetzt die letztere links liegen läßt, nach Rom geht und mit der katholischen Propaganda für katholische Mission einen Vertrag abschließt, auf Grund dessen die römische Kirche die Mission in Deutsch-Ostafrika in die Hand nimmt, ist recht geeignet, die traurigen Verhältnisse unserer evangelischen Kirche in eine grelle Beleuchtung zu stellen. Vom Standpunkte seines Interesses als Kolonialdirektor kann man ihm diesen bedauerlichen Schritt schwerlich verdenken; denn er braucht die Unterstützung der christlichen Missionsarbeit; er sah, daß, wenn er auf die Hilfe der evangelischen Kirche warten wolle, er wer weiß wie lange warten könne. Denn hier bemühte sich ja niemand um die Sache, als ein Heer armer Pastoren; dort in der römischen Kirche nahmen sofort die Bischöfe und die Kurie die Sache in die Hand und alsbald wurden ihnen zum Anfang 12 Missionare zugesagt." Wer mit der Gründungsgeschichte der deutsch-ostafrikanischen Miss.-G. und dem Auftreten des Herrn Dr. Peters bei dieser Gelegenheit nur einigermaßen bekannt ist, weiß, daß hier die Sachen sehr anders liegen. Auch wir sind ganz überzeugt, daß die evangelische Kirche gerade keine glänzende Organisation besitzt; wie es scheint soll aber jetzt durch das Schlagwort: Mangel an Organisation jeder wirkliche oder vermeintliche Übelstand bei uns erklärt werden. Mit dem mangelhaften Gelingen der Berliner deutsch-ostafrikanischen Miss.-G. haben „die traurigen Verhältnisse der evangelischen Kirche" nichts zu schaffen; sondern so liegen die Sachen: Dr. Peters proklamierte Missionsgrundsätze, welche keine evangelische Miss.-G. anerkennen durfte und die deutsch-ostafrikanische Miss.-G. protestierte anfänglich nicht dagegen. Später begann sie dann allerdings von diesen bedenklichen Petersschen Grundsätzen sich loszusagen und wie es scheint, hat das ein gespanntes Verhältnis zu dem mit ziemlich absoluten Vollmachten ausgerüsteten Direktor der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft herbeigeführt und ihn vielleicht bewogen, es lieber mit der katholischen Mission zu versuchen, die ohnehin bezüglich der Arbeitserziehung der Eingebornen einen Stein bei ihm im Brette hat. — Dazu kommt, daß weite Kreise evangelischer Missionsfreunde mit der Begründung von immer neuen Miss.-Gesellschaftchen nicht einverstanden sind. Wir wollen in der evangelischen Kirche gar keine landeskirchliche, d. h. vom landeskirchlichen Regiment getriebene Mission; die geschichtliche Entwicklung weist uns auf freie Miss.-Gesellschaften. Aber wir wollen keine Zersplitterung, sondern eben Organisation, d. h. Eingliederung der neuen Missionen in die alten Gesellschaften; die deutsch-ostafrikanische Miss.-G. wollte das aber eben nicht. — Das „Heer armer Pastoren" hat übrigens in der evangelischen Kirche bezüglich der Mission Glänzenderes geleistet als in der römischen Kirche die Bischöfe samt der Kurie.

[2]) Wie Int. 86, 829 gemeldet wird, beabsichtigte schon die Ch. M. S. von Kisulutini aus einen eingebornen Lehrer hier anzustellen; ehe der Ort von den Eingebornen verlassen wurde, hatte die Gesellschaft an ihm bereits eine größere Schule.

[3]) Soeben treffen übrigens bedenkliche Nachrichten aus Ostafrika ein, welche es weise erscheinen lassen, jedenfalls unter den Galla mit der Begründung einer Mission noch etwas zu warten. Beide: Somali und Galla scheinen nämlich — ver-

Dies sind nur die allerneusten afrikanischen Missionsunternehmungen. Rekapitulieren wir dazu einmal ganz kurz die seit c. 10—12 Jahren neu in Angriff genommenen Missionen vom Westen nach Osten gehend:

1. Die Kongo-Mission der englischen Baptisten.
2. Die Kongo-Mission der amerikanischen Baptisten.
3. Die Taylorsche (amerik. bischöfl. methodistische) Mission in Loanda.
4. Die Bihé-Mission des großen amerikanischen Board.
5. Die Mission desselben in Umsilas Reich.
6. Die französische Mission am Sambesi.
7. Die Nyassa-Mission der Freischotten.
8. Die Nyassa-Mission der schottischen Staatskirche.
9. Die Ausdehnung der Universitäten-Mission vom Rufu bis zum Nyassa.
10. Die Tanganyika-Mission der Londoner Missions-Gesellschaft.
11. Die Nyansa-Mission der kirchlichen Missions-Gesellschaft.
12. Die Mombas-Mission der kirchlichen Missions-Gesellschaft.

Das ist eine stattliche Schar neuer Thüröffnungen im dunkeln Weltteil! Wie weit wird die evangelische Mission etwa in 50 Jahren durch diese Thüröffnungen vorgedrungen sein und welche Veränderungen wird sie dann bewirkt haben! Von unsern jungen Lesern wird ja noch mancher das Glück haben, dies zu erleben. So viel ist sicher, daß die Veränderungen in den kommenden 50 Jahren viel viel großartiger sein werden als sie in den vergangenen 50 gewesen sind. Doch es wird Zeit, daß wir nun unsern eigentlichen Rundgang antreten.

Westafrika: An Senegambien, wo die evang.-franz. Mission auf ziemlich schwachen Füßen steht (Les Miss. évang. 86, 437), und dem Rio Pongas, wo der westindische Zweig der mit der Prop. G. S. verbundenen anglikanischen Kirche durch Westindier missioniert und jüngst eine eingehende Visitation stattfand (M. Field 1887, 101), wie an Sierra Leone, wo in der Scherbro-Mission die Gemeinden der (amerikanischen) Unit. Brethren sich um 1300 Mitglieder vermehrten (Miss. Rev. 87, 156) vorübergehend, machen wir den ersten Halt auf der Goldküste, wo die Baseler Mission im Laufe des letzten Jahres wieder einen Verlust von 6 Missionsgeschwistern, daneben aber auch eine reiche geistliche Ernte gehabt hat, so daß man lebendig an das apostolische Wort erinnert wird: „So ist nun der Tod mächtig in uns, das Leben aber in euch" (2 Kor. 4, 14). Weithin durch das ganze

---

mutlich wesentlich infolge der kolonialen Landerwerbungen — in einem Zustande großer Aufregung sich zu befinden; selbst Witu soll von den Somali ernstlich bedroht sein. —

Zu unsrer Überraschung schreibt Kapitän Rabenhorst, der Gouverneur von Witu, daß er auf seiner Reise durch das Land den Eingebornen amtlich erklärt habe: „daß an ihren Sitten und Gebräuchen (durch die deutsche Herrschaft) nichts geändert und sie in ihrer Religion belassen würden (D. Kol. Z. 87, 238). Das klingt für eine Mission in Witu freilich nicht sehr ermutigend! Oder soll es nur heißen, was selbstverständlich ist, daß die deutsche Kolonialregierung als solche sich nicht in die Religionsangelegenheiten der Eingebornen mischen will? Jedenfalls wird es weise sein, sich über diese Auslassung eine authentische Interpretation zu erbitten, ehe man Missionare in Witu stationiert.

Land macht sich ein großer Umschwung der Dinge bemerklich. „In früheren Zeiten, erklärte ein alter Heide, hat man keine Plantage angelegt, ohne den Fetisch zu fragen, wo ein guter Ort zu finden sei oder was man darauf pflanzen solle; auch fragte man ihn, ob man Schafe, Ziegen oder Schweine halten soll. Seit aber das Christentum gekommen ist, . . . mißachten auch viele Heiden namentlich des jüngeren Geschlechts den Rat des Fetisches. Deshalb ist es das beste, wenn die jungen Leute Christen werden und die Schule besuchen." 17 Eingeborne stehen jetzt hier als Pfarrer im Dienst und sie verwalten im ganzen ihr Amt mit Treue und Verständnis. Das Schulwesen, das immer tiefer wurzelt und sich immer weiter ausbreitet, hilft das Christentum zu einer selbständigen geistigen Macht im Volke zu gestalten; die Ältesten treten auf eignen Antrieb ein für Pflanzung und Pflege christlicher Zucht und Sitte in den Gemeinden und besonders nach Westen hin ist das Missionsgebiet in der Ausdehnung begriffen; von Abokobi aus wurde das Evangelium weit ins Fanteland hineingetragen. Bemerkenswert ist ferner der Beginn einer medizinischen Mission auf der Goldküste, der erste Versuch dieser Art seitens einer deutschen Missions-Gesellschaft. Endlich wird aus Kjebi im Akemland eine Christenverfolgung gemeldet. Der dortige König Ata, ein mehrfacher Mörder und Brandstifter, der schon 1880—1885 von den Engländern in Lagos im Gefängnis gehalten wurde, und der sich seit seiner Freilassung als ein gehässiger Christenfeind bewiesen, belagerte — wie es scheint doch hauptsächlich von Habgier getrieben — im Dezember v. J., während gerade zwei Missionare aus Begoro da waren, das Christenquartier seiner Hauptstadt Kjebi, das ungefähr 400 Christen zählt. Ein christlicher Gemeindeältester, zugleich Stadthäuptling, wurde beschuldigt, den König bestohlen zu haben und obwohl die wirklichen Diebe bald ausfindig gemacht wurden, samt andern Christen furchtbar gefoltert und gequält. Einer nach dem andern wurde gefangen, gebunden, getreten, geschlagen, die Missionare selbst mit Schimpf- und Drohworten überhäuft, so daß sie, um Blutvergießen zu verhüten, für die dem König angeblich gestohlene Summe Bürgschaft leisteten. Erst nach 14 peinlichen Tagen, innerhalb deren viel schändliche Erpressung und Beraubung an den Christen geübt wurde, traf ein Kommissar des Gouverneurs ein, der den König, seine Häuptlinge und Vertreter der Christen zum Verhör an die Küste citierte. Ata, der anfangs erklärte, lieber fechten zu wollen, entschloß sich erst zu diesem sauren Gange als er hörte, daß ein Kommando Soldaten im Anzuge sei. Mit allem Pomp eines Negerfürsten zog er dann in Christiansborg ein, begleitet von hunderten seiner Bewaffneten und von seinen Fetischen, aber kurze Zeit darauf starb er an einer Lungenentzündung. Mit ihm ist der Feindschaft gegen das Christentum ihr Hauptführer genommen (Jahresb. 15 ff. Heidb. 87, N. 3. Ev. M. M. 87, 167).

Aus Asante hat sich die wesleyanische Mission, die vor c. zwei Jahren durch eingeborne Lehrer begonnen wurde, infolge kriegerischer Verwicklungen wieder zurückziehen müssen (Not. 86, 216. Rep. 195).

Auf der benachbarten Sklavenküste, wo die Engländer aus Furcht vor einer deutschen Besitzergreifung im Okt. v. J. geschwind auch das Binnenland links vom Wolta unter ihr Protektorat gestellt haben, ist es im vergangenen Jahre wieder in sehr erfreulicher Weise vorwärts gegangen, es sind

nämlich abermals — wie schon 1885 — über 100 Personen getauft worden. 1876 nach 30jähriger Thätigkeit zählte die kleine Norddeutsche Missions-Gesellschaft auf der Sklavenküste 175 Christen — 1886: 556. Wie es scheint, wird das Feld dort jetzt reif zur Ernte. Leider hat die Gesellschaft nur 8 Missionare, aber 23 eingeborne Helfer, unter ihnen einen ordinierten Pastor. Neben 2 Hauptstationen sind 8 Außenstationen besetzt und an allen 10 Orten die von 192 Kindern besuchten verschiedenartigen Schulen im guten Gange (Monatsbl. der Nordd. M.-G. 87, N. 2 u. 3).

Aus der Nigermission klagt Bischof Crowther sehr über Mangel an Arbeitern; von 12 Orten sind Bitten um Lehrer an ihn ergangen, die er nicht hat befriedigen können, ja selbst mehrere ältere Stationen stehen aus dem gleichen Grunde z. Z. verwaist. Leider hat dies die römische Konkurrenz sofort benutzt, um sich auch in dieses Gebiet immer mehr einzudrängen. Doch ist es gelungen, wenigstens ein paar neue Stationen zu besetzen, unter ihnen Shonga c. 400 Meilen flußaufwärts, während Loko am Binue von den Romanisten in Besitz genommen worden ist. Unterdes sind von Sierra Leone aus 5 neue schwarze Arbeiter in Dienst gestellt worden. — Begleitet von seinen Archidiakonen unternimmt der greise Bischof noch immer Visitationsreisen durch seinen großen Sprengel. Besonders hoffnungsvoll ist der Anblick in Bonny, wo nach einer langen Zeit heftiger Feindschaft die Häuptlinge endlich Religionsfreiheit proklamiert haben und jetzt zahlreiche Scharen (am Sonntag nach Weihnachten 2118) die Kirche besuchen. Zu Tuwon am Braßfluß hat die Gemeinde auf eigne Kosten eine zweite eiserne Kirche aus Liverpool kommen lassen und bei der Einweihung derselben eine Kollekte von 600 Mk. gesammelt, welche sie mit einem schönen Danksagungsbriefe an den Vorstand der Ch. M. S. nach London gesandt hat. Die Gesamtzahl der Christen in dieser Mission mag sich jetzt wohl auf c. 5000 belaufen. (Int. 86, 844. 87, 52. 223. 231. 234).

Vom Kongo sind recht erfreuliche Nachrichten eingegangen. Allerdings haben die englischen Baptisten auf ihrer Stanley-Pool-Station durch einen Brand einen Verlust von c. 80000 Mk. erlitten, der aber durch außerordentliche Gaben sofort gedeckt worden ist (Bapt. Her. 86, 419). Im ganzen haben die englischen Baptisten (außer San Salvador) jetzt 6 feste Stationen, von welchen Lukolela am oberen Kongo die neuste und vorgeschobenste ist. Trotz der fortgehenden Untersuchungsfahrten ist das eigentliche Missionswerk jetzt doch im stetigen Gange; die ersten Übersetzungsarbeiten sind auf einer der Kongostationen selbst gedruckt worden. Das Verhältnis zu den Eingebornen wird durchgehends, speciell gerade auch in Lukolela als ein durchaus freundliches geschildert. Als einen Beweis für die Macht, welche das Wort Gottes bereits übe, erzählt einer der Missionare, daß ein Eingeborner einen Spiegel, den er als Fetisch fürchtete und verehrte, sofort zerbrach, als ihm gesagt wurde, daß der Glaube an Gott mit dem Vertrauen auf die Fetische nicht zusammen bestehen könne (Ebd. 1886, 514. 527. 1887, 49. 53).

Die amerikanischen Baptisten melden sogar eine außerordentliche Erweckung, welche auf der Station Banza Mantele mehr als 1000 Personen ergriffen und sich dann auch weiter hin verbreitet habe, teilweise unter der missionierenden Thätigkeit der Erweckten von jener Station. Viele Götzenbilder

und Fetische seien verbrannt oder sonst zerstört worden, Männer und Weiber beginnen sich einigermaßen zu kleiden, und Anfangs November sind die 42 Erstlinge getauft worden. Freilich haben sich auch sofort Verfolgungen eingestellt. Mehrere Christen sind aus ihren Wohnorten vertrieben, andre gemißhandelt, ja selbst an Leib und Leben bedroht worden (Bapt. Miss. Mag. 86, 411. 426. 440. 458. 87, 54. 70. 79). Gott gebe, daß die ermutigende Bewegung eine bleibende Frucht hinterlasse.

Aus Bihe, wo der amerikanische Board jetzt drei Stationen mit zwei Schulen und fünf Missionaren hat, wird ein Jahr stillen stetigen Forschritts in der Bewältigung der Sprache, Schulunterricht und Predigtthätigkeit gemeldet. Nach Bihe selbst ist die Rückkehr wieder möglich geworden und wird dort soeben eine neue Station bezogen. Den Missionar Sanders begleitete auch deine Frau und es erregte das außerordentlichste Staunen der Eingebornen, saß dieselbe getragen wurde, während ihr Gatte zu Fuß ging! In Benguela und Bailundu ist die erste allerdings nur aus acht Personen bestehende Katechumenenklasse zustande gekommen, von deren religiösem Ernst und Eifer ihr Lehrer aber sehr hoffnungsvoll spricht (Miss. Her. 87, 91. 105. Rep. 26).

Südafrika. Im Hereroland ist es leider noch immer nicht zur Ruhe gekommen. Am 21. April hat abermals zu Okahandya ein Gefecht zwischen den Herero und Hendrik Witbooi (vergl. 1886, S. 338) samt seinen Verbündeten stattgefunden, in welchem die letzteren wiederum geschlagen wurden. Dennoch erwartete man schon im Oktober einen neuen Raubzug dieses unruhigen Mannes und zwar dies mal gegen Otyimbingue. Die Berichte der Missionare lauten aufs Ganze gesehen wenig ermutigend. Der lange Kriegszustand hat große sittliche Verwüstungen angerichtet und dem Fortschritt des Missionswerks viel Schaden gethan. Solange kein fester Friede im Lande hergestellt ist, wird auch der allgemeine Druck nicht weichen, unter dem alle seufzen. Leider hat die deutsche Oberhoheit bis jetzt die auf sie gesetzten Hoffnungen wenig erfüllt und es ist auch gar nicht abzusehen, wie sie einen Friedenseinfluß ausüben soll, wenn ihr keine Machtmittel zur Verfügung gestellt werden. Einige Lichtblicke gewährt die Thätigkeit der eingebornen Evangelisten, mit deren Unterhaltung durch die Eingebornen es freilich noch hapert, und die gemeldete Abnahme des Branntweintrinkens (Rh. M. B. 86, 237. 87, 39 ff.).

Ähnlich trübe lauten die Nachrichten aus Namaland. Auch hier steht das Volk vor einer verhängnisvollen Krisis: nämlich daß die paar guten Plätze, welche das arme Land aufweist, bald in den Händen der Buren sich befinden und die Eingebornen besitzlos gemacht sein werden — wenn nicht zeitig genug die deutsche Kolonialregierung die Verkäufe zu hindern sucht, was aber wohl kaum zu erwarten steht, da ihr die Bureneinwanderung (wie auch im Hererolande) gar nicht unlieb zu sein scheint. Es wird eben hier auch gehen wie es in fast allen Kolonialgebieten gegangen ist, daß die Eingebornen die Knechte der Einwanderer werden müssen. So lautet z. B. von der Station Warmbad der Bericht: „Unser Stamm, die Bondelzwaarts, der bis jetzt noch der wohlhabendste unter den Namas war, wird jeden Tag ärmer. Wie eine gewitterschwangere Wolke schwebt die Besitzergreifung des Landes durch die Buren am Horizonte. Gibeon ist bereits von ihnen gekauft. Ebenso ist die

ganze Ostseite des Bondelzwaartschen Gebiets verkauft; am Großfluß liegt Stolzenfels, die Besitzung des Koblenzer Herrn Dominikus; dann folgt Blydeverwacht, das an Buren vermietet ist, weiter nördlich Heiragabis, für Branntwein an den Händler W., und weiter eine Strecke an den Händler R. verkauft; Hutab nördlich davon ist das Besitztum eines Ostfriesen Ukena. Dann kommt das Gebiet der Veldschoedragers, dessen Haupt, K. Zis, auch nicht üble Lust hat, sein Land oder doch einen Teil desselben an Buren zu verkaufen, daran schließt sich Haruchas, das Gebiet der Franzmannschen, unter einem schwachen Kapitän und dann die zukünftige Burenrepublik Gibeon." So geht es überall mit der Herrlichkeit der Namas zu Ende. Schon jetzt herrscht überall große Armut, die Räubereien mehren sich, die heimische Obrigkeit regt sich kaum und die deutsche Regierung läßt auch nicht viel von ihrer Schutzmacht merken. — Daß auf den meisten Stationen Taufen stattgefunden oder doch Scharen von Taufkandidaten Unterricht empfangen haben, ist ein Lichtblick in diesem dunkeln Gemälde. Gibeon hat leider als Missionsstation aufgegeben werden müssen (Ebd. 87, 39 ff.).

Im Kaplande ist die eigentliche Missionsarbeit, wie vielfach angenommen zu werden scheint, noch keineswegs beendet. Es leben nämlich in demselben gegenwärtig 600500 Farbige[1]), Bastards, Hottentotten, Kaffern x. Von diesen sind noch 415000 Heiden, 175000 evangelische, 1250 katholische Christen und 13750 Mohammedaner. (Rh. M. B. 86, 233.) Beiläufig bemerkt, kann auch, wenn die Zahl der evangelischen Heidenchristen allein in der Kapkolonie c. 175000 beträgt, die bisher für ganz Südafrika angenommene Gesamtsumme von c. 200000 evangelischen Heidenchristen nicht richtig sein; dieselbe muß sich bedeutend höher, wenigstens auf 250—260000 belaufen. In der Kapkolonie ist bereits eingetreten, was wir für Namaland jetzt befürchten: Die Eingebornen sind mit geringen Ausnahmen besitzlos geworden und die weißen Kolonisten, in deren Dienst sie stehen, üben gemeiniglich keinen sittigenden, geschweige christianisierenden Einfluß auf sie aus. Diese Proletarierstellung, welche jedes Nationalgefühl und nationale Einheitsband längst zerstört hat, erschwert auch die Selbständigmachung der kapischen Gemeinden, unterbindet den Ausbreitungstrieb und hindert die Anstellung von eingebornen Pastoren. Zwar ist in den Missionsanfängen auch seitens der Missionsleitungen in dieser Beziehung viel vernachlässigt worden, aber jetzt tragen die traurigen socialen Verhältnisse die Hauptschuld. Allerdings leisten z. B. die rheinischen Missionsgemeinden trotz des jetzt recht schlechten Verdienstes noch immer bedeutende Beiträge zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse, auf jeden Kommunikanten 20 Mk. (Ebd. 232); aber bei dem fort-

[1]) Mein Gewährsmann giebt leider weder die Quelle an, welcher er seine Zahl entnommen noch den geographischen Umfang der Kapkolonie. In dem von J. Noble herausgegebenen Official handbook, history, productions and resources of the Cape of good hope pro 1886 heißt es S. 320, daß seit 1875 ein amtlicher Census nicht stattgefunden habe, nach ungefährer Schätzung aber die Gesamtbevölkerung der Kolonie inkl. Griqualand West, Transkei und Griqualand Ost 1252347 Personen betrage, von denen c. 340000 Europäer also über 900000 Farbige seien. Vermutlich erklärt sich die Differenz dadurch, daß mein Gewährsmann die Grenzen der Kapkolonie enger faßt.

gehenden geschäftlichen und wirtschaftlichen Niedergang der Kolonie, der möglicherweise in nicht allzuferner Zeit mit einem völligen Staatsbankrott endigen wird, scheint an eine Steigerung dieser Leistung wohl schwerlich zu denken zu sein. Und doch sollten endlich diese nun über ½ Jahrhundert alten Gemeinden nicht nur ganz auf eignen Füßen stehen, sondern auch thatkräftig die Missionsthätigkeit in der Kolonie mit in die Hand nehmen. Freilich die Hauptverpflichtung liegt auf den Kolonisten und es ist schlimm, wenn bei einer christlichen Kolonistenbevölkerung von mehr als 300000 die europäischen Miss.-Gesellschaften das Christianisierungswerk immer noch in der Hand behalten müssen.

In Britisch Kafferland hat die Prop. G. S. u. a. eine Lovedale ähnliche industrielle Erziehungsanstalt zu Keiskama Hoek, St. Matthews,[1] die weit weniger bekannt ist als jene Anstalt der Freischotten, der wir dies mal einige Bemerkungen widmen müssen infolge einer lehrreichen öffentlichen Diskussion, welche sie in der südafrikanischen Presse hervorgerufen hat. Zunächst einige Mitteilungen aus dem ermutigenden Jahresbericht pro 86, welchen der Leiter der Anstalt, Mr. Taberer, erstattet hat (Christ. Express. 87, 37). Es gehören zu der Station 15 von eingebornen Helfern bediente Außenplätze, welche zusammen 1100 Christen, unter ihnen 320 Kommunikanten zählen, 4 Sonntags- und 10 Tagesschulen, die letzteren mit 400 Schülern. In der gewerblichen Erziehungsanstalt zu St. Matthews befinden sich 35 Lehrlinge: Klempner, Zimmerleute, Wagenmacher, Schmiede und Gärtner. Die Arbeiten, welche dieselben verfertigten, repräsentierten einen Wert von 42193 Mk. Auch eine Mädchenbildungsanstalt befindet sich auf der Station. Für die Besoldung der 5 technischen Lehrer bezog die Anstalt einen Zuschuß seitens der Regierung; wie hoch sich derselbe belief, ist uns unbekannt. Gegen diesen Zuschuß hat nun neuerlich der Cape Mercury, unterstützt besonders von dem Zuid Africaan, protestiert. Die Industrieschule selbst versichert er allerdings seiner vollsten Sympathie; aber da dieselbe mit einem so geringen Gewinn arbeite, nämlich mit nur 5 Prozent, so setze sie den Marktpreis herab, schädige also das Geschäft und bedrohe die Existenz hunderter von Handwerkern (Chr. Expr. 87, 33), also ein ganz ähnliches Argument, wie wir es bei uns gegen die Zuchthausarbeit zu hören gewohnt sind und ein neuer Beleg zu der S. 177 dieser Z. ausgesprochenen Befürchtung. Die Burghersdorp Gazette, das Organ des Africander Bond, der ein fanatischer Gegner jeder Art von Erziehung der Eingebornen ist, proklamiert folgende Grundsätze: Keine Landzuteilung an die Eingebornen, Ausschluß derselben von der Landwirtschaft, Beseitigung der Schulen und an ihrer Statt Errichtung von Industrieschulen, in denen die Farbigen Handarbeit, resp. Handwerke lernen und zwar durch ein paar aus Indien importierte Familien von Webern, Töpfern 2c. (Ebd. 47). Das ist doch eine lehrreiche Illustration zu der jetzt so stürmisch an die Mission gestellten Forderung: Die Eingebornen arbeiten zu lehren!! Eine ähnliche, wenn auch recht freundlich gehaltene Polemik wie der Cape Merc. gegen St. Matthews führt übrigens

[1] Wie es scheint ist allerdings das Verhältnis zur P. G. S. nur ein loses und nimmt die genannte Station eine relativ selbständige Stellung ein.

der Zuid Africaan vom technischen und finanziellen Standpunkte aus auch gegen Lovedale (ebend. 19), auf die wir bei dem allgemeinen Interesse, welches die Sache hat, in einem besondern Artikel zurückkommen werden.

Von den Stationen der Freischotten in Britisch Kaffraria besonders Burnshill wird eine hoffnungsvolle Bewegung gemeldet, die sowohl unter bereits getauften Christen ein neues geistliches Leben hervorgerufen als auch bei einer Anzahl Heiden eine Bekehrung zustande gebracht habe (Free Ch. Monthly 87, 80). Eine ähnliche, nur nicht so ausgedehnte Erweckungsbewegung wird von dem presbyt. Missionar Dr. Soga aus Malan berichtet (Miss. Rec. Unit. Presb. Ch. 87, 40. 69).

Die kaffrische Bibelübersetzung, an welcher als Hauptarbeiter der Berliner Miss.-Sup. Kropf thätig gewesen, ist vollendet (Jahresb. der Berl. M. G. 14) und soll in England unter der Leitung dieses Herrn jetzt gedruckt werden. Ein Werk jahrelanger Mühe und sorgfältigsten Fleißes, das hoffentlich als ein gesegnetes Werkzeug zur Förderung der Kaffermission sich bewähren wird.

Die Berliner südafrikanische Mission zeigt auch im vergangenen Jahre ein sehr erfreuliches Wachstum und zwar nach innen wie nach außen. In ihren 6 Synoden hat sie auf 47 Stationen 16539 Getaufte, von denen 7765 Kommunikanten sind, und 3505 Schulkinder. An freiwilligen Gaben, ungerechnet also die Stationsabgaben, Stolgebühren, Schulgelder 2c., brachten die Getauften c. 20000 Mk., alles in allem c. 103000 Mk. auf.

Als im Jahre 1878 der verhängnisvolle Krieg zwischen den Engländern und den Sulu ausbrach, mußten u. a. auch die Hermannsburger Missionare das Land verlassen. Nach dem Friedensschluß konnten die nördlichen Stationen sofort wieder bezogen werden; dagegen wurde das Gebiet, in welchem die südlichen Hermannsburger Stationen lagen, dem famosen Herrn J. Dunn zugeteilt, der ihre Wiederbesetzung nicht gestattete. Endlich, Ende v. Js., ist seitens der englischen Regierung die Erlaubnis zur Rückkehr auf dieselben gestattet worden und hat der Propst Fröhling von seiner Untersuchungsreise den Eindruck mitgenommen, daß das Volk, durch mancherlei Erfahrungen gereift, die wieder einziehenden Missionare gern aufnehmen werde. Auf 23 Stationen hat jetzt im gesamten Sululande die Hermannsburger Mission 1527 Getaufte, unter ihnen 992 Kommunikanten. (Hermannsb. M. Bl. 87 N. 2 u. 3). — Ende dieses Jahres gedenkt der erste Direktor dieser Mission, E. Harms, eine längere Visitationsreise nach Afrika anzutreten.

Bezüglich der französischen Bassutomission verweisen wir auf den vorstehenden instruktiven Artikel, der sich speciell mit den hauptsächlichsten Hindernissen beschäftigt, mit welchen diese Mission zu kämpfen hat. Einige interessante Bekehrungsgeschichten aus ihr werden wir nächstens im Beiblatt bringen.

Aus der französischen Sambesimission kommen immer neue Nachrichten von Raub und Blutvergießen (Les Miss. évang. 87, 22. 27). Es ist ein dornenvolles Unternehmen, unter diesen in völliger Anarchie und fortgehender Kriegsunruhe lebenden Stämmen das Evangelium des Friedens zu verkündigen, aber eben darum ein desto notwendigeres. Und Missionar Coillard scheint ganz der den Schwierigkeiten gewachsene Mann zu sein. Neben der Station Seschele hat er soeben eine zweite in Sefula bei Lealuyi begründet (Ebd. 140).

Im Kurmandistrikt, dem früher vielgenannten Arbeitsgebiete des bekannten Missionspioniers Moffat, unterhält die Londoner Missions-Gesellschaft jetzt außer der Hauptstation, auf welcher sich das Moffat-Erziehungsinstitut befindet, 13 von lauter eingebornen Lehrern bediente Außenstationen, auf denen der letzte Jahresbericht zusammen 628 Kommunikanten zählt. Das Bild des Missionshauses und der Kirche zu Kuruman (Chron. 87, 113) macht einen sehr anheimelnden Eindruck; während die Kirchlein auf den Außenstationen Kultusstätten der primitivsten Art zu sein scheinen. Das grobe Heidentum ist in dem ganzen Distrikt beinahe völlig überwunden, dagegen klagt der visitierende Missionar über viel Indifferenz und Mangel an christlichem Charakter trotz des anerkennenswerten zahlreichen Kirchenbesuchs. Auch scheint es als ob die Schulen in Kuruman sich eben nicht im blühendsten Zustand befänden (Chron. 87, 110).

Schon seit längerer Zeit bestand zwischen den Bakwena- und Bamangwatostämmen vornehmlich wegen gewisser Wasserplätze, an welche beide ausschließlich Anspruch erhoben, eine feindliche Spannung, die jeden Tag in offenen Krieg auszubrechen drohte. Auf Anregung des Administrators von Britisch Betschuanaland fand ein Vermittlungsversuch statt, zu welchem auf ausdrücklichen Wunsch der Londoner Missionar Wookey den Vertreter der Bakwena und sein Kollege Hepburn den der Bamangwato begleitete. Nach dreitägigen Verhandlungen gelang es, wesentlich durch den Einfluß der Missionare, einen beide Teile befriedigenden Vergleich zustande zu bringen und so dem armen, jetzt ohnedies durch eine große Trockenheit heimgesuchten Lande den Frieden zu erhalten (Chron. 87, 15 91.). — Eine ähnliche Friedensvermittlung gelang dem wesleyanischen Missionar Hargreaves im Pondoland, wo infolge von Viehdiebstählen zwischen den Pondos und den Baka- und Tesibistämmen gegenseitig Mord, Raub und Brand verübt wurde (Not. 87, 41).

Ostafrika. Wir berichten von hier zuerst ein Ereignis, welches die Misère des portugiesischen Kolonialwesens in Ostafrika grell beleuchtet und das wenig unter uns bekannt geworden zu sein scheint. Ende Oktober v. Js. erhoben sich die Eingebornen im Norden und Westen von Inhambane gegen die portugiesischen Autoritäten an der Küste. Auf die Nachricht, daß im Innern Gold gefunden worden sei, hatten nämlich die Portugiesen die Grenzen ihres Gebiets nach dem Innern zu erweitert, durch Verträge mit verschiedenen Häuptlingen. Dies brachte aber den König Umgana, den Sohn des jüngst verstorbenen bekannten Umsila, in Harnisch, da jene Häuptlinge unter seiner Oberherrschaft standen. Um dieselben zu bestrafen und seine Provinzen wieder in Besitz zu nehmen, rückte Umgana mit einem Heer von 5—10000 Kriegern aus. Bald kam es zur Schlacht zwischen ihm und den Portugiesen, resp. deren Hilfstruppen und die letzteren wurden nicht nur vollständig geschlagen, sondern völlig aufgelöst. Alles floh, auch die portugiesischen Offiziere, in kopfloser Hast nach Inhambane und hätte Umgana seinen Sieg ausgenutzt, d. h. wäre er nach Inhambane selbst vorgerückt, so würde es mit der ganzen portugiesischen Herrlichkeit vorbei gewesen sein. Denn an Widerstand war nicht mehr zu denken. Aber der afrikanische König begnügte sich seine Vasallen zu züchtigen und kehrte dann heim. — Bekanntlich unterhält nun seit wenigen Jahren der amerikanische Board eine Mission in Umsilas (oder jetzt Umganas)

Königreiche, welche zuletzt 3 Haupt- und 2 Nebenstationen, 6 Missionare, 4 Helfer aus den Sulus, 4 Schulen mit 200 Schülern und über 60 Kommunikanten zählte. Leider ist diese jetzt eben frisch aufblühende Mission durch diesen Kriegszug in Mitleidenschaft gezogen worden; eine von den verlassenen Stationen wird fürs erste nicht wieder bezogen werden können. Umgana ist jetzt auch mißtrauisch gegen die Missionare, die er für Freunde der Portugiesen hält. Dazu hatten seine Krieger auf der verlassenen Station Makodwini auch die in der Eile der Flucht zurückgelassenen Arzneien mit den andern erbeuteten Lebensmitteln verzehrt und da das natürlich einigen schlecht bekam, so hieß es: die Missionare hätten die Krieger Umganas bezaubert (Miss. Her. 87, 58. 92. Rep. 23).

Aus dem Nyassaland, nach welchem England jetzt seine kolonialen Hände ausstreckt (Waller: The title-deeds to Nyassa-Land. London 1887), wird eine bedeutende Auflebung des Sklavenhandels gemeldet, trotz der portugiesischen Herrschaft im Rücken und der evangelischen Missionen am See. (Ebd. 22 und Free Ch. Rec. 87, 110.) Es ist erstaunlich wie billig die schwarze Ware an Ort und Stelle ist. Für einen kräftigen jungen Mann werden 40, für ein Schulmädchen 56, für eine junge Frau 36, für eine alte Frau wie für ein Kind 4 Meter schlechten Kaliko's bezahlt! Die citierte Schrift, welche in England öffentliche Meinung für die Erwerbung des genannten Gebiets zu machen bestimmt ist, enthält neben einer Übersicht über die Ausdehnung, bisherigen Erfolge und Kosten der Nyassa-Missionen ein lehrreiches Kapitel über die mit den Missionen in der freundschaftlichsten Verbindung stehende African Lakes Company. Diese 1878 gegründete Handels- und Plantagen-Gesellschaft hat jetzt 3 Dampfer mit einer Bemannung von 25 Europäern in ihrem Dienst, 12 Handelsstationen etabliert und zwischen dem Nordende des Nyassa und dem Südende des Tanganyika eine 60 (engl.) Meilen lange Straße (Stevenson Road) angelegt. Grundsätzlich handelt sie nicht mit Branntwein und läßt auch in dem von ihr beherrschten Gebiete nicht andre damit handeln. Neben dieser Gesellschaft, in engster Verbindung mit der Blantyre-Mission der schottischen Staatskirche unterhalten die schottischen Gebr. Buchanan an den Abhängen des schönen Zomba-Berges (in der Nähe des Schire) 3 ausgedehnte und prächtig gedeihende Kaffee- Zucker- und China-Plantagen. Am Orte dieser Plantagen ist bereits ein britischer Konsul stationiert!

Beide schottische Missionen befinden sich in einem erfreulichen Aufschwunge. Die Blantyre-Mission der schottischen Staatskirche, die, beiläufig bemerkt, bis jetzt (also in c. 10 Jahren) 600000 Mk. gekostet hat, mit einer Haupt- und 2 Außenstationen, hat z. B. 6 Missionare, unter ihnen einen Arzt, einen Zimmermann und einen Gärtner und 8 eingeborne Lehrer, welche sich recht brav machen. Ihre Kostschule wird von 130 Schülern, zum Teil Söhnen von Häuptlingen besucht, auch kommen bereits über 50 Mädchen in die Tagesschule. Die Mission ist eine sog. industrial mission; mit besonderem Fleiß und in bedeutender Ausdehnung wird Plantagenbau, speciell Kaffeekultur getrieben und wie es scheint mit gutem Erfolg (Ch. of Se. Rec. 87, 27. 56).

Die Livingstonia- oder wie man eigentlich nach der Verlegung der Hauptstation jetzt sagen müßte, die Bandawe-Mission der Freischotten, auf

welche bis jetzt (d. h. in 12 Jahren) ca. 900 000 M. verwendet worden sind, zählt augenblicklich 11 europäische Missionare, unter ihnen nur 2 ordinierte: einen Geistlichen und einen Arzt, und 6 afrikanische Gehilfen. Auch hier befinden sich die Schulen auf den 3 Missionsplätzen in aufblühendem Zustande (zu Bandawe allein 200 Schüler), bereits 13 Publikationen in den Sprachen der Eingebornen sind erschienen. Leider hat die Mission wieder einen tüchtigen Kaffermissionar, der von Lovedale an den Nyassa gesandt worden, durch den Tod verloren. Da die Schiffe der African Lakes Company der Mission sämtlich zur Verfügung stehen, so ist das bisherige eigne Missionsschiff vernünftigerweise an diese Gesellschaft verkauft worden. Eine Reise nach dem Südwesten des Sees, welche Dr. Laws zu dem einflußreichen Häuptling Chikuse unternahm, wird vermutlich bald die Anlegung einer neuen Missions-Centralstätte in diesem bevölkerten Lande zur Folge haben. (Free Ch. M. 1886, 305. 1887, 16, 111.)

Dagegen hat die Univ.-M. für ihren Nyassadistrikt soeben ein eignes Missionsschiff, den Ch. Janson, in Dienst gestellt. Bekanntlich liegen die 3 Nyassastationen dieser hochkirchlichen Gesellschaft an dem östlichen Seeufer; die übrigen im Rovumadistrikt bis zur Küste hin, auf Sansibar und nördlich davon in Usambara, zusammen etwa 13, mit ca. 1500 Christen; 26 ordinierte und 24 Laien-Missionare außer 14 unverheirateten Damen stehen mit ihnen in Thätigkeit. Die Gesellschaft legt viel Wert auf schöne, hochkirchlich korrekt ausgestattete Kirchen; jüngst ist wieder eine solche in Mbweni eingeweiht worden, deren Grundstein schon 1879 gelegt war; daneben wird aber auch viel Fleiß auf die Schulthätigkeit verwendet (allein in Magila besteht eine von 200 Kindern besuchte Schule) und Bischof und Archidiakonen thun ihr möglichstes im Visitieren und Reisepredigen. Auch diese Mission ist teilweise industrial M., besonders da, wo sie Kolonien befreiter Sklaven angelegt hat (Central Africa 1886, 160. 185. 1887, 1. 3. 33. 38. 49).

Am den Tanganyika, wo infolge von so vielen Todesfällen und so häufigem Wechsel der Missionare es mit der Mission bis jetzt noch wenig voran gegangen ist, sendet augenblicklich die Londoner Gesellschaft die so nötigen Verstärkungen, unter ihnen auch einen Arzt. So sind jetzt 3 Stationen mit ca. 10 Personen besetzt, von denen jedoch nur 4 eigentliche Missionare zu sein scheinen. 3—4 haben mit den Missionsschiffen zu thun: einem Stahlboot, Morning Star, und einem Dampferchen, Good News, für welches man schon einen neuen Kessel hat senden müssen. Das letztere hat der Mission viel Not bereitet und verhältnismäßig sehr bedeutende Kosten verursacht (Rep. 138. Chron. 1886, 481. 508. 44. 92).

An Stelle des ermordeten Hannington ist der frühere indische Missionar Parker zum Missionsbischof in Ostafrika ernannt worden. Derselbe hat sich sofort in seinen Sprengel begeben und schon eine Visitation der Mombasmission abgehalten, deren wesentliches Resultat der Antrag an den Vorstand der Ch. M. S. ist, für den Giriamadistrikt möglichst bald eine regelmäßige Missions-Reisepredigtthätigkeit zu organisieren. Soeben befindet er sich auf einer Visitationsreise der Dschagga- und Teitamission und gedenkt nach Vollendung derselben sich an das Süduser des Nyansa zu begeben, um von hier aus die so schwer heimgesuchte Ugandamission beobachten und vielleicht mit Muanga unter-

handeln zu können. Es soll zu diesem Zweck eine starke Expedition ausgerüstet werden, deren Kosten auf ca. 40000 M. veranschlagt sind (Int. 1887, 115. 177. 242).

Über die neusten Vorgänge in Uganda selbst sind unsre Leser bereits durch einen selbständigen Artikel (S. 13 ff.) orientiert. Seitdem ist Missionar Ashe in England eingetroffen und durch ihn festgestellt worden, daß die Zahl der evangelischen und katholischen Ugandachristen, welche Muanga hingeopfert hat, sich auf 200 belaufen. Auch von dem in Uganda zurückgehaltenen Mackay ist neue Kunde gekommen, daß ihm persönlich bis jetzt nichts geschehen sei, aber Verhaftungen eingeborner Christen noch immer vorkämen und möglichste Verborgenheit derselben geboten sei. Täglich kommen Besucher, um Unterweisung zu empfangen, mit denen er die Schrift lese und bete; auch die Übersetzung des Evangeliums Matthäi führe er fort; den König habe er seit Ashes Abreise nicht wieder gesehen. — Eingeborne Christen aus Tinnevelly haben einen Trostbrief samt einer Gabe von 1600 M. an ihre Brüder in Uganda gesandt (Int. 1887, 242 f.).

Abgesehen davon, daß augenblicklich die Zahl der Missionsarbeiter durch Krankheit ziemlich gelichtet ist, lauten die Berichte aus der Mombasmission nicht unerfreulich. Aus Freretown: Fortschritte langsam, aber solid; die Ansiedler glücklich, fleißig und moralisch; manche lebendige Christen. Aus Kisulutini: Zeichen großen Ernstes unter unsern Stationsleuten, die Kirche übervoll bei allen Gottesdiensten, die erwachsenen Schüler voll Aufmerksamkeit. Ein eingeborner Reisekatechist trägt das Evangelium in der ganzen Nachbarschaft herum. Weit weniger ermutigende Kunde kommt aus Dschagga: Mandara, ein wetterwendischer Tyrann, heut freundlich, morgen mit Gewaltaustreibung oder Aushungerung der Missionare drohend, dabei von unersättlicher Habgier. Er ist das Haupthindernis für die Mission, hindert nicht nur den Bau des Missionshauses so viel er kann, sondern auch den Verkehr mit dem Volke. Suaheli wird nur von wenigen verstanden, die Dschaggasprache ist von den Missionaren noch nicht bewältigt. Ein Verlangen nach dem Evangelium thut sich nicht kund, die Zauberei übt eine große Macht über das Volk, die Ehe ist leicht löslich. — In Teita ist die Missionsarbeit wieder aufgenommen, der Missionar von den Leuten als ihr Freund bewillkommnet und durch ihre Lernbegier sehr ermutigt.

Von den Unterwegsstationen von Sansibar nach dem Nyansa: Mamboia, Mpwapwa mit Kisokwe, Uyui und Msalala lauten die Berichte wieder fast durchweg günstig, besonders von Mpwapwa, wo schon eine kleine Anzahl ernster Christen gesammelt ist, von denen einige zu Evangelisten vorbereitet werden. Einer der Getauften, der sich einen kleinen Diebstahl und eine Lüge hatte zu schulden-kommen lassen, bekannte seine Sünde öffentlich im Sonntagsgottesdienste vor den versammelten Christen (Int. 1886, 828. 1887, 184).

Den Methodisten machen es die Galla sehr schwer, ihre zerstörte Station in Golbanti wieder aufzubauen. In ihrer Habgier forderten sie unverschämte Summen. Als ihnen diese verweigert wurden, bedrohten sie Wakefield und During am Leben und verlangten, sie müßten fort aus dem Lande. Die

Gesellschaft scheint jedoch entschlossen zu sein, die Station nicht aufzugeben. „Unsre Toten sind dort begraben“ (M.- u. Heidb. 1887, 70).

Aus Madagaskar senden die zurückgekehrten französischen Jesuiten schon wieder glänzende Bulletins. Selbstverständlich sind sie von der Bevölkerung mit hellem Jubel empfangen worden und haben die ihrer Priester beraubt gewesenen katholischen madagassischen Gemeinden während der „Verfolgungszeit“ „alle Hoffnungen übertroffen.“ Zu ihren Schulen drängen sich jetzt die madagassischen Jünglinge, um Französisch zu lernen (Jahrb. 1886, VI. 53). Sonst berichten freilich die Zeitungen, daß es mit den französischen Sympathien so weit nicht her sei, auch daß der französische Resident die Hauptstadt wieder verlassen habe. — Leider soll unter französischer Begünstigung der Sklavenhandel zwischen Madagaskar und Réunion via Nossi Be wieder aufgeblüht sein (Miss. H. 1887, 114).

Die Prop. G. S. unterhält jetzt auf der Insel 10 europäische und 3 ordinierte eingeborne Missionare samt 90 Katechisten. Ihre Stationen liegen teils an der Ostküste teils in Imerina. Großen Fleiß wendet sie auf ihr theologisches Seminar und auf Beschaffung von guten Übersetzungen. Den bedeutendsten Fortschritt weisen ihre vielen Außenstationen auf, die fleißig visitiert zu werden scheinen (M. Field 1887, 72).

Die „Freunde“ (Quäker), die im intimsten Zusammenhang mit der London M. S. arbeiten, haben in Madagaskar 19 Arbeiter. In Antananarivo unterhalten sie 2 große und einflußreiche höhere Schulen, eine für Knaben und eine für Mädchen, beide von ca. 200 Schülern besucht; eine Druckerei und eine von 2 Ärzten und 2 englischen Krankenpflegerinnen bediente medizinische Mission samt einem Hospital. Ihre sonstigen Schulen werden von ca. 14000 Kindern und ihre an 125 verschiedenen Orten abgehaltenen Gottesdienste vielleicht von 40000 Zuhörern besucht (Chron. 1886, 436).

Über die dortige norwegische Mission sind uns leider Specialberichte nicht zugegangen; jedenfalls befindet sich dieselbe im erfreulichsten Wachstum.

Aus der Arbeit der Londoner Gesellschaft endlich, die ihren Arbeiterkreis jüngst nicht unbedeutend vermehrt hat, ist besonders hervorzuheben, daß in Gegenwart der Königin und des ersten Ministers 2 feierliche Kirchweihungen zu Ambohimanga (Provinz Imerina) stattgefunden haben. In der Provinz Betsileo, wo die Arbeitsgebiete der Londoner, Norweger und Franzosen mehrfach in einander liegen, sind die Leute ganz konfus, welcher Mission sie sich anschließen sollen. Um es allen recht zu machen, hielt sich ein Häuptling für seine Person zu den Londonern, seine Frau übergab er den Jesuiten und seinen Sohn den Norwegern. Besondere Schwierigkeiten bereiteten die Überläufereien aus einer Schule in die andre. Jetzt ist gesetzlich festgestellt worden, daß jedes Kind in der Schule, die es (resp. seine Eltern) frei erwählet hat, bleiben muß. Noch eine kleine Geschichte, die aber erkennen läßt, daß das Christentum doch auch einen großen innerlichen Umwandlungsprozeß bei den Madagassen in Gang gesetzt hat: Ein armes altes Sklavenweib war gestorben, ohne irgend einen Anverwandten zu hinterlassen, der ihre Beerdigung, die in den Augen der Madagassen eine so heilige Sache ist, hätte übernehmen können. Da trat die Gemeinde ein, der eingeborne Pastor grub mit seinen Gehilfen das Grab, aus Kollektenmitteln wurde die Schmückung und Aufbahrung der

Leiche und von den vornehmsten Frauen der Leichenstein besorgt — ein bis dahin unerhörtes Ereignis (Chron. 1886, 435. 477. 490. 1887, 105).

In Ägypten scheint die rechte Missionszeit noch immer nicht gekommen zu sein. Die Neukirchener Missions-Gesellschaft zieht ihre Boten von dort zurück, die Ch. M. S. hat trotz der Tüchtigkeit ihres Leiters nur geringen Einfluß und die selbstverleugnungsvolle Arbeit der Miß Whately bewegt sich in verhältnismäßig geringen Grenzen. Am bedeutendsten ist das Werk der amerikanischen Presbyterianer, deren 9 amerikanische und 8 ordinierte eingeborne Missionare ca. 3000 Christen an 57 verschiedenen Orten zwischen Kairo und Assiut in Gemeinden gesammelt haben. Ihre 65 von den Eingebornen selbst unterhaltenen Schulen werden von 5414 Schülern besucht, von denen ca. 1000 Mohammedaner sind. Die große Mehrzahl der Christen stammt aber nicht aus der mohammedanischen, sondern aus der koptischen Bevölkerung. Die mohammedanische Universität in Kairo war in der letzten Zeit von ca. 8000 Studenten besucht. Der Kursus dauert 8 Jahre und umfaßt Lesen, Schreiben, Koran, Grammatik, Rechtswissenschaft, Logik, das einfachste Rechnen; aber keine Mathematik, keine Geographie, keine Geschichte, überhaupt nichts, was den Namen Wissenschaft verdient. Die große Mehrzahl der Studenten macht kein Examen, wohl aber werden jährlich akademische Grade ausgeteilt und die, welche sie empfangen, zeichnen sich dann durch besondern Fanatismus aus (Int. 1887, 215).

Literatur-Bericht.

1. **Kober**: „Christian Friedrich Spittlers Leben." Mit Spittlers Porträt in Stahlstich. Basel, Spittler. 1887. 4 M. — Schon 1876 war von einem Anonymus (einer Pflegetochter Spittlers) eine Biographie dieses weithin bekannten Arbeiters Gottes begonnen worden unter dem Titel: „Chr. Fr. Spittler, im Rahmen seiner Zeit," die aber viel zu weitläufig angelegt war und es darum auch nicht zu einem 2. Bande gebracht hat. Die vorliegende Lebensbeschreibung vermeidet diesen Fehler. Auf 356 Seiten giebt sie in folgenden 27 Kapiteln eine Übersicht über und eine Einsicht in das gesamte Leben und Wirken dieses begnadeten, muntern, anregenden, erfinderischen Gottesmannes: 1. Abstammung und Kindheit. 2. Vorbildung. 3. Berufung nach Basel und Probezeit. 4. Feste Anstellung und Häuslichkeit. 5. Bewegte Zeiten (1814 u. 1815). 6. Anfänge der Baseler Mission. 7. Beuggen. 8. Sorge für Juden und Griechen. 9. De Wette. 10. De Valenti. 11. Pilgerstraße und Pilgermissionsprojekte. 12. Politische Stürme und ihre Folgen. 13. Erste Pilgermissionsschule und Gründung der Taubstummenanstalt. 14. Reise nach München. 15. Blumhardts Tod. 16. Chrischona und ihre erste Bestimmung. 17. Mancherlei Arbeit unter häuslicher Trübsal. 18. Arbeit für und in Palästina. 19. Spittler denkt an Ruhe. 20. Die Arbeiten und Sorgen gehen fort. 21. Spittler und Josen-

hans. 22. Die Arbeit geht nicht aus. 23. Schmerzliche Einschränkungen. 24. Arbeit in der Nähe. 25. Lichtblicke. 26. Schwere Erfahrungen im Greisenalter. 27. Letzte Jahre und Heimgang. Bezüglich der Form der Darstellung könnte ja wohl manches ausgesetzt werden; jedenfalls wird uns ein reicher Inhalt geboten, der die Arbeit des Verfassers zu einer wertvollen Lektüre macht. Für die Special-Kirchengeschichtsschreibung bildet das Buch eine Quellenschrift, die zusammen mit dem 1876 erschienenen vorhin erwähnten 1. Bande der umständlicheren Biographie sehr wertvolle Details über das geistliche Ringen und Regen um die Wende unsres Jahrhunderts während der ersten Jahrzehnte desselben enthält. Dem Freunde der Heidenmission bieten Kap. 6, 11 u. 21 mancherlei lehrreiche Specialia.

Spittler war ein Original und man kann ihn nicht in allem, was er that und wie ers that, allgemein als Vorbild hinstellen, sonderlich in seiner fast quecksilberigen vielseitigen Geschäftigkeit lag unverkennbar eine Gefahr der Zersplitterung wie in seiner zu geringen Wertschätzung einer straffen Organisation, kräftigen Zuchtübung und nüchternen Arbeiterauswahl der Grund manches Mißlingens seiner gehäuften Pläne. Es pflegt eben einem Knechte Gottes nicht alles gegeben zu werden, damit wir hübsch einer auf den andern angewiesen bleiben und ein jeglicher diene mit der Gabe, die er empfangen hat. Aber mit seinem Pfunde handelte Spittler als ein treuer Knecht. Treffend rief ihm der Baseler Evang. Heidenbote 1868 ins Grab nach: „Als Sekretär der deutschen Christentumsgesellschaft gingen ihm durch die Korrespondenz und die persönliche Bekanntschaft mit vielen Gottesmännern erst recht die Augen auf über das mannigfaltige und unermeßliche Elend der Menschheit und über die Liebe und Kraft Gottes und Jesu Christi. Diese ergriff er mit fester Glaubenszuversicht und thatkräftiger Liebe, und hingebungsvoll und furchtlos, in hohem Grade erfinderisch, unermüdlich, unwiderstehlich, schritt er nun an die Gründung einer menschenfreundlichen und christlichen Anstalt nach der andern, Pläne aussinnend, Freunde für sie suchend und gewinnend, Gelder sammelnd, Komitees organisierend; wenn die Sache in Gang kam, sich zurückziehend, wenn sie ins Stocken geraten wollte, wieder hervortretend und abermals verschwindend, aber bis aufs Sterbelager die Überzeugung festhaltend: immer noch mehr könne und solle und müsse geschehen für das Heil der Verlornen und das sei sein ihm von Gott angewiesener Beruf, fortzuwirken, solange es Tag sei, bis der Herr komme, dessen Zukunft er ersehnte und immer näher rücken sah." Daß er diesen Beruf auch unter dem gegenwärtigen Geschlecht auszuüben fortfahren möge, dazu segne der Herr das vorliegende Buch.

2. **Schneider**: „Amtskalender für evang. Geistliche auf das Jahr 1887. 2. Teil: theol. Jahrbuch." Gütersloh, Bertelsmann. 1,50 M. — Eine mühsame und fleißige Arbeit, wie schon aus der bloßen Inhaltsangabe hervorgeht. S. 1—112 enthalten nämlich sämtliche in das kirchliche Gebiet fallende Gesetzgebungsakte der deutschen Einzelstaaten, Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe und Erlasse der preußischen Ministerien samt den Erlassen des preußischen evang. Oberkirchenrats und der Konsistorien; S. 112—170 den Personalstatus der evang. Kirche Deutschlands und S. 170 bis 177 die kirchliche Statistik; während der Schluß (bis S. 232) Vereinsnachrichten (Heiden-, Juden- und innere Mission, Evangelisation, Gust.-

Ad.-B. ꝛc.), eine kirchliche Chronik, einen Nekrolog (pro 1886) und die preuß. Hofrangordnung bietet. Von besonderem Interesse waren für uns natürlich die der Rundschau über die äußere Mission gewidmeten 9 Seiten, von denen freilich weder gesagt werden kann, daß sie ein klares Bild geben über die Ereignisse auf dem Missionsgebiete in 1886, noch daß sie ohne Irrungen seien. So ist z. B. nicht richtig, daß die Berliner deutsch-ostafrikanische Miss.-Gesellschaft bereits 2 Diakonissinnen ausgesandt habe und daß General v. Buddenbrock ihr Präses sei. Ziemlich verwirrt sind die Angaben über Hinterindien, bei denen vermutlich eine Verwechselung mit Niederländisch Indien, das wohl infolge eines Druckfehlers nachher als „Niederindien" eingeführt wird, stattgefunden. Von Java kann man nicht sagen, daß die ca. 10000 Christen, die es dort giebt, einen „recht erfreulichen" Erfolg der Missionsarbeit darstellten. Die Mission der Rh. M.-G. auf Sumatra ist eine ganz wirkliche, nicht eine „sog." Batta-M.; auf Süd-Nias mußte Thomas nicht „weichen" im Kampfe der Eingebornen gegen die holländische Regierung. In China und Japan ist die Zahl der evangelischen Christen weit größer, als angegeben ꝛc. Wir sind nicht in der Lage, die Angaben über die übrigen Partien des Kapitels „Vereinsnachrichten" genau prüfen zu können, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie an ähnlichen Mängeln leiden. Es liegt dies fast in der Natur der Sache. Einen kurzen, guten und zuverlässigen Überblick über die betreffenden Gebiete kann nur ein Mann geben, der auf jedem einzelnen ganz zu Hause ist. Sind diese kurzen Rundschauen aber nicht wirkliche Summarien und zuverlässige Chroniken, welchen Wert haben sie dann? — Wir fürchten, daß der Absatz des vorliegenden theologischen Jahrbuches dem Fleißkapitale, das in ihm steckt, kaum entsprechen wird. Es würde das ein Urteil des Publikums sein: mit den Beigaben zu den Amtskalendern doch Maß zu halten. Da fast jede Provinz ihre besondern Pfarr-Almanache hat und diese gleichfalls alle bezüglichen Gesetze, Verordnungen und Instruktionen enthalten, so liegt für einen Schreibkalender auch wohl kaum das Bedürfnis einer abermaligen Repetition dieser interessanten Schriftstücke vor, mit welchen die evangelische Kirche jetzt förmlich überschwemmt wird.

Bagamoyo und die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft.

Von D. Grundemann.

Der Name Bagamoyo wird jetzt von unsrer Tagespresse oft genannt. Noch vor wenigen Jahren war dieser Ort der afrikanischen Ostküste, mit Ausnahme von geographischen Kreisen, Missionsfreunden und etwa einigen Vertretern des Handels, bei uns völlig unbekannt. Erst die Erwerbung deutscher Schutzgebiete in Ostafrika hat demselben für uns Bedeutung verliehen; und das mit Recht, denn Bagamoyo, gegenüber von Sansibar und nicht weit von dem schiffbaren Rufu oder Kingani, an welchem bereits drei deutsche Niederlassungen bestehen, ist das wichtigste Eingangsthor zu den deutschen Besitzungen, wie es auch meistens von den Karawanen, die tiefer ins Innere gehen, als Ausgangspunkt benutzt wird. Dem entsprechend erreichen hier die von dort kommenden Waren das Meer, und der Ort hat als Stapelplatz und ausgiebige Zollstelle für Sansibar besondere Bedeutung erlangt. Die reisenden Europäer aber sind seit etwa anderthalb Jahrzehnten von Bagamoyo durch eine dortige Niederlassung angezogen worden, die ihnen gastlich zum letzten Mal europäischen Komfort gewährte, bevor sie in die unwirtlichen Gebiete des schwarzen Erdteils vordrangen. Es ist dies die der „Kongregation vom heiligen Geiste und vom heiligsten Herzen Mariä" angehörige Missionsstation.

Auch die Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sind oft in der Lage gewesen, von der Gastfreundschaft der dortigen Missionare Gebrauch zu machen und hatten dabei Gelegenheit, ein Stück katholischer Missionsarbeit näher zu betrachten, während sie meistenteils von der evangelischen Mission keinerlei nähere Kenntnis genommen zu haben scheinen,[1] wozu schon in Sansibar selbst und dann in Freretown, Mpwapwa, Mamboia Gelegenheit gewesen wäre. Was unsre Landsleute zu Bagamoyo gesehen haben, hat einen sehr günstigen Eindruck auf sie gemacht und zu verschiedenen Malen sind darüber Berichte voll Lobens und Rühmens bei uns veröffentlicht, denen

[1] Diese Annahme muß als völlig berechtigt gelten, wenn das Organ der Gesellschaft solche Ungeheuerlichkeiten seinen Lesern aufbinden kann, wie die, daß in Sansibar 15—16jährige europäische Knaben im intimen Umgange mit halbwüchsigen Negern als Missionare anzutreffen seien — ohne daß sich im Kreise der Gesellschaft ein einziger findet, der sich veranlaßt fühlte, diesen Irrtum zu berichtigen.

gelegentlich eine herabsehende Bemerkung über die evangelische Mission beigefügt worden ist. Ja es hat nicht an Stimmen gefehlt, die von der Station zu Bagamoyo einen generalisierenden Rückschluß auf die katholische Mission überhaupt machten und die Superiorität der letzteren über die evangelische Mission proklamierten.

Es dürfte sich daher verlohnen, jene Station, die dort geleistete Arbeit und deren Erfolge dem deutschen Publikum etwas näher vorzuführen, damit das gespendete Lob nicht irreleitend auf die Gemüter wirke.

Sicherlich würden auch wir auf der Station manches Anerkennenswerte finden; ja wir würden nicht anstehen, auch an dieser Stelle das Lob der aufopferungsfreudigen und eifrigen Männer zu singen, welche für ein großes Ziel dort ihr Leben einsetzen, wenn wir nicht durch mehrfache Erfahrung darüber belehrt wären, daß die katholischen Apologeten solche von unsrer Seite kommenden Anerkennungen jedesmal mißbrauchen, indem sie sie aus dem Zusammenhang reißen und als Waffe gegen unser eignes Missionswerk handhaben. Darum mache ich an dieser Stelle nicht viel Aufhebens von der herrlichen Mango-Allee, die schnurgerade vom Meeresstrande zu der Station führt, von der wohlgepflegten Kokosplantage, dem stattlichen steinernen Missionshause und der Kirche, den Industrie-Werkstätten und dem christlichen Negerdorfe. All dergleichen ist auf zahlreichen evangelischen Missionsstationen, mutatis mutandis, eben so gut, wo nicht besser zu finden. So sind z. B. die Industriearbeiten zu Lovedale im Kafferlande, deren Produkte auf der Ausstellung in der Kapstadt allgemeines Staunen erregten, jedenfalls den zu Bagamoyo getriebenen bei weitem überlegen, und die Leistungen von Botschabelo und mehreren andern der Berliner Stationen, sowie der Baseler Industriewerkstätten zu Akkra auf der Goldküste, bleiben hinter denen jener katholischen Mission mindestens nicht zurück. Auch die ausgedehnten, wohlbewässerten Weizenfelder, die manche unsrer südafrikanischen Stationen umgeben, dürften den Kokosplantagen sehr wohl die Wage halten und eine Mango-Allee, wie die zu Abokobi, könnte sich sehr wohl neben der zu Bagamoyo sehen lassen.

Doch sehen wir zunächst von diesen äußeren Erfolgen ab. Sie mögen dem flüchtigen Besucher sehr imponieren, ohne doch ein richtiger Maßstab des wirklichen Wertes der an der betreffenden Stelle geleisteten Missionsarbeit zu sein. Wer etwas gründlicher zusieht, der fragt: Was wirkt die Station zur Christianisierung des betreffenden Volkes? Ist sie eine Pflanzstätte christlicher Kultur, von der lebens-

kräftige Wirkungen zur Umwandlung und innerlichen, religiösen Erneuerung des Volkslebens ausgehen? Um diese Frage zu beantworten, darf man nicht bloß die ins Auge fallenden äußeren Leistungen, sondern muß vor allem das Princip der Arbeit betrachten. Die Vertreter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft haben sich freilich auch danach erkundigt und ihr Organ berichtet uns darüber folgendes:

„Die französischen Missionare haben einen originellen Weg eingeschlagen, um bei ihrem Bekehrungswerk Erfolge zu erringen. Bei einigen Negerstämmen war es Brauch, und ist es wohl auch noch heute, daß die Eltern, die häufig nicht in der Lage sind, ihre Kinder ernähren zu können, diese aussetzen und dem Hungertode resp. dem Zerrissenwerden durch wilde Tiere preisgeben. Gewöhnlich sind diese Kinder in einem so zarten Alter, daß sie noch bildungsfähig sind, und Aussicht vorhanden ist, daß gute, an ihnen vollbrachte Werke irgend welchen Eindruck auf sie machen. Bei erwachsenen Negern versucht die Mission das Bekehrungswerk nicht. Diese Kinder haben die Missionare gegen ein Billiges den Eltern, denen es ja gleichgiltig war, ob ihre Kinder umkamen oder aber auf irgend eine Weise, die ihnen selbst keinerlei Mühe auferlegte, weiterlebten, abgekauft, um sie auf die Stationen Sansibar und Bagamoyo zu bringen und hier nun den überaus schweren Versuch unternommen, aus Negern Menschen (!) zu machen. Denn das ist die zunächst liegende Aufgabe, weiter nichts; und der einzige Weg, auf dem es möglich, ist der Weg der Arbeit."[1])

Wir möchten gern zur Ehre der guten Patres annehmen, daß Vorstehendes nicht eine authentische Darstellung ihrer Bestrebungen ist,[2]) sondern daß dem ungenannten Verfasser des betreffenden Artikels grobe Mißverständnisse untergelaufen sind, oder aber in seiner Phantasie sich gebildet haben. Was derselbe zunächst von dem früheren und wohl auch noch heute bestehenden Brauche einiger Negerstämme der Ostküste sagt, das dürfte schon dem gesunden Menschenverstande ziemlich zweifelhaft erscheinen. Wer aber mit der afrikanischen Ethnographie bekannt ist, wird nicht anstehen, diese Angaben als völlig unrichtig zu bezeichnen. Zwar ist das bis jetzt über Ostafrika zu gebote stehende ethnographische Material keineswegs so vollständig, daß wir den direkten Nachweis in Bezug auf jeden einzelnen Stamm führen könnten. Bei der überraschenden Übereinstimmung aber, welche die Bantuvölker Ostafrikas in Sitten und Gebräuchen mit den vollständiger untersuchten

[1]) Kol.-pol. Korrespondenz 1886. Nr. 20 (S. 118).

[2]) Obwohl sie selbst, augenscheinlich von dem Dufte des ihnen von der Kol.-pol. Korrespondenz gestreuten Weihrauchs etwas berauscht, nicht etwa gegen irgend welche Berichte derselben protestiert, sondern im Gegenteil sich ausdrücklich bedankt haben. Kol.-pol. Korrespondenz 86. 277 ff. Wir gehen am Schlusse noch näher auf diese Stelle ein.

südafrikanischen Gliedern dieser großen Völkerfamilie aufweisen, darf man sicherlich behaupten, daß auch in Ostafrika von einem Brauch, Kinder unter den angegebenen Verhältnissen zu verkaufen, gar nicht die Rede sein kann.

Nie würde es aus Mangel an Nahrung jenen schwarzen Eltern einfallen, ihre Kinder auszusetzen und sie dem Hungertode oder wilden Tieren preiszugeben.

Dagegen werden sie oftmals zu solcher Grausamkeit durch den heidnischen Aberglauben gezwungen. Kinder, die mit irgend einer Unregelmäßigkeit zur Welt kommen, gelten als Unglückskinder (in Usagara Mgego genannt), die, wenn sie am Leben blieben, entweder ihrer Familie oder dem ganzen Stamme ein Unglück verursachen würden. Vor allem sind die mit einem Körperschaden geborenen Kinder dem Tode geweiht; nicht minder die Knaben, bei deren Geburt zuerst die linke Hand zum Vorschein kommt und die Mädchen, bei denen das Umgekehrte der Fall ist. Dazu kommen später alle diejenigen, bei welchen die Oberzähne zuerst durchbrechen. Ohne Zweifel werden aus diesen Gründen Kinder in großer Zahl getötet; doch dürfte es sehr übertrieben sein, wenn Pater Picarda berichtet, daß in den Küstenlandschaften Useguha, Usaramo, Ukwere und Udoe „mindestens zwei Drittel" aller Neugebornen dem Tode geweiht seien.[1]) Bei der Beurteilung dieser Sitte dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen, daß die Eltern in solchen Fällen nur mit großem Schmerz sich von den Kindern trennen im Gehorsam gegen die althergebrachten Satzungen.[2]) Hiernach muß die betreffende Bemerkung des angeführten Artikels völlig verkehrt erscheinen.

Ob nun viele von den Zöglingen zu Bagamoyo Kinder dieser Art waren, muß mindestens zweifelhaft bleiben. Zwar berichtet der eben citierte Gewährsmann, daß ein Teil jener Kinder von mitleidigen Seelen den Missionaren gebracht werde und daß bisweilen die „eingebornen Wehemütter" den Transport übernehmen, um den Geldverdienst einzustreichen. Auch haben die Patres im Sommer 1883 eine Versammlung von Häuptlingen berufen, um die Abschaffung der grausamen Sitte herbeizuführen, und dreißig der letzteren sollen „versprochen haben, die dem Tode verfallenen Kinder nach Bagamoyo zu liefern."

[1]) Miss. Catholiques. 1886. p. 284.

[2]) Ein alter Mann in Botschabelo erzählte noch nach Jahrzehnten, wie ihm der Schmerz durch die Seele ging, als sein Kind, da er noch Heide war, an die Leiche der in der Entbindung gestorbenen Mutter gebunden und lebendig begraben wurde. Das Geschrei gellte ihm noch jahrelang in den Ohren.

Trotz alledem würde man aber irren, wenn man meinte, die Angehörigen der dortigen Anstalt seien aus solchen Säuglingen herangezogen, wie dies die Darstellung der Kol.-pol. Korrespondenz behauptet. Schon der Umstand, daß in den Berichten über jene Missionsanstalt niemals Einrichtungen zur Aufziehung einer größeren Anzahl von Säuglingen erwähnt werden (wie solche z. B. in den Findelhäusern in China vorhanden sind), muß uns an jener Behauptung irre machen. Dagegen machen die Patres gar kein Hehl daraus, daß die Insassen der Anstalt losgekaufte Sklaven sind.[1]) Wenn sie auch noch im Kindesalter standen, als sie gekauft wurden, so ist das doch etwas andres, als jene dem Tode geweihten Säuglinge, wenngleich dann und wann auch von diesen etliche nach Bagamoyo gekommen sein mögen. Dieses Kaufen von Kindern ist nichts Unbedenkliches. Beim Beginn ihrer Thätigkeit hatten die Patres die beste Gelegenheit, durch den damals noch schwunghaft betriebenen Sklavenhandel Kinder in größerer Anzahl zu kaufen. Die Sklavenhändler werden nicht verfehlt haben, der erhöhten Nachfrage gerecht zu werden, da es das Hauptbestreben der Missionare war, „möglichst viele Kinder aus der Sklaverei loszukaufen".[2]) So beteiligte sich die Mission am Sklavenhandel.[3]) Seiner Zeit sah sich der englische Generalkonsul veranlaßt, in dieser Angelegenheit einzuschreiten. Er hat damit nur seine Schuldigkeit gethan und der Verfasser jenes Artikels in der Kol.-pol. Korresp. hätte sich eine Blöße erspart, wenn er unterlassen hätte, mit Spott auf die Humanität, die nicht gestatten wollte, daß den „armen ausgesetzten schwarzen Würmern" das Leben gerettet werde, auf Englands Eifersucht zu sticheln (S. 118).

Waisenhäuser finden sich fast auf allen Missionsgebieten und die Erziehung geretteter Heidenkinder ist naturgemäß ein Zweig der christlichen Missionsthätigkeit. Die Missionare zu Bagamoyo aber haben grundsätzlich die ganze Missionsthätigkeit in diesen einen Zweig aufgehen lassen. Wir wollten es zuerst nicht glauben und meinten zunächst eine einseitige Darstellung vor uns zu haben, als wir in der Kol.-pol. Korrespondenz lasen: „Bei erwachsenen Negern versucht

[1]) Kathol. Miss. 1881. S. 49. 1882. S. 174.

[2]) Kathol. Miss. 1882. S. 174.

[3]) Vergl. auch Schneider, die kathol. Mission von Zanguebar. Seite 115 wird erzählt, daß die Heiden selbst Kinder nach Bagamoyo zum Verkauf brachten; Seite 317, daß die Missionare von ihren Reisen ins Innere Kinder mitbringen — nach dem ganzen Zusammenhange können auch nur solche als Sklaven gekaufte gemeint sein.

die Mission das Bekehrungswerk **nicht**. Aber der Vorsteher der Station, P. Baur,[1]) bestätigt jene Angabe mit klaren Worten, wenn er schreibt: „Die Predigt übt keine Gewalt über die in allen Lastern verhärteten und zu allem Bösen gewöhnten Herzen der Erwachsenen. Nur von Jugend auf im Christentum erzogene und in christlichen Dörfern unter der Leitung von Missionaren vereinigte Familien können unsre Religion hier zum Siege führen."[2]) Man sieht, ein Vertrauen in die bekehrende Macht der Predigt des Evangeliums besitzen die Patres nicht. Es sind äußere Kunstmittel, die sie anwenden. Ja selbst jene unglaublich klingende Wendung von dem „überaus schweren Versuch, aus Negern Menschen zu machen", scheinen die Berichterstatter nicht, wie wir vermuteten, selber erfunden, sondern aus authentischer Quelle geschöpft zu haben. Denn a. a. O. schreibt der genannte Pater: „Unser Hauptbestreben zielte darauf .... sie (die losgekauften Kinder) zu unterrichten, zu Menschen und Christen heranzuziehen und so nach und nach den Kern von Christengemeinden für Missionsstationen im Innern zu bilden."

Hiernach bekümmert sich die Mission um die in Bagamoyo und Umgegend lebenden Heiden[3]) gar nicht. An denen ist doch Hopfen und Malz verloren. Sie sind ja gar keine Menschen!! Die Station ist eine Welt für sich. Die Zöglinge sind von der Außenwelt abgeschlossen, wie die Pflanzen eines Treibhauses. Jeglicher Zusammenhang mit national-afrikanischem Volksleben ist für sie vollständig abgeschnitten. Dieser Zustand ist nicht etwa nur ein vorübergehender. Sie bleiben, auch wenn sie erwachsen sind, unter der Aufsicht und Leitung der Missionare innerhalb der dichten Hecke, welche das Stationsgebiet umgiebt. Man macht gar nicht den Versuch, das Ziel der Erziehung, die Selbständigkeit, zu erreichen. Hier haben wir eine Pädagogik, die nicht daran arbeitet, sich selbst überflüssig zu machen. Sie gleicht dem Gärtner, der versäumt hat, die Pflanzen seines Frühbeetes an die Luft zu gewöhnen und nun nicht den Mut hat, sie ins freie Land zu pflanzen, in beständiger Furcht, daß die rauhe Luft sie verderben könnte.

[1]) Nicht Bauer, wie Kol.-pol. Korrespondenz S. 238 geschrieben ist. Derselbe ist keineswegs, wie dort angegeben wird, Stifter der Mission. Die ihm zugeschriebenen Arbeiten sind von P. Horner ausgeführt, der sich 1870 in Bagamoyo niederließ, während schon 1862 auf Sansibar die Mission mit dem Kinderloskauf begann.

[2]) Kath. Miss. 1882. S. 174.

[3]) In B. 6000 Seelen.

Die Zöglinge von Bagamoyo bleiben in der Anstalt auch wenn sie erwachsen sind. Man verheiratet sie. „Da wir sie aus der Sklaverei losgekauft haben, behalten wir volle Gewalt über sie.“[1]) Dieser Satz hat doch einen sehr bedenklichen Beigeschmack von Sklaverei selber. Rechtlich ist er vollständig unbegründet. Ist ein Mensch (und nach den Gesetzen aller europäischen Staaten gelten auch die Neger als Menschen) aus der Sklaverei losgekauft, so ist er frei, und niemand hat über ihn „volle Gewalt,“ es sei denn, daß er sie nach eigenem Ermessen einem andern einräume. Aber die erwachsenen Zöglinge von Bagamoyo scheinen gar nicht gefragt zu werden, ob sie bleiben wollen oder nicht. Sie werden verheiratet, bauen sich neben ihren Vorgängern in dem (innerhalb der Umzäunung gelegenen) christlichen Dorfe St. Joseph eine Hütte von Lehmwänden mit Blätterdach, 5—6 Meter im Geviert, erhalten ein Fleckchen Acker — freilich nicht um mit Fleiß und Überlegung auf demselben ihren Lebensunterhalt zu gewinnen: Nein, sie sind ja noch unter der vollen Gewalt der Missionare. Daher arbeiten sie gegen ein bestimmtes Quantum von Nahrungsmitteln und Kleiderstoffen 5 Tage der Woche im Dienste der Mission in deren Plantagen; nur ein Tag, der Donnerstag, ist ihnen freigegeben, an dem sie sich auf dem ihnen zugewiesenen Acker noch extra etwas erwerben können. Das sind fast genau die Verhältnisse, unter denen die Neger in Westindien in den Zeiten der Sklaverei arbeiten mußten, nur hatten sie, wenn ich nicht irre, nicht einen ganzen Tag, sondern bestimmte Stunden jedes Tages für sich und die Lieferungen mögen ihnen etwas knapper zugemessen worden sein, als dies wahrscheinlich zu Bagamoyo geschieht.

Das Leben der dortigen schwarzen Christen ist unter beständiger Kontrolle. Einer der Neger, der das Vertrauen der Missionare besonders besitzt, ist zum Gemeindevorsteher in St. Joseph ernannt. Er hat für die gute Ordnung einzustehen und den Pater von jeder Störung in Kenntnis zu setzen. „Abends hält er Appell, damit keiner die Nacht anderswo durchschwärme; auch macht der Pater von Zeit zu Zeit die Runde. Spätestens 10 Uhr muß jeder zu Hause sein.“

Die angeführten Züge zeigen uns, daß wir hier fast ganz die Methode vor uns haben, welche einst die Jesuiten in ihren Reduktionen in Paraguay befolgten und die in der römischen Mission als Ideal dasteht.[2])

[1]) Kath. Miss. 1881. S. 49.

[2]) Vergl. Warneck: „Protest. Beleuchtung der röm. Angriffe auf die evangel. Heidenmission“ S. 425—433, ein Buch, welches bei der Koketterie, die heutzutage mit der röm. Mission getrieben wird, als besonders lesenswert empfohlen werden

Von Bagamoyo aus sollen nun ähnliche Stationen in den benachbarten Ländern gegründet werden.[1]) Von den (1882) vorhandenen 500 schwarzen Christen sollen 12—15 Familien sich um einen Missionar ansiedeln, unter Leitung desselben arbeiten und den Kern eines neuen christlichen Negerdorfes bilden. Wie man sich das Wachstum derselben denkt, ist nicht ganz klar. Mit dem Erlöschen des Sklavenhandels werden doch die loszukaufenden Kinder nicht in genügender Zahl mehr aufzutreiben sein. Falls man sich nicht mit der natürlichen Vermehrung der kleinen Gemeinde begnügt, wird man schließlich auf jene ausgesetzten Säuglinge angewiesen bleiben. Mit den Erwachsenen will man ja das Bekehrungswerk nicht versuchen. Die Kinder aber, die auf den neuen Stationen heranwachsen, werden dereinst in derselben Weise von ihren Volksgenossen isoliert sein, wie dies zu Bagamoyo der Fall ist. Es ist nicht abzusehen, wie mit dieser Methode ein Volk christianisiert werden soll. Es werden dem Volke nicht lebenskräftige Keime einer Umwandlung eingepflanzt. Dem Evangelium wird durch die Absonderung der herangebildeten Christen geradezu die Gelegenheit entzogen, seine sauerteigartige Kraft zu entfalten. Dies ist nur da der Fall, wo die Bekehrten auf ihre heidnischen Landsleute im alltäglichen Verkehr einen christlichen Einfluß ausüben; und wenn man auch die Schwachen, solange es noch nötig ist, vor dem entgegengesetzten Einfluß schützt, so ist es doch die Aufgabe der Mission, alle gewonnenen Heidenchristen dahin zu fördern, daß sie selbst unter ihrem Volke irgendwie missionierend wirken. Vor allem aber sind die Fähigsten unter ihnen zu Lehrern und Predigern heranzubilden. Daß von derartigen Bestrebungen in Bagamoyo gar nicht die Rede ist, scheint mir ein sehr wesentlicher Mangel jener Mission zu sein, durch den, wenn er nicht beseitigt würde, die Pläne der Civilisierung Ostafrikas durch Ketten katholischer Kolonien, die bis ins Innere vorgeschoben werden sollen, völlig illusorisch werden müßten. Indessen jener Mangel hängt aufs engste mit der steten Bevormundung und Erhaltung in der Unselbständigkeit zusammen.

Betrachten wir das Missionswerk zu Bagamoyo unter solchen Erwägungen, so wird die zuerst sich regende Bewunderung bedeutend herabgestimmt und macht berechtigten Bedenken Platz, daß die ganze Sache, so wie sie bis jetzt getrieben wird, verfehlt sein dürfte.

muß und dessen massenhaftes Beweismaterial römischerseits anzugreifen bis heute nicht versucht worden ist.

[1]) 4 solche bestehen schon: Mhanda, Mandera, Mrogoro und Tunungo. Ob die Arbeit dort ganz nach dem ursprünglichen Plane getrieben wird, ist sehr fraglich.

Die Freunde derselben von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft treten uns jedoch mit dem Einwurf entgegen: „Was kümmert uns die Methode, wenn nur die Erfolge da sind!“ Die sind es ja eben, die sie bewundern. Wir wollen mit ihnen zunächst nicht darüber rechten, was für Erfolge man von einer christlichen Mission zu erwarten hat. Bleiben wir einmal zunächst bei den äußeren Leistungen stehen. Die Patres haben die Neger arbeiten gelehrt. Damit ist der erste Schritt gelungen, sie „zu Menschen zu machen“. Wir verstehen es, wie die Herren, welchen die brennende Frage, wie geeignete Arbeitskräfte für das erworbene große Kolonialgebiet zu gewinnen seien, vor allem auf dem Herzen lag, sich von den 500 zur Arbeit erzogenen Negern imponieren ließen.[1])

Sehen wir aber genauer zu, was die Anstalt mit der Arbeit ihrer 500 schwarzen Christen leistet. Ihr Plantagebetrieb besteht überwiegend in Kokoskultur. Nach der einen Angabe sollen 40000[2]) nach der andern 160000[3]) Palmen gepflanzt sein. Die letztere Angabe kann nicht, wie ich annehmen möchte, ein Druckfehler sein, denn sie ist in Buchstaben gegeben, und man hat keinen Grund zu bezweifeln, daß der Berichterstatter (Frh. v. Bülow) sie so in Bagamoyo gehört hat. Der Ertrag solcher Pflanzung müßte ein ganz bedeutender sein, selbst wenn nur der Kern der Nuß als Kopra[4]) zur Verwertung kommt. Nach Kol.-pol. Korrespondenz 1886 S. 205 bringt ein Baum nach ca. vier Jahren für Kopra und Palmwein 8—11 Dollar = 26—36 Mark. Nehmen wir den geringsten Satz und schätzen den Wert des Palmweins auf mehr als ein Dritteil des ganzen Ertrages, so dürften wir den Wert der Kopraernte immerhin auf jährlich 15 Mark pro Baum veranschlagen. Mögen nun auch zu Bagamoyo in neuerer Zeit mehr Palmen als in den ersten Jahren gepflanzt sein, so werden wir doch annehmen dürfen, daß bereits 100000 derselben ertragfähig sind und hätten also die erstaunliche Summe von jährlich $1^1/_2$ Millionen Mark als Frucht des Fleißes der Patres und ihrer zur Arbeit erzogenen Neger zu erwarten. So sollte die Kol.-pol.

[1]) Aber notabene diese 500 waren noch nicht einmal alle erzogene Arbeiter. Die Majorität bestand jedenfalls wieder aus Kindern. 1873 gab es 324 Neger und unter diesen 251 Kinder! Schneider a. a. O. 304. Eine bedeutende Vermehrung ist demnach in 14 Jahren nicht eingetreten.

[2]) Kol.-pol. Korrespondenz 1886. S. 117.

[3]) Kol.-pol. Korrespondenz 1886. S. 238.

[4]) Der Verfasser des öfter citierten Artikels legt eine überraschende Unkenntnis an den Tag, wenn er S. 117 die Kopra definiert als jene würfelartig zerschnittenen Schalen (!!) der Nuß, aus welchen das Kokosöl gepreßt wird.

Korrespondenz nach ihren eignen Prämissen rechnen. Wir wollen aber annehmen, daß jene Angaben über den Nutzungswert der Palmen etwas zu hoch gegriffen sind.[1]) Steigen wir eine ganze Reihe von Stufen herunter und nehmen an, die Palme bringe nicht 15 Mark sondern 15 Pfund Kopra, die auf dem Weltmarkt 3 M. wert sind, so bleiben immer noch die Summe von 300 000 M. Sicherlich müssen wir erwarten, daß davon nicht nur sämtliche Ausgaben der Station, sondern auch die der weiter vorgeschobenen Posten reichlich gedeckt werden, ja daß Bagamoyo noch einen bedeutenden Überschuß an die Kongregation liefert.

Aber zu unserm Staunen sehen wir die Palmenpflanzung als eine der allerdings bescheidenen Einnahmequellen bezeichnet[2]) und den Zweifel ausgedrückt, ob aus dem Ertrage der Kopra allein eine Anlage von so bedeutendem Umfange sich zu erhalten vermöge.[3]) Unsre Landsleute, welche die Station besuchten, haben also daselbst noch nicht einmal den sichern Eindruck erhalten, daß die Station sich selbst erhält. Das ist ein recht bedenkliches Zeichen von dem wirklichen Wert der von den 500 Bekehrten geleisteten Arbeit. Denselben Eindruck erhalten wir, wenn neuerlich berichtet wird, daß von der jungen Kolonialstation Dunda fünfzig Ziegen an die Mission zu Bagamoyo verkauft seien. Man sollte meinen, wenn es mit der Arbeit richtig bestellt wäre, so müßte die Gemeinde von St. Joseph die erforderlichen Haustiere resp. Schlachtvieh selber in genügender Anzahl aufziehen. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß mit diesem Ankauf die Superiorität der Arbeit auf der eben erst gegründeten Kolonialstation anerkannt wird.

Halten wir dagegen mehrere unsrer südafrikanischen Missionsstationen, auf denen, unter viel ungünstigeren und schwierigeren Verhältnissen, die gesammelten heidenchristlichen Gemeinden mit ihren Beiträgen, zu denen sie sich freiwillig verstanden haben, nicht nur die sämtlichen Kosten des betreffenden Missionswerkes bestreiten, sondern noch für anderweitige Missionsarbeit namhafte Summen opfern und doch dabei nicht nur ihr gutes Auskommen haben, sondern mit ihren äußeren Verhältnissen vorwärts kommen,[4]) so müssen wir doch gegen die gerühmten Leistungen der zu Bagamoyo zur Arbeit erzogenen Neger bedenklich werden, und bestreiten

[1]) Der Verfasser hatte augenscheinlich den Wunsch, die Leistungsfähigkeit eines ostafrikanischen Gebietes in möglichst günstigem Lichte darzustellen. Leider finde ich keinen sicheren Anhalt, den wirklichen Wert zu ermitteln. Auch Scherzer, das wirtschaftliche Leben der Völker, läßt mich im Stich.

[2]) Kol.-pol. Korrespondenz 1886. S. 117.

[3]) Kol.-pol. Korrespondenz 1886. S. 118.

[4]) Ähnliches ließe sich ebenso von manchen andern evangelischen Missionsgebieten nachweisen.

ganz entschieden die Behauptung, die mehrfach dem Ruhme Bagamoyos beigefügt worden ist, daß die evangelische Mission nichts leiste, um die Eingebornen zu arbeitsamen Menschen zu machen.

Was übrigens die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft betrifft, so scheinen doch auch ihre Vertreter berechtigte Bedenken gegen die Arbeitstüchtigkeit jener schwarzen Katholiken gehegt zu haben. Es wäre kaum erklärlich, weshalb sie sonst nicht den Versuch gemacht hätten, von jenen 500 zur Arbeit Erzogenen für die Kolonialstationen so viele als möglich zu gewinnen. Diese mußten doch einen ungleich besseren Arbeiterstamm abgeben, als die mohammedanischen Sansibariten, über die von allen Seiten geklagt wird. Nirgends ist eine Spur davon zu finden, daß jemals ein derartiger Versuch gemacht wurde. Ferner, wenn zu Bagamoyo die Neger wirklich zu brauchbaren Arbeitern herangezogen würden, so wäre ja die Stellung der bekannten Preisaufgabe der Gesellschaft vollständig überflüssig gewesen. Die Arbeiterfrage wäre ja in der katholischen Mission bereits gelöst gewesen.

Inzwischen haben nun die Beamten der Gesellschaft in dieser Sache zum Teil ganz überraschende Erfahrungen gemacht. Die Neger des Inlandes sind, so wird wenigstens berichtet, ohne Mühe zur Arbeit heranzuziehen und stellen sich bei derselben keineswegs ungeschickt an. Also die Neger sind wirklich Menschen! Hoffentlich kommt die Kol.-pol. Korrespondenz von ihrer Ansicht gründlich zurück, daß es ein „überaus schwerer Versuch sei, aus Negern Menschen zu machen". Daß die Schwarzen auch arbeiten können, war ohnehin schon keinem zweifelhaft, der die zahlreichen Berichte über wohlbestellte Ackerfelder kannte, wie sie in Afrika überall anzutreffen, wo der Friede nicht durch verheerende Kriege gestört ist. Auch die Zweifel an den Fähigkeiten der Schwarzen gegenüber den Aufgaben der Plantage-Arbeit, werden durch die Erfahrung widerlegt. „Wenn ich einem Manne zwei bis dreimal etwas zeige," schreibt Herr Lieutenant Krenzler in Dunda, „und ihm namentlich den Grund sage, warum dies so und nicht so gemacht werden muß, so darf ich die Überzeugung haben, daß der Mann nach meinen Intentionen arbeitet. Das Fassungsvermögen und das Verständnis für die Arbeit ist also ganz entschieden vorhanden."[1]) Nach solchem Zeugnis, das auch durch die Berichte andrer Stationen unterstützt wird, würde sich also die gerühmte Erziehung zur Arbeit als eine Illusion herausstellen.

Freilich Herr K. hat zu klagen über den „unbändigsten Hang zur

[1]) Kol.-pol. Korrespondenz 1886. S. 315.

Freiheit, jener Freiheit, in der man nur nach Pombefesten (Trinkgelagen) und Weibern zu laufen braucht, im übrigen aber . . . rauchend, kauend und schnupfend" — kannegießert. Dieser Hang ist in Bagamoyo neutralisiert durch das „väterliche Regiment" der Patres. Ob es aber, selbst in den von Jugend auf unter dem letzteren stehenden Schwarzen überwunden ist, dürfte höchst zweifelhaft sein. Nicht das beständige Halten „unter voller Gewalt", sondern die von innen heraus gewirkte Gewöhnung an Selbständigkeit, eine christliche Charakterbildung (mag sie zunächst auch noch auf einer Anfängerstufe stehen) wird den Hang zur falschen Freiheit und das Nichtsthun beseitigen und zum rechten Gebrauch der Freiheit führen. So wird der natürlichen Fähigkeit zur Arbeit auch die Neigung zur Arbeit beigefügt werden.

Damit kommen wir auf eine andre Art der Erfolge, wie sie eine Mission, falls sie nicht vergeblich arbeitet, aufzuweisen haben sollte. Jegliches Rühmen einer solchen erhält erst dadurch seinen Wert, daß es die unter ihrem Einfluß reifenden religiös-sittlichen Früchte bezeugt. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, verliert vollends das von der Kol.-pol. Korrespondenz jener katholischen Mission gespendete Lob sein Gewicht. Denn der öfter citierte Artikel giebt zu, daß „die Erfolge klein", und daß „von einer Bekehrung zum Christentum vorerst noch keine Rede" sei. Wenn in einer Anstalt, wo seit 25 Jahren eine solche Summe von Arbeit und Aufopferung zur Christianisierung der Schwarzen aufgewandt wurde, von Bekehrung noch nicht die Rede ist, so hat sie sicherlich ihren Zweck verfehlt.

Freilich nach den Berichten der Patres steht es ganz anders. „Schon giebt es" (in St. Joseph), sagt ein solcher, „eine große Zahl Kinder, die von ihren frommen Müttern zu guten Christen erzogen werden. Viele Bewohner führen ein wahrhaft heiliges Leben, empfangen oft die heiligen Sakramente und alle ehren und üben unsre Religion."[1]) Die sofort nach diesen Worten erwähnte „volle Gewalt", die man über die aus der Sklaverei losgekauften behält, läßt jenes Zeugnis freilich in einem eigentümlichen Lichte erscheinen. Ich übergehe hier, ausführlich darzulegen, wie die katholische Kirche, namentlich mit ihrer Heiligenverehrung, gewissen religiösen Vorstellungen der Negervölker, die sich auch in Ostafrika finden dürften, entgegen kommt und den letzteren die Übung der neuen Religion erleichtert. Die Kapelle U. L. Fr. von Lourdes, die man zu Bagamoyo errichtet und mit möglichstem Glanze ausgestattet hat, gäbe zu

[1]) Kath. Miss. 1881. S. 49.

allerlei Betrachtungen Veranlassung. — Daß viele der Bekehrten „ein wahrhaft heiliges Leben führen", steht mit dem Eindruck, daß „von Bekehrung noch gar nicht die Rede" sei, im schärfsten Widerspruch. Wir dürften vielleicht der Wahrheit nahe kommen, wenn wir annehmen, daß der eine Gewährsmann übersichtig den religiösen Zustand seiner Kinder weit überschätzte und seinen Wunsch auf die Wirklichkeit übertrug, während der andre kurzsichtig für die Wirkungen der Religion gar kein Verständnis hatte. Daß es unter den schwarzen Christen in Bagamoyo solche giebt, an deren Leben sich Wirkungen des Christentums spüren lassen, wollen wir gern annehmen. Aber unter den angedeuteten Verhältnissen von einem wahrhaft heiligen Leben zu reden, ist mindestens gesagt eine grobe Übertreibung, wie man dergleichen von der eitlen Selbstverherrlichung der römischen Kirche längst gewohnt ist. Wir wenigstens werden diese Heiligkeit nicht glauben, bis sie sich außerhalb der Anstalt bewährt hat. Es ist vielen jener Bekehrten jedenfalls nicht schwer, einen ordentlichen Wandel zu führen, solange sie unter beständiger Kontrolle stehen und jeden Abend zum Appell gerufen werden. Sollten sie aber einmal ohne solche Aufsicht unter ihren heidnischen Landsleuten leben, so ist zu erwarten, daß sie in ihrer Unselbständigkeit nicht imstande sein werden, ihr Christentum auf die Dauer aufrecht zu erhalten. Wenn in dem angeführten Zeugnisse neben der Heiligkeit sofort das häufige Empfangen der Sakramente erwähnt wird, so liegt darin ein Fingerzeig, daß die Religiosität vorwiegend in „der fleißigen Beobachtung der religiösen Ceremonien" besteht. Diese aber verbürgt nicht den inneren sittlichen Halt, den wir vom Christentum erwarten, und dessen Entwicklung in der Abgeschlossenheit einer solchen Anstalt wie Bagamoyo sehr zweifelhaft ist. Nur dieser außerhalb der Aufsichtssphäre bewährte sittliche Halt würde auch eine Bürgschaft dafür sein, daß die Bekehrten nicht wieder jenem oben beschriebenen unbändigen Hange zur Freiheit verfallen, die jetzt als das einzige Hindernis einer befriedigenden Negerarbeit in den deutsch-ostafrikanischen Gebieten dasteht. Unter diesen Erwägungen wird man von der Arbeitserziehung, wie sie bis jetzt in Bagamoyo getrieben wird, nichts für die Zukunft unsrer dortigen Kolonien erwarten dürfen, und die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft möchte daran wohlthun, wenn sie künftighin mit ihrem Lobe dieser Anstalt etwas vorsichtiger würde. Was ihren Zwecken dienen kann, und was zum Gedeihen ihres wichtigen Werkes — über dessen jugendfrisches Aufsprießen sich der Verf. dieser Zeilen herzlich freut — unentbehrlich gehört, ist nicht äußere Gewöhnung, sondern die Pflanzung sittlicher Lebenskeime in die Herzen

der Eingebornen, wie sie allerdings nur mittels des Christentums geschehen kann. Erst mit dem Beginn einer christlichen Charakterbildung, zu der die Fähigkeit in den Schwarzen ebenso vorhanden ist, wie die von Herrn Krenzler bezeugte Fähigkeit zu verständiger Arbeit, wird jener unbändige Hang zu einer falschen Freiheit überwunden und die Arbeiterfrage in ihrem schwierigsten Teile gelöst werden.

Noch einen Punkt aber können wir bei dieser Besprechung nicht unberührt lassen. Die Kol.-pol. Korrespondenz hat die deutschen Missionare schwer getadelt (1886. S. 101), weil sie nach ihrer Ansicht sich in ihrer Wirksamkeit der englischen Sprache bedienten, und hat sie daher beschuldigt, Vorfechter des Engländertums zu sein. Die Grundlosigkeit dieser Beschuldigung ist in dieser Zeitschrift (1886. S. 300) bereits ausführlich nachgewiesen worden. Nun finden sich in Bagamoyo auch deutsche Missionare. Es wird das unsern Lesern befremdlich sein, da doch eine französische Kongregation dort missioniert. Aber schon die Namen Horner, Baur, Acker, Fritsch, Strebler, Gomminger, Maurer bezeugen es, daß die dortigen Arbeiter deutsches Blut in den Adern haben — die meisten derselben, wenn nicht alle, sind Elsässer. Nur vier Patres mit französischen Namen finden sich (Kath. Miss. 1880—86) in jener Mission neben den genannten Deutschen erwähnt. Dennoch trägt die Anstalt von Bagamoyo durchaus französisches Gepräge und die deutschen Patres scheinen ihre Abkunft fast vergessen zu haben, wie z. B. ihre Taufnamen französiert sind. Daß sie ihre Pfleglinge in der französischen Sprache unterrichten, braucht kaum erwähnt zu werden.

Bei dem frischen Aufschwunge des national-deutschen Bewußtseins, wie er kräftig pulsierend sich in der kolonialen Bewegung zeigt, sollte man erwarten, daß diese französierten Deutschen auf die Vertreter der letzteren einen unangenehmen Eindruck gemacht hätten und daß man sie doch auch, wie die deutschen Missionare, die angeblich sich in ihrer Wirksamkeit der englischen Sprache bedienten, dafür getadelt und als Vorfechter des Franzosentums betrachtet hätte! Aber nichts von dem allen. Es scheint fast, als hieße es hier: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders". Nachdem das Organ der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mehrfach laut das Lob der französischen Patres gesungen hat, läßt diese selber durch ihren Generalbevollmächtigten denselben noch eine ausdrückliche Freundschaftserklärung zu teil werden. Einer von ihnen sagt in seinem Antwortschreiben: „Herr Hörnecke wollte mir gütigst mitteilen, wie gut alle Mitglieder der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und Sie insbesondere[1]) gegen die katholische

[1]) Wahrscheinlich der Präsident Dr. Peters.

Missionäre in Zanzibar gesinnt sind. Danke Ihnen für Ihre gute Versicherungen und hoffe, immer werden zwischen der Gesellschaft und der Mission die besten angefangenen Beziehungen fortdauern." Nach einem ausdrücklichen Dank für den oben öfter citierten Artikel schließt der Brief: „Übrigens wünsche ich Ihnen Glück zu allen Ihren Geschäften, und hoffe, bald wird Afrika mit mehr und mehr Commerce und Missionsstationen bedeckt werden und so eine prachtfolle Colonie vorstellen."[1])

Also mit diesen französierten deutschen Missionaren das herzlichste Einvernehmen, während die evangelischen deutschen Missionare mit Unrecht beschuldigt und verdächtigt werden. Das ist nicht einmal gleiches Recht und gleiches Maß, wie man es von unparteiischen Männern erwartet, geschweige denn, daß es dem gesteigerten Nationalgefühle unsrer Kolonialvertreter entspräche. Es ist hier nicht der Ort, die Sympathien für die katholische Mission und die Antipathien gegen die evangelische Mission bis auf ihre Wurzeln zu verfolgen und ausführlich zu erörtern. Thatsächlich sind sie nach den gegebenen Belägen bei der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft vorhanden. Wir glauben nichts Unbilliges zu thun, wenn wir bitten, die Gesellschaft möge in Zukunft gegen die evangelische Mission mehr Unparteilichkeit und Gerechtigkeit üben.

Religionsgeschichtliche Studien[2])

im Anschluß an **Gloatz, Spekulative Theologie.**

Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren.

3. Der Ahnendienst, die Volksreligion in China, nicht in Afrika.

Wenn Gloatz in seiner mit großem Fleiß ausgearbeiteten und in ihrer Tendenz so anerkennenswerten „Spekulativen Theologie" den Fetischismus einen Ahnendienst nennt, so führt er damit eine bedauerliche Begriffsverwirrung in die Religionsgeschichte ein. Dies wird sich am deutlichsten zeigen, wenn wir eine Religion betrachten, wo wirklich Ahnendienst sich findet, die chinesische, und damit die Grundzüge des Fetischismus vergleichen.

Es ist außerordentlich schwer, die Religionen der beiden ostasiatischen Reiche China und Japan richtig und faßlich darzustellen, weil im Laufe der Jahrhunderte nicht nur philosophische Systeme und sonstige Einflüsse

[1]) Kol.-pol. Korrespondenz 1886. S. 277 f. Buchstäblich abgedruckt.

[2]) Siehe Allg. M.-Z. 1886, 113. 171.

die älteste Form umgestaltet haben, wie es auch anderwärts geschehen ist, sondern eine ganz neue, fremde Religion, der Buddhismus, ihnen aufgepfropft wurde. Die alte Religion ist dabei nicht untergegangen, sie hat sich neben der neuen behauptet, und doch nicht völlig von ihr geschieden, sie wurde mannigfach beeinflußt. Wir wollen uns übrigens nicht darüber verwundern, wenn man in Europa eine im fernen Osten seit Jahrtausenden bestehende Religion in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrer jetzigen Gestalt nur nach längerer Bekanntschaft einigermaßen verstehen lernt. Denken wir uns, ein heidnischer Chinese oder Japaner, der in christlichen Ländern gewesen, wolle seinen Landsleuten die christliche Religion beschreiben und stelle sie dar nach dem, was er gesehen und gehört hat, so wird sein Bericht sehr verschieden ausfallen, je nachdem er in Neapel oder in Rußland, in Hamburg oder in Barmen oder in Herrnhut, in Schottland oder in Amerika das christliche Volk und seinen Gottesdienst beobachtet hat. Hat er nur katholische Länder gesehen, so wird er den Marien- und Heiligendienst für ein wesentliches, ursprüngliches Stück der christlichen Religion halten, hat er dagegen die Bibel gelesen, so wird er auf andre Gedanken kommen. Nun könnte man denken, durch das Studium der sogenannten chinesischen Klassiker lasse sich die ursprüngliche Religion der Chinesen leicht ermitteln. Allein wer in denselben Belehrungen über die chinesische Religion sucht, der täuscht sich. Sie sind nicht Religionsbücher wie die Bibel und die Veda-Schriften, sondern historische, praktische und philosophische namentlich moralphilosophische Schriften. Konfutius war nicht Religionsstifter, sondern fand eine Religion vor, die er stehen ließ. Durch sein Moralsystem und den ganzen Staatsorganismus wurde diese Religion nur organisiert.

Erst der amerikanische Missionar Yates hat es deutlich erkannt und in einer Konferenz der protestantischen Missionare in Schanghai 1867 ausgesprochen, daß „die Ahnenverehrung heutzutage die einzige das ganze Volk durchdringende und darum die Hauptreligion der Chinesen ist, als deren bloße Anhängsel alle andern Systeme zu betrachten sind (Miss. Mag. 1868, S. 469). Daß die chinesischen Klassiker den Ahnendienst bereits vorgefunden haben, darüber zweifelt niemand, aber eine Beschreibung desselben oder Vorschriften dafür haben wir aus so alter Zeit nicht. Konfutius hat sich auf die Frage nach einem zukünftigen Leben überhaupt nicht gern eingelassen. Als ein Schüler wissen wollte, wie es mit dem Tod sich verhalte, antwortete er: wir verstehen nicht einmal das Leben; was sollten wir vom Tode wissen? Wenn er gleichwohl lehrte, daß man die Eltern nicht nur in diesem Leben ehren, sondern auch nach ihrem Tod

ihnen so dienen müsse, wie wenn sie noch am Leben wären, so hat er den Ahnendienst vorgefunden und eingegliedert in sein System, weil er sonst keinen Beifall beim Volk gefunden hätte. Insofern können wir den chinesischen Ahnendienst nicht in eine Linie stellen mit dem katholischen Heiligendienst. Während dieser der Bibel widerspricht, ist jener von den Klassikern sanktioniert.

Warum hat man wohl in Europa diesen chinesischen Ahnendienst so lange nicht als die Volksreligion erkannt und nur für einen Akt der Pietät gehalten? Die erste Kunde von der chinesischen Religion verdanken wir bekanntlich den katholischen Missionaren, namentlich den Jesuiten, welche in der Accommodation an das Heidentum immer Großes geleistet haben. Sie hatten so gut wie Konfutius ein Interesse, diesen Ahnendienst stehen zu lassen, um Eingang bei dem Volk zu finden. So war es das Einfachste, wenn sie nach Europa berichteten, die Ahnenverehrung sei kein religiöser Akt, sondern nur ein Ausdruck der kindlichen Liebe gegen die Eltern und Vorfahren (wie sie auch das indische Kastensystem für eine bloß nationale Einrichtung erklärten).[1] Die ersten evangelischen Missionare in China haben es noch nicht gewagt, der herrschenden Ansicht über die chinesische Religion zu widersprechen, und so scheinen mir auch Lechlers Vorträge über China noch zu sehr davon beeinflußt zu sein. Aber ein Einblick in die chinesische Ahnenverehrung und die damit zusammenhängende Geomantie, wie er in Artikeln des Missionsmagazins von 1868, 1869, 1887, und in Eitels Schrift über das Feng-schui gegeben ist, wird keinen Zweifel übrig lassen, daß wir es hier mit der eigentlichen Volksreligion der Chinesen zu thun haben.

Die Chinesen glauben an die Existenz einer andern Welt, in welcher die abgeschiedenen Geister leben; aber die Mittel zu einer ordentlichen Stellung in derselben müssen ihnen von den Menschen in dieser Welt geliefert werden, also namentlich den Eltern von den Kindern. Dies ist der Grundgedanke des chinesischen Ahnendienstes. Er berührt sich also mit der Anschauung derjenigen Heiden, welche annehmen, ihre Götter bedürfen zu ihrer eigenen Nahrung und Erquickung die Opfer der Menschen. Da die andere Welt unsichtbar ist, muß das, was den Verstorbenen dargebracht wird, unsichtbar gemacht, d. h. verbrannt

[1] Wenn auch einzelne Päpste sich gegen die Auffassung der Jesuiten zu gunsten der Dominikaner erklärten und den Ahnendienst als einen Götzendienst verwarfen, so lag doch im ganzen katholischen Missionssystem nicht genug Widerstandskraft gegen die jesuitische Accommodation: der chinesische Ahnendienst wurde geduldet wie die indischen Kasten.

werden. Das Jenseits wird gedacht als ein getreues Abbild des Diesseits, vom Kaiser bis herab zum geringsten Polizeimann, vom Mandarin bis zum Bettler, und es herrscht in jener Welt die nämliche Selbstsucht und Gemeinheit der Gesinnung wie im Diesseits. Allerdings sind Gerichte eingesetzt, vor denen jeder Mensch erscheinen muß, aber auch da herrscht dieselbe Bestechlichkeit wie im Reich der Mitte. Man weiß von keinem Land der Ruhe, der sittlichen Vollendung und der ewigen Seligkeit, wo der Mensch aller Sorgen und Sünden enthoben wäre. Der chinesische Buddhismus kennt allerdings ein wesentliches Paradies unter Amitâbha Buddha, aber abgesehen davon, daß diese Vorstellung kein ursprünglicher Bestandteil der chinesischen Religion ist, wird der Zutritt zu demselben, wie bei der römischen Lehre vom Fegefeuer der Zutritt zu dem Himmel, möglichst schwer und möglichst abhängig gemacht von dem, was auf Erden für den Verstorbenen geschieht.

Besonders gefährlich für die auf Erden wohnenden Menschen sind daher die Bettelgeister, welche keine Verwandte mehr haben, die ihnen Nahrung und Kleidung ins Jenseits schicken, Leute, die auf dem Meer umgekommen, im Krieg gefallen oder in fremden Ländern gestorben sind, deren Gräber man nicht kennt. Diese Bettelgeister rächen sich an den Bewohnern des Diesseits, indem sie dieselben mit Krankheiten und allerlei Übeln plagen. Deswegen werden für sie alljährlich drei Feste gefeiert, und die Chinesen in einer fremden Stadt bilden zusammen einen Wai-Kwan, d. h. einen Verein, dessen Aufgabe es ist, für die Toten ihres Geburtslandes zu sorgen und den Verwandten die Mittel darzureichen, um die Leichen der in der Fremde Gestorbenen in der Heimat zu begraben, damit sie an dem Segen der Ahnenverehrung teilnehmen. Auf diese Weise werden bekanntlich tausende von Särgen mit Leichen von Chinesen aus Amerika nach der Heimat geschafft.

Hat der Chinese Nachkommen, die mit kindlicher Liebe an ihm hangen, so geht er verhältnismäßig ruhig, ja gleichgiltig dem Tod entgegen, namentlich wenn die Kinder ihm einen schönen Sarg zum Geschenk gemacht haben, denn „tausend Jahre nach ihrem Hinscheiden müssen die Voreltern noch derselben Verehrung gewürdigt werden wie zu ihren Lebzeiten; ja diese Zuneigung und Verehrung muß bei der Nachwelt zu einem immer höheren Grad emporsteigen." So ists in den chinesischen Klassikern befohlen.

Der Mensch hat nach dem Glauben der Chinesen drei Seelen: 1. sang fun, die Lebensseele, welche dem Tier- und Pflanzenreich gemeinsam ist, 2. lok fun, die Empfindungsseele bei Tieren und Menschen, 3. kin fun, die Intelligenzseele, welche nur der Mensch besitzt. Eine hat in den

untern Extremitäten ihren Sitz, eine in der Brust und eine im Kopf. Beim Tode gehen sie auseinander, eine bleibt beim Leichnam, eine geht ins Reich der Unterwelt zum Totengericht und eine nimmt ihren Platz bei der Ahnentafel. Die größte Halle des Hauses wird gewöhnlich zur Aufstellung der Ahnentafel benutzt; die reichsten Leute errichten ein eigenes Gebäude dafür. „An der hinteren Schmalwand des meist rechteckigen Raumes ist in Kopfhöhe die Ahnentafel entweder in einem Schrein oder auf einem schmalen, etwa 4—5 Fuß langen Altartische aufgestellt. Es ist ein einfaches, in einen Fußsockel eingelassenes, rechteckiges, flaches Brett aus härterem Holze, meistens von einem mit Schnitzerei verzierten Rahmen umgeben. Die Größe desselben ist verschieden, durchschnittlich 1½—2 Fuß hoch und 1—1½ Fuß breit. Die eingravierten Zeichen sind meist vergoldet. In etwas fetteren Zeichen ist zu lesen: „Den verschiedenen Generationen, Urahnen, Ahnen, Urgroßeltern, Großeltern und Eltern." In größeren Städten, wo der Mangel an Raum in den überfüllten Häusern und das Fließende eines großen Teils der Bevölkerung es der einzelnen Familie nicht gestattet, eine Ahnenhalle zu besitzen, giebt es allgemeine Ahnenhallen, in denen man sich oft um schweres Geld einkaufen muß" (Schultze, im Miss. Mag. 1887, S. 82). Name, Geburt und Tod der Ahnen ist auf der Tafel zu lesen.

Die Strafen, welche über die abgeschiedene Seele im Reich der Finsternis verhängt werden, sind ein etwas verschärfter Wiederschein des chinesischen Strafgesetzes. Die mögliche Belohnung wäre in erster Linie die Verschonung vor solcher Pein, in zweiter ein höherer Stand und größerer Reichtum bei der nächsten Ankunft der Seele im Reich des Lichts, sofern die buddhistische Lehre von der Seelenwanderung auch von Chinesen geglaubt wird. Dieselbe will aber mit der fortgesetzten Ahnenverehrung nicht recht harmonieren, der Chinese sucht die Seelen seiner Ahnen nicht eigentlich unter den Lebenden. Böse Menschen werden zersägt, geröstet, gepeitscht, die Haut wird ihnen abgezogen u. dgl. Hier berühren sich die chinesischen Strafen mit den buddhistischen Höllenqualen, und man sieht manche Abbildung davon zur Abschreckung der Lebenden. Aber der Chinese denkt sich die Regierung in jener Welt nicht weniger bestechlich und nicht scharfsichtiger als die diesseitige. Daher geschieht alles um den Verstorbenen auch mit Geld reichlich auszustatten für den Gang ins Jenseits.

Schon bei der Erkrankung eines Familiengliedes opfern und beten die Angehörigen vor der Ahnentafel. Sie können ja nachlässig gewesen sein in der Darbringung von Opfern. Wird es mit dem Kranken nicht besser, so ruft man irgend eine Mittelsperson, gewöhnlich ein Weib, daß

sie nachforsche, ob die Not durch einen Ahnen der Familie oder durch einen umherirrenden Bettelgeist verursacht sei. Nun wird eine Anzahl Dins, d. h. Papiere von der Form des gangbaren Silbergeldes, mit einer zinnernen Folie überzogen, oder Goldpapier verbrannt, für die Ahnen vor der Ahnentafel, für einen Bettelgeist vor der Hausthür. Wird der Kranke bewußtlos, so stellt sich ein Familienglied mit einer Laterne vor die Hausthür und sucht die entflohene oder gebundene Seele zurückzurufen im Ton der zärtlichsten Besorgnis. Der Kranke darf gewöhnlich nicht in seinem Bette sterben, sondern er wird links von der Ahnentafel auf den Boden gelegt, damit er sogleich bei seinen Ahnen sei. Ist der Tod eingetreten, so begeben sich die nächsten Angehörigen mit einigen Opfergaben an den nächsten Bach oder Fluß, um von den Geistern etwas Flußwasser zu erbitten zur Waschung der Toten. Am Haus wird ein blaues Plakat mit weißer Aufschrift angeschlagen um es als Trauerhaus zu bezeichnen, denn weiß und blau sind die Farben der Trauer. Dem Verstorbenen werden seine besten Kleider angezogen, zwei und mehr Anzüge übereinander. Bei den Hakkas giebt man dem Toten etwas Silbergeld in den Mund und in jede Hand einen Palmzweig, nicht als Siegeszeichen, sondern damit er die bösen Hungergeister auf dem Weg in die Unterwelt vertreiben kann, und mit zwölf Kuchen soll er die Höllenhunde beschwichtigen.

Der Sarg ist ein sehr wichtiger Artikel für die Wohlfahrt des Verstorbenen. Wie die Stellung eines Menschen in diesem Leben häufig nach seiner Wohnung beurteilt wird, so entscheidet darüber jenseits der Sarg. Manche Familie begnügt sich daher in dieser Welt mit einem armseligen Hause, nur um den Verstorbenen ein besseres zu verschaffen. Daß Kinder ihren Eltern schöne Särge zum Geschenk machen als Zeichen besonderer kindlicher Liebe, haben wir schon berührt. Daß ein Lebender für sich selbst einen Sarg auswählt in einem Sargmagazin, oder draußen einen Baum zur Verfertigung desselben bestimmt, und der Sarg in dem nämlichen Raum gezimmert wird, in welchem der Kranke liegt, für den er bestimmt ist, kann auch vorkommen.

Die Wahl des Begräbnisplatzes ist ebenfalls von der größten Wichtigkeit für das Los der Verstorbenen in der andern Welt, und hierauf gründet sich in China ein ganzes angeblich wissenschaftliches System, das Fung-schui, d. h. Wind und Wasser (Lehre), oder die Geomantie,[1]) ein System, das den damit betrauten Männern durch seine Kompliziertheit einen außerordentlichen Einfluß auf das Volk verschafft. Die Grundzüge,

[1]) Vergl. diese Zeitschrift 1880, 16 ff.

auf welche das System sich stützt, scheinen einfach zu sein. Von Süden kommt der warme, die Natur belebende Wind, von Norden der kalte, tötende; folglich müssen die Grabstätten gegen den Nordwind abgeschlossen, gegen den Südwind offen sein, am besten ein fließendes Wasser haben. Im Norden wohnen die bösen, im Süden die guten Mächte. Wenn die Toten dem Pesthauch von Norden her ausgesetzt sind, so müssen es auch die Lebenden mitempfinden, die Familie kann nicht grünen und blühen. Allein die Sache ist nicht so einfach, daß ein Laie die richtige Lage des Grabes ausfindig machen könnte. Ein Berg oder ein Turm kann die belebende Südströmung hemmen, sie auf eine gewisse Entfernung hin spalten und dadurch der giftigen Nordströmung Eingang verschaffen. Daß der Südabhang eines Hügels mit Gräbern übersät ist, läßt sich erwarten.[1]) Aber im ebenen Land ist es schwer, den Nordwind abzuhalten. Man muß eine Schutzmauer aufführen und gegen Süden für Wasser sorgen. Daher wird häufig auf dieser Seite ein Teich angelegt, wenn man kein fließendes Wasser haben kann. Aber es ist sehr bedenklich, wenn im Süden ein Haus, eine Baumgruppe, ein Grab, oder auch nur eine schräg sich hinziehende Straße die heilsame Strömung ableitet. Wenn auf der Nordseite eine Baumgruppe gegen den gefährlichen Wind Schutz gewähren soll, darf kein Baum gefällt, nicht einmal seine Zweige dürfen beschnitten werden, ohne daß Rechtshändel entstehen. Wenn die Bevölkerung gegen die Errichtung eines Missionshauses sich auflehnen will, dürfen nur die Geomanten erklären, es seien in der Nähe Gräber, deren Fung-schui durch das Gebäude gestört sei, und das Haus muß niedergerissen werden. Eine von Engländern von Schanghai nach der Hafenstadt Wusang erbaute Eisenbahn rief eine solche Aufregung in der Gegend hervor, daß die chinesische Regierung dieselbe ankaufte und wieder demolieren ließ. Wenn Geschäftsstockung und allerlei Unglücksfälle vorkommen, so muß das Fung-schui einer ganzen Landschaft gestört sein. Ist es ein flacher Landstrich, so wird gewöhnlich die Erbauung einer Pagode im Mittelpunkt desselben geraten. Dadurch wird das Gleichgewicht wieder hergestellt, so weit von ihrem Gipfel aus das Auge reicht. Viele Pagoden sind auf diese Weise entstanden. An einem einzelnen Hause kann ein Körbchen über der Hausthür die guten Einflüsse auffangen, ein Besen die bösen wegfegen.

Die Beerdigungsceremonien wollen wir nicht aufzählen. Sie berühren sich in manchem mit Gebräuchen bei andern Völkern. Dagegen müssen noch die Seelenmessen hervorgehoben werden, welche teils dem Verstorbenen ein gutes Los in der andern Welt sichern, teils die Bettelgeister

[1]) Gewöhnlich haben sie eine Hufeisenform, nach Süden offen.

beschwichtigen sollen, welche ihn begleiten, wenn sein Geist zwischen dem 9. und dem 18. Tag nach dem Tode in die alte Wohnung zurückkehrt. Die Vermittler zwischen den Lebenden und den Toten sind entweder Taoistenpriester oder buddhistische Mönche. Alle Verwandten und Freunde des Verstorbenen werden eingeladen, an den Festlichkeiten und dem gemeinschaftlichen Sündenbekenntnis der Familie teilzunehmen. Um den Geistern Furcht einzuflößen, wird die Familienhalle für diesen Zweck mit gestickten Vorhängen von verschiedenen Zeichnungen und mit sinnbildlichen Darstellungen von der Macht der Behörde im Jenseits geschmückt, so daß das Gemach eines Krämers einer fürstlichen Wohnung gleicht. Die Ahnentafel wird auf einen Tisch in der Mitte der Halle gestellt, und die ganze Familie bekennt unter tiefen Verbeugungen ihre Versäumnisse, während die Priester nach dem Takt einer Schelle, die der Ceremonienmeister erklingen läßt, singend und allerlei Verbeugungen machend umhergehen! Wenn Buddhistenpriester funktionieren, dürfen auch die Bilder der drei Buddhas (des Sâkyamuni, des Repräsentanten des buddhistischen Gesetzes und der buddhistischen Kirche) nicht fehlen. Zwei Tische werden aufeinandergestellt. Auf dem unteren stehen 4—5 Schalen mit Opfergaben an Reis, Betelnüssen, Tabak, Salzfisch, dem Schwanz und den Füßen eines Schweins, Erdnüssen, Kuchen, Thee, Wein, Eiern. Die Geldstücke für das Jenseits dürfen auch nicht vergessen werden. Auf den oberen Tisch wird ein Maß Reis geschüttet und in denselben ein Buddhabild gesetzt. Nach Schultze (Miss.-Mag. 1887, S. 39 ff.) besteht die Feier in 6 Teilen:

1. Beschwichtigung des Herdgottes oder der Herdgöttinnen. Diese steigen am letzten Tage des Jahres auf zu Nyuk-fong, dem Obersten der Geister und berichten ihm über die Vorkommnisse im Hause während des vergangenen Jahres. Es darf daher in der Nähe des Herdes nicht gezankt werden und bei dem Bericht über den Tod eines Familiengliedes darf nichts für die Hinterbliebenen und für den Verstorbenen Nachteiliges berichtet werden. Darum wird in eine Schale Reis Papiergeld und Weihrauch gesteckt und verbrannt, um die Herdgeister zu beschwichtigen, während der Priester monotone Gebete singend um die Schale herumgeht.

2. Die Feiung der Hinterbliebenen durch bestimmte Arzneikräuter, die in einem Kessel geröstet und mit Reiswein von den Familiengliedern auf dem Platze getrunken wird.

3. Das Überschreiten des gelben Flusses, über welchen der Tote gehen muß. Aus Bambusblättern wird ein kleines Schiffchen gemacht, und dasselbe auf eine Schale mit Wasser gesetzt. Unter immer stärker anschwellenden Gebeten, die nur durch Schellen und Trommel unterbrochen

werden, laufen die Bonzen um diese Schale herum, bald schneller, bald langsamer, bis sie erklären, der Flußübergang sei kraft ihrer Gebete gelungen.

4. Die Versöhnung des Verstorbenen mit seinem Schicksal. Nachdem die Aufmerksamkeit der abgeschiedenen Seele durch Schlagen einer Holztrommel erregt ist, wird eine auf weißes Papier geschriebene Adresse an dieselbe verlesen, etwa des Inhalts: „Der Mensch lebt und stirbt; es giebt unter den Bäumen hohe und niedere. Dieser stirbt im 60. oder 70. Lebensjahr, jener verdirbt im 20. oder 30. u. s. w. Darum sei nicht übermäßig betrübt, das Sterben früher oder später ist aller Menschen Los."

5. Die Überreichung von Geschenken an den Verstorbenen. Seine Seele hat noch die gleichen Bedürfnisse wie diesseits. Darum werden Kleider, Schuhe, eine Kiste und Geld, alles aus Papier gefertigte Sachen, durch Verbrennen ihm nachgesandt.

6. Die Verabschiedung der Geister. Alle Anwesenden schöpfen am nächsten Bach etwas Flußsand in den ausgebreiteten Rockzipfel. Der Sand wird hereingenommen und untersucht. Wenn darin kein lebendes Wesen sich findet, so ist das ein Zeichen, daß der Geist des Verstorbenen zur Ruhe gekommen ist.

Wäre die Anrufung der Verstorbenen auf solche Ceremonien bald nach dem Tode beschränkt, so könnte man noch immer mit Wuttke und den katholischen Missionaren sagen, der Ahnendienst gehe aus reiner Liebe zu den Eltern hervor, er sei keine eigentliche Anbetung. Allein die Ahnenverehrung geht jahraus jahrein fort. Wir folgen hier wieder der Darstellung von Miss. Schultze (Miss.-Mag. 1887, S. 80 ff.), der sagt: „Nicht nur ein Bestandteil, sondern geradezu das Wesen und die Wurzel der chinesischen Religion ist der Ahnendienst." — „Im pietätsvollen Hause wird den Ahnen morgens und abends Weihrauch gebrannt und frischer Thee aufgefüllt. Mindestens viermal im Jahr, zur Zeit der Wintersonnenwende, am 15. Tag des ersten Monats, am 5. des 5. und am 14. des 7. Monats werden ihnen Opfer gebracht. Außerdem bei allen wichtigeren Ereignissen in der Familie, als Geburt eines Sohnes oder Enkels, Hochzeit, Geburtstagen und bei Erlangung eines Grades."

Drei Tage nach der Geburt eines Sohnes begiebt sich der Vater oder der Großvater in die Ahnenhalle, zündet Weihrauchstäbchen und Opferpapier an und bringt den Ahnen ein Opfer von Ingwerwein dar, den nachher gewöhnlich die Wöchnerin trinken darf. Einen Monat später, wenn die Mutter aus den Wochen kommt, wird ebenfalls ein Opfer für

die Ahnen dargebracht, das aber jetzt in Schwein-, Hühner- und Fischfleisch besteht und von der ganzen Familie genossen wird. Am 15. Tag des ersten Monats im folgenden Jahr kauft der glückliche Vater eine Papierlaterne mit der Aufschrift: „Hundert Söhne, tausend Enkel.“ Sie wird in der Ahnenhalle an einem roten Faden aufgehängt und angezündet, dann werden Schwärmer losgebrannt. Bei der Verlobung der Söhne, die bekanntlich schon im Kindesalter geschieht, werden die Ahnen ebenfalls mit einem Opfer bedacht. Ist der Sohn schon mehr als zehn Jahre alt, so hat er der Opferhandlung beizuwohnen und die üblichen Verbeugungen mitzumachen. Am Hochzeitstag darf der Bräutigam, auch wenn er kein Examen bestanden, den Graduiertenhut mit Messingknopf tragen und in demselben sich den Ahnen zeigen und unter Verbeugungen Opferpapier und Weihrauch verbrennen. Wenn ein Familienglied graduiert wird, muß ein Ceremonienmeister mit Gehilfen und Sprecher zum Opfer beigezogen werden. Erreicht ein männliches Familienglied ein Alter von mehr als 60 Jahren, so muß im Anfang eines jeden Jahrzehnts ebenfalls ein Opfer für die Ahnen dargebracht werden.

So ist der Ahnendienst die eigentliche Volksreligion von China, durch das ganze Land verbreitet, mächtiger als der Buddhismus, der Konfutianismus und der Taoismus. Können wir nun den Fetischismus unter dieselbe Kategorie stellen und ihn ebenfalls als Ahnendienst bezeichnen, wie Gloatz es thut? — Das chinesische Volk ist allerdings seinen Geomanten und den Buddhisten- und Taoisten-Priestern nicht weniger preisgegeben als die Neger ihren Fetischpriestern. Aber der Ahnendienst setzt doch einen ganz andern Organismus der Familie und des Staates voraus als der Fetischismus. Im Fetischdienst werden überhaupt gewöhnlich keine Verstorbene verehrt, sondern irgend welche auffallende Gegenstände in der Natur werden beseelt, von einem Geiste beherrscht gedacht, und dieser Geist kann nach dem Glauben des Volkes Schaden bringen. In Afrika sind die Großfetische, von denen die kleineren abhängen, in Seegegenden große Seen und Lagunen, in Gebirgsgegenden mächtige Felsen, gewaltige Bäume u. dgl., aber nirgends sind es die Ahnen bei Völkern, die so gar keine Geschichte haben. Im asiatischen Schamanismus werden noch eher Geister von Verstorbenen verehrt als im Fetischismus, daneben aber auch Naturgeister, und es findet sich auch in China neben dem Ahnendienst noch die Verehrung von Berg- und Flußgeistern. So werden wir annehmen dürfen, der asiatische Schamanismus sei im chinesischen Ahnendienst mit der Ausbildung des Familienlebens und des Staates gleichsam systematisiert und auf eine höhere Kulturstufe erhoben worden. Denn es läßt sich nicht

leugnen, daß der Ahnendienst auch sittlich veredelnd gewirkt hat auf das chinesische Volk. Ein Zug der Pietät durchdringt alle Schichten der Bevölkerung. Europäische Christen können tief beschämt werden durch die kindliche Liebe und Hochachtung der Chinesen vor Eltern und Lehrern. Allein dieser Ahnendienst ist denn doch auch wieder ein großer Aberglaube, und die Herrschaft der Geomantie muß als ein Haupthindernis bezeichnet werden für jeden wirklichen Fortschritt in China. Sie muß gestürzt werden, wenn im Reich der Mitte ein ähnlicher Umschwung geschehen soll wie in Japan, und daß sie nicht so leicht gestürzt werden kann, liegt auf der Hand. Denn dieser Volksglaube sitzt tiefer und ist weiter verbreitet als alle Weisheit des Konfutius.

4. Der Schintoismus in Japan.

Während der Konfutianismus den Gehorsam gegen die Eltern als die erste, den Gehorsam gegen den Kaiser als die zweite Pflicht des Menschen hingestellt hat, ist nach der Anschauung des japanischen Volkes die Ordnung der Pflichten die umgekehrte. Die Verehrung des Kaisers ist ja auch in China eine sehr große, und die Staatsbeamten sind zugleich Staatspriester. Aber im japanischen Schintoismus wird der noch jetzt regierenden Dynastie unmittelbar göttlicher Ursprung zugeschrieben. Sie ist im Lauf der Jahrtausende von keiner andern verdrängt worden, und die Götter und Heroen, von welchen sie abstammen soll, sind der einzige Gegenstand des eigentlichen Schintodienstes. Wenn hier von einem Ahnendienst die Rede sein kann, so sind es nicht die Ahnen der einzelnen Familien, wie in China, sondern nur die Ahnen des Kaiserhauses. Damit ist alles viel einfacher und konzentrierter. Wir treffen nicht das Unwesen mit den Gräbern und die Herrschaft der Geomanten, und wir begreifen, wie rasch die Umstimmung des Kaisers inbezug auf den Anschluß an europäische Sitten und Wissenschaften im Volk Nachahmung finden konnte. In China wäre wohl kein so rascher Umschwung möglich, wenn sich auch der heutige Kaiser den modernen Ideen ebenso zugänglich erwiese wie der Mikado von Japan.

Aber es ist, wie gesagt, auch in Japan schwer, die ursprünglichen Bestandteile der Volksreligion auszusondern von dem eingedrungenen Buddhismus und Konfutianismus. Ein christlicher Japanese Immanuel Schinsaka Kodera, der in Berlin getauft wurde, hat im Februar 1884 in Cambridge einen Vortrag gehalten über den Schintoismus, der im Church Missionary Intelligencer (Aug. 1884, S. 415 ff.) abgedruckt ist, und aus welchem wir hier das Wesentliche mitteilen.

Er sagt, 99 Procent der Japanesen bekennen sich zum Buddhismus und nur 1 Procent zum Schintoismus, aber der erstere habe eine wesentlich andere Gestalt annehmen müssen als in seinem Heimatlande, um in Japan Eingang zu finden, und der Schintoismus sei unmittelbar nach der Revolution von dem wiederhergestellten Mikado für die Staatsreligion von Japan erklärt worden. Er bezeichnet dieselbe als eine Mischung von Naturdienst mit Ahnen- oder Heroendienst. Bis zum Jahr 712 n. Chr. gab es keine schriftlichen Urkunden über denselben. Da wurde das Buch Kodschiki, d. h. alter Bericht, geschrieben, dessen erster, rein mythologischer Teil die Bibel der Schintopriester ist.

Nach der Tradition ging Himmel und Erde aus dem Chaos hervor. Dann entstand der Herr des Himmels, der erste Gott der neuen Schöpfung. Ihm folgten zwei einzelne Gottheiten und vier Götterpaare. Das letzte derselben zeugte eine Tochter, deren Schönheit über Erde und Himmel so sehr strahlte, daß sie mit Licht erfüllt wurden. Sie wurde die Göttin der Sonne, und ihre direkten Nachkommen sind die japanischen Mikado.

Die Sonnengöttin ist die höchste unter allen Gottheiten, zugleich die erste Beherrscherin von Japan. Der Mikado ist daher nicht nur ein Diener Gottes, berufen über eine Nation zu herrschen, sondern der direkte Nachkomme der obersten Gottheit, selbst ein Gott, über alle Menschen und Götter gesetzt, ausgenommen seine eigenen Vorfahren, denn die andern Götter sind entweder die Nachfolger oder die Geschöpfe seiner göttlichen Vorfahren. Er ist auf Erden der einzige Repräsentant der höchsten Gottheit, die im Himmel regiert; er kann selbst Götter machen. Dieser göttliche Charakter des Mikado erklärt es, daß man ihn in der Zeit, da der Schogun faktisch das weltliche Regiment führte, in Europa den geistlichen Beherrscher von Japan nannte.

Die Schinto-Götter sind also nicht nur die kaiserlichen Vorfahren und jene göttlichen Personen, die im mythologischen Zeitalter lebten, sondern manche von ihnen sind Dichter, Gelehrte, Staatsmänner und Patrioten gewesen, welche durch Dekrete des Kaisers unter die Götter versetzt wurden. Diese Apotheose dauert noch fort und ist manchmal in den japanischen Zeitungen zu lesen.

Der Kultus der Schinto-Religion ist sehr einfach. Es giebt keine Götzenbilder. Bis zum ersten Jahrhundert nach Christo hatte man alle heiligen Handlungen im Freien vorgenommen. Jetzt sind die Schinto-Tempel meist aus Holz gebaut und die über die Wände hervorstehenden Dächer mit Ziegeln gedeckt. Die Säulen, welche den Oberbau tragen,

sind mit dem berühmten japanischen Lack bemalt. Das einzige Symbol ist ein Spiegel als Sinnbild der Seele und das sogenannte Gohei, gezackte weiße Papierstreifen, die von einer hölzernen Gerte herabhängen, das Sinnbild der Reinheit. Durch den Einfluß des Buddhismus sind allerdings auch manche Schinto-Tempel mit kostbarem Schmuck versehen worden, aber es entspricht das nicht dem ursprünglichen Charakter dieser Religion. Alle Schinto-Priester sind von der Regierung angestellt,[1] aber nur wenige bekommen regelmäßiges Gehalt. Die andern leben ganz von den Opfern und dem Einkommen der Tempelgüter. Neben den Priestern sind an jedem Tempel Priesterinnen angestellt, welche bei festlichen Gelegenheiten weiß gekleidet vor dem Heiligtum tanzen. Die Priester tragen altmodische kurze Röcke, nach ihrem Rang von verschiedener Farbe und Gestalt. Sie sind verheiratet und tragen ihr Haupt unrasiert. Ihr Amt ist nicht erblich.

Der Schintoismus hält sehr viel auf Reinigungen. Der Priester muß baden, ehe er seine Amtshandlungen beginnt, und einen Papierstreifen vor seinen Mund binden, wenn er Opfer darbringt. Jeder Besucher des Gottesdienstes muß Mund und Hände waschen in dem Waschbecken vor dem Tempel. Bei der Berührung mit Tod und Geburt sind noch besondere Reinigungsceremonien zu beobachten. Kobera ist übrigens der Ansicht, die Verunreinigung durch Berührung mit dem Tod sei eine buddhistische Anschauung, die sich bei den reinen Schintoisten nicht finde. Wenn ein Schintoist stirbt, bitten seine Verwandten und Freunde den Priester, daß er in das Haus komme, für seine Seele bete und den Leib begrabe. Der Sarg wird mit weißer Leinwand bedeckt und von weißgekleideten Männern getragen. Eine lange weiße Fahne enthält Namen und Titel des Verstorbenen und ein paar immergrüne Bäume mit weißen Papierstreifen behangen begleiten das Leichenbegängnis. Wenn der Sarg beerdigt wird, spricht der Priester ein Gebet und die Verwandten und Freunde des Verstorbenen treten nacheinander zum Grab, legen auf den Tisch, welcher zu diesem Zweck vor dasselbe gestellt ist, einen immergrünen Zweig mit Papierstreifen, verbeugen sich, beten still, und gehen dann ab. Der Name des Toten wird auf ein kleines hölzernes Täfelchen geschrieben und im Heiligenschrein aufbewahrt. Namentlich an seinem Todestag wird davor gebetet. Aber in der Weise ausgebildet wie in China ist[2] also in Japan der Ahnendienst nicht. Wenn ein Verwandter des Verstorbenen ein öffentliches Amt hat, muß er seine Funktionen eine bestimmte Anzahl von Tagen nach dem Leichenbegängnis aussetzen.

[1]) Dies hat mittlerweile aufgehört oder soll wenigstens beseitigt sein. D. H.

[2]) Heute muß es wohl heißen: war. D. H.

Die Verbindung der Religion mit dem Staat ist in Japan so stark, daß derselbe Ausdruck welcher heißt: „Der Mikado führt seine Regierung", auch bedeutet: „Der Mikado verehrt seine Götter, er thut den Willen seiner göttlichen Ahnen." Der Gehorsam gegen den Kaiser geht selbst dem Gehorsam gegen die Eltern voran, und es sind in diesem Lande keine Revolutionen gegen die regierende Dynastie vorgekommen mit Ausnahme von drei Fällen, wo aber immer der Versuch mißglückte. Die Schoguns hatten allerdings so große Gewalt, daß man in Europa meinte, sie seien die weltlichen Herrscher; aber vor 15 Jahren wurde die Gewalt zurückgegeben, was nach Koderas Darstellung für loyale Japanesen eine selbstverständliche Sache schien und allgemeinen Anklang fand.

Obgleich der Buddhismus großen Einfluß im Land gewonnen hat, konnte er doch die Schinto-Religion nicht austilgen. Jedes japanische Haus hat wenigstens einige Zeichen, daß die Bewohner eine gewisse Schinto-Gottheit verehren. Nur in den Häusern der Buddhisten-Priester und der Christen findet man es nicht. Jedes Dorf, jede Stadt oder jeder Stadtteil hat seinen Schinto-Tempel, der dem Schutzpatron gewidmet ist, und die dazu gehörigen Bewohner werden die Kinder dieser Lokalgottheit genannt. Jedes neugeborene Kind wird nach einer Anzahl von Tagen zum Tempel gebracht und unter diese „Kinder" aufgenommen. Die Kinder halten zu Ehren ihres Schutzpatrons wenigstens zwei Festtage im Jahr, wo sie fröhlich sind und in bestem Anzug in den Tempel gehen, während kein buddhistischer Tempel in einem solchen Parochialverhältnis steht. Die großen Nationalfeste, welche das ganze Volk feiert, sind ebenfalls ganz von Schinto-Ursprung oder durch besonderen Befehl des Kaisers eingeführt. Von den Hochzeitsfesten sind die buddhistischen Priester ausgeschlossen als ungeeignet. Sie würden Unglück bringen bei einem solchen Ereignis. Die Ehe wird in der japanischen Mythologie zuerst dargestellt durch das göttliche Paar, von welchem die Sonnengöttin geboren wurde, und dann durch den jüngeren Bruder der Nationalgöttin, der ein Mädchen von einem schrecklichen Drachen errettete und sich dann mit ihr verband. Er ist der besondere Schutzpatron der liebenden Paare.

Die Stellung des Weibes ist in Japan besser als in China und bei den Mohammedanern. Die höchste Nationalgottheit ist weiblich und manche regierende Kaiserin steht beim Volk in gutem Andenken als energische Regentin, die den Ruhm der Nation gefördert hat. Japan wird von einigen alten chinesischen Gelehrten das Land der Frauen genannt.

Der Buddhismus und der Konfutianismus hat von seinen Principien manches aufgeben müssen, um in Japan Eingang zu finden. Beim

Christentum ist das nicht möglich. Darum wird es in vollen Konflikt mit dem Schintoismus kommen. Aber Kodera hofft, wenn die Christen nach Gottes Geboten wandeln, werde kein Hindernis die Ausbreitung des Evangeliums aufhalten können. Kodera selbst erzählt, daß er durch eine Periode völligen Unglaubens durchgegangen sei, nachdem er die europäische Literatur studiert hatte, daß er sich aber dabei unglücklich gefühlt habe. Er kam nach Deutschland, und das Leben in einzelnen christlichen Familien, in die er kam, überzeugte ihn von der Wahrheit des Christentums. So erforschte er dasselbe genauer und wurde mit einem Landsmann von Prof. Cassel in Berlin unterrichtet und daselbst getauft.

Nach dieser Darstellung wird man erwarten dürfen, daß ein Schritt von Seiten des japanischen Kaisers zum Christentum die größten Folgen für das Land haben könnte. Aber ohne daß ein Kaiser wirklich einen mächtigen Trieb zum Christentum hätte, oder ohne daß im Volk eine starke Bewegung nach dieser Seite hin zu Tage träte, würde wohl ein solcher Schritt nicht geschehen; denn der Kaiser würde sich dadurch einer Stellung entledigen, welche ihn in den Augen des Volks zu einem unantastbaren göttlichen Wesen macht. Unter dem Einfluß der europäischen Ideen mag freilich die Pietät gegen den Kaiser im Volk jetzt schon einigermaßen gesunken sein. Aber das wird man nach dem vorstehenden sagen dürfen, wenn auch Kodera einzelnes idealisiert haben mag: das lange Zeit für Europa verschlossene Japan wird in seiner Religion selbst weniger Hindernisse finden für die Annahme des Christentums als die andern ostasiatischen Kulturvölker.

Der französische Nationalismus und die Mission.

Vom Herausgeber.

Wie wir ganz in der Kürze bereits berichtet (S. 223. Anm. 3), hat die evangelische Pariser Missionsgesellschaft die unter dem Ministerium Ferry 1884 durch den Unterstaatssekretär der Marine und der Kolonien an sie ergangene Aufforderung, der damals im Kriege mit den Howas befindlichen französischen Regierung evangelische Missionare zur Verfügung zu stellen („mettre immédiatement à la disposition de gouvernement des pasteurs, qui seraient envoyés à Madagascar au fur et à mesure de la prise de possession“), abgelehnt und zwar wesentlich unter der Motivierung, daß nach ihren Grundsätzen ein Eingreifen in die madagassische Missionsarbeit ihrerseits nur dann möglich sei, wenn die

dortigen kirchlich organisierten Gemeinden sie rufen würden (Journal des Miss. évang. 77, 41).

Die französische evangelische Missionsgesellschaft befand sich der offiziellen Aufforderung der Regierung gegenüber offenbar in einer schwierigen Lage. In Frankreich gilt es als kolonialpolitisches Dogma, daß die Mission kolonialen Eroberungen als Hilfsmacht diene, und seitens der katholischen Mission ist bis auf den heutigen Tag und unter den wechselndsten Regierungen nach diesem politischen Grundsatze auch gehandelt worden.[1]) Am stärksten ist diese Verquickung von katholischer Mission und französcher Politik jüngst in Tonkin zutage getreten[2]) und zwar zum beiderseitigen Schaden, dem der katholischen Mission wie dem der französischen Kolonialpolitik; die Christen sind zu tausenden ermordet worden[3]) und die französische Kolonialpolitik hat sich eine große Schlappe geholt! Selbst dem Papst scheinen endlich über die Verderblichkeit dieser Allianz mit der französischen Politik für die Mission die Augen aufgegangen zu sein; wenigstens deuten die Schritte darauf hin, die er gethan, um die katholischen Christen innerhalb des chinesischen Machtbereichs von der französischen Protektion zu befreien.

Auch in Madagaskar hat von Anfang an die französische Politik sich der katholischen Mission zu ihren Zwecken bedient und die katholische Mission der französischen Politik diese Dienste bereitwillig geleistet.[4]) Wir wollen schweigen von den alten Geschichten, die in der Südsee, speciell in Tahiti geschehen sind und die ihrer Zeit eine so große Ent-

[1]) Siehe den Nachweis in meiner „Protestantischen Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission;“ Kap. XI: „Die römische Mission und die Politik“ besonders S. 452 ff. — Es ist sehr zeitgemäß, von diesen Thatsachen Kenntnis zu nehmen.

[2]) „Die katholische Mission hat in Tonkin mit der Eroberung und der französischen Besitzergreifung gemeinsame Sache gemacht. Die katholischen Christen sind eine politische Partei geworden. Ihre Landsleute klagen sie natürlich des Verrats am Vaterlande an. Die Missionare haben ihre Bekehrten militärisch organisiert. Der eine erstürmt mit seinen Schülern befestigte Punkte, der andere fällt bei einem Ausfall, ein dritter klagt, daß er auf die Flüchtlinge, die er mit seinen Christen verfolgte, nicht habe schießen können, weil ihm die Munition ausgegangen sei“ (Les Miss. év. 87). Vgl. auch Jahrbücher 1884 IV, 16. 86 V, 3. Kath. Miss. 1886, 17. 60. 103. 155. 167. 256 ꝛc. Genaueres in der nächsten Rundschau.

[3]) Ob freilich die Angaben der katholischen Quellen nicht bedeutend übertrieben sind, das ist eine andere Frage. Wie es scheint, beginnt man die großen Zahlen schon jetzt etwas zu reduzieren. Wir kommen in der nächsten Rundschau auch auf diese Statistik zurück.

[4]) Siehe den Nachweis in meiner „Protestantischen Beleuchtung“ S. 457.

rüstung in der ganzen evangelischen und auch in einem großen Teil der katholischen Christenheit hervorgerufen haben.[1]) Wir können jetzt nicht umständlich untersuchen, wer in dieser Verquickung von französischer Politik mit römischer Mission die größere Schuld trägt; wir glauben, die römische Mission, die immer und überall Fleisch für ihren Arm gehalten und statt der geistlichen Machtmittel des Evangelii weltlicher Gewaltmächte, Listen und Künste sich bedient hat. So ist es nicht zu verwundern, daß gerade Frankreich, „das unvergleichliche katholische Frankreich," welches die römische Mission nicht müde geworden ist zu preisen als „den Apostel der Heiden", „den Arm Gottes," „den Soldat der Kirche," „die Hoffnung und die Stütze der Kirche," dessen „Schwert überall das Werk Gottes vollbringt", und das jede Verfolgung der Katholiken als „eine Erniedrigung seiner eigenen Größe" betrachtet,[2]) ich sage, es ist nicht zu verwundern, daß gerade Frankreich, dem die römischen Missionare immer wieder erklärten: c'est pour la France aussi que nous allons travailler,[3]) „die katholische Sache ist die französische und das französische Interesse das katholische,"[4]) daß gerade Frankreich nicht bloß Politik und Mission, sondern auch französischen Nationalismus und Mission identifizieren und auch auf die evangelische Mission übertragen konnte, was sie als Tradition von der katholischen wußte.

Es wird jetzt verständlich sein, wenn wir sagten, daß sich die evangelische Pariser Missionsgesellschaft bei ihrer Ablehnung der ministeriellen Aufforderung in einer heiklen Lage befand. Schon bei uns gingen in der Zeit der kolonialpolitischen Sturm- und Drangperiode die Leidenschaften ein wenig hoch und diejenigen Fachmänner, welche dem auf das religiöse Gebiet übertragenen Nationalismus gegenüber den ökumenischen Charakter der christlichen Mission mit Nachdruck vertraten, setzten sich einer Verdächtigung ihres Patriotismus aus. In dem national viel reizbareren und jetzt geradezu in einem Zustand nationaler Gereiztheit befindlichen Frankreich war diese Gefahr natürlich viel größer. Es war daher eben so mutvoll wie taktvoll, daß die Pariser Missionsgesellschaft die an sie gestellte Zumutung, sich aus politischer Eifersucht in das Werk ihrer evangelischen Glaubensgenossen auf Madagaskar (der Londoner Missionsgesellschaft) einzudrängen, gerade so zurückwies, wie sie es gethan; auch kann man es

[1]) Siehe ebenda 460, vergl. mit 340 ff.

[2]) Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens 1865 V. 51. 1866 III. 76. IV. 23. 1871 III. 3. V. 21. 61. 1873. I. 51. 1875 III. 64. 1886. VI. 43.

[3]) A l'assaut des pays nègres 71. Jahrbücher 1874 IV. 28.

[4]) Jahrbücher 1873 I. 72.

nur weise finden, daß sie über die bereits 1884 geführten Verhandlungen Schweigen beobachtete. Als sie im Februar dieses Jahres über dieselben dennoch öffentlich Bericht erstattete, vermuteten wir gleich, daß dies ein Akt der Notwehr sei. Eine soeben uns zugegangene Nummer des Temps (vom 4. Mai) bestätigt dies im vollen Maße. In derselben wird nämlich in dem Artikel: Madagascar et les Protestants français mitgeteilt, daß ein uns sonst unbekannter M. de Mahy, wie wir erfahren, französischer Deputierter für die Insel Réunion, in Besammlungen, die er sowohl zu Paris, wie in der Provinz veranstaltet, „die protestantische Mission angeklagt habe, sie hindere die französische Aktion auf Madagaskar und begünstige die Propaganda, welche die englischen Methodisten zum Zwecke einer englischen Beeinflussung dort treiben." Um dieser in ihren beiden Teilen unwahren und auf Unverständnis beruhenden Verdächtigung entgegen zu treten, berief der bekannte E. de Pressensé, seit einiger Zeit bekanntlich auch Senator, eine öffentliche Versammlung in die Mairie des 6. Arrondissements, die von ca. 600 Personen, unter ihnen auch verschiedenen Abgeordneten, besucht wurde.[1]) Aus den in derselben zur Verteidigung der Pariser Missionsgesellschaft gehaltenen und keineswegs von ungeteiltem Beifall aufgenommenen Reden sei hier nur einiges mitgeteilt. Zuerst ergriff das Wort E. de Pressensé selbst und sagte:

Es sei bekannt, daß der Herr de Mahy das Land durchreise, um den mit der Königin von Madagaskar abgeschlossenen Vertrag zu kritisieren und eine Bewegung hervorzurufen, welche Frankreich treiben solle, „die ganze Insel zu erobern".[2]) Gegen diese Agitation würde man sich mit einer Besprechung im Parlament begnügt haben, hätte M. de Mahy bei dieser Gelegenheit nicht den französischen Protestantismus unter den „elastischen" Begriff des Methodismus[3]) gestellt und des Vaterlandsverrats angeklagt. „Diese Anklage, welche uns bis ins Herz hinein verwundet, ist völlig grundlos; sie ist eine reine Chimäre, so zu sagen eine reine Luftspiegelung." Herr de Mahy

[1]) Schon vorher war eine Broschüre erschienen: Le protestantisme et les colonies, lettre adressée à M. de Mahy, en reponse à sa conférence au théâtre de Dijon par Z. Arnal, pasteur. Paris.

[2]) Beiläufig: das ist doch nett und wirft ein trübes Licht auf die Redlichkeit, mit welcher fanatische französische Kolonialpolitiker soeben feierlich geschlossene Verträge zu halten gedenken! Was für eine Vorstellung müssen die farbigen Leute von der Glaubwürdigkeit der europäischen christlichen Nationen bekommen, wenn sie so etwas hören!

[3]) Es scheint, als ob noch mehr wie bei uns in Frankreich alle englische Missionsthätigkeit als Methodismus bezeichnet werde. Bekanntlich ist die Londoner Missionsgesellschaft gar nicht methodistisch. Aber — was man nicht deklinieren kann, sieht man als Methodismus an. Übrigens scheint es, als ob M. de Mahy diese Weisheit aus Les Miss. Cath. resp. der in Tamatave erscheinenden jesuitischen cloche geschöpft hätte. Ob hinter seiner Agitation etwa jesuitische Umtriebe stecken, ist uns z. B. nicht bekannt.

wisse sehr wohl, daß vor und nach dem Sturze des Ministeriums Ferry ein sehr bedeutender Teil der republikanischen, die ganze radikale und eine zahlreiche Minorität der rechten Partei unsre koloniale Ausdehnung mit Leidenschaft bekämpft hat. Warum habe er denn seine Kollegen, die so leidenschaftlich in Opposition zu unsrer Kolonialpolitik standen, nicht beschuldigt, schlechte Franzosen zu sein? Es sei durch und durch ungerecht, die Protestanten als solche eines Mangels an Patriotismus anzuklagen; er müsse auch wissen, daß bezüglich der kolonialen Frage keineswegs Übereinstimmung unter denselben herrsche. Der Protestantismus, welcher in religiösen Fragen die freie Prüfung vertritt, achte die Glaubensüberzeugungen andrer, auch die von den seinen abweichenden.

Ein folgender Redner erwähnte, M. de Mahy habe auch den in Frankreich thätigen 60 Boten der britischen Bibelgesellschaft den Zweck untergelegt, „eine leidenschaftliche Propaganda zu machen zu Gunsten der englischen Kolonialpolitik gegen die französische,"[1]) eine Beschuldigung, welche schon durch die Grundsätze dieser Gesellschaft widerlegt werde, die ihren Agenten aufs strengste jede Einmischung in die Politik verbieten. Ebenso unbegründet seien seine Vorwürfe gegen die „Gesellschaft der Freunde",[2]) welche jederzeit in England gegen die Politik der Annexionen protestiert habe . . . Herr Puaux, der Delegierte von Tahiti im obersten Kolonialrate, habe übrigens ausdrücklich erklärt, daß der französische Einfluß keinem besseren Beistand in unsern ozeanischen Kolonien begegnet sei, als den (englischen) protestantischen Missionen.[3])

Zuletzt ergriff das Wort M. Boegner, der Direktor der Pariser Missionsgesellschaft, und erklärte: „Wir sind nicht nach Madagaskar gegangen, weil wir unsre religiöse Thätigkeit nicht mit der politischen Aktion vermengen wollten. Zudem bestand dort schon eine organisierte (evangelische) Kirche und so war unsre Lage doppelt delikat. Es giebt zwei Arten von Kolonialpolitik: die Politik der Erbeutung, der Gewalteroberung (la politique de la curée) und das ist nicht die unsrige, und wir wollen sie nicht unterstützen und die Politik M. de Brazza's, von deren günstigen Resultaten wir im letzten Jahre vernommen, und dieser Politik stimmen wir von ganzem Herzen zu." Er schloß dann: „Achten Sie uns, weil wir sprechen im Namen einer Minorität und weil diese Minorität zwei edle Reste (débris) repräsentiert: den des hugenottischen Frankreich und den des Elsaß. Am 2. August 1872 hatte ich die Majorität auf meiner Seite. Am folgenden Tage optierte ich für Frankreich. Ich konnte nicht vorhersehen, daß 15 Jahre später ich genötigt sein würde, vor einer französischen Versammlung den Patriotismus der französischen Protestanten zu verteidigen.[4]) Es liegt nicht in Ihrer Macht, unter dem freien französischen Himmel, uns zu hindern, zu sein was wir sein wollen: gute Protestanten und gute Franzosen."

[1]) Auf diese Absurdität ist denn doch in Deutschland noch kein Kolonialpolitiker gefallen.

[2]) Die bekanntlich neben der Londoner Missionsgesellschaft auf Madagaskar thätig ist.

[3]) Es wird dann ein bestimmter Fall bezüglich der Inseln Unter dem Winde angeführt, in welchem die protestantischen Missionare der französischen (nicht der englischen) Besitznahme das Wort geredet.

[4]) Dies Argument gefällt uns Deutschen natürlich nicht; aber vom französischen Standpunkte aus ist es eine vernichtende Kritik der seitens des M. de Mahy erhobenen Verdächtigung.

Wir vermissen manches in diesen Rechtfertigungen, wollen das aber jetzt nicht weiter betonen; wie wir hören, wird demnächst M. Boegner auch noch eine besondere Broschüre über diesen Gegenstand veröffentlichen. Jedenfalls haben unsre französischen Glaubensgenossen einen guten Kampf gekämpft, indem sie durch That und Wort feierlich protestiert gegen den heute überall in der Luft liegenden (und speciell auch durch den Ausgang des deutschen Kulturkampfes so begünstigten) Mißbrauch der Religion und Mission zu politischen und kolonialpolitischen Zwecken. Es ist augenblicklich ein sehr unpopulärer Kampf, welchen der Protestantismus gegen diese politische und kolonialpolitische Indienststellung der Religion und Mission führt; aber er muß ihn führen, sonst leidet er Schaden an seiner Seele. Es diskreditiert notwendig die Religion daheim und die Mission draußen, wenn sie nicht mehr mit dem guten Gewissen auftreten können: rein um ihrer selbst willen zu kommen. Merkwürdig ist nur, daß, während man nachdrücklich von der Religion verlangt, daß sie sich nicht in die Politik mische, die Politik selbst fortgehend die Religion in sie hineinmischt.

Der französische Nationalismus ist sehr eifersüchtig, intolerant und kurzsichtig, sonst würde er nicht die Missionare andrer Nationalitäten von seinen Kolonien vertreiben. Selbst die Amerikaner, die doch kolonialpolitisch ganz unschädlich sind, müssen von Gabun weichen. Man will durchaus französieren und darum den Unterricht und wie es scheint selbst die Predigt in der Volkssprache nicht dulden. Es wäre tief zu beklagen, wenn irgendwo deutsche Kolonialpolitik in diese Fußstapfen treten wollte.

Das ist jetzt glücklicherweise bei uns erreicht, daß die früher ganz unverhüllt proklamierte Beseitigung der englischen Mission aus Ostafrika definitiv aufgegeben ist. Wie das englische Blaubuch über die bekannten ostafrikanischen Abmachungen meldet, hat die deutsche Regierung die formelle Erklärung abgegeben, „daß man durchaus mit dem segensreichen Werke, welches die englische Mission in diesen Gebieten entfalte, sympathisiere und dessen hohen Wert würdige. Die deutsche Regierung werde diese englischen Missionsanstalten schützen und fördern, soweit es in ihren Kräften stehe, in ganz gleichem Maße, wie wenn es sich um deutsche Missionen handeln würde."[1]) Es ist für den, welcher die über diesen Punkt voriges Jahr seitens des Dr. Peters gegen den Schreiber dieses geführte Polemik und die in der Kol.-pol. Korrespondenz sonst gefällten wegwerfenden Urteile über die englische Mission kennt, sehr interessant und noch mehr erfreulich, in derselben Kol.-pol. Korrespondenz

[1]) Vgl. auch in der Missionsrundschau die Erklärung des Reichskanzlers betreffend die Wesleyanische Mission im Bismarckarchipel.

(1887 S. 131) jetzt zu lesen: „Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, so wurde deutscherseits hinzugefügt, werde selbst beflissen sein, in den besten und freundschaftlichsten Verhältnissen mit der englischen Mission zu verbleiben; auch sie schätze deren Arbeiten ebenfalls sehr hoch."

Mit dieser Abmachung ist der Konflikt zwischen Nationalismus und Mission, der auch bei uns eine Zeit lang in Blüte stand, hoffentlich zu Grabe getragen oder doch wenigstens in ein solches ruhiges Stadium getreten, in welchem eine sachliche, zum gegenseitigen Verständnis führende Erörterung möglich wird.

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

III.

Ozeanien.

Festland Australien. Der anglikanische Missionar Gribble, welcher wegen seines mannhaften Eintretens für die von den weißen Ansiedlern bedrückten Papua Westaustraliens den größten Insulten ausgesetzt war, ist zunächst nicht nur von den Regierungsbehörden in Perth, sondern sogar von dem dortigen Bischofe und dem Perther Missionskomitee im Stich gelassen worden. Anstatt sich aber dadurch einschüchtern zu lassen, stellte er in der Brochüre „Dark Deeds in a Sunny Land" die Peiniger der Schwarzen an den Pranger und bereiste die Kolonie Neusüdwales, um die öffentliche Meinung zu einem energischen Protest gegen jene schändliche Mißhandlung der Ureingeborenen Westaustraliens aufzustacheln. Dr. Barry, der hochherzige Primas der australisch-anglikanischen Kirche, hat Gribble ausdrücklich unter seinen Schutz genommen und die ganze Angelegenheit der im Oktober v. J. in Sydney tagenden anglikanischen Generalsynode unterbreitet. Hier nur ein paar Proben aus Gribble's Brochüre. Ein westaustralischer Ansiedler schlingt einem Papua eine Kette um den Hals, läßt ihn dann von seinem Pferde eine Meile weit schleifen und bindet ihn schließlich an einen Baum, wo der Schwarze infolge der Mißhandlungen bald verendet. Das Schwurgericht sprach den Ansiedler frei. Einem andern Kolonisten waren zwei Papuaburschen wegen grausamer Behandlung entlaufen. Sie wurden wieder eingefangen, 30 Meilen weit mit der Knute zurückgetrieben und dann so unbarmherzig durchgepeitscht, daß der eine Papua seinen Herrn bat, er möchte ihm den Gnadenstoß geben und seine Qual enden. Der Missethäter kam mit einer unbedeutenden Geldstrafe davon. Papuamädchen von erst 7—8 Jahren werden öfters die Beute weißer Lüstlinge; überhaupt wird es in manchen Gegenden Westaustraliens von den Ansiedlern als ein selbstverständlicher Akt der Gastfreundschaft betrachtet, dem Besucher ein Papuaweib preiszugeben. (Sydney W. Advocate 1886, S. 149.) Infolge der grellen Schlaglichter, welche Gribble's Enthüllungen auf die Zustände in Westaustralien warfen, sah sich unter dem Drucke der öffentlichen Meinung die Legislatur der genannten Kolonie im vorigen Herbst endlich genötigt, sich mit der Eingeborenenfrage zu beschäftigen. Das betreffende Gesetz sorgt zunächst für eine genaue Rege-

lung des Verhältnisses zwischen den Kolonisten und den von diesen in Dienst genommenen Papua und schafft eine Aufsichtsbehörde von 5 Personen, welchen die Inschutznahme der Eingeborenen zur besonderen Pflicht gemacht wird. Hoffentlich bleibt das Gesetz nicht bloß ein toter Buchstabe. Übrigens ist Missionar Gribble im vorigen Herbste wieder nach Westaustralien zurückgekehrt, um die Missionsarbeit unter den dortigen Papuas, wenn irgend möglich, wieder aufzunehmen (ibid. S. 230. Australian Christian World 1886, S. 410).

Gegenüber den Greueln auf westaustralischem Boden berührt die Fürsorge ganz besonders wohlthuend, welche die übrigen australischen Kolonialregierungen den in ihren Gebieten lebenden Papua zu teil werden lassen. In Neusüdwales hat die „Aborigines Protection Association" die beiden Missionsstationen Warangesda und Maloga unter ihrer Obhut; letztere zählte ausgangs 1885 125 Insassen, von denen 75 Halbblütige und 47 Vollschwarze waren. Zur Abendmahlsgemeinde gehörten 38 Papua. Von den 40 Schülern schreibt der revidierende Inspektor, daß sie an Elementarkenntnissen die Zöglinge gewöhnlicher Volksschulen übertreffen. In der von Gribble begründeten und jetzt von Thwartes fortgeführten Warangesda-Mission wurde der tägliche Gottesdienst durchschnittlich von 58 Schwarzen besucht. Es besteht jetzt der Plan, in Breewarrina auf einer Reservation von 2000 Ackern eine dritte Missionsstation zu gründen (ibid. S. 390). Im Juli v. J. wurden in Sydney durch Missionar Paton 11 Südseeinsulaner getauft; die Feierlichkeit machte einen solchen Eindruck auf die Anwesenden, daß mehrere Damen ihre Schmucksachen auf den Opferteller legten. Im selben Monate fand in Sydney die erste Generalsynode der australischen Presbyterianer statt, auf welcher unter anderem beschlossen wurde, ehebaldigst unter Missionar Hagenauer's Leitung die Papuamission in Queensland zu beginnen; die Brüdergemeinde wird zwei Missionare zur Verfügung stellen, während die Kosten von den Presbyterianern, der deutsch-lutherischen Queensländer und Viktoria-Synode aufgebracht werden; die Queensländer Regierung hat sich übrigens schon bereit erklärt, zu diesem Zwecke bei Cardwell, auf einer Eingeborenenreservation, die nötigen Gebäude unentgeltlich errichten zu lassen, und alle Kosten, welche die Ansiedelung der Schwarzen verursacht, für mindestens ein Jahr auf sich zu nehmen (M.-Bl. d. Brüderg. 1887, S. 21 f.). Auf der von Missionar Flierl I begründeten Station Elim — 7 Stunden nördlich von Cooktown — hat nach Beendigung der Bauarbeiten die eigentliche Missionsthätigkeit unter den Papua begonnen, an welcher sich besonders der von Bethesda — der südaustralischen Missionsstation — her mit der Papuabevölkerung wohlvertraute Missionar Meyer und ein getaufter südaustralischer Schwarzer Pingilina beteiligten. Die Papua in Elim, welche einen mit der in Bethesda gebräuchlichen Dieri-Sprache verwandten Dialekt reden, haben sich bisher im allgemeinen freundlich gegen die Missionare benommen, nur erschweren sie durch ihre Diebesgelüste die Bodenkultur. An dem Schulunterricht nehmen 24—30 Schwarze teil. Das Klima ist trotz der Lage Elims innerhalb der Tropenzone infolge des Einflusses der Meereswinde ein leidlich gesundes; eine unangenehme Beigabe sind die Ameisen mit ihrer Zerstörungswut und die vielen 'tschlangen. Da die vereinigte Immanuelsynode von Südaustralien und ensland von diesem Jahre ab die Missionsreserve Bloomfield — etwas

südlich von Cooktown — übernimmt, so bleibt fortan die Station Elim ganz unter der Leitung von Neudettelsau (Kirchl. Mitt. Australien 1886, S. 66 f., 90 f. 1887, S. 10 f., S. 22 f., S. 27 f.).

In Südaustralien konnten auf der Station Bethesda im vorigen Herbst wieder 5 Papua getauft werden, so daß nun die Zahl der dortigen Papuachristen 41 beträgt; zugleich ist die Schülerzahl auf 21 gestiegen, sowie auch der Kirchenbesuch zugenommen hat (ibid. S. 29 f.)

Auf den beiden Stationen der Brüdergemeinde in Viktoria, auf Ebenezer und Ramahyuk, geht die Missionsarbeit ihren stillen, aber gesegneten Gang weiter. Von letzterer Station sind voriges Jahr auf Wunsch der Regierung 2 der größten Papuaburschen als Gehilfen der Kommission für die Kolonialausstellung nach London gereist. Den Berichten zufolge scheinen sie dort der Mission Ehre zu machen (M.-Bl. d. Brüderg. 1886, S. 215).

Von den drei europäischen Kolonialmächten, welche sich in den Besitz von Neuguinea teilen, scheinen die Niederlande ihren Anteil an der großen Insel am stiefmütterlichsten zu behandeln; wenigstens klagen die Utrechter Missionare in einer Eingabe an die Kolonialbehörde darüber, daß bei dem seltenen Erscheinen von holländischen Kriegsdampfern in jenen Gewässern die Herrschaft ihres Mutterlandes von den Papua wenig oder gar nicht respektiert wird; wäre es doch den räuberischen Bewohnern eines Küstendorfes im vorigen Jahre bei einem Haar gelungen, sich des holländischen Handelsdampfers „Coredo“ zu bemächtigen. Abgesehen von der Heimsuchung, die über die Utrechter Mission durch den Tod des kaum auf der Insel Rhoon heimisch gewordenen jungen Missionars van Splunder und einer Missionarsfrau kam, war das vorige Jahr reich an mancherlei Aufmunterung für die unter besonderen Schwierigkeiten treu ausharrenden holländischen Glaubensboten. So konnte van Hasselt in Mansinam Ende v. J. 5 Papua taufen; auch wurde die dortige Kirche von den Eingeborenen, Christen und Heiden, wieder in guten Stand gesetzt; welch einen Sieg das Christentum schon über die Habsucht der Papua gewonnen hat, zeigte sich bei diesem Reparaturbau recht deutlich, indem die Eingeborenen sich weigerten, für ihre Arbeit Bezahlung anzunehmen, und zwar mit den Worten: „Es ist doch ein Gotteshaus, wo wir auch etwas Gutes hören!“ Mit der zunehmenden Teilnahme am Gottesdienst war auch ein geregelter Besuch der Schule von Seiten der Mansinamer verbunden. Auf der Missionsstation Andai starb im Februar v. J. Philippus, der Erstling unter den dortigen Papuachristen, derselbe, welcher im Jahre 1867 zu dem nach Holland reisenden Missionar Woelders sagte: „Wenn ich Dich auf Erden nicht wiedersehe, dann sehe ich Dich doch im Himmel, und wenn ich eher in den Himmel kommen sollte, dann will ich Dich erwarten und zum Herrn Jesus sprechen: Siehe Herr, das ist Dein Diener, der mich zu Deinen Füßen geleitet hat!“ Nach seinem Heimgange meldeten sich 2 Papua aus demselben Dorfe zum Taufunterricht an, da sie — wie sie sich ausdrückten — auch einmal, wie Philippus, von der Erde scheiden wollten, um zu Jesus zu kommen. Neben solchen erfreulichen Erfahrungen fehlte es in Andai aber auch nicht an Ausbrüchen heidnischer Grausamkeit. Eine Papuafrau, welche durch 3 von ihrem Manne gedungene Meuchelmörder schwer verwundet worden war und dann im Missionshause Zuflucht und Pflege fand, fiel dennoch der Wut ihres Mannes zum Opfer, indem derselbe heimlicherweise Gift in ihre Wunden

streute. Eines Abends wurden aus dem Missionsgehöfte in Andai 3 Meuchelmörder verjagt, die es offenbar auf das Leben von Missionar Woelders' Kindern abgesehen hatten (Berigten Utrecht'sche Zend. 1887, S. 17 f., S. 45, S. 49 f.).

In Britisch-Neuguinea ist leider die Zahl der englischen Missionare, sowie die der eingeborenen Hilfskräfte, gegenüber den vielen sich aufthuenden Thüren zu beschränkt; weilt doch auch gegenwärtig der eine thatkräftige Missionar Chalmers in England auf Urlaub, wo er freilich litterarisch für die Neuguinea-Mission noch sehr thätig ist; ein anderer Missionar Scott mußte aus Gesundheitsrücksichten längere Zeit nach Neuseeland übersiedeln. Um so erfreulicher war es für Missionar Lawes, als im v. J. das Missionsschiff „John Williams" mit 9 verheirateten Südsee-Insulanern in Port Moresby ankam, die nun alsbald — mit Ausnahme eines kurz nach der Landung verstorbenen Ehepaares — auf die verschiedenen Missionsposten als Katechisten verteilt wurden. Auf seiner letzten Küstenfahrt konnte sich Lawes besonders über das Aufblühen der erst vor 2 Jahren angelegten Missionsstation Motumotu freuen; dort ist ein energischer Südseeinsulaner, Namens Taurali thätig; dank seinem Einfluß auf die Jugend, gelang es ihm, mit Hilfe von 16 jungen Burschen binnen 3 Wochen eine Kirche zu erbauen (Chron. London M. S. 1886, s. 479, 510).

In Kaiser-Wilhelms-Land hat nun auch die evangelische Mission festen Fuß gefaßt, und zwar sind die beiden Neuendettelsauer Missionare Flierl I und Tremel die Pioniere, welche dem Evangelium den Weg bereiten. Flierl war bereits im Sommer v. J. in Finschhafen, der Hauptniederlassung der Neuguinea-Kompanie, gelandet und hatte beim Landhauptmann Freiherrn von Schleinitz, sowie bei den übrigen Beamten bisher freundliches Entgegenkommen gefunden. Die ersten 3 Monate verwandte Flierl auf Wanderungen längs der Küste, auf welchen er ein Viertelhundert Ortschaften mit etwa 12—1500 Einwohnern besuchte; daneben hielt er in Finschhafen sonntäglich deutschen Gottesdienst. Als dann im Oktober v. J. Missionar Tremel eingetroffen war, beschlossen die Beiden, das Küstendörfchen Simbang zum Ausgangspunkt ihrer Missionsthätigkeit zu machen. Dieser Ort liegt $1\frac{1}{2}$ Stunde südwestlich von Finschhafen an der Langemakbucht und ist auf dem Land- und Seewege schnell und leicht zu erreichen. Ringsherum ist das Land mit dunklen, mäßig hohen Waldbergen bedeckt. Simbang selbst zählt zwar nur wenige Häuser; dafür befinden sich aber in unmittelbarer Nähe eine Anzahl kleiner Ortschaften; auch liegt der Stationsplatz an einem sehr begangenen Wege. Bei den Bau- und Feldarbeiten haben die Eingeborenen, die offenbar auf einer höheren Kulturstufe als die Papua in Niederländisch- und Britisch-Neuguinea stehen, gegen billige Entschädigung willig mit Hand angelegt. Ein Eingeborener, der vom Missionar Flierl des Diebstahls überführt war, griff letzteren mit dem Beil an; indes gelang es Flierl, der nur eine leichte Wunde empfing, seinen Angreifer abzuwehren, ohne von der Schußwaffe Gebrauch zu machen; später that jener Papua Abbitte vor dem Missionar und der Friede wurde nicht weiter gestört. Sehr lästig ist die Bettelei der Eingeborenen. Vorläufig sind die Missionare, abgesehen von den Arbeiten der Stationsgründung, hauptsächlich mit dem Sprachstudium beschäftigt. Es herrscht dort in Umgebung von Finschhafen auf einer etwa 20 Stunden langen und 1

Stunde breiten Küstenstrecke die Jabimsprache; in dem Berglande hinter dem Gebiet der Jabimleute wohnen die Saling, deren Sprache — Saling oder Kai genannt — auch von den Küstenbewohnern verstanden wird. Die Missionare hoffen durch das Erlernen der Jabimsprache zugleich den Schlüssel zu dem bedeutenderen Kai zu erhalten. Eine Verstärkung des Missionspostens durch 2 neue Sendboten wird sich bald nötig machen, um an Ort und Stelle arbeiten und zugleich auch die Umgegend fleißig besuchen zu können. Von Fieberanfällen haben die Missionare schon öfter zu leiden gehabt; bisher sind die Anfälle aber verhältnismäßig leicht vorübergegangen. Inzwischen werden auch bereits die Boten der Rheinischen Missionsgesellschaft, Eich und Thomas, im Kaiser-Wilhelm-Lande eingetroffen sein. Wo sie mit ihrer Missionsarbeit beginnen werden, ist noch ungewiß; vielleicht eignet sich das Thal des neuentdeckten stattlichen Augustaflusses zur Anlage von Missionsposten (Kirchl. Mitt. Neuguinea 1886, S. 73 f., 81 f., 92 f., 1887 f. 1 f., 17 f., Berichte Rhein. M.-G. 1887, f. 10 f.).

Im Bismarckarchipel herrscht innerhalb der jungen Christengemeinden große Freude über die zur Verteilung gelangten Matthäus- und Markusevangelien, sowie über die neuen Schulbücher. Gegenwärtig wird in Sydney auch die Apostelgeschichte, ein Leben Jesu, Stücke aus dem Alten Testamente, eine Evangelienharmonie, ein Katechismus und ein Gesangbuch in der Sprache Neubritannien's gedruckt. Sehr zu statten kommt übrigens der Wesleyanischen Mission im Bismarckarchipel ein Legat im Betrage von 300 000 M., welches ein Fräulein Black in Kiama (Neusüdwales) ausgesetzt hatte (Sydney W. Adv. 1886, S. 139). Missionar Rickard hat Ende 1885 auf dem Dampfer eines befreundeten Händlers eine an interessanten Ergebnissen reiche Fahrt nach den Admiralitätsinseln und der Ostküste von Neuirland gemacht und hält es für wünschenswert, daß sich die Wesleyanische Mission dahin ausdehne (Ibid. Supplement Juli 1886). Im vorigen Jahre sind auch das erste Mal auf einzelnen Missionsstationen im Bismarckarchipel Missionsfeste gefeiert worden, bei denen die Eingeborenen ungefähr 1000 M. zum Besten der Mission opferten. Trotz der häufigen Krankheiten in den 3 Missionarsfamilien und unter den eingeborenen Katechisten geht die Missionsarbeit entschieden vorwärts. In diesem Jahre sollen übrigens wieder 20 Katechisten von den Witi- und Samoainseln nach Neubritannien übersiedeln, um nicht nur auf den 11 vorhandenen Missionsstationen Hilfsdienste zu leisten, sondern auch die Kette der Missionsposten weiter auszudehnen. Mit besonders freudiger Genugthuung geben wir hier übrigens einige Stellen aus einem Vortrage wieder, den im Januar d. J. der aus dem Bismarckarchipel zurückgekehrte Missionar Danks in Sydney gehalten hat. „Sie — die Wesleyaner — wären der deutschen Nation für den ihrer jungen Mission gewährten Schutz zu Dank verpflichtet. Wenn Frankreich von Neubritannien Besitz ergriffen hätte, so würde man heute ein ganz anderes Lied zu singen haben. Sobald als die Inselgruppe von Deutschland annektiert war, habe der kaiserlich deutsche Kommissar sogleich einen Bericht über ihre dortige Missionsarbeit nach Hause geschickt und den Fürsten Bismarck ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß die australischen Wesleyaner dort in gesegneter Arbeit stünden; zugleich habe er dringlich darauf hingewiesen, daß das Eintreten einer anderen

Missionsgesellschaft, sei es einer evangelischen oder katholischen, dort nicht wünschenswert sei. Der Fürst habe umgehend geantwortet, daß er es keiner anderen Missionsgesellschaft gestatten werde, störend in die Arbeit der Wesleyanischen Missionare einzugreifen . . . . In Bezug auf die neuliche Anwesenheit eines deutschen Kriegsschiffes in den Gewässern von Neubritannien, während welcher eine Küstenstrecke bombardiert wurde, müsse er die Nachsicht und Geduld der Deutschen bezeugen, welche sonst immer nur als „Männer von Blut und Eisen" angesehen würden. Kein englischer Kapitän hätte in seinem Bemühen, jede Benachteiligung unschuldiger Eingeborener zu verhüten, sorgsamer sein können, als es der Kapitän des „Albatroß" war. Der Kapitän habe ihn davon in Kenntnis gesetzt, daß er den Eingeborenen 2 Tage Bedenkzeit gäbe und sich mit einer Geldstrafe als Sühne für einen vorgefallenen Mord begnügen wolle; auch habe er ihn um seine Unterstützung in der Angelegenheit gebeten. Er sei mit einer großen Anzahl Deutscher in Neubritannien zusammengetroffen und habe von ihnen einen sehr günstigen Eindruck erhalten." Hoffentlich sind auch in Zukunft die Beziehungen zwischen den deutschen Kolonial- und Marinebehörden und der Wesleyanischen Mission im Bismarckarchipel nur freundschaftliche (Ibid. 1887, S. 368).

Von den Salomoninseln sind bekanntlich die drei nördlichsten, Bougainville, Choiseul und Ysabel, neuerdings unter deutsches Protektorat gekommen; infolge dessen beansprucht die melanesische Mission, die auf der letztgenannten Insel ebenfalls arbeitet, unser erhöhtes Interesse; wir gehen daher auch etwas genauer auf den 1885er Jahresbericht der genannten Mission ein, welche damals an Missionsarbeitern 6 englische und 2 eingeborene Geistliche, sowie 4 eingeborene Diakonen in Melanesien unterhielt und auf 72 Stationen wirkte. Der Zuwachs an Getauften betrug im Jahre 1885 im ganzen 446, von denen 44 der deutschen Insel Ysabel angehörten; auf letzterer befinden sich die 3 Missionsstationen Tega, Bulavu und Boko, welche von 8 eingeborenen Lehrern bedient und deren Schulen von 99 Schülern besucht werden. Was die anderen Salomoninseln anlangt, so war auf der Insel Malanta die Schularbeit auf der einzigen dortigen Station Saa infolge des Todes einer Häuptlingstochter mit Tabu belegt; dem revidierenden Missionar, Comins, gelang es indes, die Arbeit wieder in Gang zu bringen; an den beiden durch die Wildheit ihrer Anwohner berüchtigten Küstenorten, Port Adam und Bongard, wurden dem Missionar mehrere Knaben für das Institut auf der Norfolkinsel anvertraut; hoffentlich ist damit ein Anknüpfungspunkt für die Zukunft gewonnen. In Wano auf San Christoval, wo sich die älteste Missionsschule des Salomonarchipels befindet, machte Missionar Comins die Entdeckung, daß sich die Eingeborenen eine Art Mischreligion, die Christentum und Heidentum gerecht werden sollte, gebildet hatten; dieselben Leute nämlich, die willig den Taufunterricht besuchten, waren ebenso eifrig, zur Pflanz- und Erntezeit den Geistern die üblichen Opfer darzubringen; auch ist auf San Christoval der Kindesmord noch im Schwange; Comins konnte gerade noch ein Kind, welches von der Mutter und den weiblichen Anverwandten lebendig begraben werden sollte, rechtzeitig vom Tode erretten. Natürlich zog der Missionar alsbald eine scharfe

Grenzlinie zwischen Christentum und Götzendienst, welches Vorgehen die Zahl der Taufbewerber vorübergehend etwas verminderte.

Von der Santa Cruz-Gruppe berichtet der Missionar Kaye, daß die Schulen morgens und abends fleißig besucht werden; nur setzt das Herkommen dem Unterrichte der Frauen und Mädchen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; indes konnte doch die Frau des eingeborenen Missionars ein wenig nach dieser Richtung hin arbeiten; ihrem Einflusse ist es wohl auch zu verdanken, daß der Missionsdampfer 3 Mädchen mit nach der Norfolkinsel nehmen konnte.

Auf den Banks-Inseln arbeiten 2 eingeborene Geistliche, von denen der eine, Sarawia, 6 Schulen mit 158 Kindern, der andere, Tagalad, deren 8 mit 241 Schülern zu beaufsichtigen hat; letzterer lobt seine Gemeinden wegen ihres guten Kirchenbesuches; manche Gemeindeglieder lassen sich den weiten Weg zum Gotteshause nicht verdrießen; auch sind in der Gruppe 2 Schulhäuser von der Bevölkerung erbaut worden; Männer, Frauen und Kinder hatten sich mit einem wahren Feuereifer und ohne Anspruch auf die geringste Vergütung an der Bauarbeit beteiligt. (Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

1. **Plath**: „Deutsche Kolonialmission.“ Ein Vortrag. Berlin 1887. Verlag der Goßnerschen Mission. 50 Pf. — Mit großer Begeisterung vertritt der Verfasser in diesem Schriftchen die Losung: „Deutsche Missionare nach den deutschen Kolonien,“ wie uns scheint allerdings nicht immer innerhalb der Grenzen nüchterner Objektivität. Da wir denselben Gegenstand außer in der Schrift: „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?“ auch wiederholt in dieser Zeitschrift besprochen haben und in den Rundschauen häufig auf ihn zurückgekommen sind und vermutlich noch manchmal auf ihn zurückkommen werden, so ist unsrerseits eine eingehende Auseinandersetzung mit den Gedanken des Verfassers kaum noch notwendig. Nur einige kurze Bemerkungen. Der bis S. 12 ausgedehnte Rückblick auf den ersten deutschen Kolonialversuch unter dem großen Kurfürsten mit den daran geknüpften Missionsdesiderien nimmt jedenfalls einen zu bedeutenden Raum (ca. ein Drittel des ganzen Schriftchens) ein. — Die Behauptung S. 13, daß die Missionare des 19. Jahrhunderts „allermeist in englische und holländische Kolonien“ gegangen seien, stimmt nicht mit der Missionsgeschichte. In der Südsee, wohin der erste große Strom ging, gab es damals überhaupt keine Kolonien und in Afrika ging man im Westen, Süden und Osten teils gar nicht in Kolonien, teils über diese hinaus. Die Kolonialfrage kam damals überhaupt wenig in Betracht. Die Thatsache, daß leider lange genug britisch Ostindien ohne Mission blieb, widerlegte auch die S. 12 gemachte Bemerkung, daß „Kolonien ohne begleitende Missionare es in der Regel nicht über eine beschränkte Zeitdauer gebracht haben.“ Das Bestreben: die Kolonialmission herauszustreichen, verführt den Verfasser je und je zu rhetorischen Übertreibungen. Als eine solche muß auch S. 33 der Satz bezeichnet werden, daß „die drei Jahre deutscher Kolonialgeschichte viele Schweißtropfen, viel Blut, viel Thränen gekostet haben.“ Ebenso geht es ihm bezüglich der Apologie des von ihm vertretenen

Standpunktes und der Kritik seiner Gegner; beide sind nicht ganz objektiv. So, um nur eins zu nennen, ist es uns nicht bekannt, daß die Männer, welche bei aller energischen Betonung der durch die deutschen Kolonialerwerbungen gesteigerten deutschen Missionspflicht einen kritischen Standpunkt einnahmen den vielen unverständigen Forderungen gegenüber, welche in der kolonialen Sturm- und Drangperiode an die deutsche Mission gestellt wurden — es ist uns nicht bekannt, daß diese Männer Missionsvertreter wie den Verfasser der vorliegenden Schrift „Missionschauvinisten, Missionsrabulisten" (S. 23) genannt hätten. Auch wirft es ein sehr unrichtiges Licht auf die von dem Verfasser kritisierten Gegner, nämlich die große Majorität der Bremer Missionskonferenz, wenn er von ihnen schreibt: „Wollten wir alle so denken wie sie, die idealistisch-legitimistischen, so könnten wir hinsichtlich der Mission nur die Hände in den Schoß legen oder gar die Welt räumen." Das meiste, was bis jetzt für die deutsche Kolonialmission **gethan** worden ist, haben gerade verschiedene der so kritisierten Männer gethan. So haben wir auch gegen folgende Behauptung unsre sachlichen Bedenken: „Sie", nämlich die große Majorität der Bremer Missionskonferenz, „die sich vorsichtig, kühl, spröde und kritisch, ja geradezu ablehnend gegen die vielen und mannigfachen Missions-Einladungen stellten," sie „begründeten diese ihre innere Stellung zu der neuen Angelegenheit in so scheinbar auskömmlicher, mit dialektischen Darlegungen reichlich ausgestatteter und durch religiös-sittliche Begründung ernster Weise, daß es einer Minorität unter ihnen, welcher es von allem Anfange herein gegeben war der großen Sache durch alle Gedankennebel hindurch klar bis auf den Grund und Schwerpunkt zu sehen,[1]) nicht geringe Mühe kostete, ihre Stellung zu verteidigen und derselben Anerkennung zu verschaffen, eine Anerkennung, welche dann weniger mit zustimmenden Worten ausgesprochen als durch die Entwicklung der Thatsachen gezollt worden ist" (20 f.). Unter diesen Thatsachen kann der Verfasser nur die Gründung der bekannten neuen kleinen Missionsgesellschaften meinen. S. 25 kommt er nämlich auf die fast der gesamten Bremer Missionskonferenz gegenüber ausschließlich von ihm vertretene Berechtigung der Gründung immer neuer kleiner Missionsgesellschaften zu sprechen und fragt: „Wem wird nun der Erfolg recht geben? Unter welche Anschauungen werden die göttlichen Führungen das Siegel drücken, daß sie in ihrem Sinne gedacht waren? Was lehrt der bisherige Verlauf?" Und dann folgt im wesentlichen die Gründungsgeschichte der neuen Missionsgesellschaften. Wir begnügen uns einfach mit der Gegenfrage: ist die bloße Thatsache, daß neue Missionsgesellschaften entstehen, Beweis, daß sie auch dem Sinne Gottes entsprechen? — Wir hätten noch mancherlei zu sagen, auch über die nicht selten etwas geschraubte Form des Ausdrucks, aber es mag genug sein. Jedenfalls wünschen wir dem Schriftchen aufmerksame Leser und wenn es ihm gegeben wird, die deutsche Kolonialmission thatsächlich zu fördern, so soll es niemand mehr freuen als uns. Prüfet alles und das Gute behaltet.

2. **Mory**: „Briefe über Zinzendorf." Berlin, Rother. Das Heftchen 20 Pf. Erster und zweiter Brief: „Wie Z. Mission und Evangelisation angesehen und behandelt wissen wollte?" Ein nicht übler Gedanke,

[1]) Der Sperrdruck ist von mir. D. H.

diesen alten Missionsvater über Mission zu dem Geschlechte unsrer Tage reden zu lassen; wir haben gewiß viel von ihm zu lernen. Nur hätten wir gewünscht, daß die Briefe etwas mehr von Z. selbst als über ihn gebracht hätten! Der Verfasser stellt sich in scharfen, nicht immer genügend motivierten Gegensatz zu der Entwicklung, welche die gegenwärtige Mission, teilweise auch die brüdergemeindliche genommen hat, und führt Z. gegen dieselbe ins Feld. Er will nicht, daß man bei uns die öffentliche Meinung für die Mission interessiere, noch daß man draußen es auf Volkskirchengründung absehe u. dergl. Die heutige Mission sei nach Z. „nur als ein Vorschein, nur als eine kleine Musterprobe von dem Heidenlicht anzusehen, das noch kommen wird." Diese Grundanschauung Zs. ist ja bekannt; es ist nur die Frage, ob mit abgerissenen Citaten aus seinen Reden die ganze bisherige Missionsgeschichtsentwicklung abgeurteilt werden kann. Dazu ist doch wohl eine gründlichere Untersuchung, auch eine allseitigere Durchforschung der Werke Zs. nötig. Es sind unbedingt übertriebene Behauptungen, wenn der Verfasser S. 5 schreibt: „Ich halte es für Überhebung, wenn man den Stand des Missionswerks zu der Zeit, wo Z. jene beiden Reden hielt (1746), wegen seines räumlich ja geringen Umfangs für bescheidene Anfänge erklärt." „In jenen 14 Jahren (bis 1746) ist, auf rechter Wage gewogen, mehr geschehen als von uns und allen andern evangelischen Missionsgesellschaften seitdem bis heute." Allen Respekt vor Z., vor seinen Gesellen und dem innern Werte ihrer Anfangsarbeit: aber diese Behauptungen dürften doch wohl wenig Zustimmung finden. Man nützt einer guten Sache nicht, wenn man sie so auf die Spitze treibt.

3. „Geschichte der ev.-luth. Mission in Südaustralien nebst Nachrichten über Land und Leute." Herausgegeben von dem Missions-Komitee der ev.-luth. Immanuelsynode in Südaustralien. Tanunda, 1886. — Von der in diesem 51 Seiten umfassenden Büchlein geschilderten Mission ist unter uns bisher ziemlich wenig bekannt gewesen. Erst seitdem ein Arbeiter derselben, Flierl, die Neuguinea-Mission in Angriff genommen, ist die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie hingelenkt worden. So kommt das Büchlein gerade zu rechter Zeit. Es ist ein Pendant zu der hübschen Monographie von Schneider: „Missionsarbeit der Brüdergemeinde in Australien" und da in einem Literatur-Bericht nicht Raum genug bleibt, um das Wissenswerte mitzuteilen, so gedenken wir in einem Specialartikel auf dasselbe zurückzukommen.

4. „Ein buddhistischer Katechismus nach dem Kanon der Kirche des südlichen Indiens bearbeitet von H. S. Olcott, Präsident der theosophischen Gesellschaft. Geprüft und zum Gebrauche für buddhistische Schulen empfohlen von H. Sumangala, dem Hohenpriester von Sripada und Galle, und Vorstand der Widyodaya Parivena. Mit den Anmerkungen der amerikanischen Ausgabe von Elliot Coues, Prof. der Anatomie und Biologie, Dr. med. et phil. rc. Erste deutsche Ausgabe. 27. Tausend. Leipzig, Grieben. 1887. 1 Mk. — Das ist ein langer Titel und man holt ordentlich Atem, wenn man mit ihm fertig ist. Dazu imponiert er sowohl durch die buddhistische hohenpriesterliche Autorität, die er als Reklame an der Stirn trägt, wie durch seine 27 tausend bis jetzt verbreiteten Exemplare, von denen 17000 nach der Versicherung des Verfassers sogar „in singhalesischer Sprache in den Schulen und Familien Ceylons verteilt (sic!) sein sollen." Wir können das nicht kontrollieren; aber daß drei Viertel des Inhalts dieses Katechismus in

jenen Schulen nicht verstanden werden kann, das glauben wir versichern zu können.[1]) Jedenfalls ist das vorliegende Opus ein charakteristisches Zeichen der Zeit; ein amerikanischer Oberst — unsre Leser kennen ja den Herrn: es ist der Begleiter der famosen Madame Blavatzky, deren „Theosophie“ mit der Entdeckung ihrer Betrügereien in Indien ein so klägliches Fiasko machte; diese Zeitschrift 1885, 249 — geht nach Indien, um dort als buddhistischer Lehrer und unter seinen amerikanischen Landsleuten als buddhistischer Missionar zu fungieren; ein amerikanischer Professor führt den Katechismus dieses Renegaten nicht bloß mit einem widerwärtigen Phrasenschwall, sondern mit Ironien ein, welche bis an die Grenze der Blasphemie gehen, und ein buddhistischer Hoherpriester schickt das Buch mit seinem imprimatur in die buddhistische und christliche Welt!! Wie die Vorrede zum 14. Tausend u. a. mitteilt, sollen drei „hochgestellte Franzosen erst kürzlich öffentlich in Ceylon zum Buddhismus übergetreten sein, die drei Gelübde abgelegt und dem Hohenpriester erklärt haben, daß alle französischen Positivisten der modernen Schule in der Praxis Buddhisten seien und nicht anstehen würden, dem von ihnen soeben gegebenen Beispiele zu folgen.“ „Ferner habe ein singhalesischer Edelmann von hoher Geburt dem Verfasser mitgeteilt, daß der berühmte Professor Ernst Häckel bei seinem letzten Besuche auf der Insel in einem Gespräche geäußert habe, daß, soweit er in die Sache Einsicht erhalten, der Buddhismus in der Lehre von dem ewigen Fortbestehen von Kraft und Stoff sowie in andern Einzelnheiten ganz mit den letzten Forschungsresultaten der Wissenschaft übereinstimme.“

Was den Katechismus selbst betrifft, so zerfällt sein Inhalt wesentlich in vier Hauptabschnitte, von denen der erste über die Person, der zweite über die Lehre Buddhas handelt, der dritte eine kurze Geschichte der Verbreitung und der vierte eine Art Apologie des Buddhismus giebt. Religionsgeschichtlich betrachtet ist das alles, von gewissen Schönfärbereien und der verstimmenden Tendenz abgesehen, nicht so übel; man bekommt wirklich einigen Einblick in den idealen Buddhismus, während die wirkliche Gestaltung desselben als Volksreligion unberücksichtigt bleibt. Wie sich die Wunderleugnung des Buddhismus mit den in den Fragen 23, 30, 31, 43 behaupteten Thatsachen reimen soll, ist absolut nicht zu begreifen. Sehr übertrieben ist die Behauptung, daß der Buddhismus 500 Millionen Anhänger zählen soll, während dagegen die Zahl der Christen auf nur 260 Millionen herabgedrückt wird (Fr. 114 und Anm.). In Wirklichkeit mag es eigentliche Buddhisten noch nicht 200 Millionen geben; die 500 kommen nur dadurch heraus, daß man ohne weiteres alle Chinesen und Japanesen als Buddhisten ansieht, was ganz falsch ist. Dagegen beläuft sich die Zahl der nominellen Christen auf wenigstens 400—425 Millionen. — Die zahlreichen Anmerkungen des amerikanischen Professors der Biologie, „welche weitgehende Mitteilungen über die Geheimlehre des Buddhismus enthalten,“ sind weder immer sehr zuverlässiger (z. B. wird Augustin der Ausspruch zugeschrieben: credo quia absurdum p. 59) noch sehr lichtvoller Natur.

5. **Pünjer**: „Grundriß der Religionsphilosophie.“ Braunschweig, 1886. Schwetschke u. Sohn. 71 S. Nach dem Tode des Verf.

[1]) Auch eine birmanische Ausgabe von 15 000 Exemplaren sei in Vorbereitung. Es müssen merkwürdig gescheite und gebildete Kinder in Ceylon und Birma sein, wenn sie z. B. die Fragen und Antworten N. 70, 71, 75, 78, die vom Einklange Buddhismus mit den Lehren der modernen Wissenschaft, dem Darwinismus und Gesetzen, handeln, verstehen sollen!

herausgegeben von Lipsius. Die klare und sehr übersichtlich gehaltene Arbeit zerfällt außer der Einleitung in drei Hauptabschnitte: 1. die historische, 2. die psychologische und 3. die metaphysische Untersuchung. Im ersten derselben wird auf S. 3—18 der Reihe nach ein freilich sehr, fast zu kurzer, aber man kann sagen im Verhältnis zu seiner Kürze guter Überblick gegeben über die Religion der sog. wilden Völker, der Chinesen, Inder, Perser, Germanen, Griechen, Römer, Ägypter, Semiten, Christen, während eine zweite Unterabteilung die Resultate der Religionsgeschichte „verwertet". Hier wird in § 15 dargelegt, daß „die Religionsgeschichte uns weder die Urform der Religion, noch eine natürliche Religion, noch eine fortgehende Entwicklung der Religion zeigt, sondern nur in allen Religionen hervortretende Gruppen gleichartiger Erscheinungen." Vielleicht hätte die darwinistische Religionsentwicklungslehre hier etwas schärfer abgewiesen werden können durch den Hinweis auf die Thatsache, daß je weiter ins Altertum hinauf die Religionen verfolgt werden können, sie desto idealer erscheinen und jedenfalls Fetischismus nicht die ursprüngliche Form der Religion ist. Was der Verfasser im 2. und 3. Hauptabschnitt fagt in den lichtvollen Kapiteln: Beschreibung der subjektiven Religion, Versuch einer psychologischen Entwicklung der Religion, Berechtigung der Metaphysik und Grundzüge derselben und Nachweis der wesentlichen Übereinstimmung der religiösen und der metaphysischen Erkenntnis — hat ja nicht in allen Einzelnheiten unsre Zustimmung, verdient aber das Zeugnis, nüchtern und maßvoll zu sein und ist bei aller Kürze wirklich lehrreich.

6. Baseler Missions-Traktate:

a) **Römer**: Kamerun. Land, Leute und Mission. Mit einer Karte des Kamerungebiets. 20 Pf. 3. erweiterte Aufl., welche bereits die Besitznahme Kameruns seitens der Baseler M.-G. und den ersten Todesfall meldet. Sehr lesenswert.

b) „K. Eberh. Gottlieb Möricke. Leben, Leiden und Wirken eines schwäbischen Kandidaten in Indien." (Separatabdruck aus dem Ev. Miss.-Mag.). 50 Pf. — Ein lehrreiches und erbauliches Missionsleben, dem wir eine weite Verbreitung wünschen. Besonders empfehlenswert auch zum Vorlesen in Missionsvereinen.

7. **Rade**: „Evang.-luth. Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evang. Kirche." Verlag: Grunow in Leipzig. Erscheint (seit Anfang dieses Jahres) wöchentlich und kostet pro Quartal 1,50 Mk. — Nach der ausdrücklichen Erklärung des Herausgebers soll dieses Blatt wirklich ein Gemeindeblatt sein, „jedes Stück, das in pastoralen Lesezirkeln untergebracht ist, hat seinen Beruf verfehlt." Soweit wir in die bis jetzt erschienenen Nummern einen Einblick gethan, ist das Blatt sowohl nach seinem reichhaltigen Inhalt wie nach seiner gefälligen Form wohl geeignet, den Zweck zu erfüllen, den es sich gesteckt hat. Es scheint eine Vereinigung tüchtiger Kräfte zu sein, welche unter der geschickten Leitung des Herausgebers sich zur Mitarbeit verbunden hat. Auch die Mission ist nicht bloß in dem Programme, auch nicht bloß in gelegentlichen Notizen, sondern in selbständigen Artikeln (z. B. die Märtyrer in Uganda u. s. w.) vertreten.

8. **Merensky**: Original map of South Africa containing all South African colonies and native territories. 1887. Berlin: Schropp. London: Stanford. Cape Town: Braun. — Diese große im Maßstabe

von 1 : 2 500 000 auf vier Blättern gezeichnete Karte giebt eine klare Übersicht über die besonders im Osten etwas komplizierten südafrikanischen Grenz- und Besitzverhältnisse und enthält außer der Angabe fast aller nur einigermaßen belangreichen Orte eine große Fülle sonstiger geographischer, ethnographischer und selbst wirtschaftlicher Notizen. Es ist allerdings keine eigentliche Missionskarte, die Stationen der verschiedenen Missionsgesellschaften, die leider als solche nicht besonders bezeichnet sind, finden sich nicht vollzählig, sondern nur soweit sie von einiger Bedeutung für das koloniale Leben sind und sich geographisch genau bestimmen ließen; aber als Orientierungskarte ist sie auch für den Missionsfreund ein sehr schätzbares Hilfsmittel. Maherero statt Maharero ist vermutlich nur ein Druckfehler und die bei Conception Bay (südlich vom Sandwich Hafen) gemachte Angabe: wild Namaqua, rich in cattle und: abundance of game especially ostriches and gemsbucks (?) stammt wohl aus älterer Zeit. Wck.

9. **C. G. Büttner**: Hülfsbüchlein für den ersten Unterricht in der Suahili-Sprache. Leipzig, 1887. — Die Suahili-Sprache bildet bekanntlich eine lingua franca für Ostafrika und wird noch bis tief in das Innere des Kontinents verstanden. Sie ist daher von hoher Wichtigkeit für unser so zahlreiche Völkerschaften umfassendes, ostafrikanisches Schutzgebiet. Die neuen Missionsunternehmungen werden dort in ihren Anfängen durch diese bereits grammatisch fixierte Sprache wesentlich erleichtert. Missionsinspektor Büttner hat mit der Bearbeitung eines von der englischen Universitätenmission herausgegebenen Handbuchs einen zeitgemäßen Griff gethan. Das Büchlein wird von solchen, die nach Ostafrika gehen, mit Nutzen gebraucht werden. Wer sprachliche Begabung hat, wird nach demselben wahrscheinlich schon nach einigen Monaten sich für die hauptsächlichsten Bedürfnisse recht gut verständlich machen können. Aber auch in der Heimat sollten diejenigen, welche für Ostafrika interessiert sind, nicht versäumen, einen Einblick in diese interessante Sprache zu gewinnen, durch die man in einfachster Weise den Bau der Bantu-Sprachen[1]) überhaupt kennen lernen kann. Obgleich nämlich ein großer Teil des Materials arabisch ist, hat das Suahili in einer wunderbaren Weise die afrikanische Struktur bewahrt. Wer an den geistigen Fähigkeiten jener Naturvölker noch zweifelt und meint, daß man sie erst zu Menschen machen müsse, der studiere nur einmal diese konsequent durchgebildete Sprache mit ihren Feinheiten, die in einigen Punkten sogar über die unsrer europäischen Sprachen hinausgehen. Mit wahrem Vergnügen hat der Unterzeichnete nach Büttners Büchlein beobachtet, wie das, als gebildete Sprache anerkannte Arabisch sich in den Organismus dieser urkräftigen Negersprachen hat fügen müssen. Mögen die in denselben zum Ausdruck kommenden Denkformen sich oft mit den unsrigen nicht decken, man wird doch solch einem geistigen Gebilde die Anerkennung nicht versagen können.

Bis jetzt war leider das Suahili Träger mohammedanischer Einflüsse. Hoffen wir, daß es noch dahin kommt, daß dieser oder ein andrer Dialekt von christlichen Ideen befruchtet, zu einer christlichen lingua franca Ostafrikas werde. Gr.

[1]) Es giebt wohl eine Bantu-Sprachenfamilie; aber von einer Bantu-Sprache zu reden, wie jüngst wiederholt öffentlich geschehen (vergl. auch Kol. Pol. K. 1887, 133), das ist etwa ebenso wie wenn man von einer arischen oder semitischen Sprache reden wollte. D. H.

10. **W. Schneider:** Die Naturvölker, Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. (Paderborn u. Münster, F. Schöningh. I. Teil 1885; 310 S. II. Teil 1886; 501 S.) — Ganz kurz ist in dieser Zeitschrift (1886, 94) der erste Teil dieses Werkes bereits angezeigt; nach Erscheinen des zweiten folge nun eine ausführlichere Besprechung: Unterzeichneter wurde zuerst durch eine Beurteilung im Globus 49, 80; 50, 112 auf dies Werk aufmerksam gemacht, in welcher es bei vieler Anerkennung der „Tendenzschrift" hieß: „Hierbei kommt alles darauf an, welche Glaubwürdigkeit man den Berichten der Missionare zuschreibt." Es ist sonderbar, während man die Reisenden, Zeitungsschreiber, Weltspaziergänger und Südsee-Sportliebhaber für kritisch, tüchtig, nüchtern und glaubwürdig erklärt, wenn sie nach dem allerkürzesten Aufenthalte unter einem Volke und ohne dessen Sprache zu kennen, Religion, Bildungsfähigkeit und Menschlichkeit absprechen, so werden die Berichte der Missionare, welche Volk und Sprache ordentlich kennen, a priori angezweifelt und jedenfalls erst sechs mal gesiebt, bis sie annehmbar sind. Nun, W. Schneider hat sowohl aus Erzählungen der Missionare (aber fast ausschließlich katholischer) wie auch der berufsmäßigen Forscher seinen Beweisstoff in geradezu überraschender Weise zusammengestellt. — Das inhaltsreiche Werk behandelt zuerst die Stellung der Naturvölker in der neueren Ethnographie im allgemeinen, sodann den Naturmenschen als nicht Idealmenschen nach zwei Seiten hin: die angeblichen Vorzüge des Naturmenschen und die Verirrungen und Laster des Naturmenschen. Der Verfasser sieht in dem niedern Entwicklungszustand eines Volkes nicht immer geringen gehemmten Fortschritt, sondern auch die Folge eines Rückschrittes, so daß Wildheit Entartung ist; der Naturmensch ist der gesunkene Mensch. Schneider will ebenso dem Rousseauischen Traume vom ungetrübten Menschenideal auf entlegener Insel, wie dem Glauben: Am Anfang war der Aff, entgegentreten. Der Naturmensch lebt überall im Naturzwang, in einer Bettlerstellung gegenüber der äußeren, in einem Sklavenverhältnis gegenüber der inneren verderbten Natur. Der Verf. will nicht zugeben, daß die leeren Blätter der Urzeit mit angeblich wissenschaftlichen, aber in Wahrheit mehr als hypothetischen Bildern bemalt werden. Und wenn er das einzige Heil der Naturvölker in ihrer Christianisierung sieht, so mag das gewissen Kritikern sonderbar erscheinen, für uns ist es der bekannte Ruf. Treffendes wird auch über das „geheimnisvolle" Aussterben der Naturvölker durch den „Gifthauch" der Civilisation, den Branntwein, Pulver, Menschenjagd u. s. w. gesagt. In gerechter Weise hält er auch den englischen Kolonien einen Spiegel vor, dessen Bild manchen freilich etwas spanisch zu sein scheint.

Der zweite Teil beweist, daß der Naturmensch nicht Affenmensch, nicht der Urmensch der Entwicklungslehre Darwins sei, und daß er große Kulturfähigkeit besitze. Das ist ein wichtiger Abschnitt. Mit echt attischem Salz und feiner Beweisführung werden die Fabeln von monströsen und affenartigen Horden in das passende Gebiet verwiesen. Wie es schon häufig in dieser Zeitschrift geschehen ist, wird im obigen Werk die Ungerechtigkeit und der Hochmut der Negerverächter aufgedeckt; er läßt auch den Wilden sprechen: homo sum nihil humani a me alienum puto und ihn bitten, daß die christlichen Gelehrten ihn nicht zum Alalus machen, bevor sie ihn recht kennen. — Dann geht der Verfasser zu den sog. Schreckbildern der Menschheit über und widmet den Australiern, Tasmaniern, Buschmännern, Negern lange Abschnitte, um deren

geistige Begabung, religiöse Vorstellungen und das vorhandene Sittliche hervortreten zu lassen. Hierauf wird der Naturmensch als angeblicher Zeuge urzeitlicher Religionslosigkeit und urzeitlicher Gemeinschaftsehe gründlich abgehört, beziehentlich abgeführt. Selbst der Globus hält diesen zweiten Teil „für jeden Forscher wertvoll" und Professor Kirchhoff in den immer so feinen Peterm. geographisch. Mittlg. 1886 Literat. Nr. 482 S. 110 nennt den Nachweis, daß es nirgends auf Erden tierische oder tierisch lebende Menschenhorden, auch nirgends religionslose Volksstämme giebt, gründlich wohlthuend, sachlich auf Grundlage eines umfassenden und abermals im einzelnen korrekt citierten Quellenmaterials. Sehr fesselnd ist der Gegenbeweis gegen die angebliche Religionslosigkeit einiger Negerstämme (S. 252—282), die Verdrängung des südafrikanischen Gottesdienstes durch den Manendienst (255), die Darlegung des Fetischismus (271 f.), die Zurückweisung der angeblichen Religionslosigkeit der Aruinsulaner, Torresinsulaner, Papuas im Innern Neu-Guineas, der Neubritanier (hier hätten noch aus Globus 49, 8. 25; 45, 256. Aus all. Welt. 16, 115 sich manches ergeben), Salomoinsulaner, Neuhebrideneinwohner, Loyalitätsinsulaner, Neukaledonier (hier ist übersehen Kath. Miss. 76, 4 ff.), Samoaner, Karoliner, Pelewaner, nordamerikanischer Völker, Kalifornier, Amazonasstämme, der alten Abiponer am Parana, endlich die Beurteilung der Ansicht, daß die Religion aus dem Furchtgefühl abzuleiten sei. Der katholischen und auch der evangelischen Mission wird im zweiten Band mehrfach in anerkennender Weise gedacht.[1]) Schneiders Urteil über die Religion der Andamaneninsulaner II, 74 f. hat sich durch das neue Buch des Hor. Man: On the Andaman inhabitants etc. glänzend bewährt. Ein Inhaltsverzeichnis am Schluß über beide Teile, alphabetisch geordnet, erleichtert sehr den Gebrauch des lehrreichen Werkes. — Doch genug: Zöglinge der Missionsseminare und andere Missionsfreunde können viel aus dem Buch dieses Katholiken lernen. In W. Schneider haben die Naturvölker einen geistreichen, warm christlichen, wissenschaftlich beschlagenen klaren Sachwalter und Verteidiger erhalten. E. Wth.

Erklärung.

Herr Pfarrer Ittameier hat soeben eine 40 Seiten umfassende „Schutz- und Verteidigungsschrift" veröffentlicht, welche in ihrem ersten Teile: „Die Mission auf dem allgemeinen deutschen Kongreß" vornehmlich gegen Missionsinspektor Zahn (vergl. S. 29 ff. und 140 ff. der Allgem. Miss.-Zeitschr.), und in ihrem zweiten Teile: „Die ev.-luth. Mission für Ostafrika und ihre Gegner" wesentlich gegen mich gerichtet ist. Wir werden diese stark persönlich gehaltene, von dem Verfasser selbst als „scharf" bezeichnete und wie wir glauben der Sache wenig dienende Polemik mit Schweigen beantworten. Die speciell gegen mich erhobenen Beschuldigungen, die sich sogar bis zu der des „Zeugnisses wider besseres Wissen" steigern, sind nur dadurch möglich geworden, daß Herr Pfr. Ittameier meine Bemerkungen (S. 139—140, 80, 87—89 der Allgem. Miss.-Zeitschr.) teils überhaupt nicht verstanden, teils mißverstanden, teils ihnen Tendenzen untergelegt hat, welche nicht vorhanden waren. D. Warneck.

[1]) II, 211 ist statt Banaka Baraka zu lesen.

Druckfehlerverbesserung. S. 220 Anm. 1 muß es statt Vermahnung Verwahrung heißen.

Die Psychologie des Niassers.[1])

Von Missionar H. Sundermann.

Der Niasser stellt sich das Wesen resp. die Persönlichkeit des Menschen keineswegs so einfach vor, wie man es von einem solchen Volke vielleicht erwarten sollte. Wir haben, wenn wir uns seine Lehre hierüber etwas näher ansehen, nicht bloß von Leib, Seele und Geist in unserm Sinne zu reden, sondern wir haben ins Auge zu fassen:

1. Boto resp. ôsi (den Leib resp. Körper).
2. Noso (die Seele, als das den „boto" belebende Princip).
3. Tôdô (das Herz, als das Centrum des seelischen Lebens).
4. Eheha (den Geist).
5. Môkômôkô (eine besondere Art Leibes- oder Herzensseele).
6. Bechoe zi mate (die Seele resp. den Geist, als das eigentliche Unsterbliche im Menschen).

Treten wir nach dieser Übersicht den einzelnen Faktoren des menschlichen Lebens ein wenig näher.

1. Boto resp. ôsi (der Leib resp. Körper).

Der Leib des ersten Menschen ist, nach der Lehre des Niassers, nicht, wie uns die Bibel lehrt, von Gott aus Erdenstaub geschaffen, sondern, wie auch Lowalangi (Gott) selbst, aus dem Fruchtkolben des Baumes Solambajo nga'eoe, der auf dem Rücken von 30 verschiedenen Winden, die zusammenkamen, wuchs, hervorgegangen.

Anfangs war es nur ein Körper ohne Leben, und obwohl ihm Lowalangi, der, obgleich vom selben Stamme, doch schon vor ihm da war, als Allbeherrscher Leben einhauchte, so starb dieser Mensch doch bald wieder.

Dann aber schoß aus seinem Herzen ein Sproß hervor und dies gab den Baum Tora'a. Auch dieser trug Fruchtkolben, und zwar goldene, und hieraus entstand wieder ein Mensch, Toeha nilôlô nangi (d. h. der Stammvater, den der Wind eingewickelt hat — in Windeln nämlich —). Genau genommen wurde dieser doch mehr von Lowalangi zu einem Menschen gemacht und Balioe, der Sohn von Lowalangi, wog ihm das Leben (die Seele) zu.

Von diesem Toeha nilôlô nangi ab entsteht der Leib des Menschen durch Zeugung, obgleich er und noch eine ganze Reihe seiner Nachkommen noch

[1]) Vergl. über Nias und die Mission daselbst diese Zeitschrift 1885, 271. 334.

nicht auf der Erde, sondern noch in einer oberen Welt waren und erst spätere Enkel auf die Erde, resp. auf die Insel Nias, hinabgelassen wurden.

Was nun das Wort „boto" betrifft, so bezeichnet dasselbe zunächst die äußere Erscheinungsform des Menschen, seine sichtbare Gestalt.

Man sagt: „Sôchi mbotonia" d. h. „die Gestalt ist schön", der Mann ist schön von Gestalt; „eboea" oder „anaoe mboto" d. h. „er ist groß, lang, von Person". Man spricht auch von einem „boto geoe" = „Baumstamm", d. h. nicht der eigentliche Stamm mit den Wurzeln, sondern der eigentliche Baumkörper. „Boto doeroe" ist die Breite eines Fingers, eine Fingerbreite (toeroe = Finger). „Boto goelitô" = „so breit, wie ein Reiskorn dick ist" (oelitô = ungestampfter Reis). „Si lô boto" = „etwas, was keinen boto hat" ist eine nichtige Sache ohne Wert und Gewicht.

Ferner ist der „boto" die Wohnstätte des seelischen Lebens. Anfangs war der „boto" ohne Leben, ohne Seele (noso); durch diese letztere empfängt der erstere das Leben. Wenn dieses Leben wieder entflieht, wenn die „noso" aetoe, d. h. abreißt, wie ein Faden, dann wird der „boto" zum „boto zi mate" = (eigentlich) „Leib eines Toten", zum Leichnam (amatela) und zerfällt in unwiederbringlichen Staub.

Aber nicht bloß dies. Zum „boto" gehört auch „tôdô" (das Herz) oder vielmehr dies ist der Mittelpunkt desselben. Und nun existiert im Niassischen, wie auch in unserer Psychologie, nur ein Wort für das Herz als Muskel des Körpers und für dasselbe als Centralpunkt der Funktionen und Affekte des gesamten Seelenlebens.

Im Blick hierauf sagt der Niasser: „Eboea sa mboto, ba lô bacha tôdô" d. h. „Der Körper ist groß genug, aber es ist kein Herz darin." Dies aber nicht im Sinne unseres: „Er ist ein herzloser Mensch," sondern vielmehr: „Er ist ein dummer Mensch, er ist einfältig und ohne Überlegung."

In etwas anderer Weise wird der Leib durch den Ausdruck „ôsi" bezeichnet. Die Grundbedeutung dieses Wortes ist „Inhalt", z. B. auch der Inhalt irgend eines Gefäßes ist dessen „ôsi". Im Grunde trifft dieser Ausdruck eigentlich mehr mit unserm „Körper" zusammen, wenn auch vielleicht nicht nach allen Seiten, während „boto" im großen und ganzen mehr „Leib", „Gestalt" oder „Person" bedeutet. So sagt man: „Oi afôchô nôsigoe" d. h. „mein ganzer Körper schmerzt;" „oi da'i nôsinia" d. h. „sein ganzer Körper ist voll Schmutz;" „aboea sibai nôsigoe" d. h. „es ist mir so ungeheuer schwer in den Gliedern."

Den Ausdruck „ôsi" verwende ich in der Übersetzung des Neuen Testaments auch für das Wort „Fleisch". Ich gestehe, daß derselbe nicht

ganz zutreffend ist, aber die niassische Sprache hat, soweit mir bekannt ist, keinen andern, mit dem sich das griechische Wort σάρξ wiedergeben ließe. „Osi“ möchte demselben immerhin am nächsten kommen, da das Wort „nagole“ = „Fleisch“ dieses immer nur im Gegensatze zu den Knochen bezeichnet. Der Niasser sagt z. B. nicht einmal analog unserer Redeweise „Hühnerfleisch“ oder „Ziegenfleisch“, sondern dafür einfach „manoe“ = „Huhn“ und „nambi“ = Ziege. Mit „nagole manoe“ und „nagole nambi“ würde man sagen, daß dies Fleisch ohne Knochen sei. Dagegen ist z. B. in der Bibelstelle: „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes,“ oder in der andern: „Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze,“ der Ausdruck „ôsi“ gar nicht übel am Platze.

„Reißt,“ wie oben angedeutet, „die Seele ab,“ so zerfällt der Körper in Staub und von einer Wiederbelebung resp. Auferstehung ist nicht die Rede. Die Lehre von der letzteren ist dem Niasser etwas absolut Neues. Über die Leibesseele (môkômôkô), die, gewissermaßen wenigstens, unsterblich ist, reden wir weiter unten.

2. Noso (die Seele als das den „boto“ belebende Princip).

Der Begriff „noso“ bedeutet eigentlich „Atem“, „Leben“. Sie ist das Leben des „boto“, ohne jene ist dieser leblos. „Monoso“ heißt „atmen“, „leben“. Auch das Tier hat „noso“.

Als Lowalangi den „boto“ des Menschen aus dem Fruchtkolben des Tora'a-Baumes hergestellt hatte, wurde demselben von Balioe (dem Sohne von Lowalangi) die „noso“ zugewogen. Dieser hat einen gewissen Seelenvorrat, aus dem die einzelnen individuellen Seelen genommen werden und man nimmt also eine gewisse Präexistenz der Seele an, wenn auch weniger der individuellen Seele, als vielmehr des Seelenvorrats, des Seelenmaterials. Die Quantität der einzelnen Seele wird nicht gemessen, sondern gewogen. Die schwerste Portion Seele, die ausgegeben wird, wiegt etwa 10 Gramm. Gegenwärtig wird jedes Kind, bevor ihm im Mutterleibe die Seele zugeteilt wird, gefragt, ob es eine schwere oder eine leichte Seele haben wolle, d. h. ob es kurz oder lange leben, und ferner noch, was es für einen Lebensgang haben, ob es reich oder arm sein, ob es eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes sterben wolle.

Darüber, wie es dann später mit dem Menschen geht, besonders auch in Bezug auf den Tod, hat derselbe niemandem Vorwürfe zu machen, weil er es selbst so gewünscht hat. Darum heißt es beim Sterben: „No iroegi fangandrômia,“ das heißt: „Sein Erbetenes ist aus, ist zu Ende“

und besonders bei gewaltsamen Todesfällen, sei es nun, daß jemand ermordet wird, oder sei es, daß er z. B. ertrinkt, oder vom Palmbaum herunterfällt: „He lawisa? nitehenia," d. h. „Was ist da zu machen? er hat es so haben wollen." Wie sich aber der Niasser dieses Gefragtwerden vor dem Beginn des Lebens denkt, darüber ist er sich selbst schwerlich klar.

Von „noso" spricht man zum Exempel in folgenden Ausdrücken: „Ambô noso" = „es fehlt an Atem"; der Mann hat Brustbeklemmung; „anaoe noso" = „die Seele ist lang"; der Mann hat ein langes Leben; „toba'a noso" = „ersticken"; „aetoe noso" = die Seele reißt ab"; sterben. Daneben hat man für Atem auch noch das Wort „badoe", z. B. „Ambô mbadoe" = „es fehlt an Atem; er kommt an Atem zu kurz"; „anaoe mbadoe" = „der Atem ist lang"; man kann ihn lange anhalten z. B. beim Tauchen.

Wer sich eine 10 Gramm schwere Seele erbeten hat, erreicht ein beträchtliches Alter, er wird in gutem Alter begraben.

Der Tod entsteht, wie bereits wiederholt erwähnt, dadurch, daß die Seele (noso) abreißt wie ein Faden. Sie wird dann von dem „mala'ika", des Menschen wieder in die große Vorratskammer zurückgebracht. Wird nun aus diesem Vorrat wieder ausgegeben, so ist damit, wie ersichtlich, auch eine gewisse Seelenwanderung bedingt.

Wer jener „mala'ika" ist, ist nicht klar. Bisweilen scheint es, als ob man besondere Wesen (Engel?) mit diesem Namen bezeichne; dann aber wird derselbe, wie es scheint, auch wieder geradezu für Gott selbst gebraucht. Möglich wäre es, daß man darunter Gott nach der Seite seiner fürsorgenden und bewahrenden Liebe, resp. eine Art personificierter Vorsehung zu verstehen hätte. Das Wort ist wohl ohne Zweifel das malaiische „malaikat" = „Engel" und vielleicht weiß man des fremden Ursprungs wegen nichts Rechtes mit dem Begriffe anzufangen.

3. Tôdô (das Herz).

Daß das Wort „tôdô" sowohl das Herz als Muskel des Körpers, wie auch dasselbe als Sitz des Seelenlebens bezeichne, erwähnte ich bereits.

Es wird demselben eine ganz besondere Centralstellung zugeschrieben. Es ist der Mittelpunkt des gesamten eigentlichen seelischen Lebens, mit allen seinen Affekten, Begierden und Funktionen. Es ist auch die Fabrikstätte und der Sitz der Gedanken. Nicht der „Phosphor des Gehirns" erzeugt bei dem Niasser die Gedanken, sondern das Herz. Er hat keinen klugen Kopf, sondern ein kluges und weises Herz. Er sagt: „Oe'era'era

tôdôgoe" d. h. „ich denke nach mit meinem Herzen"; „oe'aloe'aloei tôdôgoe" d. h. „ich sinne ihm nach mit meinem Herzen".

Auch für den Begriff des „Gewissens", wenn man bei den Heiden von einem solchen reden will — gerade allzu viel haben sie nicht mehr davon — ist mir kein anderer Ausdruck bekannt, als „tôdô". „Itegoedo tôdôgoe" (wörtlich: „mein Herz straft, tadelt mich") heißt in gewissem Sinne: „Mein Gewissen schlägt mich."

Ich weiß nicht, ob bei noch einem andern Volke dem Herzen eine so ausgedehnte Thätigkeit zugeschrieben wird, als es bei den Niassern der Fall ist.

Das Tier hat eigentlich nur ein „tôdô" als Muskel des Körpers; wenn man vielleicht bei demselben hie und da auch in anderm Sinne von „tôdô" redet, so ist das doch wohl mehr Scherzausdruck.

Ich will im folgenden versuchen, ein Verzeichnis der verschiedenen Fähigkeiten, Funktionen und Affekte des „tôdô" aufzustellen. Ich gebe dabei, soweit dies angeht, in erster Linie die wörtliche Bedeutung der Ausdrücke und dann die Erklärungen derselben.

a) Prädikate und Affekte der Freude und der Zufriedenheit.

„Omoeso dôdô" = „das Herz ist satt, voll"; man ist froh.

„Ahono dôdô" = „das Herz ist ruhig"; man ist zufrieden; man hat Ruhe, z. B. nach einer vollendeten Arbeit.

„Ohahaoe dôdô" = „das Herz ist klar" (wie klares Wasser); man ist zufrieden und glücklich.

„Sôchi dôdô" = „das Herz ist rein oder schön"; man ist zufrieden und glücklich.

„Moehaga dôdô" = „das Herz wird helle"; } man findet das Richtige, einen Ausweg.
„Moloeo dôdô" = „es wird Tag im Herzen"; }

„Molala dôdô" = „das Herz hat einen Weg"; man ist aus der Verlegenheit heraus.

b) Prädikate und Affekte der Trauer und Furcht, des Ärgers und der Verlegenheit.

„Aboe dôdô" = „das Herz ist harig", es sind Haare darin"; man ist traurig.

„Boe kala dôdô" = „es sind krause Haare im Herzen"; man macht sich Sorgen.

„Hoelô zi manga boe mao dôdô" = „das Herz ist, als ob es Katzenhaare gegessen hätte"; man ist traurig und verstimmt.

„Alangoe dôdô“ = „es ist Gift (langoe) im Herzen“; man ist in großer Verlegenheit.

„Mafoeo dôdô“ = „das Herz magert ab“; man ist traurig; man grämt sich.

„Me'e dôdô“ = „das Herz weint“.

„Alôzô dôdô“ = „das Herz hat nicht genügend Raum“; man ist betrübt, gekränkt.

„Ata'oe dôdô“ = „das Herz fürchtet sich“.

„Mogichi dôdô“ = }
„Manizi dôdô“ = } „das Herz bebt oder zittert“; vor Furcht.

„Ba'aô dôdô“ = „es steht dem Herzen ein Hindernis im Wege“; man scheut sich, etwas zu thun.

„Abao dôdô“ = „das Herz ist angeschwollen“; man ist ärgerlich

„Olotoe dôdô“ = „das Herz ist trüb“ (wie trübes Wasser); man ist traurig und verstimmt.

„Ra'iô dôdô“ = „das Herz ist schmutzig“; man ist nicht im Humor; man ist verstimmt und verlegen.

„Fawoeka dôdô“ = „das Herz ist verwirrt“ (wie verwirrtes Garn); man ist überhaupt verwirrt.

„Alai dôdôgoe“ = (Interjektion) „o, mein Herz!“ wie ist mir doch zu Mute!

„Sô tôdôgoe“ = „ich habe kein Herz“; ich weiß keinen Ausweg.

„Arôrôoe ba dôdô“ = „es thut einem leid um etwas“.

„Mangesa dôdô“ = „man hat Reue über etwas“.

c) Prädikate der Weisheit, des Verstandes, des Begreifens und des Eindrucks.

„Motôdô“ = „ein Herz haben“; klug, weise sein.

„No tôdôfô“ = „mit Herz begabt, gewissermaßen behaftet sein“; schlau sein.

„Anaoe dôdô“ = „das Herz ist lang“; man weiß sich zu helfen, man kommt nicht leicht in Verlegenheit.

„Atarô dôdô“ = „das Herz ist scharf“; man ist schlau und überlegend.

„Biha dôdô“ = „es ist genug Herz da“; man hat genügend Verstand und Überlegung.

„Mate dôdô“ = „das Herz stirbt“; man hat von etwas einen tiefen Eindruck.

„Môi dôdô“ = „das Herz geht“; man ist von etwas überzeugt.

„Môi ba dôdô“ = „es geht ins Herz“; man erfaßt etwas; man bekommt einen Eindruck von etwas.

„Aboto ba dôdô“ = „es ist zerbrochen (klein) im Herzen“; man begreift und versteht etwas.

„Faoma zoea dôdô“ = „das Maß der Herzen ist gleich“; zwei Personen sind gleich klug und tüchtig.

d) Prädikate und Affekte des Schmerzes.

„Afôchô dôdô“ = „das Herz schmerzt“; es thut einem im Herzen etwas wehe“ (im figürlichen Sinne); auch man ist neidisch.

„Erege dôdô“ = „das Herz ist beengt“; man ist müde.

„Ôwôchi dôdô“ = „das Herz empfindet einen brennenden Schmerz“; man ist durstig.

„Tehandro dôdô“ = „das Herz wird fest auf einen Gegenstand aufgestoßen“; man ist geschlagen (figürl.).

„Mesocho dôdô“ = „das Herz ist verwundet“ (figürl.).

„Fasinga ba dôdô“ = „es stößt, wie mit einer scharfen Kante, an im Herzen“; es trifft einen schmerzlich.

„Mangaracha ba dôdô“ = „es feilt im oder am Herzen“; man empfindet etwas schmerzlich.

e) Prädikate und Affekte des Zornes, des Hasses und der Verwirrung.

„Afônoe dôdô“ = „das Herz ist voll“; man kann nicht mehr an sich halten, z. B. im Zorne.

„Mofônoe dôdô“ = ähnlich wie oben „zornig sein“; hier aber auch einfach „mofônoe“ oder „tôdô“.

„Ojo dôdô“ = „das Herz ist rot“; im Zorne.

„Maoso dôdô“ = „das Herz erhebt sich“; im Zorne, daneben aber auch zu irgend einem Vornehmen.

„Fatioe dôdô“ = „gehässig sein“; hassen.

„Ôwôhô dôdô“ = „das Herz ist verrückt.“

„Eloengoe dôdô“ = „das Herz irrt“; ein geringer Grad von Irresein.

f) Prädikate und Affekte des Verlangens, der Willigkeit und der Geneigtheit.

„Edôna dôdô“ = „das Herz will“; man ist willig.

„Moehoeloe dôdô“ = „das Herz ist nicht ruhig“, „es läuft hin und her“; man hat Verlangen nach etwas.

„Moetoela dôdô“ = „das Herz legt sich um“ (wie man eine Flasche behufs Ausschüttung des Inhaltes auf den Kopf stellt); man wird willig zu etwas.

„Adôni dôdô“ = „das Herz wird weggezogen“; man fühlt sich bewogen, das vorliegende zu thun; man wird willig.

„Ebolo dôdô“ = „das Herz ist breit“; man hat Geduld und Nachsicht; man kann warten.

„Alô dôdô“ = „das Herz nimmt ab“; der Zorn, Ärger oder Schmerz legt sich.

„Faoedoe dôdô“ = „das Herz steht gegenüber“, d. h. einer Sache; es ist in der richtigen passenden Stellung.

„Fao dôdô“ = „das Herz ist dabei“; oder „die Herzen sind zusammen“; man ist einig.

„Ahachô dôdô“ = „das Herz schleißt“; es nutzt sich ab, d. h. es macht etwas einen solchen Eindruck auf dasselbe, daß es davon ein besonderes Gefühl bekommt, in besondere Bewegung gerät. Es ist dies vorwiegend das Gefühl des Mitleids und Erbarmens, aber dies nicht allein; man sagt auch: „Ahachô dôdôgoe zinanônia“, wenn jemand einen schönen Garten, eine schöne Anpflanzung (sinanô) hat.

„Molemba dôdô“ = „das Herz packt etwas, faßt etwas an“; man schließt sich an jemanden an, man hält fest an etwas.

„Eboea dôdô“ = „das Herz ist groß“; man ist gütig und gnädig; man ist jemandem geneigt und gewogen; man hat etwas gern.

„Sosó dôdô“ = „das Herz ist andauernd dabei“; man ist um jemanden besorgt.

g) Prädikate und Affekte des Widerstrebens und der Abgeneigtheit.

„Fasooe ba dôdô“ = „es ist dem Herzen gegenüber wie Holz, was nicht gerade durchspaltet“; es ist einem zuwider, es geht einem gegen die Haare.

„Tetoetoe dôdô“ = „das Herz wird gestoßen“; man nimmt etwas übel.

„Tetibo dôdô“ = „das Herz wird weggeworfen“; man wird abgestoßen.

„Fabali dôdô“ = „das Herz trennt sich“; man macht sich los von jemandem, man wird abgestoßen.

„Atage dôdô“ = „das Herz ist ermüdet“; man ist eine Sache leid.

„Afôli dôdô“ = es ist dem Herzen etwas in hohem Maße zuwider“; man ist eine Sache sehr leid, man hat genug davon.

„Anoezoe dôdô“ = „es steht dem Herzen etwas entgegen“; man hat einen Widersinn an etwas.

„Fáero dôdô“ = „das Herz ist abgewendet“; wendet sich ab; man wendet jemandem den Rücken zu.

„Fabôrô dôdô“ = „das Herz hat oder sucht Grund, Ursache (bôrô) zu etwas“; man ist aufsätzig.

„Angaja dôdô“ = „die eine Seite des Herzens ist schwerer, als die andere“ (wie zwei Wagschalen); man ist dem einen weniger gewogen, als dem andern.

„Lô ba dôdô“ = „es ist nicht im Herzen“; man vernachlässigt, verachtet etwas.

„Lô ahono dôdô“ = „das Herz ist nicht ruhig“; man ist nicht zufrieden, man ist ein unruhiger Geist.

h) Prädikate der Einfältigkeit, Dummheit und Stumpfheit.

„Ambô tôdô“ = „es fehlt an Herz“; man hat nicht genügend Verstand und Überlegung.

„Môrô dôdô“ = „das Herz schläft“; eine gewisse Stumpfheit.

i) Prädikate der Heuchelei.

„Tobini dôdô“ = „das Herz ist verborgen“; man heuchelt.

„Mo'oeli dôdô“ = „das Herz hat eine Haut oder Schale“; man läßt seine wahre Meinung nicht durchblicken.

„Domboea dôdô“ = „es sind zwei Herzen da“; man ist doppelherzig.

k) Prädikate der Gerechtigkeit und Redlichkeit.

„Atoelô dôdô“ = „das Herz ist richtig und gerade“; man ist rechtlich und gerecht.

„Adôlô dôdô“ = „das Herz ist gerade“; man ist redlich.

l) Prädikate des Verdachtes und der Vermutung.

„Molimi dôdô“ = „es ist ein ungestampftes Reiskorn im Herzen“; man hegt Verdacht.

„Fata'asi dôdô“ = „das Herz stellt Vermutungen an“, ob etwas wohl so oder so gehen werde.

„Mamaoedoe dôdô“ = „das Herz stellt zwei Dinge einander gegenüber“; man legt sich etwas zurecht, man schöpft Verdacht.

„Ba dôdô (= goe)“ = „im (in meinem) Herzen“ — ist es so, nämlich —; ich vermute.

m) Prädikate und Affekte des Staunens und des Erschreckens.

„Tobali dôdô“ = „das Herz wendet sich um“ oder auch: es verändert sich; man erschrickt, man fährt zusammen.

„Tokea dôdô“ = „das Herz erschrickt“; man fährt zusammen (ähnlich wie oben, nur plötzlicher).

Die hier aufgestellte Liste ließe sich unschwer noch erweitern; da hätten wir noch von manchen hier angeführten positivis die negativa und noch manches andere; kurz, die Prädikate, die dem „tôdô“ beigelegt werden, sind sozusagen geradezu unzählig, darum will ich es bei diesen Beispielen lassen.

Sie beweisen zur Genüge, wie sehr bei dem Niasser das Herz im Vordergrunde steht und wieviel er auf dasselbe zurückführt resp. von demselben ausgehen läßt.

Hieraus erklärt sich auch wohl, daß das, was vom Herzen fortlebt, das „môkômôkô“, wenn man will gewissermaßen wieder die Herzensseele, auch wieder das belebende Princip — wenn ich mich so ausdrücken darf — in dem hölzernen Götzen wird, den man von dem Verstorbenen macht. Hiervon haben wir weiter unten zu reden.

4. Eheha (der Geist).

Das Wort „eheha“ haben wir eigentlich mit „Hauch“ zu übersetzen. Das entsprechende Verbum heißt „hehaini“, „mangehehaini“ = „hauchen“, „anhauchen“. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Begriff den biblischen Begriffen *πνεῦμα* oder רוח = Geist keineswegs unähnlich ist. Auch nach dem biblischen Sprachgebrauche wird der Geist durch Anhauchen mitgeteilt. Der Herr hauchte, oder blies, nach Joh. 20, 22 seine Jünger an und sprach: „Nehmet hin den heiligen Geist.“

Der Niasser versteht unter „eheha“ eine begeistende oder begeisternde Kraft, die erblich ist und vom Vater auf den Sohn übergeht. Eigentlich ist nur bei bedeutenderen Leuten und dann auch nur bei Männern von einem „eheha“ die Rede; bei den geringen Leuten kommt derselbe nicht in Betracht, wenn sie überhaupt einen solchen haben.

Geht es mit einem solchen vornehmen Manne, dem man einen „eheha“ zuspricht, zum Sterben, so legt der älteste Sohn seinen Mund auf den des Sterbenden und empfängt den „eheha“, der dem Munde in Gestalt von Schaumblasen entsteigt. Bisweilen hat sich derselbe auch zu „tawôtawô“ (einem weißen Steinchen, welches aussieht wie ein Stückchen Fett) verhärtet. Manche haben auch einen heißen „eheha“, dessen Empfang schmerzlich ist, und wobei der Empfangende vielleicht ohnmächtig hinfällt. Hat der Sterbende keinen Sohn, oder ist dieser noch zu klein, daß man fürchtet, er werde den Empfang des „eheha“ noch nicht ertragen können, so fängt man den letzteren mit dem „tokosa“ (einem Beutelchen, in dem man kleine Goldstückchen, sowie Goldwage und -gewichte aufbewahrt) auf. Von einem Falle hier in der Nähe wird erzählt, daß diesem Beutelchen

gleich nach dem Auffangen des „eheha“ ein Tausendfuß entsprungen sei, obwohl man dasselbe vorher rein ausgeklopft habe.

Der „eheha“ macht den Empfänger zu einem weisen, tüchtigen und bedeutenden Manne.

Darum fürchtet man auch, daß am Ende ein anderer, der Familie feindlicher Mann, noch etwas davon erhaschen möge und hält dem Toten, wenn er zu Grabe getragen wird, alle seine Goldschmucksachen vor, um ihm noch einmal zu zeigen, daß sein Gold doch viel bedeutender und besser sei, als das, was ihm ein anderer etwa für einen Rest von „eheha“, der noch da sein könnte, bieten möchte.

5. Môkômôkô (eine besondere Art Leibes- oder Herzensseele).

Das Wort môkômôkô ist wohl abgeleitet von dem Stamme „môkô“, welches „Bewegung“, „Zuckung“ bedeutet. „Môkô ichoe“ heißt „Zucken mit der Nase“, „Nasenrümpfen“. Das „môkômôkô“ wäre dennoch das, was noch als Sichbewegendes überbliebe, wenn die eigentliche Seele, das Leben (noso) aus dem Körper entflohen ist.

Auch mit „alôlôa dôdô“ bezeichnet man dasselbe. „Lôlô“ oder „alôlôa“ bezeichnet sonst „Träber“, „Grieben“ und hiernach wäre „alôlôa dôdô“ das, was vom Herzen überbliebe, wenn der eigentliche Kern oder Inhalt heraus wäre, wenn man auch in demselben vielleicht das Gegenteil, nämlich den eigentlichen Kern des Herzens, vermuten sollte.

Wenn der Tote begraben wird, ist das „môkômôkô“ noch nicht aus dem Körper entwichen, erst aus dem Grabe steigt es auf.

Aus diesem Grunde stellt man auf den Sarg den Stengel der Toegala-Pflanze, so daß das obere Ende aus dem Grabhügel hervorschaut, als lala (Weg) für das „môkômôkô“, welches dann, nach seinem Aufsteigen aus dem Grabe, sich in der Nähe aufhält, bis es geholt wird, behufs Übermittlung an den unterdessen von dem Verstorbenen gemachten „adoe“ (hölzerne Figur). Oft geschieht dies Holen erst nach Jahren. Nicht selten wird eine Familie durch besonderes Unglück, Krankheit oder dergl. daran gemahnt, daß sie von den vor Jahren verstorbenen Eltern, dem Vater oder der Mutter, das „môkômôkô“ noch nicht geholt hat, und erst jetzt entschließt man sich, das „fanao“ („das Holen“, „Hervorholen“), welches mit nicht gerade unbedeutenden Kosten an Opfern u. s. w. verbunden ist, vorzunehmen.

Das Grab wird vom Grase gesäubert, man streut etwas Reis darauf, breitet Kleider und Goldschmucksachen darauf aus, setzt sich darum herum, streckt die Hände aus und ladet das „môkômôkô“ ein, sich nur

ungeniert einzustellen, man wolle es von der „balama" (dem einzelnstehenden Feldhause, d. h. hier dem einzelnen Grabe) nach der „banoea" (der Stadt der Toten) bringen.

Aber in welcher Gestalt zeigt sich nun das „môkômôkô"? In Wirklichkeit ist dasselbe nichts anderes, als ein einfaches Spinnchen, wie sie hier dutzendweise umherlaufen, es darf aber nur vier Beine haben. Stellt sich eins ein, was mehr Beine hat, wie es bei Spinnen doch wohl immer der Fall ist, so kann man sich damit helfen, daß man die überzähligen für Haare erklärt.

Läuft nun dort auf dem Grabe ein solches Spinnchen umher, so sucht man es anzulocken; man läßt es auf die Kleider oder gar auf die Hand laufen und fängt es ein.

Hierauf wird es in ein Köcherchen von Bambe gesperrt und nach der „dela" (wörtl. Brücke), der Totenstadt, gebracht. Es ist dies ein Platz in der Nähe des Dorfes im Gebüsch, eine Art Totenacker, wo man, in gewissem Sinne als Bilder der Verstorbenen, Steine aufpflanzt, vor denen man je einen Teller und eine Flasche niedersetzt, die man aber vorher zerbricht.

Hier läßt man das „môkômôkô" wieder laufen, ißt ein Schweinchen und tanzt eine Zeitlang unter allerlei recitativen Gesängen, in denen die Vorfahren aufgezählt und besungen werden. Schließlich fängt man das „môkômôkô" wieder ein, bringt es ins Haus und läßt es dort in der Nähe des bereits früher anstelle des Toten verfertigten und aufgestellten Ahnenbildes (adoe) wieder laufen, damit es nun fortan in dem Bilde seine Wohnung nehme.

Auch im Hause werden dann noch Tänze aufgeführt und die Ahnen besungen, wobei auch Opfer dargebracht wird. Sodann bittet man den neuen Ahnengötzen, der nun ein „sangehowoe" (Segenspender) geworden ist, um Segen, daß man eine zahlreiche Nachkommenschaft erhalte, mit gutem Erfolge Ackerbau und Viehzucht treiben könne u. s. w.

Vor dieser Ceremonie des „fanao" hatte man den Verstorbenen (hier aber mehr den „bechoe" desselben) schon gerufen, was man „fogawi" (das Winken) nennt und an das Ahnenbild gewiesen.

Bekommt das hölzerne Bild später einen Riß, so ist dies ein Zeichen, daß das „môkômôkô" dasselbe verlassen habe und das „fanao" muß wiederholt werden, nachdem man ein neues Bild aufgestellt hat.

Übrigens wird nur von denen ein Ahnenbild gemacht und das „môkômôkô" geholt, die Söhne haben und auch darum gilt es für ein

Unglück, wenn die letztern fehlen. Im Notfalle kann man sich dadurch helfen, daß man einen Sohn adoptiert.

Wollte man nun aber glauben, das „môkômôkô“ sei das eigentlich Unsterbliche im Menschen, die unsterbliche Seele, so würde man irren; dies ist vielmehr der „bechoe zi mate“, dem wir nun noch unsere Aufmerksamkeit schenken.

6. Bechoe zi mate (die Seele, resp. der Geist, als das eigentlich Unsterbliche im Menschen).

Das Wort „bechoe“ bezeichnet einen Geist, ein körperloses Wesen. Es giebt der „bechoe“, die die Menschen plagen, oder sie, d. h. ihren Schatten, aufessen, unzählige; hier haben wir indessen nur von dem „bechoe zi mate“ (dem „bechoe“ des verstorbenen Menschen) zu reden.

Bei Lebzeiten des Menschen kann derselbe etwa nur als „loemôloemô“ (schattenhafter Doppelgänger) gesehen werden und ist dies der Fall, so deutet es auf das baldige Sterben des Menschen.

Ist der Mensch gestorben, so bleibt der „bechoe“ noch in der Nähe. Er will und kann sich noch nicht trennen von seinem Hause, von seinen Sachen und von seinen Götzen, die er im Leben, etwa bei Krankheiten, hat machen lassen. Aus diesem Grunde sucht man sich dieser Dinge möglichst zu entledigen, indem man sie auf das Grab bringt und sie dort verfaulen läßt. Übrigens steckt man noch vier Tage lang etwas Speise für den Toten an den Fuß des Hausdaches. Gackern in solcher Zeit die Hühner, so schließt man daraus, daß sie den „bechoe“ sehen.

Später hält sich derselbe in der „banoea niha tooe“ (der unteren Stadt, der Unterwelt) auf. Wo sich diese befindet, weiß man nicht recht; vielfach scheint man sie in gewissem Sinne mit dem Grabe zu identifizieren.

Die „bechoe“ sterben dort noch neunmal, oder nach anderen so oft, als sie Jahre auf Erden gelebt haben. Sie leben in denselben Verhältnissen, wie auf Erden. Dies schließt man merkwürdigerweise daraus, daß man so die Verstorbenen wiederfindet, wenn man sie im Traume sieht. Sie haben Häuser und leben in Dörfern zusammen. Ihre Gerätschaften und ihren Besitz nehmen sie in Gestalt des Schattens mit sich.

Einer, der auf Erden arm war, kann auch hier nicht reich werden und auch darum hascht man, wie man sagt, im Leben nach Gold, um den Schatten desselben mit in die Unterwelt zu nehmen.

Der „bechoe“ eines solchen, der im Leben viele böse Thaten gethan hatte, kehrt in den Leichnam im Grabe zurück und wird dann von der

Erde gedrückt und gequetscht; daher wohl der Fluch: „Jamoelangôgô ia tänô!“ d. h. „die Erde möge ihn drücken, erdrücken!“

Übrigens werden alle von der Erde zur Rede gestellt, wie sie ihr Leben zugebracht haben.

Natürlich aber bezieht sich der Begriff der Sünde nur auf grobe Verbrechen.

Diejenigen, die keine Nachkommen hatten, werden nach dem vielfältigen Sterben in einen großen Nachtschmetterling (lôhôlôhô) verwandelt, die Ermordeten in eine Heuschrecke (larewe); Selbstmörder und Ermordete sind nicht mit den andern „bechoe“ zusammen, sondern gehen an einen besonderen Ort.

Endlich versinkt diese Erde ins Meer („atoea dānô“ = „die Erde ist alt“, „die Erde stirbt“) und es giebt eine neue Erde, resp. die obere Schicht, das obere Stockwerk, deren man noch neun annimmt, senkt sich hernieder. Dann lassen die „bechoe mao“ (bechoe der Katzen) die „bechoe“ der Menschen über den „bawa gawoewoecha“ (den Schlund des Abgrundes am Ende des Oceans, in den die Gewässer der gesamten Oceane auch jetzt noch fortwährend hinabstürzen) gehen, auf die neue Erde. Als Brücke dient die Schneide eines Schwertes.

Hat nun jemand im Leben auf Erden eine Katze ohne Grund beleidigt oder getötet, so wird er von derselben in den Abgrund gestoßen. Darum fürchtet man sich hier, den Katzen zu nahe zu treten.

Überhaupt erreichen nur die Guten das Jenseits, die Bösen stürzen hinunter; ferner können nur diejenigen hinüber, die männliche Nachkommen hatten, die andern sind eben Schmetterlinge u. dgl. und können nicht hinübergehen. Die „bechoe“ der Kinder werden von ihren Müttern oder Großmüttern hinübergebracht und gehen zu Gott.

Ob nun eine wirkliche und thatsächliche Unsterblichkeit, eine ewige Fortdauer der Seele nach der Vorstellung der Niasser besteht, das ist nicht recht klar zu stellen; es scheint aber, als ob man schließlich sich alles in nichts auflösen ließe.

Es herrscht überhaupt mancherlei Verwirrung in den Mitteilungen, die man von den verschiedenen Gewährsmännern erhält, aber doch hoffe ich, daß es mir, zum Teil mit Hilfe der Aufzeichnungen meines ältern Kollegen J. W. Thomas, gelungen sein wird, die Sache wenigstens einigermaßen in ein System zu bringen.

Nebenarbeiten eines Namamissionars.

Von Missionar Olpp.

Tagebücher zu veröffentlichen ist nicht mehr Mode; eingetragene Notizen behalten aber ihren Wert, für den wenigstens, der seinem Gedächtnis zu Hilfe kommen will. Vielleicht weiß der eine oder andere außer dem Schreiber den nachstehenden aphoristischen Mitteilungen noch einigen Geschmack abzugewinnen. Dieselben sind aus einer Zeit herausgegriffen, die verhältnismäßig am ruhigsten innerhalb meiner 14jährigen Wirksamkeit im Namalande verlief. Es sind die Monate Juli 1872 bis dahin 1873. — Zunächst ist die Situation im allgemeinen festzustellen.

Der Namamissionar hält am Sonntag seinen Hauptgottesdienst und nachmittags Katechisation; außerdem entweder Sonntagsschule oder Gesangübungen mit der erwachsenen Jugend. Am Mittwoch ist Bibelstunde, die ausfällt, wenn am ersten Montag eines Monats die Missionsstunde voranging. An jedem Wochentag früh findet kirchliche Andacht mit kurzer Texterklärung statt. Zwei bis dreimal erteilt er Taufunterricht und hält 26 Stunden Schule in der Woche. Dazu kommen die Kasualien, die das evang. Pfarramt so mit sich bringt.

In Ermangelung eines kunstfertigen Handwerksmannes war mit Beginn der zweiten Hälfte des Jahres 1872 meine Gegenwart notwendig, als Männer der Gemeinde die Einfriedigung unseres Kirchhofes übernahmen. Sie nahm einen vollen Monat Zeit in Anspruch. Noch nicht damit zu Ende gekommen, rief mich unser damaliger Senior zu einer Besprechung nach Bersaba. Ein Bürgerkrieg drohte dort auszubrechen. Wir Nachbarn suchten den bedrängten Mitbruder zu beraten und die aufgeregten Geister zu beschwichtigen. Es gingen acht Tage darüber hin; denn der Weg allein, bei 23 Stunden, nahm hin und her mehr als vier Tage hinweg. Der Gang eines Postboten blieb dadurch erspart. Die 40 zuvor von uns geschriebenen Briefe wurden auf dem nächsten Postamt eigenhändig zur Weiterbeförderung überreicht. Heimgekehrt, wurden vor Ablauf des Monats die Viehposten des Kirchen- und Schulfonds inspiciert, was mich wieder einen Ritt ins Außenfeld und einen langen Tag Abwesenheit kostete. — Am dritten August trafen zwei koloniale Bastarde, der Vortrab einer größeren Auswanderungshorde bei uns ein. Sie suchten dringend um einige Amtshandlungen nach. Bis das Gros in unserer Nähe eingetroffen und bei Tsub-!gaos sich gesammelt hatte, unternahmen 20 Männer die Korrektion eines Fahrwegs, der an etlichen Stellen im Fischfluß, 2—3 Stunden von der Station entfernt, unpassierbar geworden

war durch Hochwasser. Ohne meinen Antrieb und Mitwirkung wäre nichts zustande gekommen. Danach wurden die Bastarde aufgesucht bei der Mündung des Tsub in den Leberfluß. Die Entfernung beträgt ungefähr drei deutsche Meilen. Der Aufenthalt währte inklusive der Reise drei Tage. Weil ein Sonntag dazwischen lag, und man nach Ankunft gleich wie vor Abgang eine Bibelstunde zu halten hat, fehlte es mir an Arbeit und jenen Leuten an geistiger Nahrung gewiß nicht. In der folgenden Woche fand eine einfache und eine Doppelhochzeit statt, die dort stets für unsereins umständlicher verläuft wie eine Trauung allhier. Zu meinem Schrecken entdeckte ich in jenen Tagen, daß wegen Durchweichung der Lehmwand sich ein Balken in meiner Studierstube gesenkt hatte. Das Dach mußte abgenommen, der Balken gehoben werden, ehe meine 17 Taufkandidaten und Katechumenen vor ihrer Prüfung und Aufnahme häufiger wie sonst bei mir aus und eingingen. Einen Tag vor deren Taufe rückte eine Anzahl anderer Bastarde, die unter der Botmäßigkeit meines Häuptlings standen, herbei. Sie waren von letzterem vor Gericht citiert. Ein unter ihnen eingesetzter Feldkornet hatte sich verschiedene Übergriffe erlaubt und wurde deshalb zur Verantwortung gezogen. Das scheint nun freilich nicht hierher zu gehören; doch gebe ich zu bedenken, daß jeder Ankömmling, wie jeder Abreisende das Missionshaus betritt und Mynheer und Infvrouv die Hand reicht. Das aber nicht allein. Wie viel Notstände muß man mit anhören, wie viel Bitten und Betteleien abweisen oder befriedigen! Wie viel Zeit geht darüber verloren bis die Klagegeister einen verlassen haben! Derartige Anläufe wiederholen sich fast täglich. So oft im weiteren von Besuchen die Rede ist, denke man diese Plage hinzu. Ein Prediger in Deutschland würde sich's schönstens verbitten, wenn jeder Trupp Menschen, den die Eisenbahn auf Stationen ausspeit, ins Pfarrhaus gelaufen käme, wenn auch nur um die Insassen anstandshalber zu begrüßen. In Groß-Namaland ist das Missionshaus der erste und einzige Ort des Vertrauens. Wer es nicht zu betreten wagt, hat kein gutes Gewissen; und wem der Missionar die Hand zum Gruße weigert, weiß woran er ist. Solchen Brauch ohne weiteres abzuschaffen, hieße so viel wie die Leute alle für Schelme erklären, vor denen man das Himmelreich zuschließen muß. Wären die Bewohner jenes Landes früher Sklaven gewesen, dann stünde die Sache ganz anders. Die Behandlung des einen schickt sich eben nicht für alle. Einen zu starken Andrang kann man dadurch verhindern, daß man Bettler zu einer Gegenleistung auffordert. Das muß aber mit der größten Ruhe, nicht im Eifer oder gar mit groben Worten geschehen. Diese Praxis hat sich schon vor 15 Jahren

ebenso probat erwiesen wie die Einrichtungen der Arbeiterkolonien und der Verpflegungsstationen in Deutschland neuerdings. In einem Lande, in welchem Hunderte von Stunden kein Arzt aufzutreiben ist — ich frage — kann da der Missionar den Bitten der Leute um Medizin erbarmungslos den Rücken zukehren? „Wer im geringsten unrecht ist, der ist auch im großen unrecht." Das vergesse man ja nicht.

Den 2. September traf die zweimonatliche Post vom Kaplande ein. Sie brachte unter anderem die Nachricht aus der Feder des Präses K.: „Wir kommen Ende Oktober nach Hause." Drei Tagelöhner, nun schon seit Juni beschäftigt die Stationsgebäude in Stand zu setzen, so daß 4—5 Missionsfamilien Obdach fänden wenn die Jahreskonferenz nach Rückkehr des Präses abgehalten würde — bedurften weiterer Hilfe und stärkeren Antriebs auf die rechte Zeit fertig zu werden. Die Bestellung des Gartens durfte jetzt auch nicht länger verschoben werden. Zehn bis zwölf Tage nach Empfang der Post mußten unsere Briefe wieder abgehen, wollten sie anders den rechten Anschluß nicht verpassen. Kaum war der Bote abgefertigt, da streckte mich das Fieber aufs Krankenbett. Andere Glieder unseres Hauspersonals legten sich ebenfalls. Unser damals jüngstes Kind kam dem Tode nahe. Nach vierzehn Tagen war die Gefahr vorüber und die Kräfte fingen wieder an zu wachsen. Erkrankungen und Todesfälle kommen in der Mission verhältnismäßig häufiger vor wie sonst im gewöhnlichen Leben der Menschen. Sie gehören mit zur Erziehung des sündigen Menschengeschlechts. — Am 4. Oktober noch zu schwach ins Außenfeld zu reiten, allwo meine Anwesenheit nötig war, sandte ich einen Presbyter, der mich vertreten sollte. Den Auftrag hat dieser ja ausgerichtet, sich dagegen aber mit seinem Kollegen gründlich entzweit. Indessen wurde allgemeiner Hausputz vorgenommen. In solchen Tagen drücken sich viele der Hausväter und lassen das weibliche Geschlecht walten. Da es sichs aber nicht allein um das Aus- und Einräumen und Putzen, sondern auch um das Kalken der Wände aller Räume handelte und kein Maurer zur Hand war, konnte diese Arbeit nur unter meiner Mitwirkung erfolgen. Damit zu Ende gekommen, fühlte ich ein menschliches Rühren — hoffte wenigstens dem Präses einen Gefallen erweisen zu können, indem ich ihm Vorspann, d. h. sieben Paar Ochsen weit über Bersaba hinaus zu schicken gedachte. Mit frischen Zugtieren kommt man besser vom Fleck wie mit ermatteten, die schon wochenlang das Joch getragen. Sandte daher auf den Viehposten, ließ die nötige Anzahl einfangen und herbeitreiben, um sie am 17. Oktober abzuschicken. Zwei Tage später ging mir auf irgend einem Umweg die Nachricht zu von dem nahe erwarteten Rei-

senden: „Wir können vor März künftigen Jahres nicht an unsere Abreise denken.“ — Nachdem meine Ochsentreiber nahezu einen Breitegrad durchschritten hatten, wurden sie zurückgerufen. Es war vergebliche Liebesmühe. Alle andere auf der Station gethane Arbeit gleichfalls umsonst. Da die Gebäude bei Empfang dieser Nachricht dastanden noch schändlicher wie ein nur zur Hälfte rasierter Mann, konnte ich meine Tagelöhner nicht wohl entlassen, bis alles einfarbig geworden war. Zwei Monate ergötzten wir uns an dem durch Sonnenglanz erhöhten Anblick der weißen Wände, dann ging die Herrlichkeit zu Ende. — Der November führte mich gleich im Beginn auf die fern gelegenen Viehposten, wo die Löhnung der Viehposthalter vorgenommen wurde, ehe die Sommerlammzeit eintrat. Sie erhielten den Zehnten des Nachwuchses, gewiß ein respektabler Verdienst neben freier Beköstigung und überflüssiger Zeit zu Allotria für die Hirten. Wenige Tage nachher kam der Häuptling der Franzmannen, Willem Cooper, auf die Station. Er hatte besondere Anliegen auf seinem Herzen. Genau ein Jahr zuvor besuchte ich ihn und seine Stammesgenossen im Auftrag des Präses an seinem Wohnort bei Haruchas. Damals erklärte ich mich außer stand ihm einen Missionar besorgen zu können, verwies ihn aber auf die Anno 1872 zu G. abzuhaltende Konferenz, wo er seinen Wunsch äußern möchte. Nun war er da. Die erhaltene Septemberpost: „Wir kommen Ende Oktober nach Hause,“ bewog mich, den Häuptling für jene Zeit nach G. zu bestellen. Meinen Abschreibebrief infolge des verschobenen Termins hat er nicht mehr erhalten, weil der Mann auf einem Umweg herbeikam. Er hatte somit den mehr als 15 deutsche Meilen weiten Weg vergeblich zurückgelegt. Solche Täuschungen thun weh, auch einem Heidenherzen; besonders wenn seine Hoffnungen wiederholt sich als eitel erweisen.

In jenen Tagen kamen wir einen Schritt in der Entwicklung des kirchlichen Gemeindelebens und Bewußtseins weiter. Die erste Presbyterwahl fand statt. Verschiedene Ursachen legten es nahe eine solche Wahl vorzunehmen. Nach neunjährigem Bestande war die Gemeinde auf nahezu hundert Kommunikanten herangewachsen. Zwei aus einer älteren Gemeinde im Verdruß von dort geschiedene Männer bildeten mit dem Missionar eine Reihe von Jahren her das Presbyterium. Unterdessen traten Männer aus den ersten Familien des Stammes aus dem Heidentum heraus, die an Gediegenheit jenen zweien nicht nachstanden. Als einer von letzteren durch Zungensünden großes Ärgernis gab, war es zeitgemäß die Gemeinde selbst entscheiden zu lassen. Die Wahl wurde ganz nach einem Wunsche vollzogen, doch kostete es viel Mühe bis die Formali-

täten den wohlberechtigten Gliedern klar geworden waren. Für zwei Außenplätze, an welchen Christen wohnten, sollten zugleich neue „Älteste" gewählt werden. Den draußen wohnenden Gemeindegliedern sollten sie Berater sein, dem Missionar auf der Station als Stütze dienen bei größeren oder kleineren Versammlungen. Jene zweite Novemberwoche gereichte der Gemeinde zu großem Segen. Die Feier des heiligen Abendmahls wurde damit verbunden. Eine persönliche Anmeldung der Kommunikanten geht vorab. Ehe die Mitte des Monats erreicht war, mußten etliche Dutzend Briefe geschrieben und spediert werden; wie immer, mit einem hiezu gemieteten Boten, der wohl verproviantiert abgeht, und nach seiner Wiederkehr mit Tauschwaren abgelohnt wird. Am Krankenbett meiner Frau, die durch Überarbeiten am Schreibtisch ein altes nervöses Kopfleiden sich zugezogen hatte, suchte ich nach dieser geistigen Anspannung mich zu erholen. Am letzten November unternahm ich noch einen Ausflug zu Pferde nach dem „Weißrandgebirge" zu dem Zwecke, einen näheren und besseren Aufgang zu finden; er wurde freilich nicht erreicht, doch darf man sich solche Mühen nicht verdrießen lassen. Unter vielen faulen Fischen findet man wohl auch einen guten. — Im Dezember wurden die gewählten Presbyter, die für die Außendörfer bestimmt waren, daselbst eingeführt. Der eine zehn der andere achtzehn Stunden von der Muttergemeinde entfernt. Selbstverständlich ging keine Gelegenheit vorüber, auf dieser Tour Kranke zu besuchen und das Wort Gottes zu verkündigen, wo nur irgend ein Häuflein Menschen sich zusammenfand. Nicht vergessen soll bleiben, daß in diesen Tagen das Dienstmädchen Elisabeth uns verließ, welches fünf Jahre bei uns gewesen ist, nun aber einen eigenen Herd gründete. Wir bewahren ihr ein liebendes Andenken. Etliche Tage später erhielten wir Besuch von zwei Reisenden. Der eine, ein deutscher Doktor der Philosophie, verweilte fünf, der andere, ein englischer Händler, hielt sich drei Tage auf der Station auf. Inzwischen rückte das Weihnachtsfest heran. Trotz glühenden Sonnenbrands darf dem Deutschen sein Lichterbaum nicht fehlen. Weil Nadelhölzer nirgends zu finden und junge Dornbäume ihres schwachen Blätterschmuckes und garstiger Stacheln wegen sich nicht eignen, greift der Hausvater drunten im tiefen trockenen Flußbett zu den Zweigen des Schwarzebenholzbaumes. Die Hausmutter versteht sie zu putzen. In der geräumigen Studierstube wurde den Schulkindern ebenso beschert wie den eigenen; auch die Zöglinge und Dienstboten bekommen ihren Teil davon mit. Die Gaben erstrecken sich fast ausschließlich auf praktische Kleidungsstücke. Liebe fleißige Hände in Deutschland haben längst dafür gesorgt, uns und den Kleinen diese Freude zu

bereiten. Wie alles, so gingen auch jene Tage rasch vorüber. Zu dem geistigen wie leiblichen Segen jener Zeit gesellte sich noch eine andere Gabe in Gestalt von herrlichem Gewitterregen; nach achtmonatlicher absoluter Dürre eine Erquickung, die nur die Bewohner jenes Landes zu würdigen wissen.

Ein halbes Jahr ist dahingeeilt, was für Nebenarbeiten wird die erste Hälfte des neuen bringen? Zum Glück nach Bedürfnis zunächst eine Erholung. Unser Senior lud uns zu einem Besuche ein. Hätten wir diese Einladung ausgeschlagen, wären wir nimmer dazu gekommen. Schon im Jahre 1871 konnte ich wegen Krankheiten in der Familie der Jahreskonferenz nicht beiwohnen. Daß es gegen unsern Willen im folgenden Jahre zu gar keiner Konferenz kam, ist oben gesagt. Wer wollte mirs verdenken, wenn wir uns der Mühe unterzogen, für die Reise rüsteten, und den 22 deutsche Meilen weiten Weg im heißesten Sommermonat zurücklegten — nur um lang entbehrten brüderlichen Austausches willen? Was zu einer Ochsenwagenfahrt gehört, habe ich anderswo beschrieben.[1]) Für den Rückweg wählten wir eine andere Route. Es war mir längst daran gelegen einen näheren Fahrweg für die jährlichen Baifahrten ausfindig zu machen. Der Versuch kam uns aber teuer zu stehen. Am zweiten Reisetag galt es eine schauerliche Höhe von nahezu 2000' zu ersteigen. Weit gefährlicher als dieser Aufgang war die Wassernot, ich meine Mangel an Wasser, für die Reisenden geworden. Die erhofften Quellorte auf dem mehrere Tagereisen weiten Hochplateau erwiesen sich, in jener Zeit wenigstens, als trügerisch. Jenes Feld war im Februar noch nicht beregnet. Das von Bethanien mitgeführte Wasser reichte nicht einmal für zwei Tage hin. Wir hatten unsäglichen Durst auszustehen. Erst in der Nacht des fünften Reisetages erquickten wir uns wieder an den trüben Fluten des Fischflusses. Jede dieser überstandenen Feuerproben hinterläßt einen Verlust am Kapital des Körpers und seiner Kräfte. Das ist fast noch schmerzlicher wie die Not des Durstens selbst. — Am 8. Februar zu Hause angelangt, fand sich Arbeit in Hülle und Fülle vor, im Haus wie im Garten, auf den Viehposten wie in der Gemeinde, bei Kranken wie Gesunden. Es würde zu weit führen, wollte ich alles aufzählen, was es zu thun gab. Nur durch 15—16stündige rege Thätigkeit per Tag gelang es allmählich der Arbeit Herr zu werden. — Mit Beginn des Monats März kamen zwölf Wagen voll Kirchgänger herbeigefahren — Heiden und

[1]) Olpp: „Erlebnisse im Hinterlande von Angra Pequena." Barmen, Missionshaus. 1886 — ein Buch, welches hiermit nochmals bestens empfohlen sein soll. D. H.

Christen. Für die sich anmeldenden Kommunikanten stand die Woche hindurch die Studierstube offen. Nahe an hundert nahmen an der Feier teil. Acht Tage später konnte mit 16 heilsverlangenden Seelen ein neuer Kursus von Taufbewerbern begonnen werden, die natürlich zuvor die Falten ihres Herzens ihrem Lehrer und Seelsorger einzeln öffneten. Zwischen diese vorwiegend amtliche Thätigkeit hinein mußte mein Auge gerichtet bleiben auf den Schmied und dessen Gehilfen, welche in der Werkstätte sämtliches Eisenzeug nebst Zinn- und Blechgeschirre — kurz alles, was von Metall in unserem Besitze war, erneuerten und verbesserten. Der Hausknecht muß natürlich auch jeden Tag beschäftigt werden, und weil man in seltenen Fällen ihm mehrere Aufträge auf einmal geben kann, ist man genötigt, ihm immer wieder auf die Finger zu sehen und wo möglich neue Arbeiten handgreiflich ihm vorzuthun, und käme man mit ihm bis in den Schornstein hinein. Noch in der ersten Hälfte des März meldete sich der Begründer der Hereromission, Dr. H. Hahn an. Da nun die Station etliche Meilen von der Heerstraße entfernt liegt und der Weg schwer zu finden war, erschien es zweckmäßig, dem vom Lande scheidenden Bruder entgegenzukommen und auf das Kirchdorf zu geleiten. Hatte die Karrenfahrt schon vor der Aufnahme ins Haus mehr wie zwei Tage Zeit erfordert, so war die Begleitung des Bruders und seiner Tochter ebenfalls länger ausgefallen, als vorherzusehen war. Dessen Fuhrleute hatten nämlich aus Furcht vor Überfall das Hasenpanier ergriffen, so daß wir nicht eher zur Ruhe kamen, bis die Flüchtigen eingeholt waren. Vor Ablauf des Monats standen die früher erwähnten Bastarde mit ihren Zugochsen vor meinem Hause, und ließen mir absolut keine Ruhe, bis sie mich auf dem Wagen sitzen sahen. Ihre Volksgenossen begehrten unwiderstehlich nach der Predigt des göttlichen Wortes und Spendung der Sakramente, so viele ihrer Christen waren. Diese Fahrt nahm mir wieder beinahe eine Woche Zeit hinweg. Bald fühlte ich mich als Schuldner meiner Gemeinde, bald gezwungen diesen nachzugehen. — Ist es unter obwaltenden Verhältnissen ein Wunder, wenn ein einzelnstehender Mann sich vor der Zeit aufreibt, nur aus Mangel an rechtzeitiger Hilfe? Man vergesse nicht, was in der Einleitung gesagt war von der verhältnismäßig ruhigsten Periode meines Wirkens. — Der Herbstmonat April brachte wieder allerlei Krankheiten auf die Station und in die Familie. Von meinen Taufbewerbern empfing eine jung getraute Frau die Nottaufe auf dem Sterbebett. Sie verschied im Glauben an ihren Herrn und Heiland und wurde am folgenden Tag beerdigt. An einen vorbeiziehenden Händler, der übrigens eine volle Woche sich auf der Station aufhielt, wurden

die schlachtfetten Tiere aus dem Kirchen-, Armen- und Schulfonds verkauft und auf diese Weise die Renten erhoben. Die Auswahl auf dem fernen Viehposten, der Verkauf und Einkassierung der Gelder lag natürlich mir ob. Eine neue Reisegesellschaft kolonialer Bastarde passierte in der Karwoche unsere Station. Diese hielten ihr Auge fest auf Rehobot gerichtet, wohin andere ihnen auf einem westlicher gelegenen Wege vorangegangen waren, während die oben schon erwähnte Abteilung sich seitwärts schlug und Grootfontein anlegten. Hier wurden sie noch mehrmals von mir besucht, bis ins Jahr 1879 hinein, obgleich genannter Ort fünf Tagereisen von uns entfernt lag. Ehe diese eben angelangten Bastarde wieder aufbrachen, hielt ich ihnen einen besonderen Gottesdienst. Hatten sie es auch eilig, so handelten sie wenigstens nach dem Schillerwort: „Dem lieben Gotte weich nicht aus, Find'st du ihn auf dem Weg." Nach dem Osterfeste langte die Post wieder an. Ein Signal von der Abreise des Präses K. fand sich aber nicht darunter. Dagegen eine Ordre, den Frachtwagen abgehen zu lassen, so daß er anfangs der zweiten Woche im Monat Mai an die andern in Bethanien sich anschließen könne, um den Jahresproviant am Seestrand abzuholen. Dieser Weisung wird Folge geleistet. Gleich darauf wurde ein Versuch gemacht Kalkstein zu brennen. Ein Wagen der Gemeinde wurde nun noch nachgesandt in deren eigener Angelegenheit. Damit hatte es so eine besondere Bewandtnis. Bisher besäten nämlich viele Familienväter ihre Gärten mit Weizen. Zu dieser Arbeit, d. h. zu der vorangehenden Berieselung des Landes, Umzäunung des Grundstückes mit gehauenen Dörnern, Umgraben des Bodens und was sonst dazu gehört, wurde jedesmal ein Rind geschlachtet, um Nahrung zu haben und Kraft zur Arbeit zu gewinnen. Die Ernte fiel dann gewöhnlich so erbärmlich aus, daß wir den Ertrag sämtlicher Gärten der Station in einem großen Korbe aufbewahren konnten. Wassermangel zur wöchentlichen Berieselung der Saaten, Vogelschwärme, Mäuse und anderes Ungeziefer machten alle Hoffnungen zu schanden. Ich gab daher den Leuten den Rat: Verkauft eure Schlachtrinder an einen Händler, dieser händigt mir einen Wechsel (een geldbriefje) aus, den sende ich meinem Agenten, und von ihm bekommt ihr so und so viel Säcke Mehl und Weizen zugesandt, die ihr nur von Angra Pequena abzuholen braucht. Damit habe ich keine kleine Anforderung an das Vertrauen meiner Leute zu ihrem Missionar gestellt. Der Rat wurde aber gut geheißen und befolgt. Jetzt war die Zeit gekommen zum Einheimsen. Meine drei Zöglinge begleiteten diesmal die Wagen an die See. Schon längst hätten sie so gern sich augenscheinlich von der Wahrheit des geographischen Unterrichts überzeugt.

Gelegenheit dazu war ihnen nun gegeben. Deren Monitorendienste in der Schule fielen nun wieder ganz auf mich zurück. Mitte Mai kam die um drei Wochen verspätete andere Hälfte der regulären Post in meinen Besitz. Wir entnahmen daraus, daß die reisenden Geschwister vom Kap her am 4. April in Port Nolloth gelandet seien. Schon am folgenden Tage mußten unsere Briefe wieder abgehen. An Nachtschlaf war daher nicht zu denken, was zur Folge hatte, daß meine Frau wieder von ihren nervösen Kopf- und Zahnschmerzen übel geplagt wurde. Zwei Tage später nahm die Frau eines deutschen Händlers, die aus dem Ouob, mehr als 15 deutsche Meilen her gekommen war, in seelsorgerlichen Dingen mich stark in Anspruch. Wer solche Wege zurücklegt, den kann, den darf man nicht mit ein paar Worten abspeisen. Die Zeit wird dort noch nicht mit Geld aufgewogen. Am 20. Mai trafen innerhalb zwei Stunden zwei Boten bei mir ein mit der Meldung: „Den 25. Juni wird die Konferenz bei euch eröffnet!" Nach langem Harren galt es jetzt eilen. Mit aller Energie mußte nun für den Empfang der Geschwister vorbereitet werden. Zum Himmelfahrt- und Pfingstfest fuhren wieder fünf Wagen voll Kirchgänger auf die Station herein, die natürlich alle kamen om te groeten, d. h. uns zu begrüßen. Unser am ersten Pfingstfestmorgen geborenes Töchterlein gab neuen Anlaß für die Stationsbewohner wie die andern Kirchgänger, das Ereignis im Missionshause zu beglückwünschen. So teilnehmend der weibliche Teil der Bevölkerung sich zeigte, um so spröder erwiesen sich in jenen Tagen die Männer. Ich mußte der Sache auf den Grund kommen. Wie sichs herausstellte, argwöhnten sie, ich schenke den Bastarden zu viel Aufmerksamkeit. Da ich meine Position zur Gemeinde wie zum ganzen Stamme genau kannte, fiel es mir nicht schwer sie von der Grundlosigkeit dieses Argwohns zu überzeugen. Ich kehrte sogar den Spieß um und erklärte der Versammlung: Wenn nicht in Kürze der Sohn des alternden Häuptlings seinen Wohnsitz auf der Station aufschlägt, und man mich noch länger mit Regierungsgeschäften behelligt, dann werde ich auf der nächsten Konferenz um Versetzung einkommen. Diese Sprache hat den Wahn etlicher Heißsporne zerstreut. Der Prinzregent konnte diese Forderung meinerseits nicht länger umgehen. Er kam mit einem Teil seines Anhangs herbei und näherte sich zusehends. — Wie stand es unterdes mit dem Bezug unserer Lebensmittel? Werden die Wagen nicht bald zurückkommen? Sechs Wochen sind sie jetzt unterwegs. Mitte Juni kam Nachricht von der Seeseite, die Güter seien noch nicht gelandet. Das war eine trostlose Aussicht. Die Vorratskammer war leer. Ein Brot, welches sonst in einem Tage aufgeschnitten wurde,

mußte jetzt eine volle Woche reichen. Hülsenfrüchte, zum Pflanzen zurückgelegt, wurden hervorgeholt. Milch und Fleisch bildeten schließlich die einzige Nahrung, mit der man seine leiblichen Bedürfnisse befriedigte. Damit durften wir aber den zu erwartenden Gästen nicht aufwarten. Von Norden her drohte eine andere Gefahr. Die Lungenseuche unter Rindern war ausgebrochen, so daß ich schleunigst alles mir unterstellte Vieh südwärts flüchten mußte. Als der 25. Juni da war, konnte ich die Tagelöhner entlassen. Für Unterkunft war gesorgt, Lebensmittel aber fehlten noch. Zum Glück hatte uns noch kein weißes Gesicht überrascht. Ende Juni sah ich zwar aus einem Briefe, daß die Güter der Missionare am letzten Mai in Kapstadt verschifft worden seien. Wo bleibt aber das Schiff, wo die Frachtwagen? Da, am 4. Juli waren wir plötzlich aller Sorgen überhoben. Die Wagen standen mit dem Grauen des Tages vor dem Hause. Unser Kleinglaube war wieder einmal recht beschämt worden. Die Missionsgeschwister wollten laut bestimmter Zusage am Mittwoch Nachmittag den 9. Juli eintreffen. Um eben diese Zeit langten andere Wagen mit Kirchgängern von Außenfeld an. Eine fette Kuh mußte ihr Leben lassen für die fünf Missionsfamilien zusammen. Inzwischen war es ja Winter geworden, wo das Fleisch sich hält. Am Abend des 10. meldete ein Bote: „Die Wagen sind am 7. und 8. von Bersaba abgefahren, versäumen aber noch um mynheer van Bethanie einzuwarten.“ Als am 11. noch niemand erschien, erfaßte mich die Ungeduld, ich sattelte das Pferd und ritt den Ankömmlingen entgegen. Statt der kalten Wintertage wurde es plötzlich heiß und schwül, so daß die Nächte einem heißen, deutschen Sommertage glichen. Nach dreistündigem Ritt bei eingebrochener Dunkelheit sattelte ich ab. Mein Begleiter streckte sich in einer verlassenen Pontokhütte aus. Mich hat die Ungeduld und Erwartung nicht zum Schlafe kommen lassen. Den Nachreiter zurücklassend, machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Um die Mitternachtsstunde war das Lager der Reisenden erreicht. Alle lagen im tiefsten Schlafe. Unbeschrieen umkreiste ich das ganze Feldlager. Sollte ich die süßen Schläfer stören? Was konnte es nützen? Ist es nicht genug, daß ich schon die Nacht verbummelte! Lautlos wie gekommen, machte ich mich wieder aus dem Staube — eine Redensart — die diesmal buchstäblich zu nehmen ist. Drei Stunden später sprengten die zwei Reiter auf das Lager los in einem Moment als es eben anfing, hinter der Gardine des Wagens lebendig zu werden. Über die Begrüßung will ich schweigen. Eine Schale Kaffee wurde aber nicht zurückgewiesen. Frühzeitig war von uns Zweien die Station wieder erreicht. Als die Gäste aber bei uns eintraten und zu Mittag

speisten, nachmittags spät, war das Kuhfleisch schon beseitigt und genußlos geworden. Zu guter letzt rückte auch der Wagen von Bethanien nach. Ihn hatte das Geschick getroffen, daß er trotz alles Wartens der Vorangegangenen immer einige Stunden hinter den andern herfuhr. — Aus den Beschlüssen der Konferenz sei nur so viel mitgeteilt, daß der jung angekommene Bruder H. vorläufig bestimmt wurde, die Station Hoachanas wieder aufzunehmen. Meinerseits brachte ich zwei Anträge ein, einmal, meine Zöglinge auf der nächsten Konferenz einer Prüfung unterwerfen zu dürfen, anderenteils kam ich um Erlaubnis ein, Kirchen- und Schullokal von einander zu trennen, was aber nur durch einen Kirchbau zu ermöglichen war. Außerdem sollte ich wenige Wochen nach der Konferenz mit dem Präses eine Untersuchungsreise nach Norden und Osten antreten, damit die Nebenarbeiten des alleinstehenden Namamissionars doch nicht ausgehen möchten.

Die Missionsbibliothek der ostindischen Missionsanstalt in den Francke'schen Stiftungen zu Halle.

Der Centralvorstand des allg. evang.-prot. Missionsvereins hat jüngst angezeigt, daß er „den Grund zu einer allgemeinen Missionsbibliothek gelegt, welche mit der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg in freier Weise verbunden worden sei, einen Centralpunkt für alle Missionsstudien bilden und jedermann unentgeltlich offen stehen solle." Diese „streng wissenschaftlich angelegte" Missionsbibliothek soll enthalten: „1. alle irgend erhältlichen Werke über die äußere Mission und ihre Geschichte aus alter und neuer Zeit; 2. in möglichster Vollständigkeit die sämtlichen Publikationen der Missionsgesellschaften, ihre Berichte, Zeitschriften, Traktate u. s. w.; 3. die Werke von Missionaren, Forschungsreisenden u. Geographen über die Missionsgebiete, ihre Länder und Völker und die daselbst unternommenen Missionswerke; 4. theologische Werke, welche die Mission berücksichtigen; 5. überhaupt Werke jeglicher Art, seien es historische, linguistische oder praktisch erbauliche u. s. w., die irgend wie für die Missionsstudien von Bedeutung sein können."

Wir begrüßen dies Unternehmen mit aufrichtiger Freude, halten den eingeschlagenen Weg für durchaus richtig und die Erwartungen für gegründet, die sich an die Errichtung einer derartigen Centralbibliothek knüpfen und welche der Aufruf in folgenden Worten zum Ausdruck bringt:

„Der Geistliche, der über Mission predigt, der Docent, der über Missionswesen oder Religionsgeschichte vorträgt, der Missionsschriftsteller, der irgend

eine Frage aus dem weitschichtigen Gebiete der Mission zu bearbeiten vornimmt, der Missionsfreund, der sich in der ihm benötigten Litteratur heimisch zu machen wünscht, der Geograph und Ethnograph, der Sprach- und Kulturforscher, sie alle sollen hier das nötige Material vereinigt finden können und so der Mühe und den nicht geringen Schwierigkeiten enthoben sein, die oft schwer erhältlichen Werke und Zeitschriften an den verschiedensten Orten sich erbitten zu müssen, ohne sie doch in gewünschter Vollständigkeit zu erlangen. Wer sich jemals über das Missionswesen gründlich orientieren wollte und an dem Umstand, daß das Material so zerstreut und schwer zugänglich ist, ein großes Hemmnis fand, nicht zum wenigsten auch der Missionar, der von seiner einsamen Station aus oft nicht weiß, woher er sich die ihm nötige Litteratur verschaffen soll, und die Missionsgesellschaften, die sich auch über die Thätigkeit ihrer Schwestern auf dem laufenden erhalten möchten, werden den Wert eines solchen Mittel- und Sammelpunktes der gesamten Missionsliteratur zu würdigen wissen. Je vollständiger und umfangreicher diese Bibliothek sich gestaltet, desto heller wird auch die bisher so viel verkannte Bedeutung der Mission für die Wissenschaft und den Kulturfortschritt der Menschheit ins Licht treten."

Da der Fülle von Ansprüchen an eine wirklich umfassende Central-Missionsbibliothek sich indessen nur sehr allmählich wird genügen lassen, so ist es jedenfalls eine wertvolle vorläufige Handreichung, daß z. B. noch verschiedene andere Missionsbibliotheken in Deutschland vorhanden sind, wenn auch von bescheidenerem Umfang. Und da mag hier daran erinnert werden, daß eine solche u. a.[1]) in Halle in Verbindung mit der ostindischen Missionsanstalt der Francke'schen Stiftungen bereits seit geraumer Zeit besteht und bei ihrer Reorganisation im Jahre 1881 ganz ähnliche Gedanken, Wünsche und Bitten ausgesprochen wurden wie gegenwärtig aus Anlaß der großen Centralbibliothek in Straßburg seitens des Centralvorstands des allg. evang.-prot. Missionsvereins.

Den Grundstock der Missionsbibliothek der ostindischen Missionsanstalt bildet die periodische Missionsliteratur die von dem Halle'schen Waisenhause selbst ausging, in seiner Druckerei hergestellt und in seiner Buchhandlung verlegt wurde: die im Jahre 1710 erschienene erste deutsche Missionsschrift „Herrn Bartholomäus Ziegenbalg's königlich-dänischen Missionarii in Trangebar auf der Küste Koromandel ausführlicher Bericht, wie er nebst seinem Kollegen Herrn Plutscho das Amt des Evangelii unter den Heiden und Christen führe"; die sich daran schließenden „Kontinuationen" (1713—1769), ihre Fortsetzungen „Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien"

[1]) Auch in den Missionshäusern giebt es wertvolle Missions-Bibliotheken, welche besonders viel seltenes Material aus älterer Zeit enthalten. So bietet z. B. die Barmer Missionsbibliothek eine, wenn auch nicht umfassende, so doch ziemlich reichhaltige missions-literarische Ausbeute. D. H.

(1770—1848), „die Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalt zu Halle“ 1849—1880, endlich die „Geschichten und Bilder aus der Heidenmission“ seit 1881. — Die planmäßige Begründung einer Missionsbibliothek ist das Werk des Direktors Hermann Agathon Niemeyer (1828—1851); sie wuchs bei einem jährlichen Etat von durchschnittlich anfangs 100 Thalern, zuletzt 100 Mark nur langsam an, blieb aber unbeachtet und wurde deshalb zeitweilig auch wenig gepflegt. Das Eingehen der Missionsnachrichten im Jahre 1880, welche nach dem Erscheinen der Allgemeinen Missionszeitschrift von Warneck kein Bedürfnis mehr waren und nur ein Scheindasein fristeten, gebot neue Wege zu suchen, auf denen auch weiterhin von der mit den Francke'schen Stiftungen verbundenen ostindischen Missionsanstalt der heiligen Sache der Mission und vielleicht in fruchtbarerer Weise gedient werden könnte. (Nachwort des Unterzeichneten zu dem letzten Jahrgang der ostindischen Missionsnachrichten 1880, S. 125).

Die Ergänzung und Pflege der Missionsbibliothek wurde dabei zu einer Hauptaufgabe gemacht; die gleichzeitig im Jahre 1879 neu begründete allgemeine Missionskonferenz der Provinz Sachsen legte den Gedanken nahe, für das neu sich regende Missionsinteresse eine literarische Pflegestätte zu schaffen. Ein Aufruf in deutscher und englischer Sprache wurde erlassen und an alle Missionsgesellschaften Deutschlands sowie an die namhaftesten Englands und Amerikas versandt, in dem es hieß:

„Wir wünschen der Sache der Mission auch dadurch zu dienen, daß wir die mit der Ostindischen Missions-Anstalt verbundene und in den Räumen der Francke'schen Stiftungen aufbewahrte Missions-Bibliothek durch reichlichere und planmäßigere Verwendung von Mitteln umfassend erweitern und womöglich zu einer Central-Bibliothek für Missions-Interessen erheben. Eine solche Central-Bibliothek müßte nicht nur die hervorragendsten in- und ausländischen Werke aus dem gesamten Gebiet der Mission enthalten, sondern auch sämtliche periodische Missions-Zeitschriften sämtlicher Missions-Gesellschaften.

Das Unternehmen ist indessen nur ausführbar unter der kräftigen Unterstützung der betreffenden Missionsgesellschaften. Wir geben uns der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die geehrten Missions-Gesellschaften in freundlicher Würdigung der Bedeutung, welche im Fall des Gelingens eine derartige Central-Bibliothek für Missions-Interessen für die Pflege und Förderung des gesamten Missionswesens haben kann, uns ihre Unterstützung nicht versagen werden.

Wir meinen auch, daß die Stadt Halle nach ihrer Lage im Herzen Deutschlands und als Sitz einer altberühmten, für das theologische Studium besonders bedeutsamen Universität, die Stiftungen A. H. Francke's, des Vaters der evangelischen Heidenmission, und die mit ihnen verbundene Ostindische Missions-Anstalt, die älteste der deutschen Missions-Anstalten, als eine geeignete Stätte für Errichtung einer solchen Central-Bibliothek erscheinen werden.

Wir ersuchen diejenigen geehrten Missions-Gesellschaften, welche uns bisher durch freundliche Zusendung ihrer Zeitschriften und Berichte erfreuten, darin auch weiter gütigst fortzufahren, die übrigen, dem Beispiel derselben sich anzuschließen, alle aber, uns auch sonst durch Gaben aus dem Gebiete der Missions-Literatur in der Durchführung unserer Absicht unterstützen zu wollen und sprechen für jede dieser Gaben im voraus unsern verbindlichsten Dank aus. Matth. 24, 14. Ps. 147, 15."

Der Erfolg war, was das Ausland anbetrifft, sehr gering; hingegen haben die deutschen Missionsgesellschaften das Unternehmen sehr freundlich unterstützt. Auch konnte es hier um so leichter geschehen, da ein großer Teil derselben aus den Mitteln der ostindischen Missionsanstalt regelmäßige oder außerordentliche Zuwendungen empfängt. Das Meiste mußte freilich aus eignen Mitteln gethan werden. Der Jahresetat für die Zwecke der Bibliothek wurde von 300 M. auf 500 M. erhöht, in den ersten Jahren aber auch weitere ansehnliche Summen diesem Zweck geopfert, im ganzen in den letzten sechs Jahren über 5000 Mark.

So hat die Bibliothek selbst gegenwärtig einen Bestand von c. 3000 Bänden aufzuweisen. Er setzt sich zusammen: 1. aus den Jahrgängen der Berichte und Zeitschriften von sämtlichen, deutschen und auch einigen ausländischen Missionsgesellschaften; ihre Ergänzung war die erste notwendige Aufgabe und diese ist im allgemeinen gelöst; ja von den gesuchtesten Zeitschriften sind teils durch Ankauf, teils durch Geschenke von Privatpersonen eine größere Reihe von Jahrgängen doppelt vorhanden; 2. aus den Hauptwerken über die Geschichte jeder einzelnen Missionsgesellschaft; auch diese sind in der Regel in mehreren Exemplaren vertreten; 3. aus Werken über die allgemeine Aufgabe und den Fortgang der Missionsarbeit, sowie über die Missionsgeschichte; 4. aus theologischen, linguistischen, geographischen und ethnographischen Werken, welche den Missionszwecken unmittelbar oder mittelbar dienen. Dazu kommen Missionsatlanten und sonstige Kartenwerke. Eine Nebenabteilung umfaßt die wichtigeren Arbeiten aus dem Gebiet der inneren Mission, sowie der Judenmission, auf welche die Geschichte der Francke'schen Stiftungen als der Pflanzstätte auch dieser beiden Missionszweige hinweist; ich erinnere an das Institutum Judaicum.

Die Auswahl der zu beschaffenden Bücher, über welche der Unterzeichnete als Direktor der ostindischen Missionsanstalt entscheidet, verfolgt den doppelten Zweck: 1. einer planmäßigen Ergänzung und Fortführung, 2. denjenigen Männern, welche mit größern literarischen Arbeiten auf dem Gebiet der Mission beschäftigt sind, dieselbe zu erleichtern. So sind für die jedesmaligen umfangreicheren missionswissenschaftlichen Arbeiten der Herren D. Warneck, D. Grundemann, Lic. Germann, Pfarrer

Kurze u. a. eine oft recht ansehnliche Zahl kostbarer Werke einheimischer und ausländischer, evangelischer und katholischer Literatur nach Bedürfnis angeschafft worden und wir glauben, daß eine Missionsbibliothek nicht leicht ihren Zweck wirksamer erfüllen kann als durch eine derartige, unmittelbare und ganz bestimmte Förderung von solchen literarischen Unternehmungen.

Auch die Wünsche des hiesigen studentischen Missionsvereins sowie der Mitglieder des Institutum Judaicum sind nach Kräften berücksichtigt worden und somit immer die unmittelbar praktischen Zwecke neben dem allgemeinen des systematischen Aufbaus einer möglichst vollständigen Missionsbibliothek maßgebend gewesen.

Ein besonderer Bibliothekar ist bestellt und ein Karten- und Lesezimmer in einem Nebenraum eingerichtet. Die Benutzung geschieht in der liberalsten Weise. Wer Bücher nach auswärts zu beziehen wünscht, hat sich lediglich mit seinem Wunsch schriftlich an den Unterzeichneten zu wenden; nur die Auslagen für Porto und für Verpackung sind zu vergüten. — Von dieser Erlaubnis haben die auswärtigen Missionsfreunde abgesehen von den oben genannten Fällen bis jetzt nur einen spärlichen Gebrauch gemacht. Desto fleißiger wird die Missionsbibliothek benutzt von den zahlreichen Lehrern der Lehranstalten in den Francke'schen Stiftungen, besonders seitdem durch D. Warnecks Bemühen so nachdrücklich die Aufmerksamkeit auf die Pflege der „Mission in der Schule“ hingelenkt worden ist; von den Mitgliedern des Seminarium praeceptorum vornehmlich für Zwecke des Unterrichts in der Religionslehre und Geographie; aber auch von den Schülern unsrer Anstalten, insbesondere von den Mitgliedern des unter ihnen bestehenden Schülermissionsvereins, die zu den ständigen Besuchern des Missionslesezimmers gehören. Endlich benutzen die Bibliothek zum Teil sehr eifrig die Mitglieder des studentischen Missionsvereins, sowie des Institutum Judaicum und auch manche Docenten der Universität, z. B. der Geograph Professor Dr. A. Kirchhoff, der seine periodisch wiederkehrenden Vorlesungen über Missionsgeographie vielleicht kaum würde halten können, wenn ihm nicht die literarischen Hülfsmittel unsrer Missionsbibliothek zu Gebote stünden; denn die hiesige Universitätsbibliothek kann die auf Mission bezügliche Fachliteratur nur zu einem geringen Teil berücksichtigen.

Haben wir nach den bisherigen Erfahrungen und den uns zur Verfügung stehenden, immerhin nur bescheidenen Mitteln den Gedanken einer allgemeinen Centralbibliothek für Missionsinteressen mehr und mehr eingeschränkt auf den uns näher liegenden einer Missions-

bibliothek für die heimatliche Provinz und die angrenzenden Striche,[1]) so werden beide Schöpfungen in Straßburg und Halle auch schon nach der örtlichen Lage um so eher nebeneinander bestehen können. Und wenn wir schließlich an dieser Stelle die Bitte um freundliche Unterstützung unseres Unternehmens erneuern, so glauben wir umsomehr dazu berechtigt zu sein, als die Priorität des Gedankens und der Thatsache einer allgemeinen Missionsbibliothek uns angehört.

Dr. O. Frick.

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

III.

Ozeanien (Schluß).

Zu den erfreulichsten Erscheinungen in der melanesischen Mission gehört der Einfluß, den die eingebornen Missionare und Lehrer auf ihre Volksgenossen ausüben, und die Achtung, in welcher sie bei denselben stehen. Auf der Insel Pek, auf welcher der Missionsposten seit dem Tode des eingebornen Missionars Sakalrau verwaist war, haben zwei junge Leute von der Insel in tüchtiger Weise die Arbeit fortgeführt und Schule und Gottesdienst nicht einschlafen lassen. Das Grab des Missionars wird sauber und in Ordnung erhalten und mit Blumen geschmückt.

Auf der Norfolk Insel — der Centrale der melanesischen Mission — hatte die Arbeit unter ungünstigen äußeren Verhältnissen zu leiden. Das heiße, trockene Wetter, welches den Beginn des Jahres 1885 charakterisierte, hatte eine schlimme Augenkrankheit im Gefolge, welche mehrere Monate hindurch die Schularbeit arg behinderte. Nach einer Ruhepause folgte dann im Herbst desselben Jahres eine gefährliche Influenza-Epidemie, welche fast alle Schulen mehr oder weniger befiel. Unter den drei Opfern der Krankheit war auch der eingeborne Diakon Sapibuana, ein durch Charakterfestigkeit und erfolgreiches Wirken ausgezeichneter Missionsarbeiter; sein Tod machte einen erschütternden Eindruck auf die ganze Missionskolonie. Infolge der zeitweilig herrschenden Trockenheit, welche eine Mißernte hervorrief, hatte übrigens die Mission auch in finanzieller Beziehung zu leiden, da die fehlenden Lebensmittel nun von auswärts für die Schule eingeführt werden mußten. Die Zahl der Eingebornen in der Norfolker Missionsschule betrug am Ende des Jahres 1885 200, nämlich 137 Jünglinge, 41 Jungfrauen und 22 Kinder; darunter waren 7 Jünglinge und 4 Mädchen von der zum deutschen Schutzgebiet gehörenden Insel Ysabel. Wie groß die Opferwilligkeit dieser melanesischen Jugend trotz der Geringfügigkeit ihrer äußeren Mittel ist, beweist der Um-

[1]) Die Gründung der Missionskonferenzen für die Provinzen Brandenburg und Pommern hatte immer auch eine Benutzung unserer Missions-Bibliothek zur Folge, ebenso die Ausschreibung von Wettbewerbungen um die Bearbeitung eines missionswissenschaftlichen Themas.

stand, daß der Opferstock der Missionskirche am Ende des Jahres fast 800 Mark enthielt.

In den nördlichen Neuhebriden sind es die fünf Inseln Araga, Opa, Maewo, Tanrig und Tasmori, auf welche sich die Thätigkeit der melanesischen Mission erstreckt. Auf der erstgenannten Insel ist die erwachsene Bevölkerung ganz besonders tief in ihren heidnischen Aberglauben verstrickt, so daß die Hoffnung für die Zukunft hauptsächlich auf den beiden dort gegründeten Schulen beruht. Ein eingeborner Lehrer Maslea, welcher drei Jahre zuvor mit vier getauften Jünglingen nach Queensland sich davon gemacht hatte, kehrte im Jahre 1885 mit seinen Genossen wieder auf die Insel zurück. Trotzdem sich dieser jungen Christen in Queensland niemand angenommen hatte, so waren sie doch in der Christenlehre noch wohl bewandert; sie hatten nämlich ihre Schulbücher mit in die Fremde genommen und guten Gebrauch davon gemacht. Auf der Insel Opa sind drei Schulen errichtet; während in zweien davon die Arbeit nur langsam vorwärts geht, macht dagegen die dritte Schule in Tavolavola einen um so erfreulicheren Eindruck. Wie eifrig Männer und Frauen für die dortige Schule eingenommen sind, zeigte sich deutlich, als ein feindlich gesinnter Heide das kaum zwei Jahr stehende Schulhaus niederbrannte. Nur zwei Tage durfte die Schule völlig pausieren; denn der Neubau wurde sofort in Angriff genommen und, sobald nur ein Raum notdürftig fertig war, wurde auch schon der Unterricht wenigstens mit einer Schulklasse begonnen; es ist dies das dritte Schulhaus, welches die Dorfbewohner innerhalb vier oder fünf Jahren gebaut haben. Auf Maewo sind drei Schulen in vollem Gange, von denen zwei kaum besser sein könnten; außerdem haben drei Dörfer in der Hoffnung auf das Kommen von Missionslehrern bereits Schulhäuser fertig gestellt. Auf Tanrig fehlt nur wenig, um der Bevölkerung das Zeugnis einer Mustergemeinde geben zu können; besonders lobenswert war der Eifer der alten Leute, mit welchem sie sich die nötige christliche Erkenntnis angeeignet hatten. Auf Tasmori haben die Eingebornen mit einem gewaltigen Aufwand von Zeit und Arbeit eine Kirche von mehr originellem, als schönem Baustil hergestellt. Die Gesamtzahl der Getauften auf den nördlichen Neuhebriden betrug im Jahre 1885 dreißig (Auckland Church Gazette, April 1886, Suppl., Norfolk Island Pioneer, Dez. 1885, Net 1886, S. 103 f.).

Die dunkle Wetterwolke der französischen Invasion, welche drohend über den Neuhebriden schwebte, hat bereits angefangen sich zu entladen, insofern im Juni v. J. die Franzosen im Havannahafen auf der Insel Efat und an der Sandwichbai auf Mallicollo Militärposten errichtet haben und gegenwärtig damit umgehen, die Insel Ureparapara zu befestigen. Trotzdem das Sumpffieber die französische Besatzung decimiert und trotz der, allerdings sehr zahmen Beschwerden der englischen Regierung über das vertragswidrige Vorgehen der Franzosen, machen die Letzteren keine Miene, zu weichen; vielmehr suchen sie französische Kolonisten von Neukaledonien herüberzuziehen und haben es sich ein schönes Stück Geld kosten lassen, um den Grundbesitz, den neben der „Compagnie calédonienne des Nouvelles-Hebrides“ Anglo-Australier auf den Neuhebriden besaßen, ganz in französische Hände zu bringen; auch ist bereits ein subventionierter Postdampferdienst zwischen Numea und

den Neuhebriden eingerichtet worden. Daß nunmehr auch im Geleite französischer Bajonette die katholische Mission sich gierig auf das Arbeits- und Erntefeld der evangelischen Neuhebridenmission wirft, bedarf eigentlich als etwas Selbstverständliches kaum besonderer Hervorhebung. Fraysse, der Apostolische Vikar von Neukaledonien, der die Neuhebridenmission leiten wird, schreibt betreffs derselben an die Propaganda: „. . . Die Missionare gedenken daran, daß Frankreich, welches so oft das Christentum unter fremden Völkern in Schutz genommen hat, von Gott ausersehen ist, seine glorreiche Rolle über die Erde hin weiterzuspielen. Warum sollte denn nicht auf den Neuhebriden, wie anderwärts, unter dem Banner unserer Soldaten das Kreuz unserer Missionare seine Zuflucht finden? . . . Man muß sich beeilen, um auf den Acker des Hausvaters zu kommen, ehe der böse Feind das Unkraut der Irrlehre ausgesäet hat. . . . Diese protestantischen Geistlichen werden von der Londoner Bibelgesellschaft unterhalten, welche für ihre Propaganda über 40 Millionen, wie man sagt, verfügt" (Miss. Cath. 1886, S. 530 f.). Alle Achtung vor der Genauigkeit in den Angaben des Apostolischen Vikars und vor der Würdigung der anglikanischen und presbyterianischen Mission, die schon Jahrzehnte hindurch mit Erfolg auf den Neuhebriden arbeitet![1] Dem Provikar Pionnier, welcher in Begleitung eines Missionars im Herbste v. J. eine Re-

[1] So schreiben auch die Jahrbücher (1887. I. 60): „Die protest. Pastoren, welche sich viel mehr als Agenten des englischen Einflusses, denn als Verbreiter des Evangeliums erweisen, zogen bereits auf den Neuen Hebriden ein; sie ließen sich schon auf mehreren kleinen Inseln nieder. Wie könnte man diese Schritte der Irrlehre mit ansehen, ohne einen letzten Versuch zu wagen."

Wir konstatieren diesen Behauptungen gegenüber ein vierfaches:

1. Die ungeheure Dreistigkeit der römischen Propaganda, daß sie immer wieder den protest. Missionaren schuld giebt, was sie selbst im stärksten Maße betreibt, nämlich daß ihre Boten „viel mehr als Agenten des französischen Einflusses denn als Verbreiter des Evangeliums sich erweisen." Vergl. die eignen Zeugnisse derselben in der diesmaligen Rundschau über China. Diese Dreistigkeit ist jetzt geradezu römische Methode. — Hätten die englischen Missionare auf den Neuen Hebriden als „Agenten des engl. Einflusses" gewirkt, so würden die Inseln vermutlich längst englisch geworden sein;

2. die abermalige enge Verbindung der römischen Mission „mit dem Banner der französischen Soldaten";

3. die grundsätzliche Eindrängung in ein von der evang. Mission seit Jahrzehnten (1839) besetztes, durch Märtyrerblut geweihtes und von Erfolgen gesegnetes Missionsgebiet zum Zwecke der Zerstörung desselben „unter dem Banner der französischen Soldaten";

4. eine ganz erstaunliche Unwissenheit, als ob die evang. Mission erst jetzt und nur auf ein paar kleinen Inseln sich niedergelassen, daß ihre Arbeiter Boten der Londoner Bibel-Gesellschaft sein sollen und diese Gesellschaft für ihre Propaganda „über 40 Millionen verfüge." Oder ist hier — absichtliche Entstellung der Wahrheit?

Das erste Heft der Jahrbücher pro 1887 leistet überhaupt wieder ganz Maßloses in Entstellung der Wahrheit und Verdächtigung der evang. Mission. Wir werden in der nächsten Nummer darauf zurück kommen. Wir dürfen diese jetzt mit so großer Dreistigkeit römischerseits systematisch fabrizierten Geschichtslügen nicht ignorieren, so widerlich auch das Geschäft der Beleuchtung derselben einem wird.

D. H.

kognoszierungsfahrt durch die Inseln machte, erschien als günstigster Punkt für eine katholische Missionsstation das Inselchen Mali in der Filabai von Efat. Warum auch nicht? Hat doch dort die evangelische Mission bereits mit Erfolg gearbeitet, so daß von den ca. 600 Bewohnern Efats kaum noch 100 Heiden sind; da sind billige Lorbeeren zu gewinnen! (Ibid. 1887, S. 14 f.). Den neusten Nachrichten zufolge, sind durch das französische Kriegsschiff „Guichen" vier Maristenmissionare auf Esspiritu Santo und Efat zu Beginn d. J. gelandet worden.

Inzwischen hat die Presbyterianische Mission auf den südlichen Neuhebriden treulich weiter gearbeitet. Von Futuna berichtet der Missionsarzt Gunn, daß in den letzten Jahren die Zahl der Zuhörer auf den fünf Predigtplätzen der Insel von 70 auf 200 gestiegen ist; freilich hat sich bis jetzt noch kein Insulaner taufen lassen; in den drei Schulen der Insel fanden sich durchschnittlich 35 Zöglinge ein. In den beiden letztvergangenen Jahren machte Dr. Gunn die schmerzliche Erfahrung, daß bei Gelegenheit heidnischer Festlichkeiten eine Zeit lang auch die der Mission freundlich Gesinnten sich mit an den Ceremonien beteiligten. Als im September v. J. die Eingebornen der Station Ipau sich ebenfalls zu den Heidenfesten begeben wollten, legten sich die zwei dortigen angesehensten Häuptlinge ins Mittel und sperrten den Weg zum Festplatze ab; zugleich gaben in einer Sonntagsversammlung die Stationsbewohner das Versprechen ab, sich nicht wieder an den heidnischen Gebräuchen zu beteiligen. Als die Mehrzahl ihr Versprechen brach, errichteten die Festgebliebenen auf dem Dorfplatze einen Denkstein als Zeugnis gegen den Treubruch. Der Prozeß der Bevölkerungsabnahme geht leider immer weiter; besonders wenn Eingeborne von einem Schiffe landen, pflegen Epidemien auszubrechen. Die Futunesen, welche von den Queensländer Zuckerplantagen zurückkehren, zeigen sich durch die Berührung mit angloaustralischer Civilisation nicht gerade gefördert. Drei der zuletzt Zurückgekehrten warfen alsbald nach der Landung ihre Kleider ab und lebten wieder nach altheidnischer Sitte. Von Übersetzungsarbeiten hat Dr. Gunn die Genesis fertig gestellt; er hofft, daß die Eingebornen die Druckkosten durch Arrowrootkultur aufbringen werden (Free C. R. 1885, S. 362; 1886, S. 81, 270 f., 308; 1887, S. 108).

In Eromanga ist der nach längerem Urlaub aus Kanada im Frühjahr 1885 zurückgekehrte Missionar Robertson von den Eingeborenen mit begeisterter Freude aufgenommen worden; als Willkommengeschenk mußte er von den Insulanern 1500 k Yamwurzel und 12 Schweine annehmen; aus einer Entfernung bis zu 25 Meilen kamen die Eingeborenen auf halsbrecherischen Wegen herbeigeeilt, um ihren lieben Lehrer wiederzusehen; ja Frauen trugen ihre Kinder 20 Meilen weit, quer durch die gebirgige Insel, um den Kleinen den Missionar zu zeigen. Die Missionsarbeit war von den eingebornen Lehrern im allgemeinen zur Zufriedenheit weiter geführt worden; und was das Äußerliche anlangt, so waren nicht nur die Missionsgebäude in gutem Stande erhalten worden, sondern man hatte auch zwölf Schulen und eine große Kirchenhalle während der Abwesenheit des Missionars erbaut. Bald nach seiner Wiederkehr konnte Robertson 37 Heiden taufen; an den Kommuniongottesdiensten auf den zwei Hauptstationen Dillons Bai und Potnuma nahmen 1328 Christen, darunter 347 Abendmahlsgäste teil; an den 32 Schulen auf der Insel arbeiten 35 Lehrer. Die Opferwilligkeit der jungen Christen erwies

sich wieder darin, daß sie 2500 Pfd. Arrowroot als Missionskollekte nach Kanada sandten; daneben gingen bei der Kasse der Britischen Bibelgesellschaft 200 Mark von seiten der eingebornen Lehrer auf Eromanga ein, als ein Dankeszeichen für die von derselben gedruckten Teile der heiligen Schrift; im vorigen Sommer haben die Eromanganer übrigens auch das Matthäus- und Markusevangelium erhalten.[1] Die Bevölkerung der Insel ist leider wieder gesunken, sie dürfte kaum noch 2400 Seelen betragen (Canada Presb. R. 1886, S. 20, 36, 73, 102, 217; 1887, S. 21).

Auf Ambrym ist an Stelle des verstorbenen Missionars Murray dessen Bruder in die Arbeit eingetreten; leider wurde ihm durch den Tod seiner Frau eine treue Gehilfin entrissen.

Von Api kommt die erfreuliche Kunde, daß Missionar Fraser durch die Taufe einiger Eingebornen den Grundstock zur ersten Christengemeinde gelegt hat; auch konnte das Markusevangelium den Insulanern in ihrer Sprache übergeben werden (Ibid. 1887, S. 21; Bible Soc. M. R. 1887, S. 62).

Der auf Nguna stationierte Missionar Milne, dessen Bezirk außer Nguna noch sechs kleine Inseln mit einer Gesamtbevölkerung von 2500 Einwohnern umfaßt, schreibt, daß davon ziemlich 1000 dem Heidentum entsagt haben und sich zur Kirche und Schule halten; von letzteren existieren fünfzehn. Während die Arbeit auf der Hauptstation Nguna, wo eine neue Kirche im Bau ist, verhältnismäßig am langsamsten vorrückt, gewinnt das Evangelium einen Sieg um den andern auf dem Inselchen Emae, welches der Missionar erst seit zwei Jahren besucht. Das damals völlig heidnische Eiland zählt jetzt fünf Schulen, die von ungefähr 400 lernbegierigen Eingebornen besucht werden. (Canada Presb. R. 1887, S. 21; Bible M. R. 1887, S. 15).

Die Insel Tanna, auf der im vorigen Jahre die Missionssynode stattfand, liegt noch ganz in den Banden des Heidentums. Heidnische Feste, Zauberei, Totenanbetung und Mordthaten sind noch immer an der Tagesordnung. Vor zwei Jahren baten die Bewohner eines im Innern gelegenen Dorfes um einen eingebornen Lehrer von Aneityum; er solle sie in der Christenlehre unterrichten. Trotzdem ihr Wunsch erfüllt ward, so leben sie doch in ihren heidnischen Greueln weiter; beging doch noch jüngst gerade der Häuptling jenes Dorfes ungescheut einen Mord (Free Ch. M. R. 1886, S. 307).

Auf Efat, wo die beiden Missionare Mackenzie und Macdonald arbeiten, herrschte im Jahre 1885 eine von Numea eingeschleppte Influenza-Epidemie, welche auch die Missionarsfamilie heimsuchte, aber glücklicherweise ohne tödliche Folgen vorüberging; verhältnismäßig gering war auch der Schaden, den ein im April 1886 über die Insel dahinbrausender Wirbelsturm anrichtete. In Bezug auf den Fortgang der Missionsarbeit lauten die Nachrichten sehr hoffnungsfreudig; im letzten Berichtsjahre (Mitte 1885 bis dahin 1886) traten 140 Heiden zur Christengemeinde über, so daß letztere nun 500 Seelen umfaßt; die Schulen wurden von 90 Kindern besucht. Auf der einen Hauptstation Erakor wurde im Jahre 1885 von den Eingebornen, die ihre sehr schwere Arbeit fast ganz ohne Entgelt leisteten, eine neue Missionarswohnung gebaut. Außerdem errichteten die Christen von Erakor ein Schulhaus für eine

[1] Von diesen und ähnlichen früheren Gaben an die Londoner Bibel-Gesellschaft hat der französische Prälat vielleicht läuten hören und darum die evang. Missionare auf den Neuhebriden zu Boten der Londoner Bibelgesellschaft gemacht. D. H.

benachbarte Gemeinde, bauten fünf Fässer Arrowroot zum Besten der Mission, stellten zwei Boote zum Transport der Arrowroot her und brachten ziemlich eine Woche damit zu, um 20 Eingeborne aus einem abgelegenen Teile der Insel nach Erakor überzusiedeln, wo dieselben von ihnen so lange mit Nahrungsmitteln versehen werden, bis deren eigene Pflanzungen Ertrag geben. Auch im Jahre 1886 gab es Bauarbeit, es wurde nämlich in Erakor eine neue Kirche erbaut, deren Balkenwerk von den Insulanern um den Preis von 2000 Mark in Sydney angekauft worden war; die Arbeit selbst leisteten die Eingeborenen völlig unentgeltlich. Daneben steuerten sie noch 640 Mark zum Ankauf von 1000 Johannesevangelien bei. Die heidnischen Bewohner der kleinen, schwer zugänglichen Dörfer im gebirgigen Innern der Insel ziehen allmählich an die Küste herab, um sich zur Taufe vorbereiten zu lassen; so hat sich in der Nähe Erakors ein solch neues Dorf von 50 Katechumenen gebildet, die aus eigenem Antrieb eine recht hübsche Rohrkirche erbaut haben. In dem Dorfe Fila ist die Zahl der Christen von 30 auf 80 gestiegen und in Busa hat sich der Häuptling, welcher bisher dem Evangelium feindlich gesinnt war, nebst mehreren Dorfleuten taufen lassen. Die Bewohner des Inselchens Mali haben, im Gegensatz zu ihrem früheren feindseligen Verhalten, um den Besuch von eingeborenen Lehrern gebeten. Auf der Westseite Efats, dem Arbeitsgebiete Missionar Mackenzies, existiert gegenwärtig nur noch ein einziges, rein heidnisches Dorf (Can. Presb. Rec. 1886, S. 19, 36, 186, 216; 1887, S. 22).

Auf Aneityum, wo die gesamte Bevölkerung christianisiert ist, steht jetzt nur noch ein Missionar in Arbeit, die sich hauptsächlich darauf erstreckt, den noch vorhandenen Rest heidnischen Aberglaubens auszurotten und eingeborne Hilfskräfte heranzubilden. Trotz der Abnahme der Bevölkerung setzen die Eingebornen eine Ehre darin, gleich hohe Missionsgaben in Arrowroot — wie ehedem aufzubringen. Im Mai 1886 fand auf der südlichen Missionsstation Anelgauhat unter Missionar Lawries Leitung eine Konferenz von Ältesten statt, auf welcher unter anderm dem Kavatrinken aufs neue der Krieg erklärt wurde. Um dem Übel möglichst gründlich vorzubeugen, haben die Häuptlinge die Kavapflanzen im Innern der Insel, soweit dies möglich war, ausgraben und nebst einem Kavatroge verbrennen lassen. Von den Ältesten bewährt sich besonders als ein treuer Missionshelfer der von dem emeritierten Missionar Inglis auferzogene Epiteneto; ihm ist die Obhut über die Station Aname übertragen (Ibidem 1885, S. 282; 1886, S. 216; Free Ch. M. R. 1885, S. 362 f.; 1886, S. 48, 271; 1887, S. 109).

Da seit Herbst vorigen Jahres drei neue Missionare zur Verfügung stehen und außerdem der kanadische Missionar Annand wieder auf das Arbeitsfeld zurückgekehrt ist, so gedenkt die Presbyterianermission die letzten zwei großen Bollwerke des Heidentums in der Neuhebridengruppe, die Inseln Espiritu Santo und Mallicollo demnächst anzugreifen. Was den Ersatz für den zu klein gewordenen „Dayspring" anlangt, so wird man nunmehr von einem Dampfboot absehen, sondern dafür ein größeres Segelschiff mit Dampfbarkasse anschaffen und vielleicht mit der zwischen Sydney und dem Witi-Archipel verkehrenden Postdampferlinie ein Übereinkommen dahin treffen, daß dieselbe eine Neuhebriden-Insel anläuft. Für das neue Schiff hat der unermüdliche Mis-

sionar Paton auf seinen Kollektenreisen durch England und Australien die stattliche Summe von 180000 Mark gesammelt.

Aus dem Witi-Archipel kommen Klagen über wirtschaftlichen Niedergang und stockenden Handelsverkehr. Kolonisten verkaufen ihre Plantagen zu Spottpreisen, um nach England oder Australien zurückzukehren, und die eingeborne Arbeiterbevölkerung vermißt schmerzlich den früheren Lohnerwerb. Dazu hat im März vorigen Jahres ein Wirbelsturm große Verheerungen, auch an Missionsgebäuden, angerichtet. Es ist daher doppelt erfreulich, daß die Insulaner an Missionsgaben 90000 Mark im letzten Jahre geopfert haben. Auf der im Oktober 1886 in Navuloa abgehaltenen Jahresmissionskonferenz kam die erfreuliche Wahrnehmung zur Sprache, daß 90 Prozent der eingebornen Bevölkerung am Gottesdienst teilnehmen. Die Mäßigkeitsbewegung hat erfreuliche Fortschritte gemacht; dafür gilt es nun, einen um so energischeren Kampf gegen die in verschiedenen Gemeinden ans Tageslicht tretende Unsittlichkeit zu führen. Im vorigen Jahre sind übrigens ziemlich viel Katholiken zur Wesleyanischen Missionsgemeinde übergetreten. Der anglikanische Bischof Suter von Neuseeland, welcher im Jahre 1886 die Inseln besuchte, spendet besonders dem Wesleyanischen Missionsinstitute in Navuloa, welches gegenwärtig 120 Zöglinge zählt, großes Lob (Sydney W. Adv. 1886, S. 318, 422).

Auf Rotuma hatte der Wesleyanische Missionar die Freude, daß viele junge Männer ihre Dienste als Lehrer anboten. Hat die Bewegung Bestand, so kann vielleicht später Rotuma eingeborne Hilfskräfte an die Mission im Bismarckarchipel abgeben (Ibid. S. 400).

Einen überaus traurigen Anblick bietet die evangelische Kirche im Tonga-Archipel infolge der Tyrannei und Gewissensknechtung, welche der vormalige Missionar und jetzige Premierminister Baker ausübt. Nach den uns vorliegenden unparteiischen Zeugnissen hat derselbe im Namen des Königs Georg, der aber nur ein willenloses Werkzeug in Bakers Händen ist, eine förmliche Verfolgung gegen diejenigen Wesleyaner organisiert, welche der von ihm protegierten „Freikirche" nicht beitreten wollten; specielle Gesetze wurden nur zu dem Behufe gegeben, den Wesleyanern das Abhalten von Gottesdiensten unmöglich zu machen, und als die eingebornen Richter nach Bakers Dafürhalten zu milde Strafen auferlegten, reiste er selbst mit einem Specialrichter im Lande umher, um die der Wesleyanischen Muttergesellschaft Treugebliebenen durch Zwangsmaßregeln zum Anschluß an die „Freikirche" zu nötigen. Da erfolgte im Januar dieses Jahres von Seiten mehrerer Tonganer ein Attentat auf Baker, als er mit seinen zwei Kindern von einer Spazierfahrt heimkehrte; Sohn und Tochter wurden verwundet, während Baker selbst von keiner Kugel getroffen ward. Baker benutzt den Vorfall sofort, um der kleinen Wesleyanischen Minorität vollends den Garaus zu machen, indem er den Missionar Moulton, welcher die Interessen der Minorität vertrat, und dessen Anhänger des Einverständnisses mit den Attentätern beschuldigte. Sechs Tonganer wurden unter empörenden Umständen hingerichtet; einige der Hingerichteten dürften unschuldig sein. Andere völlig Unbeteiligte waren den gröbsten Insulten ausgesetzt; das Wesleyanische Gymnasium ward geschlossen und diejenigen Wesleyanischen Zöglinge, welche der „Freikirche" nicht beitraten, wurden unter das „Militär" gesteckt; ein Teil Wesleyaner wurden deportiert. Die unbeteiligten weißen Händler und Kaufleute auf Tongatabu waren über Bakers Gewaltmaßregeln

so empört, daß einige Hand an den Premierminister zu legen drohten, wenn er noch weitere Hinrichtungen anordne. Die letzte australische Post bringt uns die Nachricht, daß der Gouverneur von Witi Oberkommissar Mitchell in Begleitung seines Oberrichters und mehrerer deportierter tonganischer Geistlichen an Bord des Kriegsschiffes „Diamond“ vor der Hauptstadt Nukualofa am 27. März d. J. angekommen ist, um eine Untersuchung anzustellen. Gott gebe, daß nunmehr das Schreckensregiment Bakers ein Ende nimmt und allmählich wieder Ruhe und Frieden unter den Evangelischen auf Tonga einkehrt (Ibidem Jahrg. 1886 und 1887; Independent 1887, S. 18). Natürlich hat die katholische Mission die Wirren vortrefflich für sich auszubeuten gewußt und tüchtig im Trüben gefischt; kann doch der Maristenmissionar Jouny unterm 12. November 1886 von Tongatabu schreiben (Missions Catholiques 1887, S. 50): „Während beide (evangelische Parteien) sich auf Leben und Tod bekämpfen, freut sich die katholische Kirche mit den Engeln des Himmels (!!) über mehr denn 600 Bekehrungen seit Jahresfrist; andere sind in Aussicht. ...“

Im Samoa-Archipel hat im verflossenen Jahre auf politischem Gebiete verhältnismäßige Ruhe geherrscht, so daß die Londoner und Wesleyanischen Missionare ungestört arbeiten konnten. Große Freude rief bei den dortigen Christengemeinden der Besuch des vordem dort thätigen alten Missionars Pratt hervor, welch letzterer die Inseln Tutuila und Upolu auf einer Predigtreise durchzog. Im vorigen Jahre besuchten auch zwei anglikanische Prälaten von Neuseeland, die Bischöfe von Dunedin und Nelson, die Hafenstadt Apia, um die nötigen Vorerhebungen wegen Berufung eines anglikanischen Geistlichen für die dortige englische Kolonie anzustellen; bisher haben sie es erfreulicherweise nicht an der nötigen Rücksicht gegen die Londoner Missionsgesellschaft fehlen lassen (Chronicle London M. S. 1886, S. 43; 1887, S. 45).

Von Niue kann der dortige Londoner Missionar Erfreuliches über die Opferwilligkeit der Bevölkerung berichten; zu der letztjährigen für ein Missionsboot in Neuguinea bestimmten Kollekte im Betrag von 6125 Mark steuerten einige Eingebornen selbst noch auf ihrem Sterbelager bei (Ibidem 1887, S. 93).

Die von der französischen Kolonialregierung geknechteten Evangelischen der Loyalty-Inseln haben endlich einen warmen und energischen Fürsprecher in Léon Pilatte gefunden, welcher zu Anfang dieses Jahres in der Zeitschrift „L'Eglise libre“ „im Namen der Gerechtigkeit und Humanität“ für die auf Neukaledonien in schmählicher Haft zurückgehalten 16 Ältesten und Pastoren unverzügliche Freilassung und für die Zukunft eine wohlwollende Behandlung der dortigen Evangelischen fordert. Als der neue Gouverneur Nouët von Numea aus jüngst den Loyalty-Inseln einen Besuch abstattete, haben die Londoner Missionare ihm ihre Aufwartung gemacht und sich nicht über unfreundliche Aufnahme zu beklagen gehabt; die Ausweisung der Christen von Mare führte der Gouverneur auf eine alte Ordonnanz zurück, welche die Verbannung mißliebiger Personen der Diskretion des jeweiligen Kommandierenden in Neukaledonien überließ. Über die evangelischen Schulen auf Uvea, wo im vorigen Jahre Missionar Hadfield wirkte, spricht sich ein Korrespondent der Londoner „Daily News“ in hohem Grade lobend aus. Hadfield ist seitdem nach Lifu übergesiedelt, von wo Missionar Creagh nach 32jähriger treuer Arbeit auf der Loyalty-Gruppe im November vorigen Jahres geschieden ist. Die Abschieds-

feier, welche auf der Missionsstation Tepenehe einen großen Teil der Eingebornen Lifus vereinigte, ehrte ebensosehr den scheidenden Lehrer, als seine dankbaren Gemeinden (Ibidem 1886, S. 281 f.; 1887, S. 93, 125; Missions Evang. 1887, S. 65 f.).

Die evangelische Kirche der Gesellschaftsinseln kann auf eine Zeit ungestörter Weiterentwicklung zurückblicken; ganz besonders lassen sich die französischen Missionare die Erziehung der Jugend angelegen sein. Der „Conseil Supérieur" der evangelischen Kirche von Tahiti und Morea hat bei Gelegenheit seiner Jahresversammlung im August vorigen Jahres eine Missionsvereinigung der Eingeborenen ins Leben gerufen, welche sich die Bekehrung der Marquesas-Insulaner zum Ziel gesetzt hat. Im vergangenen Jahre hat die Londoner Missionsgesellschaft ihren letzten Sendboten auf Tahiti, den greisen Green von der Insel abberufen, die französischen Missionare, sowie ihre Gemeinden, ließen es beim Abschiede nicht an herzlicher Anerkennung der Verdienste jenes Missionsveteranen fehlen. Im Herbste 1885 machte Missionar Vernier an Bord des Regierungsdampfers „Volage" eine Fahrt nach der südöstlichen Insel der Austral-Gruppe, dem einsamen Rapa. Während vor zwei Jahrzehnten, als die Dampferlinie von Panama nach Sydney noch im Betriebe war, Rapa um seines sicheren Hafens willen von derselben berührt wurde und daraus den Bewohnern mancherlei Verdienst erwuchs, waren die Insulaner in neuerer Zeit infolge ihrer Isolierung von allem Verkehr im Äußerlichen sehr heruntergekommen, so daß sie kaum noch Kleidung hatten, um ihre Blöße zu decken. Die christliche Liebe der Gemeinden Tahitis setzte nun den Missionar Vernier instand, jenen Bewohnern Rapas Kleidungsstücke und Liebesgaben im Betrage von 2500 Frank zu überbringen; zu der Sendung hatte auch ein auf Tahiti lebender Chinese 30 Bibeln und Gesangbücher beigesteuert. Natürlich erregte das Kommen des Missionars und die Austeilung der Gaben auf der Insel gewaltige Freude; die Insulaner schlossen sich übrigens fortab der evangelischen Kirche Tahitis als Einzelgemeinde an. Auf der Fahrt nach Rapa berührte Missionar Vernier auch den Gambier-Archipel und landete auf Mangarewa, der Hauptburg der katholischen Mission im östlichen Teile Polynesiens, von der in den älteren Jahrgängen der katholischen Missionsliteratur des Rühmens kein Ende war. Nun, die kath. Mission hat dort abgewirtschaftet und völligen Bankrott gemacht. Die riesigen Kirchen- und Klosterbauten liegen teilweise schon in Ruinen oder gehen ihrem Einsturz entgegen, und die so sorgsam vor der „Häresie" behüteten Mangarewaner trinken sich zu Tode. Derartige gutbeglaubigte Thatsachen passen allerdings schlecht zu den Lobeshymnen, mit welchen ein Teil der deutschen kolonialen Presse die Erfolge der katholischen Mission, speciell auf dem Gebiete der „Arbeitserziehung", verherrlicht (Journal Miss. Evang. 1886, 8, 65 f., 102 f., 135 f., 185 f., 441 f.; Rapport Annual 1887, S. 36 f.).

Von den Marquesas-Inseln, auf denen im v. J. noch zwei Fälle von Menschenfresserei vorkamen, berichtet der französische Missionsgehülfe Sarrau über erfreuliche Erfolge in seiner Schulthätigkeit; 80 Zöglinge empfangen durch ihn christlichen Unterricht. Von den auf diesen Inseln arbeitenden

Hawaiischen Missionaren sind weder in Honolulu, noch bei uns neuere Nachrichten eingegangen (Journal Miss. Evang. 1886, S. 443).

Im Königreiche Hawaii herrschen gegenwärtig etwas verworrene Verhältnisse, die natürlich auch die evangelische Kirche des Inselreiches nicht unberührt lassen. König Kalakaua, von einer Art Großmannssucht ergriffen, gedenkt einen Staatenbund aus den noch unabhängigen Südseeinseln, natürlich mit Hawaii als Vormacht, zu bilden und hat bereits im Dezember 1886 in dieser Angelegenheit eine Gesandtschaft nach den Samoainseln geschickt, um mit „König" Malietoa zu konferieren; nach einer Korrespondenz im „New Zealand Herald" vom 10. März d. J. hat sich die Gesandtschaft in Apia in nicht gerade rühmlicher Weise durch starken Konsum von Spirituosen bemerklich gemacht. Um das Königreich Hawaii in den Augen der Außenwelt zu heben, hat König Kalakaua ferner ein eigenes Kriegsschiff „Kaimiloa" für die Kleinigkeit von 240000 Mark ausrüsten lassen, und eine Staatsanleihe von 8 Millionen Mark bei einem Londoner Syndikat kontrahiert. Derartige Extravaganzen wären nicht gut möglich gewesen, wenn nicht durch Hochdruck und Bestechungen bei den vorjährigen Wahlen zur Legislatur eine willfährige Majorität für das Ministerium Kalakauas geschaffen worden wäre. Mehrere Minister werden bereits offen in dem angesehenen Blatte „Hawaiian Gazette" des unrechtmäßigen Eingriffs in die Staatskasse beschuldigt. Da der Premierminister Gibson ein Katholik ist, so sind natürlich die katholischen Missionare gegenwärtig sehr gut angeschrieben; so hat denn auch König Kalakaua zur Übernahme der Pflege im städtischen Aussätzigenhospital zu Honolulu katholische barmherzige Schwestern aus den Vereinigten Staaten kommen lassen und deren Oberin mit einem hohen Orden dekoriert. Unter dem Einfluß des Ministeriums hat die Legislatur leider auch ihre Zustimmung zum freien Branntweinschank und Opiumvertrieb — letzteren zunächst nur für die chinesische Bevölkerung — gegeben. Zur Feier des 50. Geburtstages des Königs am 16. November v. J. wurden aus der Staatskasse 60000 Mark zur Abhaltung von Festlichkeiten bestimmt; zum Schmerze aller Wohlgesinnten wagte sich in jenen Tagen auch der lascive Hulatanz wieder ans Tageslicht. Das große Feuer, welches am Palmsonntag v. J. das chinesische Stadtviertel in Honolulu in Asche legte, war im Grunde genommen ein Segen für die Stadt, weil damit ein Seuchenherd beseitigt wurde. Auch die vulkanischen Kräfte, denen Hawaii sein Entstehen verdankt, haben sich im verflossenen Jahre wieder bemerkbar gemacht; nachdem nämlich im März v. J. der berühmte Feuersee im Krater des Kilauea mit einemmal verschwunden war, kehrte er im Juni wieder und seit Anfang d. J. entsendet der Berg unter Erdbebenerscheinungen seine Lavaströme den Westabhang hinab, glücklicherweise ohne großen Schaden anzurichten. Die Einwanderung von fremden Arbeitskräften hat fortgedauert, so sind z. B. im vorigen Jahre im Hafen von Honolulu wieder 998 Portugiesen, 1552 Chinesen und 930 Japaner gelandet; dieselben finden zunächst auf den Zuckerplantagen Beschäftigung, deren Zahl immer zunimmt, seitdem der Vertrag mit der Union, wonach die hawaiischen Produkte zollfreien Eingang haben, erneuert worden ist. Freilich hat sich „Uncle Sam" als Gegengabe die Perlflußlagune, den besten Hafen auf Oahu, zur Kohlenstation ausbedungen.

Wie aus dem Berichte über die vorjährige Versammlung der „Hawaiian

Evangelical Association“ deutlich hervorgeht, hat die evangelische Kirche jenes Inselreiches bisher bewiesen, daß ihr noch genug Lebenskraft inne wohnt, um aus der jetzigen Krisis siegreich hervorzugehen; freilich bedarf es der Anspannung aller Kräfte, um den hereinflutenden Strom der Immoralität und Verweltlichung einzudämmen. Erfreulich ist der Eifer, mit welchem die Evangelischen unter den chinesischen und japanesischen Einwanderern arbeiten. Im Frühjahr 1886 machte der Missionar Damon eine Rundreise auf der Insel Kauai, um den auf den Plantagen zerstreuten Chinesen das Evangelium zu predigen und im August und September v. J. geleitete er den von seinen früheren Zöglingen herzlich begrüßten Baseler Missionar Lechler — der auf der Rückreise von Hongkong nach der Heimat auf den Sandwich-Inseln rastete — auf einer Predigttour durch die Inseln Hawaii und Maui. Eins der Hauptcentren der Missionsarbeit an den Chinesen Honolulus ist das am 3. Dezbr. 1885 eingeweihte Haus des chinesischen Jünglingsvereins, auf welches die Evangelischen 21000 Mark verwandt haben. Auch für die eingewanderten Japaner ist ein besonderes Lokal geschaffen worden, in denen ihnen die evangelische Kirche christlichen Unterricht darbietet; der japanesische Regierungskommissar unterstützt diese Bestrebungen in anerkennenswerter Weise. Die Missionare Bingham und Mahoe — ersterer auf Oahu, letzterer auf Kauai — haben ihre segensreiche Arbeit an den eingewanderten Gilbertinsulanern auch im verflossenen Jahre fortgesetzt und dabei auch an der Übersetzung des Alten Testamentes in die Gilbertsprache rüstig weitergearbeitet.

Der anglikanische Missionsbischof baut noch immer an der übertrieben großartig projektierten Kathedrale, von der bis jetzt provisorisch der Hochchor in Benutzung genommen worden ist; man merkt den Klagen des Redakteurs des „Honolulu Anglican Church Chronicle“ an, daß die anglikanische Missionsgemeinde sich nur widerwillig an jenem unnötigen Prachtbau beteiligt.

Die Katholiken werden nicht müde, ihr Paradestück, den Pater Damien de Venster, den Geistlichen der Aussätzigenkolonie auf Molokai, immer wieder vorzuführen und selbst in evangelische Blätter einzuschmuggeln; es hätte nicht viel gefehlt, so wäre auch unter den Evangelischen Deutschlands der Klingelbeutel für ihn in Bewegung gesetzt worden, man scheint eben auf unserer Seite vielfach vergessen zu haben, welche aufopfernde Fürsorge auch die evangelische Mission den Aussätzigen widmet; freilich haben wir von den Katholiken noch nicht gelernt, Reklame damit zu machen. Damien de Venster war übrigens den letzten Nachrichten zufolge mehrmals in Honolulu, um ein vielgerühmtes japanisches Heilmittel gegen den Aussatz an sich und anderen zu erproben (Honolulu Friend, Jahrg. 1886 u. 1887. Hawaiian Almanac 1887. Annual Report Haw. Ev. Association 1886. Ev. Miss.-Mag. Jahrg. 1887, S. 193 f.).

Der Missionsdampfer „Morgenstern“ ist am 4. April d. J. von seiner dritten Rundfahrt durch Mikronesien glücklich wieder nach Honolulu zurückgekehrt. Von der spanischen Herrschaft ist bis jetzt in den Karolinen noch wenig zu verspüren; nur auf Yap ist im vorigen Jahre ein spanischer Gouverneur in Begleitung von sechs Kapuzinern eingezogen; die Missionare sind bisher bloß in Ponape mit den Spaniern in Berührung gekommen, wo der freundlich gesinnte Kommandant des Kriegsdampfers „Manila“ die Unterordnung der Eingeborenen unter spanisches Regiment entgegennahm.

Wunderbar günstige Nachrichten kommen von Ponape, wo eine religiöse Bewegung die Herzen der Eingeborenen ergriffen hat. Wie Missionar Doane schreibt, sind von den fünf Königreichen der Insel nunmehr vier vollständig christianisiert und auch das fünfte ist auf dem Wege, dem Evangelium die Herrschaft zu überlassen. Allein die Abendmahlsgemeinde der Insel war im letzten Jahre um 118 Glieder gewachsen. Die neubekehrten Könige und Häuptlinge treten auch energisch für die Enthaltsamkeitssache ein. Hoffentlich bleibt die Bewegung in geordneten Bahnen.

Wie Missionar Logan von der Insel Ruk aus meldet, hat er trotz seiner Kränklichkeit dort und auf den Mortlock-Inseln das Evangelium weiter ausbreiten können; auch sucht er nach Kräften die Anfänge einer christlichen Literatur für jene Insulaner zu schaffen. Auf seiner Hauptstation Anapauo gelang ihm am 8. Mai v. J. die Gründung der ersten Christengemeinde. Erschwerend für die Missionsthätigkeit war die Influenza- und Dysenterie-Epidemie, welche Ruk heimsuchte, und die Mißernte an Brotfrucht, welche sich im vorigen Jahre fühlbar machte. Mit der Predigt des Evangeliums fängt zugleich auch der Sinn für Reinlichkeit an, in Ruk einzuziehen; so ist es z. B. Logan gelungen, den Eingeborenen das unsaubere Einreiben mit roter Farberde abzugewöhnen; freilich beklagen sich die Händler über diesen Fortschritt, da der Verkauf des Farbstoffes ihnen bisher guten Verdienst gebracht hatte. Die Lernbegier der Eingeborenen ist eine sehr große und sie kaufen bereitwillig Bücher mit dem Erlöse der von ihnen gewonnenen Kopra und Arrowroot. Der deutsche Händler Narrhum, was wir gern hervorheben, erwies dem Missionar manche Gefälligkeit und ermöglichte ihm durch Überlassung seines Schuners „Kapiolani" mehrfache Reisen durch die Mortlock-Gruppe. Auf Hulls Insel — 40 Meilen nördlich von Ruk — hat ein dahin zurückgekehrter christlicher Insulaner Tom leider Krieg mit seinen Landsleuten angezettelt und sich der Herrschaft bemächtigt, nachdem über 20 Eingeborene im Kampfe geblieben waren. Von Palesuk, einer 140 Meilen westwärts von Ruk gelegenen Insel, kamen Eingeborene zu Logan, um sich Lehrer zu erbitten.

Auf den Gilbert-Inseln hat sich leider die Zahl der eingeborenen Missionare wesentlich verringert; zwei auf Tapiteuea und Butaritari stationierte haben ihren Abschied genommen und ein dritter ist auf der Überfahrt von Tararoa nach Maraki ein Opfer des Meeres geworden.

Von den Marshall-Inseln gehen im allgemeinen gute Nachrichten ein, speciell von Ebon, Dschalut, Mille und Namerik. Erfreulich ist auch die Mitteilung des Dr. Pease, daß der deutsche Regierungskommissar in Dschalut ihm gegenüber geäußert hat, daß das deutsche Regiment in keiner Weise die Missionsarbeit beeinträchtigen solle (Mission. Herald 1887, S. 222 f. Hawaiian Gazette, 12. April 1887. Honolulu Friend, Mai 1887).

IV.

Asien.

Vom Herausgeber.

Wir beginnen unsern Rundgang in diesem Erdteile diesmal mit China. Das Hauptereignis ist hier der Erlaß einer Art christlichen Toleranzedikts

oder richtiger: Die Beseitigung des französischen Protektorates über die chinesischen Katholiken durch die seitens der chinesischen Regierung selbst verheißene Schutzgewährung gegen ihre christlichen Unterthanen und die Missionare aller Nationalitäten. Die Thatsachen sind folgende: Am 13. Oktober 1886 erschien unter ausdrücklicher Hinweisung auf den Kaiserlichen Befehl ein Edikt des Vicekönigs der sehr bevölkerten Provinz von Chekiang, in welcher der bekannte durch die früheren Verträge geöffnete Hafenplatz Ningpo liegt. In diesem ziemlich umfangreichen Aktenstück heißt es u. a.: „Wisset, ihr Leute jeglichen Standes, daß der einzige Grund für die Erbauung von Kapellen der ist, die Menschen zum Gutesthun zu ermahnen. Diejenigen, welche das Christentum annehmen, hören nicht auf Chinesen zu sein; man soll daher beiderseitig fortfahren miteinander in Frieden zu leben und nicht zulassen, daß gegenseitige Eifersüchteleien Grund zum Streit geben. Die Ortsbehörden sollen alle Streitfragen, welche vor sie gebracht werden, unparteiisch untersuchen und sich nur durch die Sache selbst, nicht durch die Rücksicht auf die Religion der Streitenden in ihrem Urteil bestimmen lassen. Die Entscheidung muß prompt erfolgen; keine Partei soll der andern unrecht thun, sondern jedermann in Frieden und Ruhe seinem Beruf nachgehen und die Fürsorge des Staats: dasselbe Wohlwollen den Fremden wie den eigenen Volksgenossen zuzuwenden, darf nicht illusorisch gemacht werden. . . . Von dem Tage dieser Proklamation an soll jeder gesetzlose Vagabond, welcher ohne Grund Unruhe oder Streit anstiftet, nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft werden."

Bald darauf, am 27. Oktober, erschien ein ähnliches Edikt seitens des bekannten Kung, Vicekönigs der Prov. Kiangsu, in welcher Schanghai liegt. In demselben heißt es: „Nach den Verträgen haben die Missionare das Recht, Grund und Boden zu pachten, Häuser zu mieten und das Land als Prediger zu durchreisen. Ihr alleiniger Zweck dabei ist die Übung der Tugend einzuschärfen, ohne sich in die weltlichen Geschäfte der Leute einzumischen. Diejenigen chinesischen Unterthanen, welche Christen werden wollen, mögen das mit gesetzlichem Recht thun und so lange sie sich des Unrechtthuns enthalten, schreibt kein Gesetz vor, daß man über diesen Schritt Rechenschaft fordern oder ihn verhindern soll. . . . Missionskapellen sollen sorgsam beschützt und alles vermieden werden, um Verwicklungen herbeizuführen. Bedenket, daß wenn Missionare in euren Dörfern leben, daß ihr und sie in der gegenseitigen Beziehung von Wirt und Gast zu einander steht. Sollte einmal ein Mißverständnis entstehen, das beigelegt werden muß, so mag jeder Teil seine Auffassung der Sache den Lokalbehörden zur unparteiischen Untersuchung und Entscheidung unterbreiten; eure Behörden haben die nötige Macht und Einfluß. Und es hängt noch mehr an dieser Proklamation als der Schutz der Missionskapellen; euer eigen Wohl und Wehe, eure Häuser, eure Einkünfte stehen ebenso auf dem Spiele. Mögen alle Väter und Brüder unter euch das Äußerste thun zu lehren, daß aller Zorn und Streit jetzt notwendig ein Ende haben muß. Stellt euch immer vor Augen das warnende Exempel, das vorhergegangen und vermeidet einen Tag der Reue in der Zukunft" (Times v. 19. Jan. 1887. Der ziemlich lange Artikel ist ganz abgedruckt in M. Field 1887, 51 ff., auszugsweise in der Köln. Z. v. 4. April 1887).

Ähnliche Proklamationen sind auch in andern, ja vermutlich in allen

Provinzen des großen chinesischen Reiches infolge bestimmter Anweisung seitens der Kaiserlichen Regierung erlassen worden. Gewiß hat der angezogene Times-Artikel recht, wenn er am Schlusse sagt, daß „die Missionare aller Glaubensbekenntnisse und ihre Herden Grund haben den Tag zu segnen, an welchem die Chinesen die Schutzpolitik über die römischen Katholiken selbst übernahmen, falls die Befehle der Centralbehörden wirklich ausgeführt werden.“ Aber das ist eine Überschätzung des vorliegenden Toleranzedikts, so man seine Bedeutung, wie manche englische Missionsblätter thun, mit dem weiland Konstantinschen Toleranzedikt auf gleiche Linie stellt. Wir begrüßen mit hoher Freude und aufrichtiger Dankbarkeit die Schutzzusage, welche die chinesische Regierung durch dieses Edikt der christlichen Mission erteilt hat und zweifeln nicht, daß, wenn den Worten auch die Thaten entsprechen, die christl. Mission von dem Erlaß derselben einen neuen Aufschwung datieren wird. Aber zunächst bedeuten diese Edikte wesentlich eine Beseitigung des französischen Protektorates über die chinesischen Katholiken und damit eine große politische, resp. diplomatische Niederlage Frankreichs in China.

Diese Annahme wird ziemlich zur Gewißheit erhoben durch die weitere Nachricht aus Peking (Times v. 4. Mai): Die chinesische Regierung habe angeordnet, daß in Zukunft jeder fremde Missionar, gleichviel ob katholisch oder evangelisch, einen von seiner eigenen Regierung ausgestellten Paß haben müsse, aus welchem seine Nationalität ersichtlich sei. Alle anderen Pässe seien hinfort ungiltig. Das heißt, so anders diese Nachricht, wie kaum zu bezweifeln, korrekt ist: Frankreich hat das Privilegium, die Schutzmacht aller katholischen Missionare und katholischen Christen Chinas zu sein verloren. Es ist mit diesem französischen Protektorat über die chinesischen Missionare und Christen bis jetzt ähnlich gewesen wie mit dem russischen über die griechischen Katholiken in den Balkanländern: es hat unaufhörlich zu politischen Eingriffen und Verwicklungen sowohl der französischen Regierung wie den katholischen Missionaren erwünschte Veranlassung gegeben. Die Verquickung der katholischen Mission mit der Politik ging so weit, daß die kath. Christen aufhörten, chinesische Unterthanen und der Jurisdiktion der chinesischen Behörden unterworfen zu sein, daß die katholischen Bischöfe geradezu als Mandarine auftraten und als hohe französische Bevollmächtigte galten, Recht über Leben und Tod ausübten, Krieg erklärten und Frieden schlossen. „Es ist ein Vergnügen — heißt es in dem angezogenen Timesartikel — anzuerkennen, daß die protestantischen Missionare, ganz gleich ob sie Glieder der englischen, schottischen und amerikanischen, der kanadischen oder deutschen Gesellschaften sind, sich im allgemeinen keine Rechte dieser Art angemaßt und im ganzen durch Maßhalten und gesundes Urteil ausgezeichnet haben.“ Es ist ein großer Gewinn für die Mission, daß dem so verderblichen politischen Auftreten der kath. Missionare durch die neuen Schutzdekrete in so erfreulicher Weise ein Ende gemacht worden ist. In der Times v. 13. September 1886 erzählt Sir Rutherford Alcock von einem Gespräch mit Leo XIII, in welchem dieser ihn gefragt, warum die kath. Missionen in China so vieler Verfolgung ausgesetzt seien. Sir Rutherford habe da geantwortet, weil sie politische Missionen seien und der Papst darauf — diesen Gegenstand fallen lassen. Daß er die Richtigkeit der gegebenen Antwort eingesehen, beweisen die diplomatischen Schritte, die er gethan, um einem Nuntius in Peking die Vertretung der kath. Mis-

sionen zu übergeben und jedenfalls haben diese päpstlichen Verhandlungen der chinesischen Regierung zur Beseitigung des französischen Protektorats über die Katholiken in China erwünschte Hilfe geleistet.

Wie schlimm die Sachen gestanden, geht aus der Behauptung des Standard vom 6. Aug. 1886 hervor: Der Krieg Frankreichs in Anam-Tonking habe auf das chinesische Volk einen so schlimmen Eindruck gemacht, daß die Zahl der römischen Katholiken im Reich innerhalb zwölf Monaten von zwei Millionen auf 400 000 gefallen sei." Die übertriebenen Zahlen sind wertlos, denn nach kath. Quellen gab es bisher im Reich überhaupt nur 4—500 000 Katholiken;[1]) aber sie zeigen, daß der französische Krieg sie bedeutend reduziert hat.[2]) Und noch schlimmer ist es in Tonking und Cochinchina. Hier sollen allein über 40 000 Katholiken das Leben verloren haben, ungerechnet die zehntausende, welche beraubt, aus ihren Gemeinden vertrieben und fast dem Hungertode überliefert worden seien (Kath. M. 1886, 215). Die Zahlen sind ohne Zweifel übertrieben, sie stimmen auch nicht mit einander überein. So sollen schon in Anam allein „über 40 000 Neubekehrte unter dem Schwerte der Verfolger" gefallen sein (Jahrb. 1887, I, 5) und buchstäblich ebenso heißt es aus dem östlichen Cochinchina, daß in diesem allein „in wenigen Tagen 30 000 Christen unter dem Schwerte der Mörder gefallen seien (ebend. 1886, I, 5). Somit hätten wir schon die Zahl von 70 000, während ein ander mal (ebend. 1886, VI, 52) die Gesamtsumme auf 25 000 reduziert wird. In der römischen Statistik herrscht eben stehend die rhetorische Hyperbel.[3]) Von diesen Opfern wird nun stets als von Märtyrern geredet; aber das ist ein arger Mißbrauch dieses geweihten Namens; sie sind zum großen Teil im Kampfe gefallen, in welchen sie wiederholt von den Missionaren selbst geführt worden sind (Jahrb. 1884, IV, 16; 1886, V, 3; Kath. M. 1886, 17. 60. 103. 155. 167. 256), oder aus Haß gegen die Franzosen, mit denen sie gemeinsame Sache gegen ihre eigenen Landsleute gemacht. Der apostolische Vikar des westlichen Tonking, Msgr. Puginier, bestätigt dies ausdrücklich, indem er schreibt: „Für einen jeden, der geraden Sinnes und nicht zum voraus eingenommen ist, wird es immer klar wie der Tag sein, daß die Missionen von Tonking und Cochinchina Opfer des Hasses sind, welchen

[1]) Vergl. meine „Protest. Beleuchtung", 498 f.

[2]) Trotz der Thatsache, daß der Haß gegen die Franzosen der kath. Mission in China so viel Schaden gethan, sind die römischen Organe immer wieder so dreist, den protest. Missionaren die Schuld dafür aufzubürden, Jahrb. 1884, III, 4; 1885, I, 16; Kath. Missionen 1886, 225.

[3]) Es würde mich zu weit führen, die statistischen Differenzen im einzelnen auszuführen. Man vergl. über das östliche Cochinchina die Angaben Jahrb. 1885, VI, 29; 1886, I, 5. 10. 19; VI, 52; über das westl. Cochinchina Jahrb. 1886, II, 5; VI, 25. 27; über das südliche Cochinchina ebd. 1886, III, 31; IV, 4; über das nördliche Cochinchina ebd. 1886, IV, 3; Kath. M. 1886, 39. 40; über Südtonking Jahrb. 1886, V, 3; Kath. M. 1886, 215; Westtonking Kath. M. 1886, 256. Nur noch ein Pröbchen von der rhetorischen Hyperbel, welche in den französischen Missionsbulletins zur stehenden Phrase geworden ist. „Alle Kirchen wurden verbrannt, alle Dörfer sind zerstört (nämlich in Anam). Übrigens trifft man in Tonking und in China überall die gleichen Verheerungen, die gleichen Unruhen. . . . Es ist also nicht mehr nur eine Prüfung, welche gegenwärtig droht, sondern die gänzliche Zerstörung dieser schönen Christengemeinden" (Jahrb. 1887, I, 5). — Ich bin nun sehr begierig, wenn in dem unglücklichen Lande endlich die Ruhe wieder hergestellt sein wird, wie dann die Berichte lauten!

eine feindliche Partei Frankreich geschworen hat (Jahrb. 1887, I, 15). Und ebenso der Prokurator des östlichen Cochinchina, Damian Grangeon: „Das unvergleichliche katholische Frankreich begriff, daß es nicht bloß Glaubensbrüder, sondern Freunde, Verbündete, Opfer ihrer Ergebenheit für seine Sache unterstützt, denn ich wiederhole und kann es nie genug wiederholen: der Schlag, welcher unsre Mission vernichtet, ist viel weniger die Wirkung einer religiösen Verfolgung, als vielmehr politischen Hasses gegen den fremden Eindringling“ (Jahrb. 1886, VI, 43). Das „unvergleichliche katholische Frankreich“, auch das voltairianische, hat allerdings von jeher die katholische Mission für seine Eroberungen ausgenutzt und als treue Bundesgenossin im politischen Kampfe verwertet. Selbst der „unvergleichlich katholische“ Paul Bert, der daheim den Klerus mit der Reblaus verglich, hat das draußen in Tonking „begriffen.“ In einem Cirkular, das er im August 1885 an die Beamten erließ, empfahl er ihnen ausdrücklich die katholische Mission. „Die Missionare sind, schrieb er, unsere Pioniere in Indochina gewesen und die ersten Opfer aufständischer Bewegungen. Sie haben uns in der Vergangenheit mit ihren Kenntnissen des Landes und ihrem Rate geholfen, und ihre Gemeinden sind verfolgt, nicht weil sie Christen, sondern weil sie Freunde der Franzosen waren. Wir können unsere Dankesschuld nicht vergessen.“ Nach seinem Tode spendete ihm das katholische „Journal des Debats“ das Lob: „Vom Augenblicke seiner Ankunft an (in Tonking) hat er nicht gezögert, den höheren Interessen des Landes seine antireligiösen Vorurteile unterzuordnen und den katholischen Missionaren alle Erleichterung zu gewähren, daß sie ihr Apostolat ausrichten und unsere Ideen und unsere Sprache im äußersten Orient verbreiten.“ Bekanntlich hat ein auswärtiger hoher Würdenträger der Kirche, durch diese Missionspolitik getäuscht, das Märchen in die Welt gesetzt, Paul Bert sei auf dem Sterbebette zum Glauben der römischen Kirche bekehrt. Aber er hat nur gethan, was die französische Kolonialpolitik mit sich bringt. Als die Budgetkommission 100 000 Fr. im Kultusetat, bestimmt für den Klerus von Algier und Tunis, strich, bemerkte das „Journ. Deb.“, dies sei ein Mißgriff. Die Summe würde ebenso passend unter einem andern Titel stehen; es handle sich um Frankreichs politischen Einfluß. Die kathol. Zeitung sprach ihre Hoffnung aus, in der Kammer werde ein Abgeordneter der Linken sehr deutlich erklären, daß man „die religionsfeindlichen Quälereien die Grenze nicht dürfe passieren lassen.“ Die Kirchenfeindschaft ist also in Frankreich wenigstens kein Ausfuhrartikel (Weser-Zeit. v. 10. Mai).

Ob das „unvergleichliche katholische Frankreich“ durch die politische Niederlage, die es jetzt in China erlitten, und ob die römische Propaganda durch die massenhaften Morde, die in Cochinchina und Tonking thatsächlich geschehen sind, endlich „begreifen“ lernen wird, daß die traditionelle[1]) Verbindung von französischer Kolonialpolitik mit römischer Mission beiden, besonders aber der Mission nur Verderben bringt, das ist freilich eine Frage, die wir nicht zu bejahen vermögen. Wir sind überzeugt, daß bei der nächsten Gelegenheit, wo

[1]) Gerade in Indochina ist dies seit nun einem Jahrhundert der Fall. Ein französischer Prälat Msgr. Pigneaux de Béhaine, hat, um das englische Übergewicht in Indien zu brechen, das Bündnis Frankreichs mit Cochinchina zustande gebracht. Meine „Prot. Beleuchtung“ 454 vergl. auch Kath. M. 1887, 41.

die französische Politik der katholischen Mission einen vorübergehenden Scheinvorteil zu gewähren verspricht, diese sich ihr abermals als treue Bundesgenossin in die Arme werfen wird. Bei einer Mission und Kirche, welcher das Wort abhanden gekommen ist: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" ist das ein — Verhängnis.

Über die evangelischen Missionen in China giebt der Chinese Recorder folgende sorgfältig zusammengestellte Statistik pro 1886,[1]) welche der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen dürfte. Nach derselben waren im Reiche der Mitte außer einigen unabhängigen Missionaren, den Boten dreier Bibel-, einer Buch- und Traktatgesellschaft und mehreren Erziehungs- resp. Findelhäuservereinen in Summa 32 evang. Missionsgesellschaften mit ca. 446 ordin. und nicht ordin. Missionaren (316 Missionarsfrauen) und 157 allein stehenden Damen thätig. Neben der China Inland M., welche allein 92 Männer (40 verheiratet) und 55 allein stehende Damen in ihrem Dienste hat, stellen die größte Arbeiterzahl die Londoner und die englisch kirchl. M.-G., der amerik. Board, die amerik. und die engl. Presbyterianer, die amerik. Baptisten, die Wesleyaner und die Baseler M.-G. Eingeborne ordinierte Pastoren giebt es 140 und sonstige chinesische Gehilfen ca. 1296. Die Zahl der Kommunikanten beträgt 28 119, die der Hörer, welche die evangelischen Gottesdienste besuchen ca. 100 000. Im Jahre 1877 belief sich die Zahl der Kommunikanten auf 13 515; sie hat sich also in 8 Jahren mehr als verdoppelt. Für ihre kirchl. Bedürfnisse brachten die eingebornen Gemeinden in Summa 73 500 Mark auf (Indep. v. 10. März 1887 und Bapt. M. Mag. 1887, 141; Miss. Her. 1887, 241). Vor 40 Jahren gab es in ganz China 6 protestantische Christen; man kann also keineswegs sagen, daß die chinesische Mission eine unfruchtbare Arbeit sei. Nach abermals 40 Jahren hat sich die jetzige Summe von ca. 28 000 vermutlich mehr als verzehnfacht.

Besondere Anerkennung genießen überall die Missionsärzte, deren es in China 70, auf sämtlichen Heidenmissionsgebieten 230 geben soll (B. M. Mag. 1887, 144), unter ihnen verschiedene weibliche. Immer häufiger nehmen auch vornehme Chinesen die Dienste dieser Ärzte in Anspruch und erweisen sich für dieselben dankbar (Chinas Miss. 1887, 45). Die Vorurteile der Chinesen gegen die Missionshospitäler schwinden; dieselben erfreuen sich überall eines wachsenden Besuches, vermehren sich fortwährend und werden immer häufiger auch durch heidnische Chinesen unterstützt. So haben z. B. die amerikanischen Presbyterianer in Peking ganz im chinesischen Stil ein schönes neues Baracken-Hospital für ca. 45 000 Mark gebaut (Church at home and abroad 1887, 172) und in Fatschau, dem chinesischen Birmingham, das bisher den Fremden soviel Ungelegenheiten bereitet, haben sich die Hospitäler der Wesleyaner und der Anglikaner trotz aller anfänglichen Insulten ein steigendes Vertrauen zu erwerben gewußt (Not. 1887, 33; Int. 1887, 33). Von denjenigen Patienten, welche sich längere Zeit im Hospital aufhalten müssen, erklären sich freilich manche nur darum bereit, Christen zu werden, weil sie glauben, daß ihnen der Doktor nur dann die heilsamste Arznei giebt. Der englisch-kirchliche Missionsarzt in Fatschau, der einen Heuchler dieser Art durchschaute, erzählt

[1]) D. h. 1886 ist sie zusammengestellt; in Wirklichkeit bietet sie den Stand Ende 1885 dar.

eine ergötzliche Anekdote, wie er ihn geheilt habe. „Sie wünschen, sagte er zu ihm, getauft zu werden?“ „Ja“. „Dies befreit mich in Ihrer Behandlung von einer großen Sorge. Ich muß verschiedene Heilmittel in Anwendung bringen in der Hoffnung, Ihnen Ihre Gesundheit wieder zu geben, aber jetzt bin ich weniger ängstlich.“ „Warum?“ fragt der bestürzte Mann. „Darum, weil, wenn Sie ein Christ sind, nicht soviel darauf ankommt, ob Sie leben oder sterben. Wenn Sie sterben, so gehen Sie in den Himmel und darum brauche ich mich nicht so zu ängstigen bei den verschiedenen Versuchen, Ihnen das Leben zu erhalten. Bis jetzt habe ich mein äußerstes versucht und alle mir bekannten Medizinen in Anwendung gebracht Sie vor dem Tode zu bewahren; denn wären Sie jetzt gestorben, so würden Sie zur Hölle gefahren sein. Aber wenn Sie nun als ein Christ sterben, kommen Sie in den Himmel und dieser Gedanke befreit mich von großer Besorgnis“ (Int. 1887, 34). Allerdings eine etwas originelle Kur, die man gerade nicht allgemein zur Nachahmung empfehlen kann. Aber sie erreichte zweierlei: sie entlarvte einen Heuchler und beseitigte das Vorurteil: der Arzt habe besondere geheime Medizinen für seine christlichen Patienten. — In anbetracht der Wichtigkeit der ärztlichen Mission gerade für China ist man jetzt dabei, eine Vereinigung der sämtlichen chinesischen Missionsärzte, eine Art missionsärztlichen Kongreß zustande zu bringen. Eine medizinische Vierteljahrs-Missionszeitschrift ist bereits begründet worden (Spirit. of M. 1887, 150).

Eine höchst lehrreiche Visitation der bekannten Fuh-kien-Mission der Church M. S. (vgl. diese Zeitschrift 1884, 193 ff.) ist jüngst seitens des erfahrenen anglikanischen Missionsbischofs Burdon gehalten worden (Int. 1887, 284 ff. 365 ff.). Die oft drastischen Schilderungen des Visitators geben uns gerade keine besondere Meinung von der Höhe der chinesischen Civilisation. Schmutz, üble Gerüche und Mangel am elementarsten Komfort machten dem Bischof die lange Reise reich an Übungen in der Selbstüberwindung. Auch die wiederholten musikalischen Genüsse, welche bei den Empfangsfeierlichkeiten ihm bereitet wurden, gehörten gerade nicht zu den Reiseannehmlichkeiten. Die Zahl der zur Ch. M. S. gehörenden Christen in Fuhkien ist ziemlich bedeutend, jetzt über 6000; aber fast alle stehen auf einer gesellschaftlich sehr niederen Stufe. Sie besuchen zahlreich Gottesdienst und Abendmahl, steuern nach Kräften bei zum Bau von Kirchen und Schulen, geben in ihrem täglichen Wandel auch wenig Ärgernis; aber ihre christliche Erkenntnis läßt noch viel zu wünschen übrig. An einigen Orten fand der Bischof die eigentümliche Sitte, daß jeder, welcher sich taufen ließ, der Gemeinde ein Eintrittsgeld von 20 oder 40 Mark bezahlen mußte, was natürlich sofort beseitigt wurde. Konfirmationen und Taufen fanden auf der Visitationsreise in Mengen statt, auch das heilige Abendmahl wurde wiederholt gefeiert; überall gab sich der Bischof viel Mühe, ein wirkliches Verständnis für diese heiligen Handlungen zu bewirken und abergläubischen Mißbrauch derselben zu beseitigen. Eine ähnliche Klage über Mangel an christlicher Erkenntnis findet sich auch bei den englischen Baptisten (B. Her. 1887, 174). Wie von Bischof Burdon, so wird auch hier betont, daß gründliche christliche Unterweisung und die Heranbildung wirklich unterrichteter eingeborner Lehrer eine Hauptaufgabe der chinesischen Mission sei. — Daß es übrigens der chinesischen Mission an ebenso durchgebildeten wie aufrichtig gläubigen eingebornen Arbeitern keineswegs

fehlt, beweisen die ehrenvollen Erklärungen, welche seine amerikanischen Kollegen dem jüngst verstorbenen Pastor Kong Chai Wong ins Grab nachgerufen haben (Sp. 1887, 63. 68). — Einen hübschen Einblick in die Arbeit der London M. S. zu Amoy gewährt ein Artikel im Chron. 1887, 145 ff.: Missionary work in a Chinese port. Viele erfreuliche Erfahrungen wissen die eifrigen und viel (vielleicht zu viel) reisenden Arbeiter beiderlei Geschlechts der China Inland M. zu berichten. So z. B. schöne christliche Inschriften an ihren Häusern, durch welche junge Bekehrte ihren Glauben öffentlich bekennen; manche fröhliche Annahme der Heilsbotschaft mit der Aussprache der Klage: „warum seid ihr nicht früher gekommen;“ wachsende Taufen bis zu 50, 60, 100 an einem einzigen Ort oder in einer einzigen Gegend; Beseitigung der Vorurteile gegen das Evangelium und seine Verkündiger selbst bei früher feindlich gesinnten Mandarinen u. s. w. (Chinas Mill. 1887, 23. 44. 46). In der Prov. Hanchung lernte der Missionsarzt Dr. Wilson ein Weib kennen, welches sich mit eigner Hand aus ihrem Arm ein Stück Fleisch geschnitten, es gekocht und ihrem Schwiegervater aufgetragen hatte, um durch den Genuß desselben seine Genesung zu bewirken (ebd. 48). Wie in Indien, so scheint sich auch in China eine Art Zenana-Mission einzubürgern. So macht die kürzlich verstorbene Frau Missionar Williamson über ihre Hausbesuche bei den Frauen in Peking ebenso lehrreiche wie hoffnungsreiche Mitteilungen (Miss. Rec. Unit. Presb. Ch. 1886, 358). Authentische Mitteilungen über die Ausdehnung des Kindermords unter den Hakka finden sich im Heidenboten 1887, 26 ff.

In Korea scheint die evangelische Mission nun endlich auch festen Fuß zu fassen. Im August des vorigen Jahres wurde in der Hauptstadt Söul auf der amerikanischen Gesandtschaft der erste gemeinsame Gottesdienst der Methodisten-Presbyterianer gehalten. Schon im Juli hatte sich der erste Taufkandidat gemeldet. Im Missionshospital, welches schon längere Zeit besteht, sind im Laufe eines Jahres ca. 10000 Kranke behandelt worden. Der Missionsarzt Dr. Allen, der mit dem „dritten Range“ ausgezeichnet worden ist, scheint in großer Gunst bei dem König zu stehen, der ihn in seinem Palaste persönlich empfängt, wie die Königin gleichfalls mit Fräulein Ellers thut (Ch. at home and abr. 1887, 93).

Berichtigung.

S. 273 Z. 7 v. u. muß es heißen: Am 2. August 1872 wurde ich majorenn.

Erfolge und Aussichten der Berliner Bassutomission.

Von Merensky.

I.

Die Mission unter den Bassuto ist von der Berliner Missionsgesellschaft erst im Jahre 1860, also 26 Jahre nachdem die erste Schar ihrer Sendboten den afrikanischen Boden betreten, in Angriff genommen worden. Freilich wurde gleich beim Beginn der Arbeit in Südafrika der Wunsch laut, es möchte den Missionaren gelingen, über den Vaalfluß hinaus zu den Betschuanen, also den Bassuto im weiteren Sinne, vorzudringen, allein die Umstände führten zu der Anlegung von Bethanien; damit hatte man die Korahottentotten als Arbeitsfeld übernommen, und Jahrzehnte hindurch hat unsere Mission sich an diesem Volk und später an der Arbeit auf dem damaligen Schauplatz fortwährend einander folgender furchtbarer Kriege, dem Kafferlande, abgemüht, ohne größere in die Augen fallende dauernde Erfolge zu erreichen. Auch das später in Angriff genommene neue Gebiet in dem Natallande erwies sich als ziemlich unfruchtbarer, harter Boden; und so ist es als eine gnädige Führung Gottes anzusehn, daß im Jahre 1860, als die Gesellschaft zu weiterem Vorgehen genügende Kräfte gesammelt hatte, die Wege der jungen Missionare, welche damals ins Innere zogen, also gelenkt wurden, daß wir die Ost-Betschuanen oder Nord-Bassuto in Pflege bekamen. Während die Thür zu den Swasi, einem Volke, welches für die Annahme des Evangeliums noch nicht reif war und auch heute für sie noch nicht reif zu sein scheint, uns verschlossen blieb, thaten sich die Thüren zu den Bassuto wie von selber auf, und der Herr erfüllte durch sein Walten an unserer Gesellschaft aufs neue das Wort, welches er einst zu der Missionsgemeinde von Philadelphia gesprochen hatte: „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thür, und niemand kann sie zuschließen, denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet.“

Daß es eine Gnadenführung Gottes war, die uns bei den Bassuto Transvaals Eingang finden ließ, ist heute vor aller Augen klar genug. Auf der östlichen Seite von Südafrika ist diese Mission entschieden die bedeutsamste, und sie verspricht eine immer größere Bedeutung

für die Mission im Innern Afrikas und an der gesamten Ostküste des Erdteils bis hinauf zu den Gallastämmen zu gewinnen.

Die Bedeutung der Missionsarbeit unter einem Volk steht in enger Beziehung zu der Bedeutung, welche das Volk, dem die Arbeit gilt, nach Gottes Rat in der Geschichte der Menschheit gewinnen soll. Nun fängt man gegenwärtig zu ahnen an, daß die schwarzen und dunkelfarbigen Völker Afrikas doch zu etwas anderem von Gott bestimmt sein könnten, als dazu, den Indogermanen als Arbeitstiere Dienste zu leisten. Mehr und mehr dämmert in weiten Kreisen die Erkenntnis, daß diese Völker, was körperliche und geistige Begabung angeht, keineswegs weit unter den Europäern stehen, daß sie entwicklungsfähig sind, ja daß sie vielleicht eine glänzende Entwicklung vor sich haben dürften, denn sie sterben nicht aus und zeigen Neigung, von der europäischen Kultur das anzunehmen, was auf afrikanischem Boden Wurzel fassen kann. Mit dieser Erkenntnis hat die Bedeutung der Mission in Afrika ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Diejenigen Stämme aber, bei welchen das Gesagte vornehmlich zutrifft, sind die Bantustämme, die kafferähnlichen Stämme, und unter diesen gehören wieder unsere Bassuto zu denen, welche sich durch Milde der Sitten und auffällige Entwicklungsfähigkeit ganz besonders hervorthun. Die Bassuto und Betschuanenstämme treiben nicht nur Viehzucht, sondern sind dabei auch Ackerbauer. Nichts ist verkehrter, als wenn man auf diese Stämme den Gedanken anwendet, die Eingebornen Afrikas bearbeiteten das Land so unvollkommen als möglich und kultivierten gerade nur so viel, als zur Befriedigung des unabweisbaren Bedürfnisses notwendig ist. Man kann in Afrika kaum etwas Besseres von Landbau sehen, als das wohlbestellte Land, welches ein Bassutodorf Transvaals umgiebt. Mais, Kafferhirse, Kürbisse, Melonen, Erbsen, Bohnen, Zuckerrohr und andere Erzeugnisse, selbst eine Art Gewürz, gedeihen da in Fülle und üppiger Pracht, und von dem Unkraut haben die fleißigen Hände meist auch die letzte Spur beseitigt. Nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer beschäftigen sich mit dem Feldbau, letztere besonders in der Zeit, wenn Vögel zu scheuchen sind, oder wenn geerntet wird. Das eingebrachte Korn wird in Vorräten aufgehäuft, die, sorgfältig verwahrt, den größten Schatz der Leute bilden. Bekannt ist ja auch wohl, daß die Betschuanen und Bassuto kunstfertig sind. Schon ehe sie mit den Weißen in Berührung kamen, gab es unter ihnen treffliche Eisen- und Kupferschmelzer und geschickte Schmiede, ausgezeichnete Kürschner und Korb- und Holzarbeiter; jetzt machen sich die Bassuto am Drakengebirge ihre Sättel selbst, und in Transvaal reparieren sie ihre

Gewehre und bauen hie und da europäische Häuser mit vielem Geschick. In bezug auf das **Volksleben** ist beachtenswert, daß die Stellung des **Weibes** im Grunde die der Gleichberechtigung mit dem Manne ist, obwohl bei der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern das Weib die schwerere Bürde an Arbeit erhalten hat, und wichtig ist, daß die Gewalt der Häuptlinge bald mehr bald weniger beschränkt wird durch das pitso, d. h. die Volks- oder Gemeindeversammlung, wodurch der Einzelne sich gewöhnt, an dem Wohl und Wehe des Volkes geistig teilzunehmen.

Es fällt ins Auge, daß das **Volksleben** dieser Stämme als solches verhältnismäßig leicht zu einem christlichen umgestaltet werden kann. Hauptsächlich sind es nur drei sociale Einrichtungen, welche überwunden werden müssen, wenn das Christentum zur Geltung kommen soll: die **Vielweiberei**, der **Frauenkauf** und die **Koma-Gebräuche**, durch welche die Jugend für mannbar erklärt wird. Das weibliche Geschlecht ist der Abschaffung dieser Einrichtungen meist freundlich gesinnt.

Auch um anderer Umstände willen ist bei diesen Stämmen ein günstiger Boden für das Christentum vorhanden. Der Gottesglaube ist nicht ganz verwischt. Vom Sterbenden sagt auch der Heide: „Modimo oa mmitsa," d. h. „Gott ruft ihn" und selbst Zauberer rufen Gottes Namen bei Verrichtung ihrer Künste an. An Stelle des Gottesdienstes ist kein ausgeprägter Götzendienst getreten, sondern ein Ahnen- oder Geisterkult und ein wüstes und verworrenes Zauberwesen. Dieses letztere, wie auch der Ahnenkult ist aber mit dem Volksleben nicht so fest verbunden, als es anfänglich scheint; innig verknüpft ist nur die Häuptlingsschaft mit diesen Dingen. Der Häuptling ist Mittelpunkt und Hüter des Ahnenkultus und des Zauberwesens, deshalb ist die Häuptlingschaft die festeste Stütze des Heidentums, durch welche dieses oft noch gehalten wird oder wieder zur Geltung kommen soll gegen den Willen des Volkes. Zu all diesem kommt, daß das Volksgewissen Recht und Unrecht häufig in richtiger Weise scheidet, daß das Gemütsleben tief genug zu sein scheint, um auch Heiden die heidnische Leere und den heidnischen Unfrieden empfindlich werden zu lassen, daß das Gemüt der Frauen leicht empfänglich ist für die selige Botschaft von der ewigen Gottesliebe, welche auch von den Menschen gegenseitiges Lieben fordert, und daß der Verstand der Leute hinreichend scharf und entwickelt ist, um die Wahrheit des Christentums zu erfassen. Wenn nun infolgedessen auch die Sprache dieser Völker recht wohl als Mittel zur Verkündigung des Evangeliums zu gebrauchen ist und erwiesenermaßen verhältnismäßig leicht zu einem Gefäß für die ewige Wahrheit umgebildet werden kann, so ist mit all diesen Anlagen des Volks

der Grund dafür gegeben, daß diese Betschuanen- und Bassutostämme für die Annahme des Christentums in hohem Maße disponiert erscheinen.

II.

Auf Grund dieser Wahrnehmungen hat man schon vor 60 und 70 Jahren, als man eben die erste oberflächliche Bekanntschaft mit den Stämmen, welche uns beschäftigen, gemacht hatte, die Hoffnung ausgesprochen, daß unter ihnen die Verkündigung des Evangeliums bedeutende Erfolge erringen würde, und diese Hoffnung hat sich in der Folgezeit bewahrheitet. Im Jahre 1817 wurde die Betschuanenmission von der Londoner Gesellschaft angefangen; mit dieser Arbeit ist Moffats Name unlöslich verbunden.

Mannigfach ist aber der Fortschritt dieser wichtigen Mission unterbrochen worden, besonders war dies der Fall im Jahre 1852, als die Buren die Londoner Missionare aus den an den Grenzen Transvaals und innerhalb Transvaals gelegenen Gebieten vertrieben. Erst seit 1865 ist die Arbeit wieder allmählich erstarkt. Uns will es scheinen, als ob die Londoner dieses Feld, welches sie sich ausschließlich reserviert haben, auskömmlicher besetzen und die gesammelten Gemeinden treuer hätten pflegen sollen; man muß es deshalb mit Dank begrüßen, daß hier jetzt auch die Kapsche holl. reform. Synode und die Wesleyaner mit in die Arbeit eingetreten sind. Trotz aller Mängel der Versorgung giebt es aber unter den etwa 200000 Seelen zählenden West-Betschuanen außerhalb Transvaals doch wohl 25000 Christen, vielleicht sagt man allerdings mit Recht „Namenchristen“, denn die Stationen liegen noch immer auf diesem ungeheuren, über 100 deutsche Meilen langen Gebiet so vereinzelt, daß die Pflege der Getauften viel zu wünschen übrig lassen muß.

Nächst der Arbeit der genannten englischen Gesellschaft kommt die der Pariser Mission unter den Süd-Bassuto in Betracht. Hier haben die französischen Missionare seit 54 Jahren unter schwierigen Verhältnissen treulich gearbeitet. Die politischen Kämpfe, in welche die von Moschoeschoe geeinten Stämme mit den Weißen verwickelt waren, beunruhigten die Arbeit und beeinträchtigten wieder und immer wieder die stetige Entwicklung der Gemeinden. Unter den 130000 Seelen dieses Stammes finden sich jetzt 6000 Kommunikanten, was auf eine Gesamtgemeinde von c. 20000 Christen schließen läßt, welche von Parisern, Wesleyanern und Anglikanern versorgt werden. Leider ist es den an-

gestrengten, langjährigen Bemühungen einer römischen Gegenmission gelungen, etwa 1000 Seelen in ihre Netze zu ziehen.

Bedeutsamer noch als die Erfolge, welche die Arbeit in diesen Gebieten hatte, sind die der Missionsarbeit unter den Betschuanen und Bassuto Transvaals, welche von den Hermannsburger und Berliner Missionaren aufgenommen und mit nachhaltigem Eifer fortgeführt worden ist. Den Hermannsburgern fiel der Westen des Landes als Arbeitsfeld zu. Hier war durch die Londoner Mission bereits seit Jahren vorgearbeitet. Vorbereitet waren die Bassuto Transvaals auch durch die Geißel, welche Gott in den Suluhorden Moselekatses über sie geschwungen hatte, vorbereitet auch durch das Eindringen der Buren, welche ihnen ein anderes Joch auf den Hals legten, durch die sie aber auch mit christlichem Glauben, christlichem Leben und christlicher Sitte bekannt wurden; daher kam es, daß die Hermannsburger in ihrem Gebiet, wo keine Kriegsstürme ihre Arbeit störten, und die Macht der Häuptlinge fast gänzlich gebrochen war, bald reichlich ernten konnten, so daß man die Zahl der von ihnen gesammelten Getauften auf 12000 veranschlagen kann.

Ungleich schwieriger als die Arbeit der Hermannsburger ist unsere eigene Arbeit in Transvaal gewesen. Wir hatten im Osten und Norden des Landes nicht nur mit Bassuto zu thun, sondern mit den zwischen ihnen wohnenden oder auch sie beherrschenden Matebelen, deren Sulunatur dem Evangelium mehr Widerstand entgegensetzt. Wir hatten vielfach in den Gebieten freier Häuptlinge zu arbeiten, und hatten als Weiße oft genug unter dem Hasse zu leiden, welchen solche den eingedrungenen Eroberern entgegenbrachten, ohne daß diese stark genug oder auch nur willig gewesen wären, die Mission zu schützen. Kriege folgten auf Kriege und waren neben der Feindschaft der Heiden gegen das Evangelium oft Ursache, daß Stationen verlassen werden mußten, dabei konnten wir in geringerem Maße als die Hermannsburger von den sprachlichen Arbeiten anderer Missionare Nutzen ziehen und hatten zwei fast als neue Sprachen erscheinende Dialekte zu bearbeiten. Trotz aller dieser entgegenstehenden Schwierigkeiten hat durch Gottes Gnade und durch sein wundersames Leiten unsere Transvaalmission die allerbedeutendsten Erfolge gehabt, so daß auch unsere Gemeinden in Nord- und Süd-Transvaal bereits über 9000 Christen zählen. Schwer ist es zu sagen, wie groß die Zahl der Heiden ist, aus denen diese Christen gesammelt worden sind. Offizielle Daten fehlen vollkommen, und andere Angaben schwanken zwischen den Zahlen 250000 und 700000. Ich selbst schätze die Zahl der in Transvaal wohnenden Betschuanen, Bassuto und Semi-Bassuto, wie ich die

Bawenda nennen möchte, auf wenigstens 400 000. Nehmen wir an, daß es jetzt unter ihnen nach 27jähriger Arbeit 25 000 Christen, die der holl. reformierten und englischen Gemeinden eingerechnet, giebt, so würde also $^1/_{16}$ der zu diesen Stämmen gehörenden Bevölkerung christlich sein. Alle Betschuanen und Bassutostämme Südafrikas mögen zusammen etwa 750 000 Seelen stark sein, von denen etwa 75 000 die heilige Taufe empfangen haben; es ist also ungefähr der zehnte Teil dieser Eingeborenen bereits christlich geworden.

Daß der Erfolg der Bassutomission ein bedeutender ist, geht aus den angeführten Zahlen unwiderleglich hervor. Dieselben erhalten ihren eigentlichen Wert durch die Thatsache, daß es sich bei den Taufen, welche in Transvaal jetzt jährlich an etwa 1000 Eingeborenen vollzogen werden, nicht um Scheinbekehrungen und Scheintaufen handelt, sondern daß die Taufe hier der Anfang eines mehr oder weniger selbstbewußten christlichen Lebens ist. Wenn irgendwo in der neueren Mission, so haben in unserer Bassuto-Mission aufrichtige, herzliche Bekehrungen stattgefunden, sowohl bei Maleos als bei Sekukunis Volk, als auch in Nord-Transvaal.

Diese Beispiele aufrichtigster, innerlicher Bekehrung, eifrigen Gebetslebens und Trachtens nach der Heiligung gingen über das hinaus, was man von afrikanischen Völkern erwarten zu dürfen meinte. Auch die Freudigkeit, mit welcher wieder und wieder nicht nur einzelne Leute, sondern ganze Gemeinden das Kreuz der Verfolgung auf sich nahmen und nicht nur Plagen und Schläge erduldeten, sondern auch dem Tod standhaft ins Antlitz schauten, die Willigkeit, alle irdischen Güter dran zu geben, um Christum zu gewinnen, ist hier wie an der Westküste Afrikas und neuerdings am Nyassasee wie in Uganda ein lautes Zeugnis für die Macht, welche das Evangelium über die Herzen der Afrikaner gewinnen kann.

Auch andere Beweise giebt es noch dafür, daß diese Erfolge wirkliche und nicht etwa Scheinerfolge sind. Zunächst ist der Umstand, daß bei den Getauften die Polygamie überwunden werden konnte, ein solcher Beweis. Die Polygamie ist bei diesen Völkern eine Einrichtung, auf welcher der Reichtum und das Wohlleben der Männer begründet ist; trotzdem ist mit ihr von keiner Seite paktiert worden, überall hat man gefordert, daß der Täufling vor der Taufe die überzähligen Frauen entlasse. Mit dem Gelübde der Monogamie legte der Mann zugleich das Gelübde der Armut ab und verzichtete darauf, groß und reich nach heidnischer Art zu werden; dennoch ist die Polygamie bei Tausenden dieses Volks durch das Christentum überwunden, während keine andere Macht, jedenfalls nicht die Kultur ohne das Christentum, imstande gewesen ist,

die Afrikaner zur Abschaffung dieser Unsitte zu bewegen. In unseren und in den Hermannsburger Gemeinden ist auch das Verkaufen von Mädchen durch die Eltern, also die Heirat durch Übergabe von Vieh, als unchristliche Sitte abgeschafft. Ich freue mich von Herzen, daß dies geschehen ist, trotzdem der selige Wallmann seiner Zeit empfahl, tolerant gegen diese Art der Eheschließung zu sein, es stecke etwas Gutes dahinter. Andere Missionare, wie z. B. die französischen Brüder im Süd-Bassutolande, haben in diesem Stück nicht reine Bahn gemacht und haben damit eine Thür nicht geschlossen, durch welche heidnische Anschauungen immer wieder in das Familienleben Eingang finden. Auch darin, daß bei uns diese Sitte, trotzdem dies den Eltern von Töchtern tief ins Fleisch schnitt, so vollkommen hat abgeschafft werden können, daß in unseren Gemeinden keine Spur davon zurückgeblieben ist, haben wir einen Beweis von der Macht, die das Evangelium auf die Herzen dieser Afrikaner gewonnen hat. Ebenso klar und scharf tritt der Erfolg unserer Arbeit auf dem Gebiet des heidnischen Aberglaubens uns entgegen. Dieses Gebiet giebt den Prüfstein ab, an welchem vornehmlich zu merken ist, wie tiefgehend oder wie oberflächlich die Bekehrung von Heiden zum Christentum eigentlich war. Hier zeigt nun unsere Arbeit unter den Bassuto ein recht erfreuliches Bild. Günstig ist es, daß alle unter den Betschuanen und Bassuto arbeitenden Gesellschaften darin eines Sinnes gewesen sind, daß sie der „Koma" d. h. den Mysterien, durch welche Knaben und Mädchen unter die mannbaren Leute aufgenommen werden, keinerlei Konzessionen gemacht haben. Obwohl bei diesen Feiern manche Momente vorhanden sind, von denen man anerkennen kann, daß sie erziehlich fördernd auf das junge Geschlecht wirken, welche zu christlichen Volkssitten hätten umgebildet werden können, so sind doch all diese Vorgänge mit heidnischem Aberglauben, mit heidnischer Lust und Wildheit in solchem Maße durchtränkt, daß es von ihnen gilt: „Entweder — oder." Die Mission hat deshalb den Kampf mit der gesamten Einrichtung aufgenommen und hat ihn bei dem christlich gewordenen Teil des Volkes siegreich durchgeführt. Im Bewußtsein der Christen ist an Stelle der Koma die christliche Schule getreten, und es wird deren Aufgabe sein, erziehlich so zu wirken, daß sie den Anforderungen, welche man nach dieser Seite an sie stellen kann, gerecht wird. Auch sonst ist der Aberglaube geschwunden. Die Beteiligung an dem heidnischen, abgöttischen Zauberwesen, welches die Häuptlinge pflegen, wird von unseren Christen streng gemieden.

Auch von dem Aberglauben, an welchem mehr das gemeine Volk

hängt, dem Befragen der Würfel, dem Gebrauch von Amuletten, dem Hokuspokus der Zauberer sind unsere Christen, ihrer Gesamtheit nach, vollständig los und in Botschabelo wenigstens ist mir im Laufe der 16 Jahre, während der ich die dortige Gemeinde sammelte und leitete, kein Fall vorgekommen, der einen Rückfall in heidnische Zauberei oder Aberglauben bedeutet hätte. Während, soweit meine Wahrnehmung reicht, bei den uns verschwisterten Hermannsburger Gemeinden eine ebenso entschiedene Abkehr vom heidnischen Zauberwesen vorhanden ist, scheint leider die Arbeit der französischen Mission in Süd-Bassutoland hier eine wunde Stelle zu haben. Als sich in den sechziger Jahren zwei von den französischen Missionaren ausgesendete Nationalhelfer, Jesaias und Isaak, unter dem später von uns versorgten Volk von Mankopane niedergelassen hatten, wollten unsere Gemeinden mit ihnen nichts zu schaffen haben, weil sie in diesem Punkte nicht rein seien. Diese Wahrnehmungen werden bestätigt durch Zeugnisse aus der Mitte der französischen Brüder, welche über den Aberglauben klagen, der sich noch bei ihren Christen findet. Vielleicht läßt sich ein gewisses Stocken und Nichtvorwärtswollen, an welchem die Arbeit im Süd-Bassutolande nach den anfänglichen schnellen viel versprechenden Fortschritten zu kranken scheint, aus diesem Umstande erklären.

Wo aber durch den Einfluß des Evangeliums das Centrum des Heidentums, der heidnische Aberglaube, gefallen ist, da kann es nicht ausbleiben, daß auch auf dem Gebiete des socialen Lebens, des Familienlebens, des Volkslebens, wie auch im Leben des Einzelnen der christliche Glaube ein Neues schafft. Ich stehe nicht an, auszusprechen, daß ich bei manchen Gliedern unserer Bassutogemeinden, Männern sowohl als Frauen, solch innige Liebe zu dem Herrn und seinem Wort, solch eifriges Gebetsleben und auch solche Bewährung der Frömmigkeit im täglichen Leben gesehen habe, daß bessere Früchte des Glaubens auch bei den tüchtigsten, lebendigen Gliedern unserer heimischen Gemeinden von mir nicht wahrgenommen worden sind. Daß bei den meisten der Getauften das neue Leben immer wieder mit dem Nationalfehler der dunkelfarbigen Afrikaner, der Selbstsucht, die sich in Hochmut, Trägheit und Geiz offenbart, zu ringen und zu kämpfen hat, ist nicht befremdend, ebensowenig kann es befremden, wenn hie und da unter Anfechtungen und schädlichen Einflüssen, die sich oft genug klar nachweisen lassen, und die nur zu oft von außen an die Gemeinden herantreten, das innere Leben einzelner Leute oder ganzer Gemeinden zeitweilig erlahmte; bisher ist noch immer wieder auf eine solche Zeit der Lauheit eine bessere Zeit

gefolgt. Die Gottesdienste sind von den Getauften stets regelmäßig besucht, die Zucht wird von den Gemeinden selbst gefordert und unterstützt, in vielen Gemeinden ist auch ein lebendiger Trieb vorhanden, das Wort Gottes weiter unter den Heiden auszubreiten, und eine besonders dankenswerte, hoffnungerweckende Erfahrung ist, daß wir bisher bei unserer Arbeit unter den Bassuto nur sehr wenige wirkliche Rückfälle ins Heidentum zu beklagen haben. Wichtig wäre es, die Zahl dieser eigentlichen Rückfälle einmal festzustellen, ich glaube nicht, daß sie bisher mehr als 2 pCt. der von uns getauften Erwachsenen betragen hat. Selbst von den Leuten, welche unter Dinkoanyane, infolge einer nationalen Reaktion gegen die Übergriffe der Weißen, sich von der Gemeinde Botschabelo trennten, ist nur eine kleine Zahl ins heidnische Leben zurückgefallen. Die weitaus größte Mehrzahl derselben ist wie Dinkoanyane selbst dem christlichen Glauben nicht nur treu geblieben, sondern hat sich auch im Laufe der Jahre unseren Gemeinden wieder angeschlossen.

Auch die Umgestaltung und Ausgestaltung des bürgerlichen Lebens in unseren Bassuto-Gemeinden ist hoffnungerweckend. Nirgends in Südafrika — vielleicht darf man sagen nirgends in Afrika — haben sich die Eingeborenen in höherem Maße an geordnetes Leben, an Fleiß und Betriebsamkeit gewöhnt, als auf unseren Stationen in Süd-Transvaal, besonders auf Botschabelo. Das Familienleben ist ein christliches geworden und deutlich kann man bemerken, wie die christliche Eheführung ein besseres, innigeres Verhältnis zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern zur Folge hat. Es ist auch möglich gewesen, christliche Gemeinwesen aus diesem Volke zu schaffen und mit Hilfe eines Gemeinderats sie christlich zu regieren. Mit Hilfe solches Rats wurde es in Botschabelo 16 Jahre lang durchgeführt, Dieberei und Unzucht, wenn sie je einmal vorkamen, außer durch Kirchenbuße und weltliche Buße auch mit Hieben, die öffentlich erteilt wurden, zu bestrafen. Diese Erfolge ermutigen uns, und sind ein Zeichen, daß das Leben der Bassuto sich in verhältnismäßig kurzer Zeit christlich ausgestalten kann.

III.

Die Aussichten unserer Arbeit in Transvaal sind nach menschlichem Ermessen äußerst günstige. Ein Netz von Missionsstationen ist über das ganze Land verbreitet. Von Süden bis nach dem äußersten Norden, von den östlichen bis zu den westlichen Grenzen sind die bewohnten Gegenden des ungeheuren Gebietes, welches Frankreich an Größe gleichkommt, mit unseren Berliner Stationen und Stationen der uns ver-

wandten Hermannsburger Mission besetzt, zwischen welche sich einige Missionare holländisch reformierter und englischer Kirchengemeinschaften eingedrängt haben. Für die weitere Entwicklung unseres Werkes ist es von hoher Bedeutung, daß achtzehn von unseren 23 Stationen in Transvaal auf Grund und Boden liegen, den die Gesellschaft erworben hat, und daß auch viele Hermannsburger Stationen also fundiert sind. Diese Punkte werden unserer Arbeit auch in Zukunft einen festen Rückhalt geben, sie sind die Stützpunkte für die Missionsthätigkeit in gewissen Missionsbezirken, die sich naturgemäß zu Parochialbezirken ausgestalten. Infolge dieser planmäßig geordneten Arbeit ist das Land mit dem Schall des Evangeliums erfüllt, ist das Evangelium ein Sauerteig unter den Bewohnern geworden. Das Evangelium ist bekannt, seine Verkündigung ist populär. In Süd-Transvaal dürfte kaum ein Dörflein zu finden sein, in welchem sich nicht ein oder der andre Eingeborne fände, der lesen kann, und in den Grundzügen der Heilswahrheit unterrichtet ist. Die heidnischen Familien haben fast sämtlich christliche Verwandte oder wenigstens Freunde; so ist eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Christentum bereits fast überall verbreitet. Die Kriege, welche in früheren Jahren dem Fortgang der Arbeit schwere Hindernisse bereiteten, schweigen jetzt, und die Häuptlinge, welche nur zu oft ihre Unterthanen mit Gewalt von der Annahme des Christentums zurückschreckten, haben ihr Trotzen müssen fahren lassen, seitdem durch das Geschick Sekukunis und durch die Zerstreuung des Matebelen-Raubstammes von Mapoch bewiesen ist, daß trotz des Besitzes von Feuerwaffen die Eingeborenen den Weißen bei längerer Dauer eines Krieges unterliegen, weil in solchem Fall die bei dem Mangel an Zufuhren unausbleibliche Hungersnot sie zur Unterwerfung zwingt. Um dieser Umstände willen dürfen wir hoffen, daß das Evangelium in Zukunft schnellere Fortschritte machen wird, als bisher. Wenn schon jetzt jährlich ungefähr tausend erwachsene Heiden in Transvaal getauft werden, so darf man annehmen, daß in absehbarer Zeit die Bassuto dieses Landes zum Christentum bekehrt sein werden, ja man kann hoffen, daß in 20—30 Jahren dies Volk, vielleicht mit Ausnahme von kleinen Resten, ein christliches Volk sein wird.

Freilich, das sind menschliche Gedanken, welche aber auf dem Grunde des christlichen Glaubens und christlicher Liebe nicht leere Träume sind, sondern sich zu fröhlicher Hoffnung gestalten. Verschweigen freilich können wir nicht, daß der Blick auf mannigfache Störungen, die dem Werke drohen, solche Hoffnung doch erschüttern kann. Eine nicht zu unterschätzende Gefahr ist unserer Arbeit durch das Eingreifen methodistischer

Mission entstanden und es wäre sehr zu bedauern, wenn durch das unverständige und rücksichtslose Vorgehen dieser unberufenen Eindringlinge unser planmäßig gegliedertes Werk in Zukunft noch mehr beeinträchtigt würde, als bisher. Es ist nicht zu leugnen, daß die Art, wie der Methodismus auf das Selbstgefühl, den Hochmut des Einzelnen wirkt, auf die schwarzen Afrikaner, welche ja wie bekannt, sehr zum Hochmut neigen, Anziehungskraft ausübt.

Andere Störungen drohen dem Werk durch die schnell vorwärts schreitende Kultur. Seit einem Jahre haben sich die Aussichten Transvaals gänzlich geändert. Bis dahin hatten die Bassuto nur mit den afrikanischen Buren zu rechnen und man kann annehmen, daß sie sich diesen Leuten mit der Zeit mehr und mehr politisch gewachsen erwiesen haben würden. Sie waren tapfer genug und hatten sich soviel Übung im Kampfe mit ihren Gegnern erworben, daß die Buren nicht mehr nach Kriegen mit ihnen verlangten. Sie hatten sich bereits manchen Strich Landes, der ihnen abgenommen worden war, zurückerobert oder zurückertrotzt, sie nahmen an Wohlstand Jahr für Jahr zu und es war vorauszusehen, daß sie bald genug durch Kauf oder Pacht beträchtliche Strecken Landes zurückerwerben würden. Nun sind aber im letzten Jahre 15000 bis 20000 Goldgräber ins Land eingewandert und haben sich an der östlichen Grenze, aber auch im Centrum des Landes, zwischen Heidelberg und Pretoria, niedergelassen. Wir müssen gestehen, daß uns diese Mehrung der weißen Bevölkerung mit Sorge für die Zukunft unserer Bassuto erfüllt. Abgesehen von den Gefahren, welche die Berührung mit europäischer Kultur und der zu häufige Verkehr mit Europäern den Gemeinden bringt, so müssen wir beachten, daß der ganze Fortbestand des Volkes selbst durch das Vordringen der Weißen in Frage gestellt werden kann. Wir glauben nicht, daß es zu Ausrottungskriegen kommen wird, oder daß europäische Laster so unter den Eingeborenen um sich greifen werden, daß sie aussterben müssen, aber es ist anzunehmen, daß die Bassuto durch die Weißen, denen jetzt wieder große Kapitalien zur Verfügung stehen, aus vielen Gegenden werden weichen müssen, in denen sie jetzt unbehelligt wohnen, zunächst aus solchen Gebieten, wo sich reichere Goldadern finden, dann aber auch aus den fruchtbareren Gebieten. Die Missionare werden ihr Augenmerk mit allem Ernst darauf richten müssen, dem Volk so viele Lokationen als möglich zu erhalten, in denen es ungestört leben kann.

Für die Mission in Südafrika nicht nur, sondern für die Mission in ganz Afrika wird es von hoher Bedeutung sein, ob unsere Stämme sich gedeihlich fortentwickeln oder nicht. Es ruht in ihnen eine ganz be-

deutende Missionskraft, denn sie sind nicht nur in Beziehung auf äußere Kultur entwicklungsfähiger als sehr viele andere Stämme Afrikas, sondern sie sind auch lern- und lehrbegierig in besonderem Maße. Sie lernen außerordentlich leicht lesen und schreiben, bewältigen auch religiösen Stoff leicht genug. Das alles befähigt sie, andere zu lehren. Auf die Lehrlust, die vielen Leuten des Volkes innewohnt, ist die schnelle Ausbreitung des Evangeliums unter ihm zurückzuführen, und diese eigentümliche Begabung giebt den christlichen Bassuto schon jetzt einen Einfluß, der weit über die Grenzen ihres eigenen Landes hinausreicht. Schon in der Kapkolonie findet man unter den Helfern der Missionare und unter den Vorstehern von Gemeinden viele Bassuto. Von dem Süd-Bassutolande aus sind eingeborene Gehilfen nach Nord-Transvaal gekommen und sind durchs Banyaeland nach dem Sambese gezogen, wo sie eine eigene Mission errichtet haben. Leute aus Nord-Transvaal zogen neuerdings lehrend und predigend über den Limpopo, und West-Betschuanen, welche mit ihren Wagen durch die Kalihari nach dem Hererolande kommen, um Handel zu treiben, nehmen dorthin ihre Bücher mit und missionieren in ihrer Weise. Diese missionierende Kraft, welche den Bassuto eigen ist, ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil weiter nach Norden viele Stämme wohnen, welche ihnen näher oder ferner verwandt sind. Diesseits des Sambese treffen wir die Banyae oder Maschona, am Sambese sogar ausgewanderte Bassuto, die Makololo, am Nyassasee die Marawi, und es ist höchst wahrscheinlich, daß bis zu den Galla hinauf, also auch in dem deutschen Schutzgebiet, sich bassutoähnliche Stämme finden, den Sitten nach sind die Wanika z. B. ihnen nah verwandt. Wenn die Bassuto Südafrikas aber eine Missionskraft bleiben oder immer mehr werden sollen, so werden wir vornehmlich auf zwei Punkte unser Augenmerk richten müssen. Zunächst darauf, daß unsere Gemeinden nicht nur äußerlich wachsen, sondern auch innerlich zunehmen an wirklichem christlichem Leben und an Glaubenskraft, daß das Feuer der Liebe immer wieder unter ihnen angefacht werde, denn wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Wir werden deshalb für sorgsame Pflege dessen sorgen müssen, was Gott uns gegeben hat, und zwar für ausreichende Pflege durch europäische Missionare. Man hat es in Deutschland manchmal tadeln wollen, daß die Missionare unserer Tage zu wenig dem apostolischen Vorbilde folgten, welches Paulus gegeben hat, d. h. zu wenig von Ort zu Ort zögen und sich zu bald als Pfarrer festsetzten. Das Pfarramt an eingeborenen Gemeinden sollte man Eingeborenen übertragen, die Missionare sollten weiterziehen. Die bei uns herrschende

Praxis hat aber ihren guten Grund. Das Evangelium breitet sich schnell unter den Bassuto aus, wie wir gesehen haben, aber mit den Missionaren dringt gleichzeitig die europäische Kolonisation vor und zieht die Eingeborenen in den Strudel einer ganz neuen Entwicklung hinein. In dieser Krisis können die Gemeinden des Beirats und des Schutzes europäischer Missionare nicht entraten, nur diese kennen die Gefahren, welche die falsche Civilisation dem Volke bringt und können ihnen mit Erfolg entgegenwirken. Also treue, fortgesetzte Pflege des Gewordenen durch europäische Kräfte ist notwendig; um aber die nötige Pflege fortdauernd der Gesamtheit des christlichen Teils des Volks zu teil werden zu lassen, muß eine große Zahl eingeborener Gehilfen, ordinierter und nicht ordinierter, den Missionaren zur Seite treten. Wir erhoffen ja eine Bekehrung des ganzen Volkes; wir können also nicht wünschen und erwarten, daß alle Christen auf wenige Missionsstationen zusammenziehen und dort zusammenwohnen, sie müssen überall im Lande zerstreut wohnen bleiben, müssen aber deshalb überall Gelegenheit haben, Gottes Wort zu hören, die h. Sakramente zu empfangen, die Kinder in die Schule zu schicken und müssen überall unter der nötigen Aufsicht stehen. Diese Arbeit muß an kleineren Häuflein durch Eingeborene unter der Aufsicht europäischer Missionare verrichtet werden.

Weiter werden wir nicht vergessen dürfen, daß der Missionstrieb gepflegt sein will. Solche, welche das Wort Gottes ausbreiten wollen, müssen ermutigt werden, ihrem Drange zu folgen. Wenn aber die christlichen Bassuto ein Salz für die weiter im Innern wohnenden Heidenstämme werden sollen, so wird auch das zu beachten sein, daß sie nur dann die ihnen verwandten Heiden wirkungsvoll werden beeinflussen können, wenn sie ihre Nationalität, ihre Sprache und Sitten nicht verlieren, nicht mit europäischen vertauschen, sondern durch das Christentum umwandeln, erneuern und heiligen lassen.

Wir haben einen Blick gethan auf ein fruchtbares Ackerfeld, auf grünende Saat und auf die Ernte, die Gott uns bereits schenkt, von der wir aber Größeres noch erhoffen. Gottes Gnade hat uns dies Arbeitsfeld beschert, im Blick darauf wollen wir das Wort beherzigen: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ Die Netze sind gespannt, der Acker ist gefurcht, die Arbeit ist angefangen, die äußeren Zurüstungen sind beendet, ob aber die rechten Arbeiter kommen werden, davon hängt nach unserem Ermessen die Zukunft dieses Werkes ab. Transvaal zehrt an der Kraft unserer Arbeiter. Von den acht ältesten, am frühesten dort eingetretenen Missionaren steht nur

noch einer, der Superintendent Knothe, in jenem Lande in der Arbeit. Gott schenke die rechten Arbeiter und erfülle die heimische Gemeinde mit dem Gebets- und Opfergeist, der sie willig und tüchtig macht, der Gesellschaft die Hände zu stärken, daß sie die Bassutomission mit Nachdruck fortsetzen kann. Durch die Bassutomission vorwärts in Afrika! muß die Parole sein, denn wenn wir die Zeichen der Zeit recht deuten, so dürfen wir sagen:

„Afrikas Stunde ist gekommen!"

Einschränkende Bemerkungen zu dem Artikel über die hauptsächlichsten Hindernisse des Evangeliums unter den Bassuto.[1])

Das Referat über die Artikel von Duvoisin, betreffend „die hauptsächlichsten Hindernisse des Evangeliums unter den Bassuto" (S. 204 ff. dieser Zeitschrift) veranlaßt den Schreiber dieses, einen alten Berliner Missionar, zu folgenden Bemerkungen:

Ad I. Es ist nicht richtig, zu behaupten, die Bassuto hätten kein göttliches Wesen und besäßen in ihrer Sprache keinen Ausdruck dafür. Sie reden in der That von einem höchsten Wesen, Molimo, auch abgesehen von der Verehrung der Verstorbenen (besonders der Häuptlinge), welche sie ebenfalls Balimo nennen.

Ad II. Es ist zu viel gesagt, daß der Mossuto „selten das Evangelium im Glauben als die eine köstliche Perle ergreife, die man um jeden Preis gewinnen muß." Wir Berliner Missionare haben unter den Bassuto bessere Erfahrungen gemacht. Auch muß der Satz bestritten werden, daß bei den Bekehrungen der Bassuto immer das Gefühl im Spiele sei, weniger das Gewissen. Dies gilt vielleicht bei methodistischer oder ihr verwandter Art, auf Bekehrung zu wirken. Ich weiß nichts davon, daß bei unsern Bassuto Weinen und Schluchzen der vom Evangelium Ergriffenen als Erkennungszeichen der Bekehrung gegolten hätte.

Daß die nachhaltige Wirkung der Predigt ausbleibe, ist nach den Erfahrungen, welche wir Berliner Missionare unter den Bassuto gemacht, wieder zu viel gesagt. Und daß der Boden nicht vorbereitet wäre, darf bei den reichen Erfolgen, die das Evangelium unter den Bassuto aufzuweisen hat, auch nicht gesagt werden.

Ad III. „Christliche Erfahrung findet man selten bei ihnen." Wieder ein Satz, der beanstandet werden muß, da wir Besseres von den Bassutochristen wissen.

[1]) Die hier zur Sprache gebrachte Differenz wird sich dadurch wesentlich verringern, daß die Pariser M.-G. nicht unter denselben Bassutostämmen arbeitet wie die Berliner. Unter den südlichen Bassuto, welche das Arbeitsgebiet der ersteren bilden, liegen die Verhältnisse thatsächlich anders als unter den nördlichen. — Übrigens vergl. den voranstehenden Artikel von Merensky. D. H.

Dem Extrem der Kasuistik gegenüber verfällt Duvoisin in das andere Extrem, indem er die Gemeinden von allen Vorbeugeverordnungen, die nur zeitlichen Wert haben, befreit wissen will, damit kein anderes Gebot mehr unter ihnen herrsche, als Gottes Wort. Wie aber, wenn dergleichen Verordnungen gerade ein Ausfluß der Herrschaft von Gottes Wort sind und diese Herrschaft befördern und zur Geltung bringen? In dieser Welt, wo auch bei den Geförderten das Fleisch stets noch wider den Geist gelüstet, kann man des Gesetzes nicht entraten. Übrigens, warum soll man, wo man Macht und Recht dazu hat, nicht das Schädliche verbieten? Ja, wo diese Macht und dieses Recht vorhanden, da ist geradezu die Pflicht gegeben, es zu thun, und die Nichtuntersagung des Schädlichen wäre Pflichtversäumnis.

Ad IV. Daß die Bassutochristen schwer von den heidnischen Gebräuchen lassen, ist, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, wiederum nicht zutreffend. Ich habe im Gegenteil mitunter sogar zu große Ängstlichkeit bezüglich der Beibehaltung von Dingen wahrgenommen, die zu den Adiaphora gehören.

Wenn Duvoisin statt „bezaubert" lieber „vergiftet" und statt „Hexe" lieber „Giftmischerin" gesagt hätte, dann würde der Vorwurf des Aberglaubens an Zauberei in dem von D. erzählten Falle vielleicht schwinden. Denn das betr. Verb, welches D. nur im Sinne von „verhexen" zu nehmen scheint, bedeutet auch „vergiften", und zwar scheint mir dies die eigentliche Bedeutung des Wortes (lôĕa) zu sein.

Ad V. Daß die Bassuto nicht begreifen, wie man etwas anderes wollen kann, als was man liebt, hängt damit zusammen, daß „wollen" und „lieben" bei ihnen ein Begriff (rata) ist.

Ad VI. Daß es kein Vorwurf sein soll, wenn jemand zu einem andern sagt: „Du bist ein Lügner," erscheint mir als Übertreibung. Wozu sagt man denn überhaupt: „Du lügst!" oder: „Du bist ein Lügner!" wenn dies nicht ein Vorwurf sein soll? Allerdings ist derselbe nicht so groß und beleidigend, wie: „Du bist ein Giftmischer" (molóï); aber eine „Schmeichelei" soll es gewiß nicht sein.

Duvoisin muß sehr üble Erfahrungen gemacht haben, wenn er behauptet, daß die Bassutochristen noch sehr unter der Herrschaft der Lüge stehen. Ich habe in Transvaal das Gegenteil beobachtet.

Ad VII. „Übertreibungen" giebt es in allen Sprachen; sogar die Schrift bedient sich derselben, z. B. ganz Jerusalem und das jüdische Land ging hinaus zu Johannes dem Täufer. Wenn dergleichen „Entwertung (?) der Sprache" so streng genommen würde, dann müßte sie auch bei der Bibel getadelt werden.

Die „heilige Scheu, von den Geheimnissen des Glaubens zu reden", ist oft sehr unheilig. Solcher gegenüber ist es gewiß besser, nach dem Takte eines Passionsliedes zu hacken. Es kann dies ohne Profanation geschehen. Lieber doch nach dem Takte eines Passionsliedes arbeiten, als nach dem eines heidnischen, unzüchtigen Gassenhauers! Übrigens habe ich in Transvaal dergleichen Gebrauch von Passionsliedern nicht beobachtet.

Was betreffs der Aussprache Bekehrter über ihren inneren Seelenzustand gesagt ist, zeigt übrigens, daß es nicht gut ist, die Leute direkt zum Aussprechen ihres Inneren zu veranlassen. Wo es aus eigenem Antriebe ge-

schieht, um Zuspruch zu suchen, gut! Ich habe dergleichen Aussprachen nie befördert, wie ich auch für die obligatorischen Beichtgespräche mich nie habe erwärmen können.

Ad VIII. Sklaverei und Polygamie liegen doch nicht so auf einer Linie, daß man die Methode, welche die Apostel der ersteren gegenüber beobachteten, ohne weiteres auf die letztere übertragen dürfte. Ob lutherisch, ob reformiert: man muß, wenn man ein Christ werden will, alles specifisch Widerchristliche unbedingt aufgeben, und dazu gehört die Polygamie. Die Berufung auf die Toleranz unter dem Alten Bunde ist für den Neuen Bund nicht statthaft; vergl. Matth. 19, 3—9; auch Apstg. 17, 30. Mit solcher Toleranz bekehrt man keine Seele. Die Toleranzfälle, welche ich beobachtet, haben klägliche Früchte gezeitigt. Das Reich Gottes wird nie dadurch gebaut, daß man den schmalen Weg und die enge Pforte weit macht. Erfolge der Toleranz gegen die Polygamie (wie auch gegen die Kaste in Indien) erweisen sich schließlich als Scheinerfolge. K. Endemann.

Die Indianermission der Church Miss. Soc. in Britisch-Nordamerika.

Von C. Busse.

I. Einiges über Land und Leute.

Groß, kalt, einsam, das sind die Prädikate dieses Missionsfeldes. Das ungeheure Gebiet, welches jetzt den Namen Dominion of Canada trägt, umfaßt einen Flächenraum von über 8 Millionen Quadratkilometer oder 150000 Quadratmeilen. Wer vom Roten Flusse (Red River), dem Quellort der englisch-kirchlichen Missionsunternehmungen nach der Mündung des Mackenzieflusses reisen will, hat in gerader Linie eine Strecke zurückzulegen, die derjenigen von London nach Mekka gleichkommt, während die Entfernung zwischen Metlakatla am Stillen Ocean und der Brüderstation Hoffenthal an der Labradorküste nicht geringer ist als die zwischen Berlin und Sansibar. Die am 28. Juni 1886 eröffnete Canadian-Pacific-Eisenbahn, die von Halifax über Quebek, Montreal, Ottawa, Winnipeg, den Oberlauf des Süd-Saskatschewan bis zur Mündung des Fraserflusses in Britisch-Kolumbia führt, hat eine Länge von etwa 600 deutschen Meilen. Das Arbeitsfeld der Ch. M. S. erstreckt sich freilich nur auf das ehemalige Herrschaftsgebiet der Hudsonsbai-Kompanie, d. i. Rupertsland,[1])

[1]) Rupertsland im engeren Sinne, mit welchem Namen die Länder um die Hudsonsbai herum bezeichnet werden, gehört politisch zum Nordwestterritorium, worunter man alles Gebiet im Nordwesten vom eigentlichen Kanada, außer der kleinen Centralprovinz Manitoba und Britisch-Kolumbia, versteht.

Manitoba, Nordwestterritorium und Britisch-Kolumbia, welche 1870 und 1871 der Dominion of Canada beitraten; es umfaßt aber auch so noch ein Gebiet von 130000 Quadratmeilen. Im Osten grenzt dies Arbeitsfeld an Labrador, im Süden an Unter- und Oberkanada und die Vereinigten Staaten (49° n. Br.), im Westen an den Stillen Ocean und Alaska, im Norden an das Eismeer.

Das Felsengebirge, dessen Ausläufer bis an das Eismeer reichen, teilt diese Ländermasse in einen kleineren westlichen gebirgigen Teil, dessen Küste, durch zahlreiche Fjorde zerrissen, der norwegischen gleicht, und einen größeren östlichen, der eine fast ununterbrochene, mit unabsehbaren Prärien und ausgedehnten Wäldern bedeckte, von zahllosen Gewässern durchzogene Ebene, die arktische Seenplatte, bildet. Da abgesehen von der durch den südlichen Teil des Landes laufenden Eisenbahn keine Fahrwege von irgend welcher Bedeutung vorhanden sind, so bilden diese Gewässer die Hauptverkehrsstraßen. Eine Menge großer und tausende kleiner Seen sind durch Flüsse und mächtige Ströme miteinander verbunden. Oft hängt ein Stromsystem durch natürliche Wasserstraßen mit einem andern zusammen, wie dasjenige des großen Mackenzieflusses mit dem Churchillflusse und durch diesen mit der Hudsonsbai; und wo das nicht der Fall ist, liegen doch die Quellen der Flüsse oft so nahe in schiffbarer Stärke bei einander, daß die Fahrzeuge über die Wasserscheide getragen werden können. Unter diesen **Tragplätzen** (portage), welche, ebenso wie die häufigen Stromschnellen, die Bootreise oft mehrmals an einem Tage unterbrechen, ist der wichtigste Portage la Loche, etwa unter dem 110° w. L. v. Gr. und 57° n. Br.; denn dieser Tragplatz bildet die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiet des Mackenzie, zu welchem der Athabaska-, der Große Sklaven- und der Große Bärensee gehören, und den nach Süden und Westen fließenden Gewässern, die ihren Abfluß teils direkt, teils, wie der Saskatschewan, durch den Winnigegsee nach der Hudsonsbai finden.

Trotz der ungeheuren Ausdehnung des Landes herrscht in den Gebieten zwischen Felsengebirge und Hudsonsbai eine bemerkenswerte Gleichförmigkeit des **Klimas**. Auf einen langen strengen Winter folgt ein kurzer heißer Sommer. Selbst in den südlichen Gegenden bricht das Eis der Ströme und Seen oft erst Ende April oder Anfang Mai; und die **Kälte** ist zuweilen so groß, daß nicht bloß das Quecksilber, sondern auch der Schwefeläther gefriert. Am Roten Flusse unter dem 50. Breitengrade stand z. B. im Jahre 1855 das Thermometer 3 Wochen lang auf und unter —40° F. (= —40° C. = —32° R.). Aus der Station Stanley am Englischen Flusse (Missinippi) unter dem 55. Breitengrade

berichtet Missionar Hunt: „Sogar in der Kammer, wo wir und unsere Kinder schlafen, hatten wir beim Aufstehen — 29° (— 27° R.), im Wohnzimmer bei stark geheiztem Ofen auf dem Frühstückstische — 25°, und beim Mittagsessen gefror das Wasser in den Gläsern so schnell, daß wir, um trinken zu können, jedesmal das Eis zerbrechen mußten.“ Indessen macht die Reinheit der Atmosphäre, die durch keinen Nebel getrübt wird, die Kälte weniger fühlbar, während aus gleichem Grunde die Sommerhitze, die am Roten Flusse auf 30° R. steigen kann, nichts Schwüles und Drückendes hat, und Gewitter höchst selten sind. Die unangenehmste Jahreszeit ist der Frühling, wenn die kolossalen Schneemassen schmelzen und grundloser Schmutz herrscht; Sonnenhitze und Wind trocknen aber bald den Erdboden, Gras und Blumen sprießen eilig auf und die Früchte entwickeln sich schnell. Der kurze, aber heiße Sommer ist dem Ackerbau, der mit der fortschreitenden Civilisation in den südlicheren Ebenen immer mehr in Aufnahme kommt, sehr günstig; die Weizensorten der Manitoba- und Saskatschewanfelder stehen den besten Sorten der Vereinigten Staaten nicht nach.[1]) Je weiter man freilich nach Norden kommt, desto mehr nimmt naturgemäß die Kulturfähigkeit des Bodens ab; die üppigen Nadelwälder (Weimutskiefer), die Eichen, Ulmen, Buchen, Birken, Cedern verschwinden, und auf den barren grounds der nördlichsten Zone findet man im Sommer nur noch Moose und Flechten, etliche Gräser und Kräuter, auch wohl Beerensträucher. Bei Fort Norman am Mackenzie (65° n. Br.) hat man noch Gerstenernten gehabt, doch wohl nur in geschützten Flußthälern. — Der kanadische Herbst ist über die Maßen köstlich und wird als die „Königin der Jahreszeiten“ gepriesen.

Diese unermeßlichen Länderstrecken bilden, soweit sie nicht von der Kultur besetzt sind, noch heute die Jagdgründe des „roten“ Mannes. Man hat berechnet, daß das ganze Dominium von Kanada etwa 40 Millionen Einwohner ertragen könne. Die heutige Bevölkerungszahl stellt sich jedoch erst auf wenig mehr als 1/10 dieser Summe, nach dem Census von 1881 auf 4350000. Davon entfallen jedoch auf die ehemaligen Hudsonsbaikompanie-Länder, das hier in betracht kommende Missionsgebiet, nur 210000, wobei das sog. Nordwestterritorium auf 100000

[1]) Demgegenüber wird freilich anderweitig behauptet, daß für den Landwirt die Aussichten in Manitoba und Assiniboia (westlich davon) nicht lockend seien. Der Weizen werde vielfach vom Reiffrost geschädigt, Gerste und Hafer seien schwer verkäuflich, die Getreidekörner seien kleiner und der Ertrag geringer, als in Deutschland. Für Viehzucht sei indessen das Land ausgezeichnet. (Deutsche Kolonialzeitung, 1887, 64.)

Einwohner veranschlagt wird. Die Zahl der Indianer im Dominium belief sich nach dem Regierungscensus im Jahre 1871 auf 81136, 1878 auf 103367, 1881 auf 105690 und 1883 auf 110505. Von diesen 110000 Indianern kommen nur 75000 auf unser Missionsfeld, und zwar 35000 auf Britisch-Kolumbia im Westen der Felsengebirge, die übrigen 40000 auf die Gebiete im Osten derselben. Und diese Handvoll Indianer sind in kleinen Haufen über ein Land verteilt, das Deutschland dreizehnmal an Flächeninhalt übertrifft! Fürwahr, ein einsames Land!

Eine Linie, welche vom Oberlaufe des Athabaskaflusses über Portage la Loche und dann den Englischen (Missinippi) und Churchillfluß entlang bis zu dessen Mündung in der Hudsonsbai läuft, ist etwa die Grenze zwischen den beiden Hauptfamilien der Indianer, die östlich vom Felsengebirge wohnen, den Chipewyans oder Tinné, welche nördlich von dieser Linie, und den Crees (Krihs), welche südlich davon sich finden. Verwandt mit den Crees sind die Saulteaux (Sotos) südlich vom Winnipeg- und Manitobasee und die Odschibways oder Chippeways (nicht mit den Chipewyans zu verwechseln), welche an den Nordufern des Lake Superior zu treffen sind. Die um die Hudsonsbai herum, westlich bis zum Churchillflusse, östlich bis zum East-Mainflusse hausenden Eingeborenen werden Swampy-Crees (Sumpf-Cr.) genannt. Crees, Saulteaux und Odschibways gehören zu der großen Algonkingruppe. In den Saskatschewanebenen finden sich, außer einzelnen Creescharen, Stämme der Dakotafamilie, die Schwarzfüße (wegen ihrer schwarzen Mokassins), die Assiniboines und Sioux, welche letztere die Erbfeinde der Crees sind. — Nördlich vom Missinippi bis zur Mündung des Mackenzieflusses wohnen die Chipewyans (oder Athabasken), welche sich selbst Tinné oder D'tinné nennen und eine vom Cree völlig verschiedene Sprache reden. Zu dieser Familie gehören die Biber-, Sklaven-, Hundsrippen- und Hasen-Indianer. Ein Zweig dieser großen Tinné-Familie sind wahrscheinlich auch die Kutschin- oder Loucheux-Indianer, die sich selbst Tukuth nennen. Diese leben westlich vom unteren Mackenzie jenseit der Felsengebirge am großen Youkon und dessen Nebenflüssen, also diesseits und jenseits der Alaskagrenze. Ethnographisch verschieden von den bisher genannten Indianervölkern sind diejenigen in Britisch-Kolumbia, von welchen hier die Tsimschier am Skeena- und Naas-Flusse und die Haidahs auf den Königin Charlotte Inseln zu nennen sind. Die Küsten des Eismeeres und die nördlichen Ufer der Hudsonsbai sind spärlich mit Eskimos besetzt.

Der Indianer in seinem Naturzustande entspricht sehr wenig den

idealisierenden Schilderungen, die noch heute so viel gelesen werden. Der Seumesche „Kanadier" ist durch die Beobachtungen der Ethnographen und Missionare längst widerlegt worden.[1]) Das erbärmlichste Leben des civilisierten Mannes ist immer noch besser, als das beste des unkultivierten Wilden. Wir müssen die allgemeine Ethnographie des „roten", richtiger braunen Mannes als bekannt voraussetzen und uns Raumes halber darauf beschränken, einzelne charakteristische Züge im religiösen und socialen Leben des nordischen Indianers hervorzuheben.

Die Verehrung des Großen Geistes (Manito), der die Welt geschaffen hat, tritt völlig zurück gegen die Furcht vor dem bösen Geiste und den zahllosen untergeordneten Geistern, von denen das ganze Volk tyrannisiert, und in deren Knechtschaft es von den Zauberern oder Medizin-Männern erhalten wird. Im Thal des Qu' Appelleflusses fand Professor Hind (Narrative of the Canadian Exploring Expedition) häufig an Baumzweigen aufgehängte Zeugstücke, Perlenschnüre, Büffelhautfetzen, Bärenzähne und andere Dinge als Opfer für die Geister. „Diese Sitte," sagt er, „findet sich überall in den Ebenen des Winnipeg- und Manitobasees, wo das Geklapper des Zauberers und die Medizin-Trommel oft zu hören ist. Ein Medizin-Mann, der wegen seiner kräftigen Zaubermittel berühmt ist, übt oft einen sehr nachteiligen Einfluß auf eine ganze Bande aus, indem er sie vom Besuchen bestimmter Jagdgründe durch Geisterfurcht abschreckt. Die Höhlungen der Kalkfelsen an den Ufern jener Seen glauben sie von bösen Geistern bewohnt, und wenn sie in die Nähe solcher Geisterwohnungen kommen, legen sie entweder eine Opfergabe ans Gestade, oder sie halten sich in möglichst großer Entfernung von denselben. Ein Indianer fing an der Mündung des Qu' Appelleflusses einen großen ihm unbekannten Fisch und erklärte sofort, es sei ein Manito, setzte ihn wieder ins Wasser und opferte fünf wertvolle Hunde, um den Zorn der vermeintlichen Gottheit zu besänftigen."

Im Frühling und Herbst versammeln sich die Indianer, um ihre Medizin-Feste zu feiern. Ein großes Zelt wird errichtet, vier bemalte Pfähle repräsentieren den Manito, den sie während der Feierlichkeit anrufen. Menschliche Gesichtszüge werden roh an jedem Pfahle eingeschnitten; Backen, Nase und Augenbrauen mit roter und grüner Farbe beschmiert, der Kopf mit Federn und Lederstreifen dekoriert; ein wunderlich bemalter Mantel von Elenntier- oder Büffelfell vollendet die Toilette, und diese Figuren flößen dem Wilden die höchste Ehrfurcht ein. Die ganze

[1]) Vgl. den Vortrag D. Grundemanns in dieser Ztschr. 1876, Beibl. 49: „Der Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte."

Versammlung springt auf den wilden Gesang und das eintönige Getrommel der Beschwörer herbei und umtanzt diese Götzenbilder unter Lobpreis der Geister. Diese Ceremonien dauern mehrere Tage, und das Schmausen und Tanzen wird während der Nacht fortgesetzt. Sind die Festlichkeiten vorbei, so entledigt man die Pfähle ihrer phantastischen Dekorationen, und die Indianer glauben nun zu ihren Jagdzügen wohl ausgerüstet zu sein.

Die Wald- und Prärie-Indianer haben die Gewohnheit, ihre Haut mit verschiedenen Farben zu bemalen. Männer auf dem Kriegspfade malen oft die Figur einer Hand über den Mund, wie sie beim Ausstoßen des Kriegsrufs gehalten wird, zum Zeichen, daß sie auf der Verfolgung ihrer Feinde sind. Die Odschibways lieben rot, die Crees der Ebene ziehen weiß, grün und blau vor. Die letzteren schmücken sich auch vermittelst Tatuierung mit der Figur desjenigen Vogels oder Vierfüßlers, der als Totem der betreffenden Bande verehrt wird und gleichsam das Familienwappen bildet.

Bei Krankheiten ist der Indianer in sehr übler Lage; er nimmt dann Zuflucht zum Medizin-Mann, dessen lärmende Zaubergesänge und Beschwörungen einen wohlthätigen Einfluß ausüben sollen, obwohl sie eher das Gegenteil bewirken. Auch bei Gewittern wird dessen Hilfe in Anspruch genommen und erwartet, daß er den Großen Vogel anrufe, durch dessen Flügelschlag der Donner, und durch dessen Augenblinzeln der Blitzstrahl hervorgebracht wird.

Wie bei allen Naturvölkern das Weib, so ist auch die Squaw des Indianers eine tiefverachtete Sklavin, welche die härteste Arbeit thun muß, während der Mann müßig zusieht, seine Pfeife raucht oder der Jagd obliegt. Von den Tukuth-Indianern sagt Missionar Kirkby: „Die Weiber sind unansehnlicher und weniger zahlreich als die Männer. Ersteres ist wahrscheinlich die Folge der harten Behandlung, die sie erfahren, und der schweren Arbeit, die sie verrichten; letzteres hat vorwiegend seinen Grund in der nur allzusehr verbreiteten Sitte des Mädchenmordes. Manche arme Mutter versicherte mir, sie habe ihr Kind getötet, um es vor dem Elend zu bewahren, das sie selbst erduldet habe.“

Polygamie herrscht auch unter den Indianern. Besonders von dem Tukuth-Indianer erzählt derselbe Kirkby: „Er vermehrt die Zahl seiner Weiber gerade so wie der Farmer die seiner Lasttiere. Je mehr Weiber er hat, desto mehr Büffelfleisch kann herangeschleppt, desto mehr Holz kann gefällt, desto mehr Lasten können getragen werden. Daher hat ein Indianer oft vier oder fünf Weiber zu gleicher Zeit. Die Folgen davon

kann man sich leicht vorstellen: Unzufriedenheit, Eifersucht, Streit und Mord. Hochzeitsceremonien oder Bewerbungen um die Gunst des begehrten Weibes finden nicht statt, nur die Einwilligung der Mutter ist in allen Fällen erforderlich. Weder der Vater noch die Brüder haben eine Stimme bei dem Geschäft und können ruhig dabeisitzen und zusehen, wie Tochter oder Schwester von streitenden Rivalen in Stücke gerissen wird, ohne daß sie sich ins Mittel legen. (?) Das würde schwächlich und unmännlich sein."

In betreff seiner Nahrung, Kleidung und Wohnung ist der nordische Indianer, besonders der noch nicht seßhaft gewordene, in hohem Maße von der Tierwelt seines Landes abhängig. Während der Büffel (Bison americanus) in den Vereinigten Staaten, wo noch in neuerer Zeit Emigrantenzüge stundenlang durch Büffelherden aufgehalten, wo die Kansas-Pacific-Bahn häufig durch solche Herden gestoppt wurde, jetzt zu verhältnismäßig kleinen Beständen zusammengeschmolzen ist, sind die südlichen Prärien von Britisch-Nordamerika noch immer der Tummelplatz für Hunderttausende von Büffeln, obwohl die wilde Jagd, die auf ihre Zungen und Felle (oder Roben, wie die Pelzhändler sagen) gemacht wird, auch hier mächtig unter ihnen aufräumt. Außerdem sind aus der Familie der Wiederkäuer besonders zahlreich Wapiti und Antilope vertreten. In den fluß- und seenreichen Waldregionen findet sich ein unermeßlicher Reichtum an Pelztieren, unter denen freilich die Biber, wegen der schonungslosen Verfolgung, bedeutend an Zahl abgenommen haben. Außer dem Biber, dessen Wert jetzt nur noch im äußersten Nordwesten und zum Teil in Britisch-Kolumbia als Grundlage für den Tauschtarif gilt, werden in diesem Eldorado des Pelzjägers alljährlich unglaubliche Mengen von Bisamratten, Füchsen, Bären, Luchsen, Waschbären, Nerzen, Stinktieren (Skunks), Zobeln, See- und Fischottern und andern Pelztieren erlegt. Auf den barren grounds zwischen Mackenziefluß und Hudsonsbai sind Elen, Renntier und Moschusochse die Hauptvertreter der Tierwelt. Wie die Wälder und Prärien von Wild, so wimmeln Seen und Flüsse von Wasser- und Sumpfvögeln und von kostbaren Fischen.

Man sollte meinen, in einem Lande, dessen Tierwelt so viel Wildpret zur Nahrung, so viel Felle und Pelze zur Kleidung und Zeltwohnung, und dessen Wälder so viel Bau- und Brennholz liefern, würde der Eingeborene, selbst wo er freiwillig oder notgedrungen auf Ackerbau und Viehzucht verzichtete, ein vergleichungsweise behagliches und gesundes Leben führen können. Aber der Indianer ist ein Kind des Augenblicks, der ihn so beherrscht, daß keinerlei Rücksicht auf das Zukünftige in ihm aufkommt. In seiner Sorglosigkeit und Fahrlässigkeit trifft er weder für den Winter,

noch für Krankheiten, noch für die Bedürfnisse einer wachsenden Familie, noch für das Alter Vorkehrungen; infolgedessen geht er meist schon in der Hälfte seiner Tage zu Grunde. Krankheit, Kälte und Hunger raffen die meisten schon in der Kindheit dahin; die wenigen, welche übrig bleiben, sind aus denselben Gründen so wenig widerstandsfähig, daß sie mit 40 Jahren als alte Leute erscheinen, ohne Thatkraft und Unternehmungslust und unfähig, etwas Tüchtiges für sich und ihre Familien zu leisten, außer wo die bittre Not sie treibt. Selbst wenn der Indianer das Christentum und, soweit es seine Fähigkeiten zulassen, die Lebensweise des civilisierten Mannes angenommen hat, so bringt seine Fahrlässigkeit dennoch oft mehr Not und Verlegenheit über ihn, als sie der weiße Mann in gleicher Lage zu erdulden hat. Er kultiviert seinen Acker unvollkommen, läßt den richtigen Zeitpunkt für Säen und Pflanzen verstreichen, versorgt sich zu wenig mit Viehfutter für den Winter. Kommt Mißwachs oder Frost, so schädigt es ihn doppelt schwer; bricht ein hungriger Wolf unter sein Vieh, so hat er leichteres Spiel, weil es meist schlecht genährt und schwach ist; treten Viehseuchen auf, so leidet des Indianers Bestand am meisten, aus demselben Grunde.

Hat diese Charaktereigentümlichkeit des Indianers schon für sich allein die Folge, daß seine Rasse nicht nur nicht sich vermehrt, sondern im Abnehmen begriffen ist, so wird dieser Prozeß durch die Berührung mit der europäischen Kultur überall da beschleunigt, wo das Christentum nicht als Kulturvermittler aufgetreten ist. Denn die Sache liegt keineswegs so, daß die Berührung mit der Civilisation den Indianer in jedem Falle tötet. Wenn auch jene Angabe des kanadischen Regierungscensus (s. o.), nach welcher ein verhältnismäßig sehr starkes Wachstum der Indianerbevölkerung zu konstatieren wäre (in 10 Jahren um 30 Procent), schwerlich den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen, sondern aus dem Umstande zu erklären sein dürfte, daß die Schwierigkeiten, welche einer richtigen Zählung der wandernden Stämme entgegenstehen, sich in dem Maße verringern, als die Indianer den civilisatorischen Einflüssen zugänglich werden; so geht doch auch aus den Missionsberichten die erfreuliche Thatsache hervor, daß im Britischen Amerika jetzt ein allmähliches Wachstum der eingeborenen Rasse stattfindet, wenigstens in den Gebieten, wo das Christentum das Medium der civilisatorischen Einflüsse gewesen ist und die im Charakter des Indianers liegenden Hindernisse der Entwicklung auf erzieherischem Wege wenigstens annähernd beseitigt hat. Die Missionare, Christi Jünger, sind „das Salz der Erde“.

Lange genug freilich ist dem Indianer die europäische Kultur in mörderischer Gestalt entgegengetreten und für seine Rasse verhängnisvoll gewesen. Dieser Vorwurf richtet sich vor allem gegen die Hudsons-bai-Kompanie, diese Londoner Pelzhandelsgesellschaft, die trotz der Abtretung ihrer Rechtstitel an Kanada, dennoch faktisch über dies unermeßliche Gebiet noch heute solche Macht hat, wie kein König über seine Unterthanen.[1]) Zur Zeit der französischen Herrschaft in Kanada hatten mehrere aufeinander folgende Handelsgesellschaften Alleinrechte für den Export der Pelzwaren, während der Handel im Innern vollkommen in den Händen der kühnen Waldläufer (coureurs du bois) lag, eingewanderter Franzosen und ihrer von indianischen Frauen geborenen Nachkommenschaft, deren Expeditionen sich indessen nicht über den Winnipegsee hinaus erstreckten. Als aber nach Hudsons Entdeckung der nach ihm benannten Bai der Pelzreichtum der Hudsonsbailänder bekannt wurde, bildete sich in England unter Mitwirkung des Prinzen Rupert die Company of Merchant adventurers of England trading into Hudsonsbay und erhielt 1670 von König Karl II. einen Freibrief, in welchem den Teilhabern und deren Nachkommen der Alleinhandel nebst allen Hoheitsrechten in den entdeckten und noch zu entdeckenden Hudsonsbailändern garantiert wurde. In den unwirtlichen Gegenden wurden Forts oder befestigte Faktoreien an den Küsten und Flüssen angelegt, zuerst Rupertshouse, Moose-Faktory und Fort Albany an der Hudsonsbai, dann andere im Innern des Landes, und der Tauschhandel mit den Eingeborenen bereicherte die Unternehmer in ungeahnter Weise. Die glänzenden Geschäfte der Kompanie reizten die Konkurrenz, 1783 erstand ihr eine Rivalin in der „Nordwest-Pelzkompanie", die in Montreal von kanadischen Pelzhändlern gegründet wurde, und 1798 eine zweite, indem mehrere ausgetretene Partner die „Neue Nordwestkompanie" gründeten. Die Konkurrenz artete allmählich in offnen Streit, ja 1814 zum Kriege aus, bis sich schließlich durch Vermittlung der englischen Regierung, die seit 1763 Herrin in Kanada war, die Nordwestkompanie mit der Hudsonsbaikompanie zu einer Gesellschaft unter dem Namen der letzteren vereinigte. Noch zweimal gelang es der vereinigten Gesellschaft, deren Angelegenheiten ein Direktorenhof in London führte, durch britische Parlamentsakte die Bestätigung ihres Monopols zu erhalten. Als aber 1859 dies Privilegium nicht wieder erneuert wurde, ging nach langen Verhandlungen die alte Hudsonsbaikompanie an einen Verein von Kapitalisten über, der

[1]) Int. 1872, 289. Captain Butler, The Great Lone Land.

1869 alle Regierungs- und Eigentumsrechte an die Dominion of Canada gegen Zahlung von 6 Millionen Mark abtrat.

Denn in England wie in Kanada hatte das christliche Gewissen längst gegen die Wirtschaft der alten Hudsonsbaikompanie protestiert und die Regierung auf den Zustand der unter dem Scepter dieser Pelzhändler stehenden Indianer aufmerksam gemacht.

Man denke sich inmitten einer unermeßlichen Wildnis eine Anzahl kleiner Plätze, einen jeden mit einem halben Dutzend Blockhäuser und einer Mannschaft von etwa zwölfen, meist französischen Kanadiern mit einem englischen Agenten an der Spitze, und zwischen diesen einzelnen Punkten einen Zwischenraum mit Wäldern oder Ebenen in der Länge von 20 bis 100 Stunden. Diese zur Betreibung des Pelzhandels errichteten Forts, deren Zahl im Laufe der Jahre auf mehr als 200 anwuchs, waren keineswegs Lichter in der Finsternis. Knüpfte sich schon an die Gründung der verschiedenen Forts vielfach blutiges Unrecht, so war der von hier aus betriebene Verkehr mit den Eingeborenen eine immer fließende Quelle schädlicher Einflüsse auf die letzteren. Die Beamten und Bediensteten der Kompanie, meist junge Wagehälse und Abenteurer ohne alle christliche Grundsätze, sowie auch ohne alle geistliche Pflege, vermittelten den Indianern, die zu bestimmten Zeiten sich mit ihrer Pelzbeute bei den Forts einfanden, nicht nur die europäischen Tauschartikel, Jagdgeräte, Munition und in stets wachsender Menge das Feuerwasser, sondern auch die europäischen Laster und Krankheiten und waren die Väter jenes verwahrlosten Mischvolks, das um die Forts der Kompanie herum aufwuchs und in der Regel mit dem Heidentum der Mütter auch den Unglauben der Väter erbte.

Und was that die Kompanie ihrer durch Parlamentsbeschluß ihr auferlegten Verpflichtung gegenüber, jede Einfuhr von Branntwein in die Niederlassungen der Indianer zu verhindern, und für die Civilisation der letzteren und ihre sittliche und religiöse Hebung gewissenhaft zu sorgen? Die Antwort auf diese Frage geben nicht nur jene bekannten Äußerungen des Majors Semple, des Gouverneurs der Hauptfaktorei York-Fort an der Hudsonsbai, der im Jahre 1815, angesichts der durch die Fehden zwischen den konkurrierenden Pelzkompanien herbeigeführten Verwüstungen, ausruft: „Ich habe die verbrannten Ruinen von Häusern, Scheunen, einer Mühle, einem Fort und geschleiftem Pfahlwerk gesehen, aber nirgends auch nur die kleinste Kirche; ich schäme mich, es zu sagen, daß durch die ganze Weite und Breite des Gebiets der Hudsonsbaikompanie kein Gotteshaus zu finden ist;" — sondern auch die fortgesetzten Klagen der Philanthropen in Eng-

land und Kanada, die in immer energischerer Sprache hervorheben, in welch auffallendem Gegensatze der rasche Fortschritt der Civilisation im Gebiete der Union mit den Hindernissen stehe, welche die Hudsonsbaikompanie einer glücklichen Entwicklung des Gebiets von Rupertsland entgegenstelle.

Während längs des Mississippithales, schreibt 1856 der Londoner Record (Ev. Missions-Magazin 1857, 41 ff.), Straßen und Brücken in Bau begriffen seien, so sei in Rupertsland nicht eine einzige Brücke über den Red River oder über den Assiniboine vorhanden, noch werde irgend etwas gethan, um den Verkehr zu Land oder zu Wasser mit den verschiedenen Seehäfen dieser ausgedehnten Kolonie zu erleichtern. Die starke, immer zunehmende Einfuhr von Branntwein ruiniere den Indianer an Leib und Seele und mache ihn argwöhnisch gegen die Religion des weißen Mannes. Während die Kompanie über eine jährliche Einnahme von 4 Millionen Mark verfüge, werde die Sorge für die religiöse und sittliche Hebung der Eingeborenen nicht nur gänzlich den freiwilligen Anstrengungen der Missionsgesellschaften überlassen, sondern erfahre überdies noch Hinderung und Widerstand vonseiten der Pelzhändler. Habe doch sogar der Oberstatthalter selbst bei Gelegenheit seines jährlichen Besuches in der Red River Kolonie gegen einen Missionar sein starkes Mißfallen darüber geäußert, daß er eine neue Station zu gründen und eine neue Gemeinde von Eingeborenen in einer noch völlig wilden Gegend um sich zu sammeln beabsichtige. Ein Händler habe erklärt, daß die Kompanie die Missionare mit ebenso großer Eifersucht und Feindseligkeit betrachte, als wenn sie eine konkurrierende Pelzhandelsgesellschaft wären; und ein anderer schreibe: „Die Kompanie hat dadurch, daß sie ihr Gebiet dem Christentum geöffnet hat, ihren Handel ruiniert." Der Record hofft, daß die Zeit gekommen sei, wo die britische Regierung keine Sympathie mehr mit irgend einem Handelsverkehr habe, der „ruiniert" wird, sobald ihm das Christentum nahe kommt, und schließt seinen Appell mit folgenden Worten: „Wie beim Opiumhandel in China, so beim Pelzhandel in Rupertsland protestieren wir gegen alles, was uns als christliche Nation entehren müßte. Die christlichen Indianer von Rupertsland rufen den Christen Englands zu: Kommt herüber und helft uns; aber die 240 Aktien-Inhaber der Hudsonsbaikompanie wollen aus einer Brutto-Einnahme von 200000 Pfd. Sterl. nicht weniger als 100000 Pfd. reinen Gewinn haben, und deshalb soll ein Ländergebiet, das an Umfang ganz Europa übertrifft, nichts als Jagdgrund bleiben, damit das Publikum um übermäßige Preise mit Pelzen versehen, und das Heidentum aufrecht er-

halten werde unter einer Bevölkerung von 250000 Einwohnern, die zu den schönsten Exemplaren des Menschengeschlechts gehören!"

In ähnlicher Weise traten u. a. die kanadische Montreal Gazette und die Londoner Aborigines Protection Society für die Rechte der mißhandelten Indianer ein, und nicht zum wenigsten mag es dieser Agitation zu danken sein, daß die alte Hudsonsbaikompanie ihr Monopol verlor, und die Indianer aufhörten, von gewisser Seite als eine Rasse betrachtet zu werden, deren Aussterben nur eine Frage der Zeit sei, und an deren Hebung zu arbeiten sich nicht der Mühe verlohne. Wenigstens geht die offizielle Politik der neuen Gesellschaft und der kanadischen Regierung auf wohlwollende Förderung der Indianer-Interessen, was sich u. a. an der Unterdrückung der Branntweinzufuhr in den Indianerreserven zeigt, während andrerseits den Indianern infolge der von Jahr zu Jahr wachsenden Einwanderung in die Winnipeg- und Saskatschewan-Gebiete neue Gefahren drohen, welche selbst von einer wohlwollenden Regierung nicht allein, sondern nur mit Hilfe der Mission und der besonders in diesen Gebieten allmählich an die Stelle der Mission tretenden Kolonialkirche neutralisiert werden können. Und daß die Indianer der Anstrengung und Liebe der Besten wert sind, haben sie in einer sechzigjährigen Missionsperiode bewiesen.

II.

Vom Red River zum Saskatschewan.

Der Red River (of the North), der einzige Fluß der Union, der dem Hudsonsbai-Gebiete zuströmt, entspringt aus einem See in Minnesota, überschreitet bei Pembina die britische Grenze und empfängt, auf halbem Wege zwischen dieser und seiner Mündung in den Winnipegsee, von Westen her den Assiniboine River, an dessen linkem Ufer nahe beim Zusammenfluß die schnell aufblühende Stadt Winnipeg während der letzten Jahrzehnte entstanden ist.[1] Der Winnipegsee, der an Ausdehnung der Provinz Sachsen gleichkommt, und mit dem die unregelmäßig geformten Seen Winnipegosis und Manitoba in Verbindung stehen, nimmt an seiner Nordwestecke als größten Zufluß den Saskatschewan auf, während er nach Nordosten seine Gewässer durch den Nelsonriver in die Hudsonsbai entsendet. Der Saskatschewan entsteht aus der Vereinigung zweier von den Felsengebirgen kommender und

[1] Nach „Deutsche Kolonialzeitung" 1887, 65 soll neuerdings die Einwohnerzahl von Winnipeg von 30000 auf 20000 zurückgegangen sein. 1880 zählte man erst 10000 Einwohner.

bei Nepowewin zusammenfließender Arme, durchströmt dann den südlichen Teil des Doppelsees bei Cumberlandhouse und kurz vor seiner Mündung den Cedarsee. Die fruchtbaren und gesunden Stromgebiete des Red River, Assiniboine und Saskatschewan haben während der letzten Jahrzehnte in steigendem Maße Einwanderer angezogen, und mögen auch viele der letzteren, wie auf nicht-englischer Seite behauptet wird, enttäuscht wieder wegziehen und in die benachbarten Gebiete der Union übertreten, so wird doch allem Anschein nach, je besser durch die schnell sich vermehrenden Verkehrsmittel für den Absatz der Landesprodukte gesorgt wird, desto glücklicher die Kolonisierung dieser Gebiete fortschreiten.

Der erste Kolonisationsversuch wurde 1811 am Red River gemacht. Lord Selkirk erwarb von der Hudsonsbaikompanie und den Cree- und Saulteaux-Indianern einen großen Landstrich an beiden Ufern des Red River und Assiniboine und siedelte dort eine buntscheckige Gesellschaft von Schotten, Dänen, Norwegern, Iren, französischen Kanadiern und Halbindianern an. Die Mehrzahl der Ansiedler waren protestantische Schotten; aber während die katholischen Kanadier ab und an von Priestern besucht wurden und 1818 in der Bonifaciuskirche (am rechten Ufer des Red River, der Assiniboine-Mündung gegenüber) einen kirchlichen Mittelpunkt erhielten, war für die protestantische Abteilung der Kolonie keinerlei evangelische Unterweisung vorhanden, ein Zustand, der selbst der Hudsonsbaikompanie, wenigstens ihrem Gouverneur daselbst, unerträglich schien. Auf dessen Betrieb setzte sie sich mit der Church Missionary Society in Verbindung und bat um einen Kaplan. Die Missionsgesellschaft wählte den Rev. John West, der zwar zunächst unter den weißen Ansiedlern, aber auch unter den Eingeborenen arbeiten sollte.

West landete Ende August 1820 in York-Faktory an der Hudsonsbai. Damals und noch lange Zeit hernach war die Verbindung mit den Stationen im Innern nur auf diesem Wege zu bewerkstelligen. Die Hudsonsbai gestattet nur einmal im Jahre während der Sommermonate die Einfahrt, so daß die Schiffe selten vor Ende August York-Fort erreichen, wo sie schleunigst die europäische Fracht gegen die Pelzschätze, die jeden Sommer von den Inlandstationen an die Bai geschafft werden, eintauschen müssen, damit das Eis ihnen nicht die Heimkehr abschneide und sie nötige, den ganzen Winter bis zum folgenden August dort zu bleiben. Dieser jährliche Besuch der Schiffe war auch die einzige Gelegenheit, Postsendungen von der Heimat zu erhalten oder dahin abzusenden.[1])

[1]) Nur war den Missionaren noch verwilligt, einmal im Winter ein kleines Paket mit den amtlichen Depeschen über Kanada gehen zu lassen.

Sofort nach seiner Ankunft in York-Fort trat West seine Reise in einem Indianerboote an, das den Nelsonfluß hinaufzufahren hatte, um ihn nach der Kolonie am Roten Fluß zu bringen.

„Wests Fahrt war keine geringe Geduldsprobe, nicht allein, weil das Boot langsam stromaufwärts zu fahren hatte, sondern weil es auch oft zu einer Tragstelle kam, wo man landen, das Boot ausladen und beides, Boot und Last, auf die Schultern oft 1½ bis 2 Stunden über Felsstücke oder Sümpfe tragen mußte, bis man wieder zu fahrbarem Wasser kam. Bei Nacht landete die Schiffsgesellschaft, zündete ein Feuer von Fichtenstämmen an, West hüllte sich dann in seine wollenen Decken und legte sich nieder, um auf Fichtenzweigen zu schlafen. Im September kann es dort oft schon so kalt sein, als bei uns im Januar; daher pflegten einige Schiffer, als sie sahen, daß West dieses strenge Klima nicht gewohnt sei, allnächtlich ein einfaches Zelt zu seinem besseren Schutze zu errichten. Sie selber jedoch schliefen ohne Zelt; nur bei Regenwetter krochen sie unter den Kahn, der immer ans Ufer gezogen und während der Nacht umgekehrt war. Jeden Abend mußte dieses gebrechliche Fahrzeug untersucht werden, ob die Birkenrinde durch scharfe Felsen oder andere Gefahren nicht gelitten habe." — „Am 13. Oktober lief die Schiffsgesellschaft in den Roten Fluß ein und zwei weitere Tage brachten sie endlich zur Kolonie. West hatte während dieser Reise von etwa 320 Stunden viel gelitten; sechs Wochen lang hatte er den ganzen Tag in einem offnen Boote zugebracht, jedem Witterungswechsel ausgesetzt, seine Glieder wegen Mangel an Raum zusammengepreßt und vor Kälte erstarrt; aber der brünstige Geist, der ihn trieb, ward durch die Schwierigkeiten nicht gedämpft: Samstag Nachmittag nach dieser äußerst beschwerlichen Reise angekommen, kündigte er sofort auf den folgenden Tag einen Gottesdienst an." (Baseler „Magazin" 1855, III, 87 f.)

West hatte harte Arbeit unter den verwilderten Europäern und Mestizen, denen christliche Einflüsse teils noch niemals, teils seit langen Jahren nicht mehr nahe getreten waren. An Unsittlichkeit und Unwissenheit standen die meisten Weißen auf gleicher Stufe mit den Heiden; doch lernten viele die Gnadenmittel wieder schätzen und ließen ihre Kinder den Segen christlicher Unterweisung genießen. West aber betrachtete sich auch als Schuldner der Heiden, denen die katholischen Priester bereits mit Rosenkränzen und Heiligenbildern nachgingen. Auf des christlich angeregten Gouverneurs Ersuchen, das mit seinen eignen Wünschen übereinstimmte, unternahm er eine Reise durch die kalte Wildnis nach etlichen Posten der Kompanie und lernte dabei die Indianer in ihrem Naturzustande kennen. Ist Heroismus ein Attribut des Missionspioniers überall, so ist er's in den Hudsonsbailändern ganz besonders. Das beweist schon diese im Vergleich zu den Reisen der späteren Missionare kleine Missionsreise, die erste, von der die Annalen der Ch. M. S. aus jenen Gegenden berichten.

„West brach im Januar 1821 in einem von Hunden gezogenen Schlitten auf, dem einzigen Fuhrwerk, dessen man sich in jener Jahreszeit bedienen kann, und auf dem man bei guter Bahn und günstigem Winde binnen 24 Stunden 32 Wegstunden zurücklegt. Der Weg ging über Hügel und Ebenen mit gefrorenem Schnee. Die einzigen lebendigen Wesen, welche die Stille des Schneegefildes unterbrachen, waren von Zeit zu Zeit Herden von Büffeln mit ihren Feinden, den Wölfen, die ihrer Spur folgten. Er reiste den ganzen Tag und beim Einbruch der Nacht suchten seine Begleiter eine mit Bäumen bewachsene Stelle zu gewinnen, wo sie ihr Feuer anzündeten, ihre Flinten an die Zweige hingen und das Abendbrot zubereiteten. Alle breiteten dann ihre wollenen Decken über den gefrorenen Schnee, und nachdem dem Feuer reichlich Nahrung zugelegt war, deckten sie sich mit Mänteln von Büffelhäuten zu und schliefen bis zum Morgen. In einer dieser Nächte wurden sie durch das Bellen ihrer Hunde aufgeweckt, fanden aber, daß es nur eine Büffelherde war, die vorüberzog. In einer andern Nacht schreckte sie die Trommel eines Indianerstammes auf, der sich auf dem Kriegspfade befand; sie löschten ihre Feuer aus und wachten bis zum Morgen, aus Furcht vor einem Überfalle. Sonst störte nur das Heulen der Wölfe um sie her, die nach Beute suchten, ihre nächtliche Ruhe. Die Kälte war so heftig, daß das Thermometer mehrmals während des zweiten Teils der Nacht 40° unter Null (Fahrenheit = 40° C.) zeigte. West war etwa einen Monat abwesend und legte 200 bis 240 Stunden Weges zurück; aber obwohl die wenigen Europäer und Eingeborenen, die er traf, seinen Worten Aufmerksamkeit schenkten, so blieb ihm doch im ganzen ein schmerzlicher Eindruck von seiner Reise."

Mit richtigem Blick suchte West eingeborene Knaben um sich zu sammeln, die er nicht nur im Christentum unterweisen, sondern auch zum Ackerbau und seßhaften Leben anleiten wollte, ein Unternehmen, dem das Wanderleben und die Vorurteile der Indianer gegen europäische Gewohnheiten sehr hinderlich waren. Trotzdem konnte die Anstalt ins Leben treten, da etliche Indianer für den Sommer ihre Knaben brachten, und vier der letzteren wurden 1822 in der kleinen hölzernen Kirche, die am rechten Ufer des Red River etwas oberhalb der katholischen gebaut war, als die Erstlinge der Indianer getauft.

In demselben Jahre übernahm die Ch. M. S. die Station Wests und sandte, als dieser nach kaum dreijähriger Thätigkeit nach England zurückkehren mußte, den Missionar David Jones, der im Oktober 1823 in der Kolonie ankam. Dieser baute rüstig weiter auf dem von West gelegten Grunde; bald war eine zweite Kirche nötig, die zu Image-Plains, 4 Stunden stromabwärts, errichtet und im Januar 1825 eingeweiht wurde. Die Gemeinden beider Kirchen wuchsen zusehends, und die Gottesdienste wurden sehr zahlreich besucht. Die Fortschritte der 12 Zöglinge in der Knabenanstalt berechtigten zu den besten Hoffnungen. Die Arbeit mehrte sich dermaßen, daß es für Jones, dessen Gesundheit durch

die Strenge des ersten Winters gelitten hatte, eine große Freude war, als ihm in Missionar W. Cockran, der im Oktober 1825 mit seiner Frau am Roten Flusse eintraf, ein Mitarbeiter gesandt wurde.

Cockran, der „Oberlin von Rupertsland", wie ihn ein englischer Schriftsteller mit Recht nennt, hat 40 Jahre in dieser Mission gearbeitet und alle seine Kräfte für die Erziehung des Indianers zu Christentum und Civilisation eingesetzt. Seine unermüdlichen Versuche, ausschließlich für die Indianer eine Niederlassung zu gründen, wo ihre nationale und geistige Eigentümlichkeit freier entfaltet, und sie selbst besser geleitet werden könnten, als dies unter einer gemischten Bevölkerung möglich war, wurden endlich mit Erfolg gekrönt, indem er 2 bis 3 Stunden südlich vom Winnipegsee am Red River ein freundliches Indianerdorf (Indian Settlement) entstehen sah, das seitdem ein immer lauteres Zeugnis gegen die Zweifel an der Kulturfähigkeit des Indianers abgelegt hat.

Der Sammlung einer Indianergemeinde standen scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Während die europäischen Kolonisten Ackerbau und Viehzucht trieben, lebten die Indianer und Mestizen fast ganz von Jagd und Fischerei, besonders von der Jagd auf Büffel, die sich seit Gründung der Kolonie in entferntere Gegenden zurückgezogen hatten, so daß die jährlich zweimal, viele Hunderte an Zahl, mit Weibern und Kindern ausziehenden Jäger nun manchmal 80 bis 100 Stunden weit reisen mußten, ehe sie auf eine Büffelherde stießen. Obwohl aber die Indianer, so oft die Büffeljagd, wie im Winter 1825/26, fehlschlug, in die bitterste Not gerieten, so galt ihnen dennoch der Ackerbau, der ihnen anderweitige Hilfsquellen hätte erschließen können, als eine Schmach und Erniedrigung für den freien roten Mann, die sie mit Unwillen und Abscheu von sich wiesen. Dazu kam, daß sie den Zorn des großen Geistes fürchteten, wenn sie die Sitten ihrer Vorfahren aufgäben und die Religion und Lebensweise der weißen „Erdwühler" annähmen.

Der erste Versuch, den Cockran 1829 machte, indem er weiter stromabwärts, 4 Stunden nördlich von Image-Plains, an einem Grand Rapids genannten Punkte eine Niederlassung gründete, hatte daher nur den Erfolg, daß sich Indianer nur in ganz kleiner Zahl, dagegen größtenteils Halbindianer und etliche Europäer hier niederließen. Und ob auch im Laufe der Jahre die Zahl der Bewohner von Grand Rapids sich mehrte, z. B. durch Zuzug von Indianern aus dem Stamme der Swampy-Crees, so daß nach Verlauf von 7 Jahren eine Gemeinde von 600 Seelen mit Kirche und Schule vorhanden war, so sah doch Cockran

seinen Hauptzweck vereitelt. Darum hatte er schon bald nach seiner Niederlassung in Grand Rapids einen neuen Platz ausgesucht, der fünf Stunden unterhalb Grand Rapids, am linken Ufer des Red River in der Nähe der Saulteaux-Indianer lag, am Netley-Creek, wo sich alljährlich im Frühling und Herbst die Indianer versammelten, und viele von ihnen auch während einiger Sommerwochen sich aufzuhalten pflegten. Zwei Jahre brachte er jedoch in vergeblichen Unterhandlungen mit dem Häuptling Pigwys hin, bis endlich im Sommer 1832 ein günstiger Spruch des Hauptmedizinmannes erfolgte, und 7 Indianer sich zu einem Versuche mit dem Feldbau bewegen ließen, womit sie freilich mehr dem Missionar als sich selbst einen Gefallen zu thun glaubten. Jeder Handgriff mußte ihnen natürlich gezeigt werden, und Cockran arbeitete selbst mit ihnen im Schweiße seines Angesichts die ganze Woche hindurch, während er Sonntags in der Kirche zu Grand Rapids amtierte. Welche Freude für ihn, als Anfang September desselben Jahres seine Indianer trotz der Intriguen des Medizinmannes sich herbeiließen, die Sichel in die Hand zu nehmen und die Früchte ihrer Aussaat nun auch einzuernten. Zwar sparten nur 3 von ihnen, unter denen Pigwys war, ihre Gerstenernte für den Winter auf; aber dieser erste Erfolg bewirkte doch, daß im nächsten Frühjahr sich die Zahl der Ackerbauer verdoppelte.

Indessen schien auch Netley Creek noch nicht der rechte Platz für eine dauernde Indianer-Niederlassung zu sein. Wegen der zwischen Saulteaux und Crees bestehenden Feindschaft siedelte Cockran im Frühjahr 1833 nach einem etwas südlicher gelegenen Punkte des linken Red River-Ufers über, in die Nähe des wegen seiner Zuckerahornbäume sogenannten Sugar Point, wo der Fluß seinen bisher nordöstlichen Lauf scharf nach Norden wendet. Hier schlugen Indianer von der Muskaigo-Familie ihre Zelte auf, fingen Ackerbau an, errichteten sich Blockhütten und entschlossen sich auf vieles Zureden des Missionars, ihm ihre Kinder zum Unterricht zu senden, während von den Saulteaux sich nur der Häuptling Pigwys nebst sehr wenigen seiner Leute ihm anschlossen.

Aus diesen geringen Anfängen entwickelte sich im Laufe der Jahre das oben erwähnte Indian Settlement. Der Spott der Pelzhändler, die Cockrans Unternehmen für die Ausgeburt eines hirnverbrannten Schwärmers erklärt hatten, mußte in Anerkennung umschlagen, als eine Hütte nach der andern in schneller Folge sich erhob, umgeben von bebauten Feldern, und die bis dahin öde gewesenen Flußufer sich mit Viehherden bedeckten; eine Windmühle erbaut ward für die staunenden Indianer, die dort ihr Korn mahlen ließen; eine freundliche Kirche, deren

weißer Turm die umgebenden stattlichen Eichen überragte, am 4. Januar 1837 eingeweiht wurde. „Die christlichen Indianer sind jetzt so fleißig geworden, wie viele der arbeitenden Klassen in England; fürwahr, das hat Gott gethan," schreibt 1840 Missionar **Smithurst**, der das Jahr vorher in der Kolonie angekommen war, nachdem David Jones nach fünfzehnjähriger Arbeit sich nach England zurückgezogen hatte. Letzterem hatte der alte **Pigwys**, der im Februar 1838 von Cockran getauft war und ein aufrichtiger Christ geworden zu sein scheint, einen Brief an die „betenden Väter jenseit des großen Wassers" mitgegeben, in welchem er unter Hinweis auf die Rührigkeit der französischen „Betlehrer" dringend um neue Missionare bat, ein Gesuch, dem sich die christlichen Indianer vom Muskaigostamme anschlossen. **Smithurst**, der infolgedessen gesandt wurde, übernahm das Indian Settlement (bis 1851), ritt aber, solange Cockran für seine Arbeit unter den Europäern und Mischlingen keine anderweitige Hilfe bekam, jeden Sonntag morgen nach Grand Rapids, um dort den Gottesdienst zu halten. Seine Berichte aus jener Zeit zeugen von dem großen Eifer, mit welchem die Indianer an Gottesdienst und christlicher Unterweisung teilnahmen, aber auch von den ungeheuren Strapazen, die das Klima mit sich brachte.

Im Indian Settlement hielt er Sonntags zweimal, nachmittags nach seiner Rückkehr von Grand Rapids und abends, Gottesdienst, wozu sich stets, auch bei der größten Kälte, zwei- bis dreihundert Indianer einfanden, ferner am Mittwoch abend mit etwa 150, außerdem am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag abends Bibelstunden im Muskaigo-Schulzimmer, die, falls die Indianer nicht auf Jagd und Fischfang gezogen waren, von 50 bis 100 besucht wurden. Oft rühmt er die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher sie seinen Worten folgten. Auch in Grand Rapids, wo das Mischlingselement überwog, zeigte sich großes Verlangen nach Gottes Wort. „Die Kirche war ganz voll," schreibt er an einem Wintersonntag, „ich sah niemals eine aufmerksamere Versammlung. Wie erquickt es mich, diese Leute regelmäßig in der Kirche zu sehen, wie auch immer das Wetter sein mag; obwohl manche 5 bis 6 miles weit herkommen, weder Schneetreiben noch schneidender Wind hält sie fern." Und an einem Sommersonntag heißt es: „Die Versammlung in Grand Rapids war heute morgen sehr groß, die Kirche übermäßig heiß; ich war überrascht von der Aufmerksamkeit der Leute; es muß ihnen sicher ernst sein, denn weder eisige Winterkälte noch brennende Sommerhitze hält sie vom Gotteshause ab." — Oft begleiteten ihn nach Schluß des Gottesdienstes in Grand Rapids eine Anzahl junger Indianer auf seinem Rückwege nach dem Indian Settlement (13 miles), um auch dort dem Gottesdienste beizuwohnen — Die Freude über solchen Eifer der Indianer entschädigte ihn reichlich für die großen Beschwerden seiner „Filialtouren". „Heute mittag ritt ich bei 20° unter Null (— 23° R.) von Rapids zurück; mehrmals mußte ich mit meiner Reitpeitsche die Eiszapfen von den Nüstern des Pferdes abstoßen. Nur mit genauer Not schützte ich mein Gesicht vor dem Erfrieren,

fast jegliches Gefühl war aus Händen und Füßen gewichen, als ich heimkam. Aber in der Kirche fand ich alle meine Indianer versammelt und auf mich wartend; da vergaß ich alles, was ich gelitten hatte." — An einem andern Wintermorgen, als er vom Indian Settlement, wie gewöhnlich vor Sonnenaufgang, nach Grand Rapids aufgebrochen war, erlebte er es zum ersten Male, daß ihm, obwohl er jegliche Vorsicht angewandt hatte, beide Wangen erfroren. Im Sommer dagegen plagten oft die Moskitos. Bei einem seiner Ritte nach Grand Rapids wurden Roß und Reiter derartig von diesen Tieren angegriffen, daß ersteres durchging und letzterer schreibt: „Wie dankbar werde ich sein, wenn erst der Winter wieder da ist; 30° unter Null ist bei weitem erträglicher, als die Stiche der Moskitos." (Ch. M. Record, 1841, 15 ff.)

Während so die Verhältnisse der Muskaigo-Indianer im Settlement sich immer erfreulicher entwickelten, verhielten sich die Saulteaux am Netley-Creek fortdauernd ablehnend gegen christliche Einflüsse, so sehr sich auch ihr alternder Häuptling Pigwys bemühte, sie zu überreden. Die Muskaigoschule war 1840 von 80 Kindern besucht, die ein eingeborener Lehrer unterrichtete; die Saulteauxschule dagegen, welche 3 miles weiter nördlich lag und von Smithurst allwöchentlich visitiert wurde, hatte erst 18 Kinder gesammelt. Ähnlich war das Verhältnis unter den Kommunikanten: 46 Muskaigo- und 5 Saulteaux-Indianer im Jahre 1840.

(Schluß folgt.)

Missionsrundschau.

IV.

Asien.

Vom Herausgeber.

Aus Japan liegt folgende neuste Missionsstatistik pro 1886 vor (Miss. Her. 1887, 198; Church at h. and abr. 1887, 455):

Missionsgesellschaften	23
Missionare	128
Eingeborne Geistliche	93
Nichtord. eingeborne Prediger	166
Organisierte Gemeinden	193
Sich selbst erhaltende Gemeinden	64
Selbständige Gemeindeglieder	14710
Theologische Schulen	11
Theologie Studierende	169
Beiträge der eingeb. Christen c.	100000 Mk.

Schon diese Statistik, deren Angaben jedenfalls hinter der Wirklichkeit zurückbleiben (Int. 1887, 44), redet eine beredte Sprache. Die Zahl der selbständigen Gemeindeglieder ist im letzten Jahre wieder um mehr als 3000 gewachsen; mit Einschluß der getauften Kinder und „Anhänger" mag die Gesamtzahl der Christen sich auf mehr als 50000 belaufen.[1]) Es geht in Japan

[1]) Die Gesamtzahl der römischen Christen soll ca. 30000, die der griechischen ca. 12000 betragen.

also vorwärts und zwar in gesunder Weise vorwärts. Wie wir schon früher wiederholt bemerkten, ist es allerdings eine sanguinische Übertreibung, daß Japan demnächst ein völlig christl. Land sein werde. Wir können das auch gar nicht wünschen, da — wie auch in der neueren Missionsgeschichte die Thatsachen immer wieder beweisen — die schnelle und notwendigerweise bloß äußerliche Massenchristianisierung durchaus kein Segen ist. Es können je und je Umstände eintreten, wo sie sich, wie z. B. in Madagaskar, fast von selbst vollzieht; aber die Schattenseiten treten dann sehr bald zutage. Was an dem Fortschritt in Japan besonders erfreulich ist, ist ein zweifaches: 1) daß von vornherein in tüchtiger Weise für die Heranbildung eingeborner Pastoren gesorgt wird und die Zahl derselben jährlich beträchtlich sich vermehrt, und 2) daß die einzelnen Gemeinden sofort organisiert und zur Selbständigkeit erzogen werden. Es geht durch die junge evangelische Christenheit Japans ein starker, je und je vielleicht etwas knabenhafter Zug nach Selbständigkeit und derselbe äußert sich nicht bloß in Worten, sondern in Opfern. Eine freiwillige Beitragssumme von ca. 100000 Mk. seitens 14700 Gemeindegliedern ist eine erfreuliche Leistung. Auch das ist bemerkenswert an der japanischen Mission, daß sie keineswegs unter den niedersten Klassen der Bevölkerung ihre Haupterfolge hat. Die christl. Bewegung ergreift in wachsendem Umfange auch die höheren und höchsten Gesellschaftsklassen, nur scheint es, als ob manche Christen aus denselben ihren christl. Glauben vorläufig geheim halten möchten, während andere ihn fröhlich bekennen und verbreiten (Ch. at h. 1887, 375). Ein andrer charakteristischer Zug ist das Streben nach Vereinigung. Bekanntlich haben sich schon vor mehreren Jahren die Gemeinden der verschiedenen presbyterianischen Missionsgesellschaften zu einer United Church of Christ in Japan zusammengethan und zählte diese presbyt. Kirchengemeinschaft Ende 1886 bereits 5472 selbständige Glieder. Diesem Beispiel sind jüngst die englischen und amerikanischen Episkopalisten gefolgt, welche sich zu einer Church of Japan vereinigt haben, zusammen 1300 erwachsene Christen, die „vorläufig“ die bischöfliche Verfassung, das englische prayerbook und die 39 Artikel angenommen, aber „für später sich völlige Unabhängigkeit vorbehalten haben“ (Sp. 1887, 132. 186. Int. 1887, 360). Die Presbyterianer haben dann an der leitenden Stelle bei dieser Church of Japan angefragt, ob dieselbe den Episkopat für eine dem Evangelio wesentliche Einrichtung halte und für den Fall, daß dies verneint werden sollte, sich bereit erklärt, in Gemeinschaft mit ihr zu treten. Die erteilte Antwort ist ausweichend ausgefallen (Indep. vom 9. u. 23. Juni). Auch die Kongregationalisten suchen Vereinigung mit der presbyterianischen Unit. Church of Christ. Die dieserhalb geführten Vorverhandlungen haben bezüglich der Stellung der japanischen Gemeinden zu den Bekenntnisschriften sehr wichtige Beschlüsse gefaßt. Als bindend für die Diener der Kirche werden nur das apostolische und nicänische Glaubensbekenntnis samt den 9 Artikeln der Ev. Allianz bezeichnet, während bezüglich des Westminster und Heidelberger Katechismus wie der Plymouth Deklaration nur die Zustimmung zur „Substanz“ der in ihnen enthaltenen Lehre erwartet wird (Ebend. v. 23. Juni).

Der Einfluß der christl. Mission geht aber wie überall so ganz speciell gerade in Japan weit über die statistischen Angaben hinaus. Es ist dort bereits eine Art christlicher Atmosphäre in der Bildung begriffen; wie der Wind

Samenträgerdienste thut, so werden durch die Presse, selbst die heidnische politische, durch Versammlungen, Begegnungen, Schulen u. dergl. christl. Anschauungen weithin durch das ganze Land verbreitet und immer offener die Meinung geäußert, daß über kurz oder lang das Christentum die Volksreligion Japans werden müsse. Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, daß dieser Wunsch, soweit er lediglich, wie bei den japanischen Politikern resp. Publizisten, aus kulturellen und politischen Interessen hervorgeht, eine nicht geringe Gefahr für das Christianisierungswerk mit sich bringt, die dadurch noch vergrößert wird, daß der religiös oberflächliche japanische Charakter zu einer rationalistischen Verflachung des Evangelium hinneigt. In einem Aufsehen erregenden Artikel der angesehenen Japan Weekly Mail vom 8. Mai 1886, der vieles Beherzigenswerte enthält, schrieb — wie das Ev. Miss. Mag. 1886, 420 annimmt — ein „eingeborner Christ" geradezu: „Würde das Christentum den rationalistischen Japanern in rationalistischer Gestalt dargeboten werden" d. h. nicht nach der unduldsamen und abergläubischen Seite der von den meisten Missionaren vertretenen Orthodoxie, es würde ohne Zweifel großen Beifall finden, vor allem bei der jungen Generation." Wenn der „eingeborne Christ" dann diese „rationalistische Gestalt" genauer beschreibt, so glaubt man geradezu einen unsrer liberalen Theologen reden zu hören und „wir finden es sehr begreiflich, daß die Z. M. R.,[1]) welche (1887, 45 ff.) den qu. Artikel aus dem Ev. Miss-Mag. abdruckt, zu seinen Auslassungen bemerkt: „dieser höchst interessante Artikel bestätigt aus dem Munde eines Japaners, was von unsrer Seite so oft über die geeignetste Missionsmethode bei den heidnischen Kulturvölkern gesagt worden ist." Die Übereinstimmung mit den Grundsätzen des allg. evang. protest. Missionsvereins ist in der That merkwürdig. Man höre: „Nach dem Gesagten ist es nicht schwer zu zeigen, was in Zukunft geschehen sollte. Haben die Missionsgesellschaften bisher — einige glänzende Ausnahmen abgerechnet — meist nur solche Leute nach Japan geschickt, die in Afrika oder in der Südsee besser am Platze gewesen wären, so müssen sie uns in Zukunft nur noch wissenschaftlich gebildete weitherzige und weitblickende Männer mit liberaler Gesinnung heraussenden, die nicht für diese oder jene Sekte sondern für die Religion Christi arbeiten. Außer den eigentlichen Missionaren wären auch ein paar hervorragende Männer der Wissenschaft erwünscht, welche in öffentlichen Vorträgen und durch Schriften das richtige Verhältnis zwischen Religion und den neusten Ergebnissen der Naturforschung darlegen und ein rationalistisches Christentum lehren, das von dem überflüssigen Dogmenkram und auch von dem Aberglauben frei ist, der sich in die Alltagstheologie des Abendlandes eingeschlichen und darin festgesetzt hat. . . Dabei leitet mich der sehnliche Wunsch, hier in Japan eine Kirche Christi gegründet zu sehen, welche auf nichts als der einfachen Bibelwahrheit ruht und getragen ist vom kindlichen Glauben des apostolischen Zeitalters, frei von den Dogmen und nicht angesteckt von der konfessionellen Streit- und Eifersucht des abendländischen Kirchentums. Hier in Japan ist der günstigste Boden für eine solche: hier haben wir 37 Millionen Menschen, deren geschichtliche Entwicklung mit der des Abendlandes nichts gemein hat, denen alles Interesse und Verständnis für die kirchlichen Streitigkeiten Europas

[1]) Abkürzung für „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft".

fehlt, und die — wenigstens die Gebildeten unter ihnen — in religiöser Beziehung ganz rationalistisch denken. Wenn wir japanische Christen nur in der rechten Richtung vorangehen, so wird auf dem Boden unsres Vaterlandes das verwirklicht werden, was in der anderen Welt sonst noch nirgends zustande gekommen ist: ein über alles Sektenwesen und Dogmengezänke erhabener Gottesbau. Aber darauf kommt alles an, daß wir, die erste Generation japanischer Christen, den rechten Grund legen. Und eben zu diesem Zwecke müssen wir uns losmachen von allen kirchlichen Traditionen der alten Christenheit."

Es bedarf für unsre Leser nicht vieler Worte, um sie über die Tragweite solcher Auslassungen zu orientieren. So sehr wir auch mit der Opposition gegen „Sektenwesen" und „Dogmengezänk" zumal in der Mission übereinstimmen, so will es uns doch scheinen, als ob hier unter dem „dogmenfreien" und von allen kirchlichen Traditionen des Abendlandes losgemachten Christentum weniger die „einfache Bibelwahrheit" als eine von den eigentlichen Glaubensgeheimnissen entleerte, wesentlich auf Moral reduzierte Vernunftreligion zu verstehen sei. Mit andern Worten: es handelt sich um die alte Geschichte, nämlich das „gebildete" Jung-Japan nimmt an der Thorheit des Kreuzes Ärgernis. Und das erscheint uns als die größte Gefahr, wenn man durch Konzessionen an den Rationalismus eines gebildeten Heidentums das Christentum empfehlen will. Täuscht nicht alles, so kann es in Japan über kurz oder lang ernste Auseinandersetzungen zwischen „orthodoxem" und „liberalem" Christentum geben und möglicherweise kann es dort zu einer originalen Neuauflage der arianischen und pelagianischen Streitigkeiten kommen.

Dazu tritt noch eine weitere Gefahr. Die „gebildeten" Japaner sind nämlich nicht bloß rationalistische, sondern auch leichtlebige, sittlich liberale Leute, die insonderheit in Sachen des sechsten Gebots sich an ein ziemliches Maß der Freiheit gewöhnt haben. Selbstverständlich legt die christliche Moral die Axt an die Wurzel dieser Freiheit, ganz gleich, ob sie von einem orthodoxen oder liberalen Missionar gelehrt wird und vermutlich nimmt Jung-Japan an dieser sittlichen Strenge des Christentums noch mehr Anstoß als an seinen Glaubensgeheimnissen. Jedenfalls kommt alles darauf an, daß sofort bei „der ersten Generation japanischer Christen" gerade bezüglich des Heiligungsernstes „der rechte Grund gelegt" werde und das um so mehr, als in den politischen Blättern offen erklärt wird: es genüge, daß die Japaner dem Namen nach Christen werden, sich taufen lassen, einer christlichen Gemeinde angehören u. s. w. (Miss. Her. 1887, 104).

Von ganz besonderer Bedeutung für die Christianisierung des Landes sind die Schulen. Bekanntlich werden seitens der Regierung die großartigsten Anstrengungen gemacht, Schulen der verschiedensten Grade durch das ganze Land zu errichten; man verlangt aber an vielen Orten ausdrücklich christliche Lehrer. So hat z. B. zu Sendai im nordöstlichen Japan ein längere Zeit in Amerika gewesener noch nicht christlicher Bankier 10000 Yen (ca. 40000 Mk.) bewilligt, falls daselbst eine höhere christliche Schule ähnlich der des bekannten Nisima zu Kyoto errichtet würde; ja wenn nur der Amerik. Board die Lehrer stelle, die sämtl. übrigen Kosten zu übernehmen sich bereit erkläre. — Die Schule ist bereits im Gange und zwar sofort mit 122 Schülern eröffnet worden. — In Niigata (Nordjapan) hat der Besitzer einer von 100

Schülern besuchten Privatschule sein ganzes Institut in die Hände der amerik. Missionare gelegt, damit in demselben eine christliche Erziehung garantiert sei. Und so kommt von allen Seiten der Ruf nach Vermehrung der Lehrkräfte und Ausdehnung der Lehranstalten. Überall wächst die Zahl der Schüler in den höheren Lehranstalten und viele derselben treten zum Christentum über (Miss. Her. 1887 22. 104. 171. 174. 180. 195. 235). Auch die Einrichtung höherer christlicher Mädchenschulen wird sowohl seitens der Presbyterianer wie der Episkopalisten mit Eifer betrieben. In einer im Hause des ersten Ministers abgehaltenen Versammlung erklärten sich den ersteren gegenüber zwei vornehme Japaner zur Aufbringung von 200000 Mk. bereit (Ch. at h. 1887, 474). — Selbstverständlich wachsen auch die Seminare und theologischen Schulen, in denen eingeb. Lehrer und Geistliche herangebildet werden. Die, wie schon oben erwähnt, vereinigten Presbyterianer haben jetzt ihre Bildungsanstalten dieser Art in Tokyo zu einer Art Universität zusammengeschmolzen und bauen jetzt ein stattliches Gebäude, das ca. 80000 Mk. kosten soll (ebendaselbst 473). —

Um den Fortschritt des Missionserfolgs, soweit er zahlenmäßig nachweisbar ist, recht klar vor die Augen zu stellen, sei schließlich die nachstehende Übersicht mitgeteilt, welche sich allein auf die Gemeinden und Kirchenglieder (members) des Am. Board bezieht (Miss. H. 1887, 170).

	1880	1881	1882	1883	1884	1885	1886
Zahl der Gemeinden	16	17	18	19	22	28	31
Zahl der members	513	660	881	1097	1791	2752	3465

Niederländisch Indien. Auf Borneo geht es in der alten Weise, d. h. ziemlich ärmlich und in viel Schwachheit weiter. Es sind jetzt gerade 50 Jahre her, daß die rheinische Mission hier ihr Werk treibt und wenn man die außergewöhnlichen Mißgeschicke, Bedrängnisse und Schwierigkeiten bedenkt, welche dasselbe hier durchzumachen gehabt hat und immer wieder durchmachen muß, so sind die 1000 getauften Christen, die jetzt auf 6 Stationen gesammelt sind, immer noch ein dankenswertes Ergebnis. Leider ist die beabsichtigte Ausdehnung des Missionsgebietes weiter ins Innere hinein abermals nicht gelungen, da an dem Oberlauf der Flüsse, welche die Straßen bilden, die Aufstände kein Ende nahmen und daher die holländische Regierung keine Erlaubnis zur Niederlassung gab (Rh. M.-B. 1887, 100 ff. 170). — Dagegen kommt von Sumatra allerlei gute Nachricht. Zwar die — in mancher Beziehung allerdings nicht uninteressanten — Missionsreisen der eingebornen Evangelisten sind von mäßigem Werte (ebendaselbst 1886, 206 ff. 356 ff.); aber daß bei mancher Enttäuschung im einzelnen die Zahl der Gemeinden und Gemeindeglieder im beständigen Wachsen begriffen ist und auch in kritischen Zeiten ihr Christentum die Probe besteht, das ist ein hoffnungsvolles Zeichen. Eine solche kritische Zeit war es, als jüngst in Silindung und Toba die holländische Regierung Häuptlinge erwählen ließ oder vielmehr, da sich bei dieser Wahl jeder selbst wählte, selbst ernannte. Die sämtlichen Ernannten gehörten zu den Christen und von den vielen andern, welche sich ihrer Nichternennung wegen getäuscht sahen, ist kein einziger, wie man anfangs fürchtete, aus Bitterkeit vom Christenglauben abgefallen. Besonders im nördlichen Silindung ist die Zukehr des Volks zum Christentum größer als je, immer neue Thüren thun

sich auf und die Missionare sind flink bei der Hand, in dieselben einzutreten (ebendaselbst 132 ff. 171). Besonders erbaulich ist die Geschichte von der Gründung der neusten Station Si Gumpar, welche dadurch herbeigeführt wurde, daß Missionar Nommensen ein junges in Gefangenschaft geratenes Mädchen zu retten vermochte, welches nach bereits stattgefundener grausamer Verstümmelung getötet und gefressen werden sollte. Die neue Station, zu welcher 80 Dörfer gehören, liegt sehr günstig in der Mitte der ganzen Arbeit am Tobasee (ebendaselbst 152 ff.).

Auch auf Nias schlägt die Mission immer tiefere Wurzeln, trotzdem die beiden jüngsten Stationen im Süden vorübergehend haben aufgegeben werden müssen. Die bisherigen 3 Gemeinden im Norden der Insel wachsen äußerlich und innerlich (ebend. 173); man sagt sich von den heilig gehaltenen Ahnengötzen los, indem man sie begräbt (Barmer M. Bl. 1887, 35); es wird gearbeitet an der Heranbildung eingeborner Gehilfen, der Weiterführung und Verbesserung der Bibelübersetzung, grammatischer und lexikalischer Werke, geistlicher Lieder, Schulbücher 2c.

Was die holländischen Missionen in niederländ. Indien betrifft, so liegt folgende aus 1885 stammende Statistik über sie vor: in Java, wo in Summa 25 Missionare thätig sind, beträgt die Zahl der unter ihrer Pflege stehenden Heidenchristen ca. 11000 (und zwar in Westjava ca. 2000, in Mitteljava 4471 und in Ostjava 4508); in der Residentie Timor auf Soemba 362 und auf Saroe 3174; in der Residentie Amboe (noch von alters her) über 50000, deren Christentum freilich als ziemlich äußerlicher Art bezeichnet wird; auf Almahera (Duma) 77 (De Macedonier 1886, 47. 88. 90. 94). In der Minahassa beläuft sich die Gesamtzahl der ev. Christen auf 115361, während die Gesamtbevölkerung 138026 beträgt. Getauft wurden daselbst im Jahre 1885: 446 Erwachsene und 4482 Kinder, Schulen gab es 113, welche von 7469 Kindern besucht wurden (Meded. 1886, 351. 356. 1887, 200. Leider hat sich auch in dieses große evangelische Missionsgebiet die römische Propaganda einzuschleichen gewußt; auf welche Weise — darüber vergl. den ausführlichen aktenmäßigen Bericht in den Meded. 1887, 196 ff. Natürlich wurden die evangelischen Christen zur Treue gegen ihren Glauben ermahnt und es ist erfreulich, melden zu können, daß aus den eingebornen Gemeinden selbst Bezeugungen gekommen sind, welche hoffen lassen, daß man dieser Ermahnung Folge zu leisten entschlossen ist (Maandb. v. d. Ned. Z. G. 1887, 49. ff.). (Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

Dr. Joseph Chavanne: „Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate, mit zahlreichen Original-Holzschnitten nach Aufnahme des Verfassers und 2 Karten." Jena, Hermann Costenoble. 1887. 508 S. 27 Mk.

Das unter diesem Titel erschienene Werk ist die reife Frucht eines 14monatlichen Aufenthaltes in der „weiten Thorhalle des ausgedehnten Zukunftsstaates" in den Jahren 1884/85 zwecks wissenschaftlicher Erkenntnis der Natur des Landes und seiner Bewohner, sowie der natürlichen Bedingungen zukünftiger Entwicklung derselben. Es ist ein Genuß, dem Verfasser zu folgen,

der nicht als „ein von überschwenglichem Optimismus durchglühter Verteidiger, oder leidenschaftlich erregter Angreifer“ dieser neusten staatlichen Gründung am Kongo uns entgegentritt (S. 228 u. öfter), sondern als nüchterner, klarer Beobachter und Forscher uns bei der Hand nimmt und uns hineinführt mitten in das Gären des neu sich gestaltenden Lebens an Afrikas Westküste, der mit geübtem Blick die geologischen, klimatischen, kurz alle die Verhältnisse abwägt, auf deren Grundlage das neue Unternehmen sich aufbaut. Freilich nach einer Seite hin können wir dem Verfasser nicht folgen, wie wir sehen werden, ein Umstand, welcher den Genuß des Lesens seines Werkes wesentlich herabmindert. — Das mit zahlreichen und recht guten Illustrationen, auch einer zweiblättrigen trefflichen Karte ausgestattete Werk ist geteilt in 11 Kapitel, giebt außerdem im Anhange astronomische Positionsbestimmungen, barometrische und trigonometrische Höhenmessungen, meteorologische Beobachtungen und endlich eine wertvolle Bevölkerungsstatistik, wertvoll besonders gegenüber den Stanleyschen ausgiebig hohen Zahlen. — Die ersten beiden Kapitel, von Wien nach den Bissagos-Inseln und von da nach der Kongomündung, würden, da sie reichlich Bekanntes bringen, von wenig Interesse sein, wenn nicht Verfasser gerade in diesen beiden Kapiteln der Engländer und ihrer Missionsthätigkeit in einer Weise gedacht hätte, welche den Widerspruch aller auf diesem Gebiete sachkundigen Leser herausfordern muß. Es sind nicht so sehr die alles beherrschenden, überall in selbstbewußtem Nationalstolze kräftig auftretenden Engländer, welche dem Verfasser störend in den Weg treten, — wir geben gern zu, daß etwas mehr Bescheidenheit dem Durchschnittsengländer sehr zu empfehlen ist — als vielmehr das protestantische, missionseifrige England, welches dem Verfasser ein Ärgernis ist. Besonderen Anlaß, seinem Ärger nach dieser Seite hin Luft zu machen, giebt ihm ein kurzer Besuch in Sierra Leone S. 35 ff. Da ist es zunächst der mit an Bord gekommene schwarze Subalternbeamte des Hafenamtes, „ein unübertroffener Vertreter jener Klasse von „„perfect gentlemen““, die den englischen westafrikanischen Kolonien, insbesondere aber Sierra Leone eigentümlich sind und die ein abstoßendes Gemisch von Hypokrisie (Verf. liebt diesen Vorwurf besonders!), Arroganz und europäischem Firnis zur Schau tragen“ — welcher das Auge des Reisenden beleidigt. In der Markthalle der Stadt wird sodann der Verfasser durch „die den summenden Wortschwall der Verkäufer übertönende Stimme eines Bibelverse recitierenden Schwarzen drastisch erinnert an die Specialität Sierra Leones, an seine Missionäre, deren es hier schwarze und weiße, männliche und weibliche in großer Zahl giebt, und denen ein Bischof vorsteht.“ Chavanne beobachtet ferner, „wie die gleichgiltige Haltung des Auditoriums, das den augenverdrehenden Apostel nicht im geringsten beachtet, mit einem Schlage weicht, als die Töne von Militärmusik, zu Ehren des höchsten Beamten dargebracht, in die Halle dringen.“ Der feierliche Empfang giebt ihm weitere Veranlassung zu einem in spöttischem Tone gehaltnen Referat über denselben nebst der Schlußbemerkung, daß die schwarzen Gentlemen nach dem Empfange „in nonchalanter Haltung in den Stores einen Cok Tail nach dem anderen die durstige Kehle hinabrinnen lassen, was beiläufig bemerkt, weiße Gentlemen bei ähnlichen Gelegenheiten auch thun sollen.“ Als Schluß giebt dann Verfasser folgendes Resultat seiner Beobachtungen: „Den Vorwurf ein warnendes Beispiel dafür zu sein, zu welchem Zerrbild Naturzustände sich verziehen können, wenn die mißverstandene Anwendung schöner

und menschenbeglückender Principien sich ihrer bemächtigt, teilt Sierra Leone mit allen übrigen britischen Kolonien Afrikas und wenn man gerecht sein will, auch mit allen übrigen, mit Ausnahme der portugiesischen, wo die Gleichberechtigung keine Heuchelei, sondern thatsächlich besteht. Daß die unter dem Einflusse der ursprünglichen, patriarchalischen Verhältnisse aufgewachsenen Neger weit sympathischer, weit natürlicher sind als jene in der Treibhausatmosphäre der zwangsweisen Civilisation erzogenen, ist zweifellos, doch liegt der Fehler nicht an dem Neger, sondern an der grundfalschen Civilisationsmethode des Europäers, deren Erbsünde eben die Heuchelei, die in dem Wirken der englischen Missionäre leider der Kardinalpunkt ist" (vgl. S. 44, 52, 214, 278). Und das alles will Verfasser beobachtet haben, zu einem solch scharfen, vernichtenden Urteile will er genügend Einblick haben thun können, da er doch nicht einmal einen Tag in Sierra Leone weilte, und obgleich er gelegentlich selber bemerkt, zu einer eingehenderen Kritik der Zustände Sierra Leones sei der flüchtige, nach Stunden zu zählende Besuch nicht hinreichend! Mag immerhin dem Verfasser ein Individuum in den Weg gelaufen sein, auf das sein Urteil paßte; wenn aber S. 394 gesagt wird, der eilende Forschungsreisende schließe leicht von dem Charakter einzelner Individuen auf die Gesamtheit, daher die oft diametral entgegengesetzten Schilderungen eines und desselben Stammes durch verschiedene Forschungsreisende: die irrigen Urteile über die ganze Rasse, und wenn Verfasser warnt vor solchem Urteilen — hier dürfte er selbst doch wohl in den Fehler verfallen sein, den er ernstlich bekämpft! In Verkennung all des Guten, das England und seine protestantische Mission geleistet, stellt Verfasser dem Ziel dieser Missionsmethode und dem durch sie erreichten, jedem Missionskenner und, fügen wir hinzu, jedem objektiven Beschauer bekannten Resultate die portugiesische „Gleichberechtigung", und dortige „ursprüngliche, patriarchalische Verhältnisse" entgegen. Und das trotzdem, daß S. 47 ff. diese portugiesische „Gleichberechtigung" uns als eine vom Staate begünstigte, ja geforderte Sklaverei vorgeführt wird, aus welcher die Krone Portugal eine Einnahmequelle macht, eine Sklaverei, welche „zerstörte Heimat der geraubten Sklaven" bedeutet, eine Sklaverei endlich, welche trotz staatlicher Aufsicht und trotz Innehalten des „Kontraktes" „ein häßlicher Fleck" heißt? — Chavanne hat für evangelische Missionsarbeit, ihre Ziele und Errungenschaften weder ein Auge noch Verständnis; täuschen wir uns nicht, so ist er katholischen Bekenntnisses. Mit gewisser Liebe verweilt er bei der katholischen Missionsthätigkeit und berichtet lobend und ausführlich über sie, während er die ihr benachbarte evangelische kaum oder geringschätzig erwähnt. Wie es geradezu als eine Beleidigung bezeichnet werden muß, so man nicht etwa eine bloße Phrase in dem Ausdruck zu erblicken hat, wenn sich Chavanne erkühnt, „die Heuchelei als den Kardinalpunkt in dem Wirken der englischen Missionare" zu erklären, so ist es auch eine ebenso voreilige wie als Generalurteil unrichtige Behauptung, „äußerliche Frömmigkeit den hervorstechenden Zug im Wesen der weit draußen in der Welt verschlagenen Söhne Albions," besonders der Missionare (S. 44) zu nennen. Kennt denn der Verf. alle englischen Missionare und ist er ein Herzenskündiger, daß er sich ein solches generalisierendes Urteil über einen ganzen ehrwürdigen Stand erlauben darf? Was würde er wohl sagen, wenn ein englischer Missionar alle deutschen Forschungsreisenden etwa für gottlos erklären wollte? Auf diesem Gebiet besitzt

der Verfasser eben nur ein Vorurteil, aber kein sachkundiges Urteil. — In dem ersten Abschnitte sei übrigens noch hingewiesen auf eine treffliche Darstellung der Kolonisationsgeschichte der Insel St. Thomas, — seltsamerweise ist vom Verfasser nicht erwähnt der dort für den alten Kongostaat gegründete Bischofssitz, — ferner auf einige Bemerkungen in betreff der afrikanischen Branntweinpest.

In den folgenden Kapiteln, 3—7, berichtet Verfasser eingehend über seinen Aufenthalt am Kongo, sein Standquartier M'Boma, über seine topographischen und geodätischen Arbeiten, über seine Leiden und Freuden bei diesen Arbeiten den Kongo auf- und abwärts. So wertvoll die geographischen u. s. w. Beobachtungen sind, interessanter noch ist der Einblick, welchen Chavanne uns in das Getriebe der association internationale du Congo gewährt. Man bekommt durchaus den Eindruck: das ist die ungeschminkte Wahrheit. Es würde zu weit führen, auf einzelnes einzugehen. Das Gebaren der Agenten bei Verträgen mit den eingeborenen Häuptlingen, die Stellung Stanleys zu seinen Agenten, die barbarische Behandlung der Faktorei-Arbeiter, die Maßnahmen der europäischen Handelshäuser gegen das Gebaren der Agenten der Ass., der seltsame Zwiespalt zwischen den Anordnungen, die in Belgien getroffen, und der Ausführung resp. Nichtausführung derselben am Kongo, die Urteile der Neger über all das ihnen entgegentretende, oft sehr unliebsame Neue, — kurz der ganze mit so viel Kosten ins Werk gesetzte Versuch einer Civilisation von seiten der Ass. wird in einer Weise beleuchtet, welche den Eindruck der Unparteilichkeit und der Wahrheit macht und die, ohne gehässig gegen den berühmten Gründer des Kongostaats zu sein, unbestochene Gerechtigkeit an seinem Werke übt.[1])

In den Kapiteln 7 u. 8 wird ein zweiter Aufenthalt des Verfassers am Kongo nach einem kurzen Aufenthalte in Europa zur Einholung neuer Instruktionen geschildert. Untersuchungen über Plantagenbau und Durchforschung des Landes nach Mineralschätzen ist dieses Mal die zu lösende Aufgabe. Hier beginnt der für den Missionsfreund interessanteste Teil des Werkes, denn zur Lösung seiner Aufgabe macht Chavanne eine Reise nach San Salvador, dem alten Königssitze der Herrscher von Kongo. Nach einer Beschreibung des nun verfallenen Königssitzes, eines Besuches bei Dom Pedro V., dem Schattenkönige von Kongo, führt uns Chavanne in leider zu raschem Fluge durch die alte Staats- und Missionsgeschichte Kongos während dreier Jahrhunderte, von jenen Tagen an, da die erste Kunde kam zu den Entdeckern des Zaire von einem gewaltigen Fürsten nicht weit vom Strome, durch Zeiten hohen Glanzes bis in jene Zeiten, da die erbitterten Eingeborenen die fremden Missionare mit List und Gewalt aus ihrem zur Ruine gewordenen Lande vertrieben, da es aus war mit Glanz, aus mit Macht, aus mit dem Christentum bis auf den Boden! Leider müssen wir es uns versagen, auf die kurz skizzierte alte Kongo-Missionsgeschichte näher einzugehen. Es würde den Rahmen einer Besprechung wie dieser weit überschreiten, wollten wir dem Verfasser quellenmäßig die rechte Antwort geben auf seine Frage: „Wo ist die einstige Pracht hingekommen, wo die Völker, die auf diesem Plateau mit Heeren von 50 000 Streitern um die Macht über Kongo rangen?" und auf

[1]) Diese sine ira et studio gemachten Mitteilungen bestätigen durchaus die von Dr. Pechuel-Lösche erhobenen Vorwürfe. Wd.

jene: „Wohin waren die Nachkommen der Adepten des Christentums (sic!) gekommen, die vor 300 Jahren dem von einem Bischofe celebrierten Pontifikalamte beiwohnten?" Denn seine Antwort: „Die Kultur von dazumalen mußte wohl ein Scheingespenst ohne Leben und Inhalt gewesen sein, das bei dem ersten Ansturme der wilden erobernden Jaggas widerstandslos der ursprünglichen Barbarei erlag!" — ist nur teilweis richtig; die alte katholische Kongomission war in sich selbst ein auf Sand gebautes Haus. Angesichts der traurigen Thatsachen stimmen wir zu, wenn Verfasser fragt: „Sollte die Geschichte des alten Kongoreiches kein Fingerzeig für neu unternommene Civilisationsversuche (und fügen wir hinzu: Missionsversuche) in Centralafrika sein?" Denn wie so manche andere römisch-katholische Mission ist die alte Kongomission ein Mene tekel gewaltiger Art, dessen Flammenschrift Rom aber nicht lesen will! Denn wer die alte Kongomission kennt und liest dann aus katholischer Feder: „In Begleitung des Superiors der Mission und des eigentlichen Herrschers in San Salvador (was beiläufig bemerkt kaum richtig sein dürfte!) betreten wir die Schwelle des Residenzgehöftes" S. 273, oder S. 275: „Dom Pedro V. ist Christ und ein der katholischen Mission sehr gewogener Mann, er beobachtet ziemlich gewissenhaft die Vorschriften der katholischen Religion bis auf eine — die Monogamie! Jeder Versuch, selbst des so einflußreichen P. Borroso an der von seinen Vorfahren ererbten und landesüblichen Institution der Polygamie zu rütteln, hätte nur zur Ausweisung der Mission geführt!" oder S. 277: „Die katholische Mission, von Portugal ausgesendet und unterhalten, da der König von Kongo von alters her ein Vasall des Königs von Portugal war, hat für die nur vierjährige (?) Dauer ihrer Thätigkeit relativ befriedigende Resultate zu verzeichnen, wenn auch die Erfolge, objektiv beurteilt, nur rein äußerliche sind. Es ist den Bemühungen der katholischen Mission gelungen, den König und einen Teil der Bevölkerung zur Annahme der Taufe zu bewegen, so daß man (in vier Anfangsjahren!) unter den Muschicongo 2000 zum Christentum bekehrte (sic!) Seelen zählt," vgl. S. 278, 280 — wer das liest, der sieht die alten Schäden an denselben Orten wieder neu geworden, aus denen damals der gänzliche Ruin der Mission und ihres prunkenden Baues mit entstand. So hat Verfasser selbst eine Antwort gegeben auf seine Fragen: „Wo ist die einstige Pracht hingekommen, wohin die Nachkommen der Adepten des Christentums?" — Natürlich stehen weit unter den bislang erreichten, „relativ befriedigenden, rein äußerlichen" Resultaten der katholischen Mission die Resultate der Baptisten-Mission, von welcher Verfasser übrigens kaum Notiz genommen, was schon daraus hervorgeht, daß er die Arbeiter derselben als Amerikaner bezeichnet, während sie Engländer sind. Offenbar urteilt er nur seiner katholischen Quelle nach, wenn er schreibt: „dieselbe ist trotz größerer Geldmittel selbst über die schüchternsten Versuche eines Erfolges nicht hinausgekommen!" Der allbekannte Kehrvers in allen römischen Referaten über protestantische Mission. Und warum hat die baptistische Mission nicht einmal „schüchterne Versuche eines Erfolgs?" Antwort: weil sie „nur freiwillig sich meldende Zöglinge aufnimmt," während die katholische Mission „den Sklavenhändlern Kinder abkauft." Ich weiß nicht ob sich die gelobte

katholische Mission für dieses Urteil bedanken wird. Übrigens irrt sich der Verfasser; die Baptistenmission in S. S. ist keineswegs erfolglos, wie wir nachzuweisen in der Lage sind. Sie ist nur vorsichtig mit Erteilung der Taufe, weil sie eben bessere als nur „äußerliche" Erfolge erstrebt.

Den eigentlichen Kern des Werkes bilden die drei letzten Kapitel; in ihnen legt der Verf. seine gesammelten Beobachtungen in bezug auf Geophysik des unteren Kongogebietes, Eingeborene und Handelsverhältnisse im Kongostaate nieder. Es sind diese drei Kapitel für den Geographen, Ethnographen, nicht minder für den Missionsfreund reiche Fundgruben für das gründliche Studium des im ganzen doch noch wenig bekannten Gebietes. Leider können wir nur noch das für uns besonders wichtige herausheben. Wenn im 10. Kapitel Verfasser den Eingeborenen des Landes nach seinem äußeren und inwendigen Menschen uns vorführt, berührt uns die Wärme wohlthuend, mit welcher derselbe für die vielfach verkannte Negerrasse eintritt. Mit dem Anthropologen Th. Waitz behauptet er, „daß die intellektuelle Begabung des Negers sich nicht bloß auf ein receptives Verhalten erstreckt, sondern höherer Entwicklung fähig ist!" Freilich müssen wir dem ein Fragezeichen machen angesichts der Behauptung, nachdem über die geistigen Anlagen und den Gesamtcharakter der Neger gesprochen, „daß die jeder Civilisationsarbeit feindlichste Eigenschaft, die grenzenlose Lässigkeit, ihr Korrektiv nur in einer weisen und planmäßigen Ausnutzung ihrer Selbstsucht und Eitelkeit finde!" Am Schlusse dieses Kapitels begegnet uns dieselbe Anschauung noch einmal und zwar in Verbindung mit der vom Verf. präcisierten Aufgabe europäischer Mission an den Negern. In Rückschau auf das über den Neger zusammengetragene Material erklärt Verf. den Neger für civilisationsfähig; der Handel, welcher sich jener Gegenden bemächtigt habe, bringe es nicht weiter, als auf eine Erhöhung des Reizes nach Bedürfnissen, da weder im Altertume, noch in der neueren Zeit der Handel allein Völker dauernder Kultur erobert habe. Die Bestrebungen der Missionare seien aber bisher leider zum großen Teile auf durchaus falscher Bahn, sie haben die Eingeborenen zu Heuchlern (!) einer ihnen unverständlichen Kultur erzogen, die schneller als sie erworben wurde, wieder fast gänzlich verloren gehe. Die Schuld an Obigem trage die „allzugroße Betonung der transcendentalen Seite im Bekehrungswerke," — das kann man doch wahrlich von Rom nicht behaupten; und doch ist gerade die ganze alte römische Mission wieder zu Grunde gegangen! — „die für die unentwickelte Denkfähigkeit des Negers ein mit 7 Siegeln verschlossenes Buch bleibe und nur das Nachahmungstalent mit den formenreichen rituellen Äußerlichkeiten des ihm aufoktroyierten Religionssystems beschäftige." Man sieht: dem Verfasser stehen immer nur katholische Missionare vor Augen, denn die evangelischen besitzen gar keine „formenreichen rituellen Äußerlichkeiten." „Selbst in Landana, der bestgeleiteten (?) christlichen Mission des ganzen (?!!) westafrikanischen Missionsgebietes, sind die Erfolge — darüber sollte man sich keiner Illusion hingeben — wesentlich äußerliche, das Gefühls- und Gemütsleben, der moralische Charakter der Eingeborenen ist von den Principien des Christentums unberührt geblieben!" — abermals ein Urteil, das in dieser Allgemeinheit von allen Kennern der westafrikanischen Mission bestritten werden muß. Sogar von der so weit bekannten und jedenfalls „gut geleiteten" Baseler Mission scheint Chavanne

nichts zu wissen. Nach seinem eignen Rat muß „die wirksamste und segensreichste Seite der Bekehrungsarbeit, wie sie in den katholischen Missionen gehandhabt wird, in dem leichten Zwange zu regelmäßiger Arbeit erkannt werden, und das befolgte Princip: die jungen Zöglinge in dieser Hinsicht an ihrer schwachen Seite zu fassen — dem bei dem Neger hochentwickelten Egoismus — indem sie an dem Reinerträgnis der Plantagen participieren, halte ich für den Erfolg des Civilisationswerkes für weit wirksamer, als alle Rhetorik und selbst das leuchtendste Vorbild. Nach dieser Richtung müßte jede Staatsgewalt das Missionswesen auf das kräftigste fördern!" Leider können wir diesem Rate nicht folgen; denn abgesehen von der beständigen Identifizierung des Verfassers von Civilisation und Mission, von dem „leichten Zwange zur Arbeit" — „violence salutaire", würde Lefitau, der Lobredner der alten Conquistadores sagen — von der gewünschten Mithilfe der Staatsgewalt und der totalen Verschiedenheit unsres Begriffes von „Bekehrung" von dem seinen ist es ganz unmöglich, die Selbstsucht des Menschen — d. h. die Sünde in ihrem Urgrunde — zum Ausgangspunkte für die „Bekehrungsarbeit" zu machen.

Ein Mann, der einen solchen Rat zu geben vermag, ist — er mag auf andern Gebieten noch so tüchtig sein — jedenfalls in Sachen der christlichen Mission nicht zum Reformator berufen. Wir bedauern, daß nach dieser Seite hin das sonst so vieles Treffliche bietende Buch so wenig befriedigt. Wie Verständnis und Studium dazu gehört, um z. B. in Sachen der Ethnologie zutreffende Urteile zu fällen, so muß auch in Sachen der Mission Verständnis und Studium an die Stelle des Vorurteils treten, wenn das gefällte Urteil Wert und der gegebene Rat Beachtung beanspruchen will.

Dudensen. Pfotenhauer.

2) **Pechuel-Lösche:** „Kongoland. I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das Belgische Kongo-Unternehmen. II. Unterguinea und Kongostaat als Handels- und Wirtschaftsgebiet nebst einer Liste der Faktoreien bis zum Jahre 1887." Jena. Costenoble. 1887. 10 M. Unsern Lesern ist die Kontroverse zwischen Stanley bezw. dem belgischen Kongo-Komitee und Pechuel-Lösche wohlbekannt. Das vorliegende Buch ist eine Fortsetzung derselben, aber wesentlich sachlicher Art, nämlich in der Weise, daß in dem 1. Teile einfach die zwischen dem Komitee, Pechuel-Lösche, Stanley und verschiedenen Beamten des Kongostaats gewechselten amtlichen Schriftstücke veröffentlicht werden und im 2. eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen zum Abdruck bezw. Wiederabdruck kommen über Handel und Produkte, Bodenbeschaffenheit, Vegetation 2c. der betreffenden Gebiete. Eingeleitet ist das Ganze durch eine klare, trefflich orientierende „Geschichte des Kongounternehmens" und geschlossen wird es durch eine besonders lesenswerte „Schlußbetrachtung". Gegenüber den beiden früheren Schriften des Verfassers: „Herr Stanley und das Kongounternehmen" und „Herrn Stanleys Partisane und meine offiziellen Berichte vom Kongolande" zeichnet sich das vorliegende Buch durch seine leidenschaftslose Objektivität aus, ein Vorzug, welcher es vermutlich desto wirkungsvoller machen wird. Daß nicht wenig „faul" ist in dem neuen Kongostaate wird selbst der begeistertste Verteidiger dieser „großartigen" Gründung nach den sachlichen Darlegungen des Verfassers, die auch von den Schilderungen des vorstehend besprochenen Chavanneschen Buches bestätigt

werden, zugestehen müssen und es kann einem leid thun, daß dadurch auch der Nimbus Stanleys ernstlich umwölkt wird. Stanley ist eben kein Livingstone. Es scheint, als ob der viele Ruhm dem glücklichen Entdecker doch „den Kopf verdreht" habe. Und noch mehr leid kann es einem thun, daß die vielen Millionen, die ein großherziger König geopfert, keine sparsamere und weisere Verwendung gefunden. — Dr. Pechuel-Lösche bewährt auch in dem vorliegenden Buche seinen alten Ruf: ein nüchterner Beobachter und zuverlässiger Berichterstatter zu sein. Alle seine Zuschriften an das Komitee in Brüssel, seine Denkschriften, Vorträge und Abhandlungen bezeugen das und die Thatsachen liefern je länger je mehr die Beweise für die Richtigkeit seiner Zeugnisse. Aber in der kolonialen Gründungsfieberzeit wollte man nirgends die nüchternen Zeugnisse besonnener Sachkenner hören und auch heute werden sie noch nicht überall beherzigt. So ist es z. B. ganz unbegreiflich, wie noch immer das Kongoeisenbahnprojekt spuken kann, nachdem dasselbe eine so vernichtende Kritik gefunden, wie Pechuel-Lösche auf Grund der sachlichsten Erörterungen S. 160, 404, 472 ff. seines Buches ihm hat angedeihen lassen. Ebenso wie man noch immer in den neuen afrikanischen Kolonien ein „zweites Indien" träumen kann. Unser kenntnisreicher Verfasser hat ganz recht, wenn er diesen Traum rücksichtslos — zunächst bezüglich des Kongostaats — zerstört; er wird sich aber auch in den andern afrikanischen Kolonien nie verwirklichen, auch in Deutsch-Afrika nicht. Abgesehen davon, daß die Kolonialverhältnisse heute nicht mehr liegen wie vor 200 und noch vor 100 Jahren, und daß es schwer sein wird, auf dem Weltmarkte mit den in den afrikanischen Kolonien erzeugten Produkten, selbst wenn sie bedeutend wären, die Konkurrenz auszuhalten — es ist so wie Pechuel-Lösche sagt: „Afrika ist ein armes Land und wird es überall bleiben, wo nicht sein wahrer Reichtum, die Arbeitskraft seiner Bewohner, entwickelt wird" (494). Jawohl: Afrika stellt uns eine große Civilisationsaufgabe; aber wohlgemerkt nur selbstlose Leute werden und können sie lösen. Afrika will und muß zunächst empfangen, nicht geben.

Überrascht hat uns in dem S. 202 f. mitgeteilten Briefe Stanleys die Warnung vor dem bekannten Missionar Comber, von dem es heißt, er sei „ein glattzüngiger und einschmeichelnder Plauderer, welcher irgend jemand, der nicht auf seiner Hut, blenden würde". Stanley will offenbar dadurch das Zeugnis dieses Sachkenners von vornherein verdächtigen, denn er wünschte, daß für jedermann, z. B. für den englischen Konsul Cohen, der den Kongo besuchte, „auf unsern Stationen nichts zu sehen sei, was geeignet wäre, ihm einen andern als angenehmen Eindruck zu machen." Ist das nicht charakteristisch? Übrigens giebt diese unschöne Art, die Missionare heimlich zu verdächtigen, vielleicht einigen Erklärungsgrund mit dafür, daß dieselben ihren Dampfer Herrn Stanley jetzt nicht zur Verfügung stellen wollten, zumal für Leute des größten Sklavenhändlers Central-Afrikas. Doch das nur beiläufig. Anfänglich hat denn auch Dr. Pechuel-Lösche in das ihm von Stanley gegebene Horn geblasen (S. 68. 69), aber bald darauf rechtfertigt er Comber (77) und später schreibt er sogar: „Es ist jetzt längst bekannt, daß die englischen (und auch die amerikanischen) Missionare nicht des Kongounternehmens bedürfen, sondern daß letzteres durch die planvollen Arbeiten jener nur mühelos gewinnt" (69 Anm.).

Übrigens hat seit dem bekannten Engagement des Fürsten unter den afrikanischen Sklavenhändlern, Tippu Tip, nicht bloß für die Emir Pascha-

Expedition, sondern auch als eines Gouverneurs des Kongostaats, der ideale Civilisations-Nimbus, der das Kongounternehmen lange umgeben, einen tödlichen Stoß erhalten. Wck.

Vahl: Missionsatlas, Heft 4 nebst Erklärung. Kopenhagen 1886. Mit dem vorliegenden Hefte ist das bereits wiederholt von uns besprochene Werk (**1883**, 383; **1884**, 344; **1886**, 143) zum Abschluß gekommen. Die Anerkennung, welche wir demselben bisher gezollt haben, betonen wir auch an dieser Stelle noch einmal nachdrücklich. Der außerordentliche Fleiß und die geschickte Verarbeitung einer fast erdrückenden Masse von Material macht dem Verfasser alle Ehre. Ebenso gereicht es dem Vaterlande desselben zur Ehre, daß auf seinem Boden ein solches Werk entstehen und auch veröffentlicht werden konnte, wie es auf dem ungleich günstigeren Boden z. B. von England bisher vergeblich gesucht wird. In Deutschland war es die Hochherzigkeit einer Verlagsfirma (Justus Perthes), welche dem ersten allgemeinen Missionsatlas zum Erscheinen verhalf — unter freundlicher Befürwortung der verschiedenen Missionsgesellschaften. In Dänemark aber hat die in ihren Mitteln ziemlich beschränkte Missionsgesellschaft das Risiko der Herausgabe übernommen, und das Kultusministerium vier Jahre lang einen Zuschuß von 800 Kronen (1000 Mark) jährlich zu den Kosten geleistet. Wir bezweifeln, daß irgend ein deutscher Kultusminister, selbst bei persönlicher Geneigtheit, in der Lage gewesen sein würde, das Gleiche zu thun. — Das Werk hat eine Bedeutsamkeit, die weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus weist. Nachdem der erwähnte deutsche Missionsatlas in wichtigen Teilen veraltet ist, wird niemand, der das Missionswerk gründlich studieren will, Vahls Atlas entbehren können — um so weniger als nach dem Erscheinen meines kleinen Missions-Atlasses auf eine neue Auflage des ersterwähnten vorderhand kaum zu rechnen sein dürfte. Die durch die dänische Sprache hervorgerufene Schwierigkeit hat der Unterzeichnete von vorn herein nicht hoch angeschlagen (vergl. 83, 384). Der Missionsspezialist sollte sie in dem erforderlichen Maße beherrschen, schon um die wichtige norwegische Mission auf Madagaskar aus den Originalberichten verfolgen zu können. Dennoch wird es vielen höchst erwünscht sein zu hören, daß wir demnächst eine englische Ausgabe von Vahls Atlas zu erwarten haben. Eine solche ist von der Religious Tract Society in London beschlossen[1]) August, (bei der ich vor zwanzig Jahren, obwohl von gewichtigen Empfehlungen unterstützt, eine englische Ausgabe meines Atlasses nicht erreichen konnte). Wir erkennen hierin ein erfreuliches Zeichen davon, daß man auch in England mehr Gewicht legen lernt auf ein eingehendes Studium des ganzen Missionswerkes und nicht mehr, wie es früher meistenteils geschah, sich mit einer (oft noch sehr oberflächlichen) Bekanntschaft mit der Missionsthätigkeit der einzelnen Denomination begnügen will. Wir hoffen, daß die englische Ausgabe auch in Deutschland von nicht wenigen gebraucht werden wird. Möge sie als ein wirksames Mittel dazu beitragen, eine gründliche Kenntnis der Mission überall immer weiter zu verbreiten.

Das Schlußheft enthält folgende vier Karten: 1. Australien und die Inselgruppen des großen Oceans. 2. Neuseeland. 3. Einzelne Inselgruppen in vergrößertem Maßstabe. 4. Europa. Der freie Raum auf dieser letzten

[1]) The committee have agreed to bring out an English edition of this remarkable work, which they feel is one of the highest value for all who are interested in the spread of Christianity throughout the world.

Karte ist mit einigen Nachtragskärtchen (Hinterindien, Tinnevelli und ein Teil von Inner-China) ausgefüllt. In den Erläuterungen sind fast zu ausführliche Notizen über die sämtlichen Missionsunternehmungen in den betreffenden Gebieten gegeben, auch über solche, die auf der Karte nicht bezeichnet werden konnten.[1]) Auch die Unterstützungen der Bibel-, Traktat- und anderer Gesellschaften sind hier mit aufgeführt.

Zu der Karte von Europa sind eingehende Notizen über die Mission unter den Lappen, den Mohammedanern und Juden gegeben. Man könnte darüber mit dem Verfasser rechten, ob die an zweiter Stelle aufgeführte Thätigkeit hierher gehöre, da er selbst zugiebt, daß sie „so gut wie ausschließlich sich auf die unter Mohammedanern lebenden Christen bezieht." Ebenso ist uns die Behandlung der Judenmission in einer Reihe mit der Heidenmission nicht gerade sympathisch. Wir hätten nichts gegen die Karte von Europa, auf der infolge davon (besonders in Deutschland) eine ganze Anzahl von Missionsstationen erscheint. Aber Vahl hat ausschließlich seinem Atlas eine statistische Zusammenstellung seiner Angaben beigefügt, deren Resultat durch die Mitberechnung der Judenmission ebenso wie durch die besondere Aufführung vieler Hilfsgesellschaften ein nach unsrer Auffassung nicht zutreffendes Bild giebt. Die Liste der aufgeführten Missionsgesellschaften, welche dadurch auf 421 Nummern gebracht wird, hat geradezu etwas Erdrückendes. Und doch ist sie, wenn wir uns auf Vahls Standpunkt stellen, keineswegs vollständig. Wir könnten noch mit einer Reihe weiterer Gesellschaften aufwarten, die mit demselben Rechte wie viele der von ihm angeführten eine Stelle in seiner Liste beanspruchen könnten. So vermissen wir z. B. den englischen Verein zur Fürsorge für die Aussätzigen in Indien, der vielleicht mit größerem Rechte aufzuführen sein dürfte, als eine ganze Reihe von anglikanischen Diöcesanvereinen, über deren Thätigkeit sich schwer entscheiden läßt, in wie weit sie die Heidenmission betrifft, oder sich nur auf die kirchliche Versorgung christlicher Ansiedler beschränkt. Auch nicht wenige deutsche Frauenvereine wären mit demselben Rechte zu erwähnen, wie die mit verschiedenen englischen und amerikanischen Gesellschaften verbundenen. So interessant es ist, manches Neue aus obiger Liste zu ersehen, so glauben wir doch, daß im Interesse der Sache in solchen Zusammenstellungen die Grenzen der direkten Missionsthätigkeit unter den Heiden inne gehalten werden sollten.[2])

Außer diesen statistischen Zusammenstellungen enthält das Erläuterungsheft noch 134 Seiten Verbesserungen und Nachträge zu diesen und den früheren Heften: ein deutliches Zeichen, wie das Missionswerk in schnellem Flusse sich befindet. Darum hat eine Arbeit, wie die vorliegende, auch nur für denjenigen rechten Wert, der sich selbst mit derselben in diesen Fluß hinein arbeitet und das Wachstum der Sache gleichzeitig weiter verfolgt. Möge der Atlas viele Missionsfreunde zu solchem selbständigen Missionsstudium anregen. R. Grundemann.

[1]) Die Lage von Bethesda in Südaustralien hätte aus meinem kleinen M.-A. (II. Aufl.) ersehen werden können.

[2]) Auch können wir nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, wie Vahls Einteilung der Gesellschaften nach Denominationen viel Unzutreffendes mit sich bringt. Wenn z. B. die Berliner und die Rheinische Miss.-Ges. unter der Rubrik: „Uniert und reformiert" gegenüber der Rubrik „lutherisch" aufgeführt werden, so erhält jeder, der die Sache nicht näher kennt, ein schiefes Bild davon. Hier hätten jedenfalls weitere Erklärungen nicht fehlen dürfen. Ein noch bedeutenderer Irrtum ist untergelaufen indem die Lady Huntingdons Connexion zu den Plymouthbrüdern gezählt wurde. Sie repräsentiert bekanntlich den Whitefieldschen Zweig der Methodisten. D. Verf.

Pflanzung und Pflege des Missionslebens in Gemeinde und Schule.[1])

Vom Herausgeber.

Als im Jahre 1798 einer der ersten deutschen Missionsvereine in Ostfriesland ins Leben trat, da erklärte ein angesehener Professor der Theologie, diese unevangelische Thorheit sei nur dadurch möglich gewesen, daß in jenen Winkel die deutsche Bildung noch nicht gedrungen sei. Wie hat sich seitdem das Blatt gewendet! Heut kann man beinahe umgekehrt von denjenigen Orten sagen, sie seien Winkel, in welche die deutsche Bildung noch nicht gedrungen, an denen die Mission eine unbekannte Sache ist. Und in diesem Urteil kann uns auch das auf der jüngsten allg. deutschen Lehrerversammlung zu Gotha noch dazu von einem Pfarrer gesprochene Wort nicht irre machen: „Wir haben etwas Besseres zu thun als Millionen für die äußere Mission zu fordern, und die Heiden mit Gewalt zum Christentum zu bekehren." Der Mann hat damit nicht die Mission sondern nur sich selbst gerichtet. Wer eine Behauptung aufstellen kann, wie die, daß die evangelische Mission die Heiden „mit Gewalt" zum Christentum bekehre, der beweist nur, daß er nichts von ihr weiß und wovon einer nichts weiß, darüber sollte er auch nicht reden. Vor fünf Jahren wurde allerdings auch auf den Berliner Kreissynoden, ich weiß nicht ob die Abneigung gegen die Heidenmission oder nur der Mangel an Thätigkeit für dieselbe, noch hinter dem Feigenblatt versteckt: „das Hemd ist uns näher als der Rock", ja die Kirche, welche Heidenmission treibe, sogar mit einer Dame verglichen, die die eigenen Kinder im Schmutz verkommen lasse, während sie ein Findelkind annehme. Aber seitdem hat

[1]) Nur auf besonderen Wunsch veröffentliche ich diesen auf der Thüringer Missions-Konferenz gehaltenen Vortrag. Er reproduziert manchen schon früher schriftlich und mündlich von mir ausgesprochenen Gedanken. Aber wenn St. Paulus, der doch zu der Ermahnung bevollmächtigt war: „wandelt wie ihr mich habt zum Vorbilde," sagen durfte: „daß ich euch immer einerlei schreibe, verdrießt mich nicht und euch macht es desto gewisser," so darf unsereiner dieselben Grundgedanken von Zeit zu Zeit auch wiederholen und in immer neue Beleuchtung stellen. Repetitio est mater studiorum nicht bloß für kleine auch für große Leute und selbst für solche, welche die Lehrer andrer sind. Der Tropfen höhlt den Stein, und Gedanken, welche Gemeingut und Lebensordnungen werden sollen, müssen je und je wiederholt werden. Wd.

man sich auch in Berlin dieses Feigenblatts schämen und einsehen gelernt: 1. daß ein ordentlicher Mensch doch nicht im bloßen Hemd gehen könne, sondern auch einen Rock brauche, und 2. daß die Kirche, welche Heidenmission treibt, davon selbst einen ähnlichen Gewinn habe, wie die Industrie, welche Exporthandel treibt. Wie großartig der Umschwung ist, der in Bezug auf die Mission in der öffentlichen Meinung sich zuletzt auch bei uns in Deutschland vollzogen, das beweisen schon folgende Thatsachen: „1. daß heut auch der liberale Protestantismus nicht bloß seine Opposition gegen die Mission aufgegeben, sondern selbst Mission zu treiben begonnen hat; 2. daß die gesamte Presse, nicht bloß die kirchliche, sondern auch die politische und selbst die liberale, trotz der Seitenhiebe, die dabei freilich noch immer abfallen, das Werk der Mission hochpreist, wenigstens um seiner großen Kulturverdienste willen; 3. daß die berufensten Vertreter der Wissenschaft die wissenschaftlichen Leistungen der Missionare immer anerkennender hervorheben und 4. daß die Kolonialpolitiker in der Mission ihre Haupthelferin bei der Erziehung der Eingebornen erblicken.

Daß die Christenheit Mission treiben müsse, ist heute, man kann getrost sagen, von allen urteilsfähigen Seiten allgemein anerkannt; jedenfalls wäre es ein überflüssiges Werk, auf einer Missionskonferenz erst noch umständlich den Nachweis zu führen, daß und warum die Heidenmission unsre Christenpflicht ist. Gottlob, daß sich diese Pflicht im Katechismus der christlichen Gebote endlich das Bürgerrecht erobert hat. Über die Art und Weise freilich, wie Mission zu treiben sei, ist allerdings zwischen den Missionsarbeitern von der alten Observanz und den oben genannten neueren Missionsfreunden noch manche nicht unerhebliche Differenz; aber ich bin der guten Zuversicht, daß auch bezüglich der praktischen Ausführung der Mission noch die Zeit kommen wird, wo die alten Missionsgrundsätze sich einer allgemeineren Rechtfertigung erfreuen werden, sobald nur die neuen Missionsfreunde erst eine längere Erfahrung gesammelt haben werden.

Es gehört heute in der That nicht mehr wie vor 50 und noch vor 30, 20 Jahren viel christlicher Glaubensmut dazu, sich frei öffentlich als einen Freund der Mission zu bekennen und in Gemeinde und Schule für sie thätig zu sein. Der Fortschritt, welchen die Mission trotz der langjährigen Ungunst der öffentlichen Meinung daheim wie draußen gemacht hat, ist so in die Augen fallend, daß einem der Glaube an die mitwirkende Kraft des himmlischen Stifters und Hauptes derselben beinahe in die Hand gegeben wird. Vor etwa 50 Jahren meldete ein schottischer Missionsinspektor dem nachmals so berühmt gewordenen Missionar Dr. Duff nach

Indien voll hoher Freude, daß die Missionseinnahme in Schottland eine Höhe von 24000 Mk. erreicht habe. Und als Duff darauf antwortete: das sei nicht viel, es müsse wenigstens das Zehnfache aufkommen, da schrieb der Inspektor an den Rand des Briefes: „Was? ist der Mann verrückt geworden? Hat die indische Sonne ihm das Gehirn verbrannt?“ Und heut bringt Schottland nicht das Zehnfache, nein das Hundertfache von jener Summe auf. Wer vor 50 Jahren geweissagt haben würde, daß die evangelische Christenheit gegen Ende der 80er Jahre jährlich 35 Millionen Mk. freiwillige Gaben für die Heidenmission aufbringen, die nicht ordinierten mitgerechnet weit über 3000 Missionare ins Feld stellen und die Bibel in beinahe 400 Sprachen übersetzt haben würde, der wäre ohne Zweifel für einen Narren gehalten worden. Und doch sind diese Zahlen heute Wirklichkeit. Und wie ist in diesen 50 Jahren die Zahl der Missionsstationen und der Heidenchristen gewachsen! Man kann nicht genau angeben, wie groß die letztere gegen Ende der 30er Jahre gewesen; jedenfalls hat sie noch keine halbe Million betragen, und heute beläuft sie sich auf reichlich 2½ Millionen und wenn nicht alles täuscht, so beginnt jetzt die Zeit, wo es eilends vorwärts geht. Ich habe soeben wieder einmal eine Rundschau vollendet über die sämtlichen evangelischen Missionsgebiete der Erde, und zwar auf Grund der Berichte fast aller Missionsgesellschaften, und es ist mir dabei zu Mute gewesen, als sähe und hörte ich den Siegerschritt des Königs Jesu durch die heidnischen Lande. Ich kann jetzt die Resultate dieser Rundschau nicht mitteilen, aber Sie dürfen es einem Manne, der sich nun reichlich ein halbes Menschenalter eingehend mit Missionsstudien beschäftigt hat und der einige Nüchternheit besitzt, Sie dürfen es einem solchen Manne schon glauben, wenn er Sie versichert, daß wir nach der langen und langsamen Grundlegearbeit jetzt in die Zeit einzutreten beginnen, wo der fortschreitende Missionserfolg sich auch dem wenig gläubigen Auge als eine große weltgeschichtliche Thatsache aufdrängt. Unter diesen Umständen ist es heut nicht schwer ein Missionsfreund und auch nicht schwer, in Gemeinde und Schule ein Missionsarbeiter zu sein, zumal es im weiten deutschen Vaterlande heute wohl keine Kirchen- oder Schulbehörde mehr giebt, welche der Mission opponierte; so weit meine Kenntnis reicht, reden sie alle, die einen mehr die andern weniger der Förderung der Mission das Wort. Vor 50 Jahren und noch vor 30 und 20 Jahren ist es nicht also gewesen.

Nun ist allerdings noch ein großer Unterschied zwischen der theoretischen Anerkennung der Missionspflicht resp. der Missionsarbeit und ihrer praktischen Ausführung. Nicht immer deckt sich Wissen und Ge-

wissen, Wollen und Thun. Nach meiner Erfahrung sind es wesentlich drei Feinde, welche die wirkliche Missionsarbeit auch bei denen hindern, die die Pflicht zu ihr anerkennen: die Trägheit, die Verzagtheit und die Ungeschicktheit. Gegen die Trägheit, welche das Pfund ins Schweißtuch wickelt, hilft nur ein erwecktes Gewissen und ein guter Anreger; gegen die Verzagtheit, welche die Flinte ins Korn wirft, ein gestärkter Glaube und ein freundlicher Zusprecher; und gegen die Ungeschicktheit, welche nicht weiß, wie sie's anfangen soll, eine demütige Lernbegierde und ein geduldiger Anleiter. Das Gewissen muß sprechen, thue ich es nicht gern, so ist mir die Arbeit doch befohlen; der Glaube: Gott — nicht ich — vermag auch aus den Steinen sich Kinder zu erwecken; und die Lernbegierde: was ich nicht kann, das kann ich noch lernen. Jedenfalls muß man es frisch versuchen und niemals von vornherein erklären: in dieser Gemeinde oder in dieser Schule geht's nicht. Livingstone rief einst den englischen Missionaren in Sansibar, die sich nicht nach Centralafrika hineinwagten, das eben so freundliche wie satirische Wort zu: „Brüder, ihr wißt nicht, wie tapfer ihr seid, bis ihr's versucht habt." Es ist in der That so: nur frisch, ernstlich und ausdauernd versucht, man kann gemeiniglich mehr und erreicht gemeiniglich mehr, als man vorher gedacht hat. Ich habe das durch sehr viel Erfahrungen bestätigt gefunden. Freilich, ein bißchen Mühe muß man auch bei der Missionsarbeit aufwenden; aber darum hat uns ja der Hausvater zu Arbeitern in seinem Weinberge berufen, daß wir's uns einigen Schweiß kosten lassen und mit dem Manne Gottes Moses sprechen lernen: unser Leben ist köstlich gewesen, wenn es Mühe und Arbeit gewesen.

Wie muß ich es nun anfangen, um Missionssinn in einer Gemeinde zu pflanzen? Erwarten Sie ja nicht, daß ich Ihnen bisher unbekannte Geheimmittel nenne, durch welche wie durch Zauberei Missionsleben geweckt wird. Solange es mir gegeben worden ist, in Missionssachen ein Wörtlein mitreden zu dürfen, bin ich nicht müde geworden, es immer zu wiederholen, daß die Mission nicht eine aparte Äußerung einer die allgemeine Christenpflicht übersteigenden außerordentlichen Frömmigkeit, sondern daß sie die ganz notwendige Folge der evangelischen Grundwahrheiten, der ganz selbstverständliche Zeugnistrieb des allgemeinen christlichen Glaubens, die ganz einfache Gehorsamsthat gegen Christi Befehl, die ganz naturgemäße Äußerung des in der christlichen Kirche waltenden geistlichen Lebens sei. Es folgt notwendig aus dieser Anschauung, daß ich auch den Künsteleien, mit welchen man Missionsleben wecken zu können vermeint, das Wort nicht rede. Missionsleben ist nichts anders als ein

Ausfluß aus dem allgemeinen christlichen Leben; ein Zweig an dem Baume des aus Gott gebornen Glaubenslebens; blüht dieses, so blüht auch das Missionsleben; liegt das christliche Leben danieder, so giebt's auch kein Missionsleben. Wollen wir also ein wirkliches Missionsleben in unsern Gemeinden pflanzen, wollen wir dies wurzelhaft thun, so müssen wir Leben aus Gott erzeugen und wenn es erzeugt ist, dieses Leben durch fortgehende Pflege vertiefen. Alles andre kräuselt nur an dem Abendgewölk und der Mond dahinter hat gute Ruhe.

Allerdings giebt es auch einige Nebenbächlein, welche den Strom des christlichen Missionslebens mit bilden helfen. So regten ohne Zweifel gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die geographischen Entdeckungen nicht bloß ein allgemeines Interesse an den überseeischen Völkern sondern auch den Missionssinn an; aber sie waren nicht die eigentlichen Träger des neu entstehenden Missionslebens, sondern gaben nur dem bereits vorher erweckten geistlichen Leben eine Missionsrichtung. Ohne Zweifel begünstigt kolonialer Besitz die Missionsunternehmungen, indem er überseeischen Sinn und das nationale Gewissen weckt; aber es ist ein Irrtum zu wähnen, er allein oder er wesentlich bringe sie zustande und unterhalte sie. Wenn England heut alle übrigen Nationen an Missionsleistungen übertrifft, so liegt der Grund dafür keineswegs ausschließlich in seinem großartigen Kolonialbesitz. Solchen Besitz hatte es auch schon im vorigen Jahrhundert und damals trieb es doch keine Mission. Auch Holland hat einen bedeutenden Kolonialbesitz, der es zum verhältnismäßig reichsten Land der Welt gemacht hat und seine Missionsleistungen stehen doch auf einer niedern Stufe. England ist so missionseifrig, weil hier ein viel mächtigeres christliches Leben herrscht als in Holland. Der Kolonialbesitz hat nur mitgeholfen, diesem Leben eine Missionsrichtung zu geben und ein nationales Missionsgewissen zu wecken. Wir hoffen, daß dies nach und nach auch bei uns in Deutschland geschehen wird; unterdes müssen wir uns aber vor dem Irrtum hüten, als ob die koloniale Bewegung an sich eine Missionsmacht sei. Auch der Patriotismus für sich allein ist eine solche Macht nicht. In den großen Kriegen, welche unser Vaterland geführt, haben die Diakonissen großartige und von allen Seiten anerkannte Liebesdienste geleistet; die patriotische Begeisterung hat wohl während der Kriegszeit selbst Krankenpflegerinnen gestellt, über deren Brauchbarkeit hier kein Urteil gefällt werden soll; aber sie hat nicht vermocht die Zahl der Diakonissen zu vermehren. Der Patriotismus wird neben nicht wenigen Abenteurern auch manchen tüchtigen Mann in unsre Kolonien führen; aber christliche Missionare wird er noch weniger stellen, wie er christliche

Diakonissen geschaffen hat. Dazu gehören Kräfte aus einer andern Welt. Ohne Zweifel findet die christliche Mission viel Anerkennung um der großartigen civilisatorischen Segnungen willen, die sie überall in ihrem Gefolge hat; aber es wäre abermals eine verhängnisvolle Täuschung, wollte man sich einbilden, daß die Civilisationsschwärmerei Missionsleben erzeuge. Sie erzeugt nicht einmal den aufopferungsvollen Trieb zu einer bloßen Kulturmission. „Tausende haben sich," schreibt einmal der bekannte Prof. Schweinfurth, „um den Glauben zu verbreiten tot schlagen lassen; aber nirgends berichtet die Geschichte von Kulturaposteln in des Wortes vollendeter Bedeutung, die geleitet von dem Ideal einer Heranziehung der Wilden zu menschenwürdiger Existenz ihr alles einzusetzen bereit wären." Kurz, es bleibt dabei: das Missiosleben ist im wesentlichen die Frucht des aus Gott gebornen religiösen Lebens; wird dieses geweckt, so wird auch jenes gepflanzt. Wem an dem Heil der eignen Seele nichts gelegen ist, der wird sich auch schwerlich dafür wirklich erwärmen und dafür wirklich Opfer bringen, daß die Seelen der Heiden gerettet werden, und — das ist doch, wie der Herr selbst dem Paulus sie bezeichnet, die eigentliche Aufgabe der christlichen Mission: „aufzuthun die Augen der Heiden, daß sie sich bekehren von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe samt denen, die geheiligt werden durch den Glauben an Jesum Christum." Alles andre, z. B. die Civilisation, ist Nebensache und Zugabe.

Es kann nun hier nicht meine Aufgabe sein, eingehend die Mittel darzulegen, durch welche christliches Leben gezeugt wird; ich wüßte auch keine andern zu nennen als die von den Aposteln gebrauchten und seitdem von allen lebendigen Zeugen Gottes erprobten: das unverfälschte Evangelium in der Zeugenkraft eigner Lebenserfahrung verkündigt, öffentlich und sonderlich, mit Thränen und Gebeten, dargeboten als Speise und Arznei, welche nicht bloß gepriesen, sondern als Heilmittel an- ja eingenommen werden muß, damit sie in rechtschaffenen Früchten der Buße und des Glaubensgehorsams als eine Kraft des Lebens sich offenbare. Dazu kommt: wer Leben aus Gott zeugen will, der muß selbst Leben aus Gott haben. Wie es in einem bekannten brüdergemeindlichen Verse heißt: „Wollt ihr Posaunen der Gnade sein, räumt euch der Gnade erst selber ein, werdet durch die Wunder, die ihr verkündigt, selber erst mit Gott versöhnt und entsündigt; danach bekennt." Pestalozzi sagte einst in einer seiner Neujahrsreden zu seinen Lehrern: „Wollt ihr nicht fromm sein um eurer selbst willen, so seid es doch um eurer Kinder willen. Denn ihr

sollt die Kinder zur Frömmigkeit erziehen; aber es ist unmöglich, daß ihr das könnt, wenn ihr nicht selbst fromm seid."

Mit der Erzeugung eines wirklichen Lebens aus Gott in der Kraft des Glaubens wird die eigentliche Missionskernarbeit gethan und nun handelt es sich nur darum: wie fangen wir es an, daß wir dem religiösen Leben eine Missionsrichtung geben? Darauf antworte ich zuerst und hauptsächlich: wir müssen die Hinweisung auf die Mission mit unsrer geordneten amtlichen Thätigkeit, vor allem mit der Predigt und dem Jugendunterrichte, in eine regelmäßige Verbindung bringen. Ist die Mission selbst kein überschüssiges Heiligkeitswerk sondern die ganz ordinäre Pflicht gegen ein im Wesen des Christentums liegendes Gebot Christi, so soll auch die Missionsarbeit in Gemeinde und Schule nicht als etwas Apartes oder gar besonders Verdienstliches neben unsrer amtlichen Arbeit herlaufen, sondern als etwas von ihr ganz Untrennbares in sie hineingewebt werden. Das geschieht aber nach meiner Erfahrung bis heute noch viel zu wenig; und darum zürnen Sie mir nicht, wenn ich unter Berufung auf Pauli Wort: „daß ich euch immer einerlei schreibe, verdrießt mich nicht" nicht müde werde zu wiederholen: Gedenket der Mission in der sonn- und festtäglichen Predigt, so oft der Text es mit sich bringt. Ich bin weit entfernt davon zu empfehlen, daß man die Mission, so zu sagen, bei den Haaren in die Predigt hineinziehe; ich hasse jede homiletische Unnatur und will selbst von der Allegorie nichts wissen. Aber ist das nicht ebenfalls Unnatur, die Mission aus der Predigt wegzulassen, wenn doch der Text zu ihrer Erwähnung geradezu nötigt? Es ist merkwürdig, wie sehr vielen Predigern und auch Lehrern gegen den Reichtum der Missionsgedanken der Bibel bis auf den heutigen Tag die Augen gehalten sind. Sie können förmlich über die Missionsworte stolpern, sie gehen doch an ihnen vorbei. Ist einem dagegen erst das Auge geöffnet für die Missionsgedanken der Schrift, so staunt man nicht bloß über die Fülle derselben, sondern auch über ihre durchgehends naturwüchsige Verwebung mit den Centralwahrheiten und Centralpflichten des Christentums. Es sei mir gestattet zum Exempel nur aus den evangelischen Perikopen einige Illustrationen zu geben. Da ist sofort die Weihnachtsgeschichte Missionstext, denn die „große Freude" soll ja „allem Volke" widerfahren; aber wie selten wird wohl in eine Weihnachtspredigt der Missionsgedanke eingewoben? Da hat man eine große Festgemeinde vor sich; wie natürlich ist es nun, ihr die Weite der Liebe Gottes, den Umfang der Erlösung, die Allgemeinheit des Heils in Christo an der „großen" Weihnachtsfreude, die für „alle Völker" bestimmt ist und für

alle Menschen reicht, klar zu machen und so zu zeigen, wie die Mission mit der Weihnachtsgabe Gottes ganz organisch verbunden ist. Ich übergehe die Geschichte von den Weisen aus Morgenland, da diese wohl allgemein als Missionstext verwendet wird; dagegen fürchte ich, werden in der Perikope vom 3. nach Epiphanias die Schlußworte häufig übersehen: „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen," und doch läßt sich diese Missionsweissagung nach so vielen Seiten hin praktisch verwerten, wenn man sie durch einen Gang durch die Missionsgeschichte illustriert. Das Evangelium vom kananäischen Weibe am Sonntag Reminiscere ist durch und durch Missionstext; aber die Predigten sind Ausnahmen, welche sich mit der Beantwortung der Missionsfragen beschäftigen, in denen die eigentliche Erklärung für das so rätselhafte Betragen des Heilandes liegt. In der Quasimodogeniti-Perikope macht der Auferstandene seine Jünger zu seinen Boten, indem er spricht: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." Er setzt also die Sendung seiner Jünger, d. h. doch die Mission in Parallele mit seiner eignen Sendung in die Welt; welch tiefsinniger und vielseitiger Gedanke! In einer Missionsfestpredigt wird dieser Gedanke vielleicht ausgeführt; aber wer hat ihn schon in einer Quasimodogenitipredigt vernommen? Am Sonntage Misericordias spricht der gute Hirte von den andern Schafen, die er herführen muß; aber auch an diesem Sonntage bringen es viele Prediger fertig, der Mission mit keinem Worte zu gedenken. Dann kommt das Himmelfahrtsfest, dessen Perikope die Stiftungsurkunde der Mission enthält, also das eigentliche Stiftungsfest der Mission; aber es werden noch immer Himmelfahrtspredigten genug gehalten, in denen davon mit keinem Worte die Rede ist. Am zweiten Pfingstfeiertage sollte der Eingang der Perikope: „Also hat Gott die Welt geliebt" abermals nötigen, zur Mission zu greifen, um die Größe wie die Art der göttlichen Liebe wirklich anschaulich zu machen. Das Gleichnis vom großen Abendmahl am 2. p. Tr. ist abermals eine Missionsperikope, da unter den Leuten auf den Landstraßen und an den Zäunen jedenfalls Heiden verstanden werden müssen, und auch bei Petri Fischzug am 5. p. Tr. wird man nicht umhin können unter dem: „Fahre auf die Höhe" an die Arbeit unter den Völkern zu denken, welche „außer der Bürgerschaft Israels und fremd an den Testamenten der Verheißung" waren. Der ungerechte Haushalter am 9. p. Tr. legt es wenigstens nahe, ein Wort auch über Missionsgaben zu sagen und der dankbare Samariter am 14. daran zu erinnern, daß unter den Heidenchristen mehr Erkenntlichkeit für die Gnaden-

gaben Gottes gefunden wird als daheim bei uns. Die Perikope am 25. p. Tr. von der Nähe des Endes läßt sich kaum kontextgemäß auslegen, ohne daß man Bezug nimmt auf den ihr unmittelbar voraufgehenden Vers: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen“ und daß man so wenigstens kurz auf den Zusammenhang zwischen Mission und Ende resp. Wiederkunft Christi eingeht. Und am 26. p. Tr. bei der Perikope vom Weltgericht kann man über die Versammlung aller Völker vor dem Richterstuhl Christi doch nur dann verständlich reden, wenn man es thut im Zusammenhange mit dem Missionsbefehl und seiner Ausführung. Und das sind nur die Sonntagsevangelien![1]) Welche Fülle von Missionsgrundgedanken bieten erst die Episteln! Und die evangelischen wie die epistolischen Perikopen sind doch nur ein Bruchteil der Schrift.

Ähnlich wie mit der Predigt, ist es auch mit dem Unterricht, auf den ich gleich weiter speciell eingehen werde. Um Missionssinn in die Herzen der Jugend zu pflanzen ist der nächste und natürlichste Weg der, daß man die Missionsgedanken, welche biblische Geschichte und Katechismus an die Hand giebt, einfach herausstellt und den Kindern wieder und wieder zur Anschauung bringt. Da in meinem kürzlich erschienenen Handbuche: „Die Mission in der Schule“ (Gütersloh, 3. Aufl. 2 Mk.) an einem Gange durch die biblische Geschichte, den Katechismus und die Apostelgeschichte die einzelnen Missionsbeziehungen in ganz konkreter Weise aufgezeigt sind, so kann ich mich hier jeder Exemplifikation enthalten.

Nach meiner Erfahrung ist die eben geschilderte Methode der Weckung des Missionssinnes nicht nur die naturgemäßeste sondern zugleich die fruchtbarste. In der sonntäglichen Hauptpredigt reden wir zu der Gesamtgemeinde, soweit sie kirchlichen Sinn hat und im Schul- und Konfirmandenunterricht haben wir die gesamte Gemeindejugend zu unsern Zuhörern. So können wir über die Mission von den Dächern predigen, sie von dem Vorurteil und Mißverstand einer Winkelsache befreien und auf Schritt und Tritt sie als einen Grund- und Wesensgedanken des Evangeliums legiti-

[1]) Ich verweise hier auf das Buch von Begrich: „Missionsgedanken aus den altkirchlichen evangelischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.“ Gütersloh 1885. 1,80 Mk. — Zugegeben, daß in diesem Büchlein manche Missionsbeziehung ein wenig künstlich gesucht ist, so zeigt es doch, daß das perikopische Evangelienwort einen großen Reichtum an ebenso natürlichen wie fruchtbaren Missionsgedanken enthält.

mieren. Allmählich höhlt der Tropfen den Stein; die Mission erscheint als eine notwendige Bethätigung des christlichen Glaubensgehorsams und so bildet sich nach und nach in der Gemeinde ein Missionsverständnis und Missionsgewissen.

Neben den biblischen Missionsgrundgedanken, auf welche ich allerdings das Hauptgewicht lege, sollten aber auch Predigt wie Jugendunterricht von geschichtlichen Missionsbeziehungen durchwebt sein. Man wirft unsrer Predigt und auch dem Unterricht, und ich fürchte nicht ohne Grund, vor, daß sie zu abstrakt seien. Nun, die Missionsgeschichte ist eine reiche Fundgrube der belebenden und veranschaulichenden Illustration. Z. B. was natürlicher Mensch ist, was Fleisch, was Knechtschaft unter die Sünde, was eine Religion der Furcht, das kann man kaum durch etwas anderes so anschaulich machen als durch Blicke in heidnische Zustände. Was wir an dem Christentum haben, selbst dann noch haben, wenn es mehr ein Christentum der traditionellen Gewohnheit als der persönlichen Erfahrung ist, das macht am überzeugendsten ein Vergleich zwischen heidnischem und christlichem Leben klar. Welche umwandelnde Kraft das Evangelium Christi vor allen menschlichen Machtmitteln besitzt auch im 19. Jahrhundert, und wie das Christentum so weit davon entfernt ist, ein überwundener Standpunkt zu sein, daß es vielmehr fortgehend die Welt überwindet, wie lebendig wird das gerade durch Thatsachen aus der Missionsgeschichte erwiesen. Nehmen wir dazu die vielen Beispiele kindlichen Glaubens, freudigen Zeugenmutes, hoher Opferwilligkeit, geduldigen Leidens, seligen Sterbens, welche die Missionsgeschichte sowohl seitens der jungen Heidenchristen wie vieler Missionare zu berichten hat, so haben wir eine große Menge konkreter Einzelzüge, durch welche wir ebenso Predigt und Unterricht beleben, wie auf ganz einfache und natürliche Weise fortgehend Missionsinteresse erwecken.

Nun würde freilich mancher Prediger und Lehrer Illustrationen dieser Art gern in Predigt und Unterricht einweben, wenn — ja wenn er nur welche hätte! Nun, für den Unterricht habe ich in dem vorhin genannten Handbuche eine ganze Menge zusammengestellt. Der natürlichste Weg, in den Besitz solcher Illustrationen zu gelangen, ist und bleibt aber der, daß man sich selbst welche sammelt, d. h. daß man ein wenig Missionsgeschichte studiert und charakteristische Einzelzüge notiert. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben, wohl aber kann er sich's durch Arbeit erwerben. Ich muß wenigstens einige Missionsgeschichtskenntnis besitzen, um durch missionsgeschichtliche Mitteilungen Missionssinn zu erwecken, und um mir diese Kenntnis anzueignen, muß ich — ja es

bleibt nichts anders übrig — muß ich arbeiten. Es ist erstaunlich, wie gering bis auf den heutigen Tag nicht bloß unter den Lehrern, sondern selbst unter den Pastoren, ja sogar unter den Missionsfestpredigern die Missionskenntnis noch ist. Ich könnte hierfür die ergötzlichsten oder soll ich lieber sagen die beschämendsten Beispiele in Menge anführen. Gemeiniglich soll dann die rednerische Übertreibung die mangelnde Sachkenntnis ersetzen; aber die Phrase, auch die rhetorisch aufgeputzteste Phrase schafft niemals Leben. Das Geheimnis der Kraft jeder Rede, auch der Missionsrede, liegt nicht in schön gedrechselten Worten und vollends nicht in rhetorischen Übertreibungen, sondern immer und überall in den Sachen, in den inhaltsvollen Gedanken und — in der Überzeugungskraft des aus eigner Überzeugung Redenden. Das ist also unerläßliche Vorbedingung, daß, wer Missionsleben pflanzen und pflegen will, sich ein wenig in der Missionsgeschichte heimisch machen muß. Man kann da nicht bloß aus der Hand in den Mund leben, das verleidet die Sache, sondern muß ein bißchen aus dem vollen schöpfen. Für den Lehrer genügt das in meinem Handbuch gebotene Material, wenn er nur noch eins der dort bezeichneten Missionsblätter liest. Der Pastor muß zunächst eine Missionsgeschichte mal durchmachen, entweder meinen „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart“ (Leipzig, Hinrichs, 1883. 2. Aufl. 1,50 Mk.) oder Gundert: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten“ (Kalw, 1886. 2. Aufl. geb. 2,75 Mk.) und neben den Berichten seiner Mutter-Missionsgesellschaft regelmäßig entweder die „Allg. Missions-Zeitschrift“ oder das „Evang. Missions-Magazin“ oder wenigstens ein allgemeines Missionsblatt wie das „Kalwer“ oder „Barmer“ oder den „Berliner Missionsfreund“ lesen. Wer sich vor dieser Arbeit scheut, für den giebt es in keiner Apotheke ein Geheimmittel, mit welchem er Missionssinn pflanzen und pflegen kann.

Von ganz besonderer Bedeutung für die Pflanzung des Missionslebens ist die Einbeziehung der Mission in den Schul- und Konfirmandenunterricht. Es ist allerdings eine Übertreibung zu behaupten: wer die Schule hat, der hat die Zukunft; besonders die auf die Schulzeit folgenden Jahre sind oft für die Entwicklung des Menschen viel einflußreicher als die Schuljahre. Aber soviel ist gewiß wahr, daß die Schule zur Einwurzelung von Anschauungen und Antrieben, welche Gemeingut des Volks werden sollen, sehr viel thun kann. Pflanzt also die Schule ein gewisses Maß nicht bloß von Missionskenntnis, sondern auch von Missionsliebe in die Herzen der Jugend, so darf man mit Grund die Hoffnung hegen, daß diese Saat auch für das Gemeindeleben ihre Frucht bringen wird.

Ich verlange nun durchaus nicht, daß für die Bekanntmachung mit der Mission besondere Unterrichtsstunden sollen angesetzt werden; nur am Schlusse des biblischen Geschichtsunterrichts, im Anschlusse an die Apostelgeschichte möchte ich um jährlich 4 Stunden bitten, in welchen eine kurze Übersicht über die Geschichte der Ausbreitung des Christentums in der apostolischen, der mittelalterlichen und der gegenwärtigen Missionsperiode gegeben wird, etwa wie das erwähnte Handbuch in dem „Kurzen Abriß der Missionsgeschichte" sie darbietet. Im übrigen sollen sowohl die biblischen Missionsgedanken wie die geschichtlichen Missionsmitteilungen in die lehrplanmäßig bereits normierten Unterrichtsgegenstände eingegliedert werden, die ersteren natürlich in die religiösen Lehrfächer, die letzteren besonders in den geographischen und lesekundlichen Unterricht, sobald nur erst das Lesebuch einige Missionsartikel enthalten wird. Bezüglich der Behandlung der Mission im biblischen Geschichts- und Katechismusunterrichte muß man derselben Verwunderung Ausdruck geben wie vorhin bezüglich der Behandlung der Mission in der sonntäglichen Predigt, weil — wenige Ausnahmen abgerechnet — bisher eine solche Behandlung überhaupt nicht stattgefunden hat. Gewiß hat diese Übersehung ganz wesentlich ihren Grund darin, daß es bisher an Hinweisung und Anweisung gefehlt; dennoch läßt sie sich kaum begreifen. Kaum bei der Geschichte von den Weisen aus Morgenland und der Himmelfahrt Jesu, selbst kaum bei der zweiten Bitte und dem doch mit dem Missionsbefehl so organisch verbundenen Taufbefehle, ja selbst kaum bei der Lektüre der Apostelgeschichte hat man bisher im Schulunterrichte auf die Mission Bezug genommen. Wenn einem großen Teil unsrer Gemeinden die Mission bis auf den heutigen Tag noch eine unbekannte Sache ist oder die Werbung für sie in Predigt, Missionsstunde und auf Missionsfesten als etwas ganz Unvermitteltes, wie ein deus ex machina erscheint, so hat das gewiß auch darin mit seinen Grund, daß die Leute von der Schule her gar nichts von der Mission wissen und es ist gewiß keine unberechtigte Hoffnung, daß das besser werden wird, sobald der Schul- und Konfirmandenunterricht die bisherige Versäumnis gut zu machen sich ernstlich bestrebt.

Eine Handreichung von großem Werte für die Einpflanzung eines Missionssinnes kann die Schule ferner dadurch leisten, daß sie den erdkundlichen Unterricht in Verbindung mit der Mission setzt. Ich will nicht darauf eingehen, daß sie dadurch diesem Unterrichte selbst einen großen Dienst thut; denn die an sich wenigstens für Schüler oft ziemlich trockene und langweilige Geographie wird erst interessant, wenn der Lehrer die Erde zu beleben versteht und die Mission liefert ihm solches Belebungs-

material in Fülle. Ich rede aber der Einflechtung der Mission in den erdkundlichen Unterricht um der Mission willen das Wort. Ohne Zweifel hindert die mangelnde geographische Unterlage bei vielen und zwar nicht bloß ungebildeten Leuten die Zurechtfindung auf den verschiedenen Missionsgebieten und das Behalten der mitgeteilten Missionsthatsachen. Besonders wenn hinter- und nacheinander und vielleicht gar durcheinander die Rede ist von Vorgängen aus Barma, Ceylon, Uganda, Grönland, Santalistan, dem Kongostaat, Sumatra, Japan, Sansibar, Bombay, Tonking, Natal, Honkong, am Niger, auf Java, der Goldküste, in Tinnewelly u. s. w., da heißt's bei manchem: von all den Dingen wird mir so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum. Ein einfacher, klarer, übersichtlicher Geographieunterricht soll da Ordnung schaffen, gleichsam die Schubfächer liefern, in welche die missionsgeschichtlichen Mitteilungen gethan werden. Auf die Frage: woher aber das missionskundliche Material nehmen, welches in den geographischen Unterricht eingegliedert werden soll? kann ich glücklicherweise völlig befriedigende Auskunft geben: neben dem 7. Kapitel meines Handbuchs bieten es in großer Reichhaltigkeit die „Erläuterungen" zu Grundemanns „Missions-Schulwandkarte" (Kalw. 1887. roh in Umschlag 2, aufgezogen 5 Mk.), welche hiermit zugleich als sehr wesentliches Hilfsmittel für den geographischen Missionsunterricht angelegentlichst empfohlen wird.

In den bisherigen Ausführungen dürfte das wesentlichste über die Pflanzung des Missionssinns gesagt sein. Missionsleben wird der Missionssinn, wenn ihm eine praktische Richtung gegeben, eine Triebkraft zur Thätigkeit für die Mission ihm eingehaucht wird. Ehe ich jedoch die Frage beantworte, wie das geschieht, muß notwendigerweise noch etwas über die Pflege des Missionssinns gesagt werden. Freilich in praxi lassen sich die Mittel, welche zur Pflanzung des Missionssinns vorgeschlagen wurden, nicht streng von denen scheiden, welche zu seiner Pflege dienen; denn wie die Einflechtung von Missionsbeziehungen in die sonntägliche Predigt auch den schon geweckten Missionssinn fördern wird, so hat z. B. das Missionsfest oder eine Missionsschrift oft da einen Missionssinn erst erzeugt, wo vorher keiner vorhanden war. Aber da die Mittel, von denen ich jetzt zu reden gedenke, ihre gesundeste und fruchtbarste Anwendung da finden, wo bereits ein gewisses Maß von Sinn und Verständnis für die Mission vorhanden ist, so darf ich sie wohl unter den Gesichtspunkt der Pflege des Missionslebens zusammenfassen.

In erster Linie steht hier die Missionsstunde. Ich rate keineswegs in einer missionstoten Gemeinde sofort mit Missions stunden zube-

ginnen; erst thue man Vorarbeit in Predigt und Unterricht und wenn dann wenigstens einiges Missionsinteresse geweckt worden ist, beginne man mit der Missionsstunde. Wem es zu viel erscheint, monatlich eine Missionsstunde zu halten, der thue es vierteljährlich, aber unbedingt regelmäßig und an ein für allemal feststehenden Terminen. Die Missionsstunde ist allerdings ein außerordentlicher Gottesdienst, aber sie darf nie ein unordentlicher werden; sie ist amtlich nicht vorgeschrieben, aber die Freiheit ist keine Willkür, sondern sich selbst ein Gesetz. Zu welcher Zeit und an welchem Ort die Missionsstunde zu halten ist, das läßt sich nicht allgemein regulieren; eines paßt da nicht für alle. Im ganzen wird es sich empfehlen, sie in eine Abendstunde und in die Kirche zu verlegen. Das wichtigste ist, daß sie durch ihren Inhalt anziehe. Inhaltsleere und Langweiligkeit ist der Tod der Missionsstunde. Es ist aber weit schwerer eine gute Missionsstunde als eine gute Predigt zu halten und wer in dem Wahn steht, die Missionsstunden ließen sich aus dem Ärmel schütteln, der thut besser, wenn er seine Hand davon läßt. Die Missionsstunde erfordert Arbeit und besonders für den Anfänger sogar viel Arbeit. Als Hauptquelle ist zu benutzen: Burkhardt-Grundemann: Kleine Missions-Bibliothek. Das Specialquellenmaterial findet sich in meinem „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen", in den laufenden Literaturberichten der Allg. Miss.-Zeitschrift und in den Monatsberichten der einzelnen Miss.-Gesellschaften. Was die Methode der Missionsstunde betrifft, so vermeide man die einschläfernde Monotonie. Z. B. binde man sich ja nicht an die Schablone: immer zuerst von Land und Leuten nach einem stereotypen Muster allgemeine Schilderungen zu geben und dann chronologisch die Missionsgeschichte zu erzählen. Beides ermüdet und ist ganz und gar unvolkstümlich. Die allgemeinen Schilderungen sind möglichst zu vermeiden und an ihre Stelle konkrete Bilder zu setzen. Ebenso halte man Maß mit chronologischer Geschichtserzählung; Bilder, lebendige Gestalten aus der Geschichte sind für das Missionsstundenbedürfnis fesselnder und auch lehrreicher. Im ganzen kann man abwechseln mit 3 Arten von Missionsstunden: biblischen, geschichtlichen, biographischen. Die biblischen sind wesentlich Textauslegung und Textillustrierung durch Züge und Erlebnisse aus der Mission; die geschichtlichen sind wesentlich Veranschaulichung der Missionsarbeit mit ihren Hindernissen und Erfolgen, in Generalübersichten und Miniaturbildern; die biographischen persönliche Lebensbilder von Missionsarbeitern und bekehrten Heidenchristen. Von den beiden ersten dieser Arten habe ich in meinen bis jetzt erschienenen

zwei Bänden „Missionsstunden“[1]) veranschaulichende Proben zu geben gesucht. Je mehr man sich in das missionsgeschichtliche Material einarbeitet, desto mannigfaltiger gestaltet sich auch die Missionsstunde. Wie vor Monotonie so hüte man sich auch vor Kleinigkeitskrämerei. Es giebt nicht viele Leute, die wie weiland Wallmann, missionsgeschichtliche Kleinigkeiten durch würzende Sauce sehr schmackhaft zu machen verstehen, wohl aber viele, welche Kleinlichkeiten in Wassersuppe auftragen und das ist — eine mäßig nährende Speise. Für die Missionsstunde muß man anziehende und inhaltsvolle Missionsstoffe wählen und sie auch für das Volk appetitlich und schmackhaft zurichten. Jede einzelne Stunde gebe nicht nur ein anschauliches und durch seinen Gehalt behaltbares, sondern auch ein selbständiges, d. h. ein in sich abgerundetes Bild; niemals darf es heißen: Fortsetzung folgt. Endlich werde ja nicht vergessen, daß ein ganz wesentliches Stück der Missionsstunde das Gebet ist. Eine Missionsstunde ohne Gebet kommt mir vor wie ein gefüllter Kochtopf, unter dem kein Feuer brennt. Auch empfiehlt es sich, den Gesang unsrer Kirchenlieder mit dem frischer geistlicher Volkslieder in ihr abwechseln zu lassen. Endlich noch eins: man lasse sich ja nicht entmutigen, wenn trotz aller Mühe, die man sich giebt, nach Befriedigung der ersten Neugier der Besuch ein mittelmäßiger, vielleicht gar ein geringer ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Kreis, welcher die Missionsstunden besucht, kleiner ist als der, welcher zu den Hauptgottesdiensten kommt. Aber dieser kleinere Kreis umschließt die religiös lebendigsten, die für die Mission am meisten interessierten Gemeindeglieder. Diese Kerntruppen sind die Pferde, welche doppeltes Futter haben müssen; sie sind es auch besonders wert, daß man sich um ihretwillen die Mühe nicht verdrießen läßt. Es ist ja unsers Vaters Wohlgefallen, der „kleinen Herde“ das Reich zu geben und es ist sehr bedeutungsvoll, daß der Sohn Gottes verheißen hat gegenwärtig zu sein, wo auch nur zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Eine lebendige Quelle fließt, wenn auch nur wenige Durstige kommen, aus ihr zu trinken. Dazu beweist sich ein Christ überhaupt und speciell ein Missionsarbeiter draußen wie daheim zuerst in aller Geduld, d. h. in unverdrossener Ausdauer, und die Arbeit, welche ich auf die Missionsstunde verwende, ist das gesegnetste Mittel, mich selbst in der Missionskenntnis und der Missionsliebe zu fördern.

Das zweite Hauptmittel zur Pflege des Missionssinns ist die Ver-

[1]) Gütersloh. I. 2. Aufl. 1883: „Die Mission im Lichte der Bibel“, II. 2. Aufl. 1886: „Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte.“

breitung guter Missionsschriften. Zuerst sind da die Monatsberichte derjenigen Missionsgesellschaft ins Auge zu fassen, welchen die betreffende Gemeinde sich angeschlossen hat. Man mag an diesen Berichten mancherlei zu tadeln haben, was gemeiniglich am meisten von denen geschieht, die sie nicht lesen; da sie über die Missionsarbeit orientieren, welche wir durch unsre Gaben und wills Gott auch durch unsere Gebete unterstützen, so ist es selbstverständlich, daß wir sie zuerst zu verbreiten suchen. Besonders allen bereits einigermaßen missionserwärmten Leuten und speciell den Missionsstundenbesuchern sind sie in die Hand zu geben. Unter den allgemeinen volkstümlichen Missionsblättern ist das Kalwer besonders zu empfehlen. Aus den von den einzelnen Miss.-Gesellschaften herausgegebenen Traktaten ist es notwendig, die für die Bedürfnisse der einzelnen Gemeinde passenden selbst auszuwählen. Neuerdings giebt die Brandenburger Missionskonferenz unter dem Titel: „Dornen und Ähren vom Missionsfelde" kleine Missionsgeschichten zu à 10 und 5 Pf. heraus, welche zur Verbreitung in Gemeinde und Schule sehr geeignet sind. Ebenso empfehle ich dringend die in der Halleschen Waisenhausbuchhandlung erscheinenden, von Direktor Dr. Frick herausgegebenen, schön illustrierten „Geschichten und Bilder aus der Mission" zu à Heft 25 und in 50 Exemplaren bezogen nur 20 Pf. Für gebildetere Kreise hat die Hallesche Miss.-Konferenz drei Flugschriften gleichfalls zu à 25 resp. 20 Pf. herausgegeben: „Die christliche Mission, ihre sachliche Begründung und thatsächliche Ausführung in der Gegenwart"; „Das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert" und „Die Heidenmission eine Großmacht in Knechtsgestalt", von denen freilich nur noch wenige Exemplare zu haben sind (Buchhändler J. Fricke in Halle a. S.). Es kommt nun alles darauf an, diese und ähnliche Schriften wirklich unter die Leute zu bringen. Die bloße Empfehlung von der Kanzel oder eine Annonce im Kreisblatt ist gemeiniglich ein Schlag ins Wasser, auch der Buchhandel erreicht die Volkskreise nicht. Der einzig praktische Weg ist, daß Pastor und Lehrer selbst und mit Hilfe von dazu willigen Gemeindegliedern, besonders Jungfrauen und Kindern Kolportage treiben. Die Kolportage guter Schriften halte ich überhaupt für eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart und kein Pastor und kein Lehrer sollte zu bequem sein oder gar sich für zu gut zu solchem Werke halten. Sehr beschämen uns in dieser Beziehung die katholischen Priester und Lehrer, deren energischer Kolportagearbeit es einzig und allein zu danken ist, daß die katholischen Tagesblätter und Flugschriften-Literatur in den letzten Jahrzehnten eine so ungeheure Verbreitung gefunden hat. Also Kolportage treiben in der eignen

Gemeinde auch mit Missionsschriften. Man muß dem Volke die Sachen ins Haus bringen, die es kaufen soll; es ist überraschend, wie viel gekauft wird, wenn nur mit Geschick und Freundlichkeit und Ausdauer angeboten wird.

Von hoher Bedeutung ist zum dritten das Missionsfest. Ich will die Auffassung nicht bekämpfen, welche das Missionsfest als Weckungsmittel des Missionslebens betrachtet; aber dann ist es unerläßlich, als Bedingung hinzuzufügen, daß ernste Missionsarbeit in Gemeinde und Schule ihr folge. „Ein Missionsfest feiern und nachher keine Missionsstunden halten", sagt einmal Wallmann, „das ist gerade so, als wollte man Ostern halten und an den übrigen 51 Sonntagen im Jahre die Kirche schließen." Leider sind viele Missionsfeste heutzutage nur fahrende Platzregen, befruchtend wirken sie nicht; weil nach ihnen so wenig für die Mission gearbeitet wird, wie vorher geschehen ist. Das Richtigere ist: Missionsfeste da feiern, wo Missionsarbeit vorhergegangen und durch sie schon der Boden ein wenig bereitet ist. Ich halte es mit dem Wort: saure Wochen, frohe Feste. In einer Gemeinde, in welcher bereits ein lebendiger Missionssinn herrscht, sollte alljährlich ein Missionsfest gefeiert und dieses Fest zum Sammelpunkt und zum Labequell für die Missionsfreunde der Umgegend gemacht werden. Von Wichtigkeit ist, daß man solche Feste auf ganz bestimmte Termine legt; und so wurzeln sie wirklich ein und gestalten sich zu Volksfesten. In weit den meisten Fällen wird man sich freilich noch mit Wandermissionsfesten begnügen müssen. In einer großen Ephorie sollten deren regelmäßig zwei oder drei jährlich abgehalten werden, in einer kleinen Ephorie wenigstens eins. Ob das Fest auf einen Sonntag oder Wochentag zu legen, wird von den örtlichen Verhältnissen und dem Maße des vorhandenen Missionsinteresses abhängen. In den meisten Fällen wird wohl der Sonntag gewählt werden müssen. Wo es irgend angänglich, lasse man auf die kirchliche Feier eine Nachfeier am liebsten im Freien folgen. Die Hauptsache ist natürlich, daß in Kirche und Nachfeier etwas Festliches geboten wird. Man sorge also für gute Speisemeister, die dem Volke wirklich zu essen geben. Hohes Pathos ist ebenso leeres Stroh wie rhetorische Übertreibungen, und Stroh ist keine Speise für Menschen. Wer auf einem Missionsfest redet, der darf nicht aus dem Ärmel schütteln, bei diesem Schütteln kommt gemeiniglich nichts heraus; sondern der sorge durch gründliche Vorbereitung dafür, daß er die Taschen voll hat und beherzige dann, was Vater Luther sagt: „Tritt frisch auf, thus Maul auf, hör bald auf." Kurze, gehaltvolle, mit Salz gewürzte Reden und Erzählungen, die thuns. In der Nach-

feier kann auch einmal ein humoristisches Wort fallen; aber es muß immer eine geistliche Pointe haben, gleichsam ein Nagel sein, an welchen man ein ernstes Wort anhängt und niemals darf der Humor in ordinären Witz ausarten. Besonders heute, wo die Missionsfeste allerlei Volk anziehen, vergesse man ja nicht, daß wir sie nicht zum Amüsement feiern, sondern um Gottes Namen zu verherrlichen und sein Reich zu bauen unter den Heiden und unter uns selber. Unsre Missionsfeste müssen Wecker und Pfleger geistlichen Lebens bleiben, sonst verfehlen sie ihres Berufs.

Ich könnte nun noch mancherlei andere Mittel nennen, durch welche Missionssinn geweckt und gepflegt werden kann, z. B. Missionspredigtreisen, Besuche von Missionaren oder Missionsinspektoren, Korrespondenz mit Missionaren und deren Frauen u. dergl.; aber ich lasse es mit dem Gesagten genug sein, denn 1. ist es nicht weise zu viel auf einmal zu fordern und 2. schaffen alle diese außerordentlichen Mittel nur dann bleibende Frucht, wenn die berufenen Arbeiter in Gemeinde und Schule ihre Schuldigkeit thun.

Unser Thema redet nun aber mit Absicht von der Pflanzung und Pflege des Missionslebens, nicht bloß des Missionssinnes. D. h. der Missionssinn muß sich bethätigen durch praktische Förderung der Mission. Wo es eine solche Bethätigung giebt, da ist Missionsleben, wo es eine solche Bethätigung nicht giebt, da ist der Missionssinn eine gemalte Pflanze. Wie aber bethätigt sich der Missionssinn? Ich nenne nur ein dreifaches: durch Gabe, durch Werbung, durch Fürbitte.

Wer ernten will, muß natürlich zuvor gesäet haben, darum wird die Höhe der Missionsgaben, die wir ernten, im wesentlichen der Energie der Arbeit entsprechen, die wir aufgewendet haben. Ich rede der Treiberei ganz und gar nicht das Wort, die nur immer auf den Geldbeutel klopft; nein, ich bin des Treibens müde; aber ebensowenig rede ich der Gewissenseinschläferung das Wort, die es für ungeistlich erklärt, dem alten bösen Feind: Geiz tapfer auf den Leib zu rücken. Unser Volk ist noch sehr wenig an Noblesse im Geben für göttliche Reichszwecke gewöhnt; es muß dazu erst erzogen werden. Diese Erziehung geschieht nicht bloß durch das Wort der Ermahnung, sondern auch durch das eigne Vorbild. Gebet, sagt der Heiland, gebet ihr selbst zuerst und reichlich, so wird euch gegeben. Ein geiziger Pastor oder Lehrer wird es nie zu guten Kollekten bringen. Und diese Erziehung geschieht durch Gewöhnung, d. h. durch regelmäßige Sammlung. Um solche Sammlungen einzuleiten, muß man die ersten Gänge freilich selbst thun, hernach kann man sich

kleiner und großer Helfer bedienen. Die regelmäßigen monatlichen oder vierteljährlichen Sammlungen liefern sehr bedeutende Missionsbeiträge und sie gewöhnen die Leute ans Geben. Fangen wir von unten an und nehmen z. B. eine von nur 50 Kindern besuchte Schule. Der Lehrer fordert diese Kinder, nachdem er sie für die Mission erwärmt hat, freundlich auf, pro Woche je 1 Pf. für die Mission zu geben; selbstverständlich als eine Sache der Freiwilligkeit. Geben, wie kaum zu bezweifeln, die Kinder diesen Beitrag und sammelt ihn der Lehrer mit Ausdauer, so liefert diese kleine Schule allein jährlich c. 25 Mk. Ich weiß nicht, wie viel evangelische Kinder in Gesamtdeutschland die Schule besuchen, vermutlich c. 5 Millionen; aber nehmen wir an, nur 2 Millionen brächten wöchentlich diesen Pfennig, so würde das pro Jahr eine Summe von 1 Mill. Mark ergeben! Gewänne man ferner von je 100 evang. Christen nur 5, welche willig wären, pro Monat je 10 Pfg. zu geben, so würden in einer Gemeinde von 500 Seelen jährlich 30 Mark zusammenkommen, das gäbe durch alle Gemeinden unsres Vaterlandes durchgeführt, jährlich beinahe 2 Millionen Mk. Doch will ich nicht weiter so rechnen. Sie sehen: viele kleine Bächlein bilden einen großen Strom, wenn sie nur aufgegraben und dauernd flüssig gemacht werden. Also: man gewöhne ans Geben durch regelmäßiges Sammeln, wenn vorerst auch nur kleine Gaben gegeben werden. Allmählich werden sie größer. Freilich wer sammelt, der salbe sein Haupt mit Öl. Einen fröhlichen Geber hat Gott, einen fröhlichen Sammler haben die Geber lieb. Bittet, sagt der Heiland, nicht: scheltet; bittet, so wird euch gegeben. Und den Reichen in dieser Welt darf man die Gewissen schon ein bißchen rütteln, daß sie reichlich geben. Es ist allerdings nicht so, wie einmal ein katholischer Bischof schrieb: die Mission bedarf zuerst Geld, Geld und wieder Geld. Nein, sie bedarf zuerst Menschen, Menschen und wieder Menschen. Aber sie kann ohne Geld, und zwar ohne viel Geld, nicht getrieben werden und das ist eine Sache, die wir daheim alle für die Mission thun können, daß wir durch unsre Gaben dieses so nötige Geld aufbringen helfen. Wo wirkliche Missionsliebe ist, da muß sie sich auch äußern durch Missionsbeiträge. Wo diese Beiträge fehlen oder so dürftig sind, daß St. Paulus sie einen „Geiz“ nennen würde (2 Kor. 9, 5), da ist die Missionsliebe eine Phrase. Auch hier heißt es: lasset uns lieben nicht mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit.

Schwerer schon als die Geldgabe ist der persönliche Dienst, den man der Mission leistet. Ich sehe hier ganz davon ab, daß aus einer

missionslebendigen Gemeinde auch Leute hervorgehen müssen, die sich als Missionare in den Missionsdienst stellen, um ausschließlich bei dem zu bleiben, was von jedem für die Mission erwärmten Christen verlangt werden kann. Wer ein Missionsfreund ist, der soll auch ein Werber für die Mission werden, d. h. andere für sie zu gewinnen suchen. Dieser Werbedienst geschieht durch Zeugnis, durch Sammeln, durch Schriftenverbreitung. Je mehr solcher Helfer unter Erwachsenen und Kindern gewonnen werden, desto frischer und fruchtbarer gestaltet sich das Missionsleben in einer Gemeinde. Wo ein Missionsverein existiert, da muß man den Mitgliedern desselben, sonderlich den Vorstandsmitgliedern auch etwas für die Mission zu thun geben, sonst wird er eine tote Maschine. Sonderlich aus den Jungfrauen ist es nicht schwer sich Helferinnen heranzubilden, welche beim Sammeln und Schriftenverbreiten Handreichung thun. Auch die ältesten Jahrgänge der Kinder leisten gern solchen Dienst, wenn sie in taktvoller und geschickter Weise dazu angestellt werden.

Wo Interesse an der Mission angeregt, einige Kenntnis von ihr verbreitet, zum Geben und allerlei persönlichem Dienst willig gemacht worden ist, darf man es endlich auch wagen, zur innerlichsten und nach meiner Überzeugung schwersten Bethätigung der Missionsliebe, zur Fürbitte aufzufordern. Ohne Zweifel steht das Missionsleben in derjenigen Gemeinde am höchsten, in welcher es eine Anzahl wirklicher Missionsbeter giebt. Gehen wir mit der Aufforderung zum Missionsgebet aber ja nüchtern um. Es ist eine mir unbegreifliche Phrase, die man doch so oft hören kann: „wenn ihr nichts für die Mission geben könnt oder wollt, so betet doch wenigstens für sie.“ Als ob ein Mensch, der nicht einmal eine Gabe für die Mission hat, die priesterliche Reife zur Fürbitte besäße! Und ob wohl diejenigen Herren, welche sich jener Phrase bedienen, jemals selbst für die Mission gebetet haben! Es gehört bereits eine bedeutende Reife im Christentum, ein hohes Maß der Liebe, eine bewährte Übung im Gebet überhaupt dazu, ehe ein Mensch Fürbitte für andere und gar Fürbitte in Sachen der Mission thun kann. Die Missionsfreunde bestehen aus allerlei Volk; die Beter aber bilden den engsten und kleinsten Kreis, der am nächsten um das Centrum liegt.

Ich bin am Schluß. Die Hauptsache, auf welche nach meiner Erfahrung alles ankommt, sind Menschen, welchen es ein persönliches Herzensinteresse ist, daß Gottes Name verherrlicht, Gottes Reich gebaut, Gottes Wille erfüllt werde; Menschen, in denen Heilandsliebe und Missionsliebe lebt. Mit einem Eiszapfen kann man kein Feuer anzünden, auch nicht mit allen Künsten und Erfindungen des 19. Jahrhunderts.

Ebenso kann auch bezüglich der Mission weder ein Gesetz noch ein Statut gegeben werden, das da vermöchte lebendig zu machen. Auch im Geistesleben gilt das Naturgesetz, daß Lebendiges nur vom Lebendigen erzeugt wird. Summa: Soll Missionsleben unter uns gepflanzt und gepflegt werden, so brauchen wir in Kirche und Schule Männer, in denen die Mission lebt, Männer voll Glaubens und heiligen Geistes, die im Vollsinn des Wortes Arbeiter im Weinberge Gottes sind. Darum: „bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende."

Auch ein Rat zur Bekämpfung des Malariafiebers in den Tropenländern.

Von J. Zippel, Pastor in Altenroda bei Bibra (Prov. Sachsen).

I.

Unter den Feinden der Kolonisation und Mission in den Tropenländern nimmt das Malariafieber eine der hervorragendsten Stellen ein. Es tritt diese Krankheit zwar auch in anderen Landstrichen auf, besonders in Sumpfgegenden und Niederungen, die häufig überschwemmt werden, und in deren Boden die Verwesung vieler Vegetabilien stattfindet; aber in den Tropenländern ist sie fast überall endemisch, und nimmt hier meist, als febris intermittens perniciosa, die gefährlichste Form an. Von einer relativen Immunität kann man nur an den Orten reden, die sich durch große Trockenheit auszeichnen. (Niemeyer, Pathologie und Therapie, Bd. II. S. 609.) Keine Körperkonstitution hat hier einen Freibrief. Ist auch die Empfänglichkeit bei schwächlichen oder anderweit erkrankten Individuen größer, so bleibt doch unter gegebenen Bedingungen auch der kräftigste Körperbau nicht verschont. Ebensowenig macht das Fieber einen Unterschied zwischen Eingeborenen und Eingewanderten, höchstens daß die ersteren ihm deshalb seltener zur Beute fallen, weil sie an das Klima gewöhnt sind, und von dieser Seite her keine Schwächung ihres Organismus erfahren. Wie schrecklich hat diese Tropengeißel oft schon aufgeräumt unter den Bewohnern sonst paradiesischer Gegenden und, was uns in dieser Zeitschrift besonders interessiert, wie viele kostbare Opfer hat sie schon gefordert von den Pionieren des Christentums, und so das Werk der Mission aufs höchste gefährdet und gehemmt, wenn nicht gar hier und da ganz lahmgelegt. Von großer Bedeutung ist daher die Frage nach der Bekämpfung dieses Feindes, und jeder Rat, der hier auch nur ein wenig weiter helfen kann, muß als erwünscht gelten.

Soll eine Krankheit bekämpft werden, so fragt man in erster Linie nach der Ursache derselben; denn ist man imstande, diese zu beseitigen, so ist damit die Krankheit selbst in der Hauptsache beseitigt. In vielen Fällen wird freilich der Arzt von diesem kausalen Verfahren absehen und sich auf das symptomatische zurückziehen müssen, weil, selbst wenn ihm die Ursache bekannt ist, er doch nicht immer ein Mittel weiß, dieselbe zu heben; aber selbst in solchen Fällen ist die Erkenntnis der Ursache nicht wertlos, weil sie immerhin das symptomatische Verfahren bis zu einem gewissen Grade regulieren und modifizieren kann. Wir fragen daher zuvörderst nach der Ursache des Malariafiebers.

Es kommen hier zunächst eine Reihe von Nebenumständen in betracht, die den Ausbruch dieser Krankheit begünstigen, wie schlechtes Trinkwasser, heißes Klima, ungesunde Lage der Wohnung, sumpfige Gegend, Angegriffensein des Körpers 2c. Alle diese Umstände würden jedoch das Malariafieber nicht erzeugen, wenn nicht außerdem eine specifische Ursache vorhanden wäre. Diese ist nach Ansicht der neusten Forscher der sogenannte Malariapilz, ein lebendiger Organismus, der zu seinem Gedeihen dreier Bedingungen bedarf: einer Temperatur von 20° R., dauernder Feuchtigkeit und des steten Zuflusses freien Luftsauerstoffes zur Erde. (cf. Kol.-Pol. Korresp. III. Jahrg. Nr. 10. Deutsche Kol. Zeit. III. Jhrg. 3. Heft S. 77 f.) Da diese Bedingungen sich vorzugsweise in sumpfigen Gegenden, sowie in den Tropenländern vereinigt finden, so erklärt sich das hier so häufige Auftreten dieser Krankheit. Ob der Malariapilz auch überimpfbar ist, wie Dr. E. Mähly behauptet (D. Kol. Zeit. III. Jahrg. 3. Heft S. 76 f.), diese Krankheit also zu den kontagiösen zu rechnen, oder ob das Gift in dem einzelnen Individuum sich erschöpft, und die Krankheit somit eine rein-miasmatische ist, wie Prof. Niemeyer sagt (a. a. O. S. 606 cf. Naturarzt von Wolbold in Oberlößnitz bei Dresden, Selbstverlag, XXIV. Jahrg. S. 122), darüber sind die Pathologen noch nicht einig, doch scheint man in neuster Zeit der letzteren Ansicht sich zuzuneigen. (Kol.-Pol. Korresp. II. Jahrg. Nr. 45. Lehrb. der Homöop. Thr. Lpz. Dr. W. Schwabe S. 1035.) Die Verbreitung des Pilzes wird nicht durch Speisen und Getränke, sondern durch das Medium der Luft bewirkt. (Dr. Fischer, Mehr Licht im dunkeln Weltteil S. 38.) Bedingt wird die Entstehung des Giftes durch die Zersetzung vegetabilischer Substanzen, wenn es auch nicht selbst ein Zersetzungsprodukt ist. (Niemeyer, a. a. O. S. 606.) Wo dieses Gift nicht direkt einwirkt, kann kein Malariafieber entstehen; das Vorkommen anderer Ursachen ist von der Hand zu weisen. (Niemeyer, a. a. O. S. 609.) Besonders günstig

für die Entstehung der Fieberkeime ist das Zusammentreffen von hoher Temperatur und Mangel an flüssigen Niederschlägen. (Kol.-Pol. Korresp. II. Jahrg. Nr. 45.)

Wie sucht man nun dieser Krankheit herkömmlicherweise zu begegnen? Man fordert zunächst in prophylaktischer Beziehung eine Reihe Verhaltungsmaßregeln von denen, die in Malariagegenden sich aufzuhalten genötigt sind. Hauschka führt in seinem Kompendium der speciellen Pathologie und Therapie folgende auf: 1. man soll bei der Ankunft in einer gefährdeten Gegend ohne Zögern die eigentümliche Lebensweise der Eingeborenen annehmen und dabei auf gutes Trinkwasser bedacht sein; 2. man soll seine Kleidung der Temperatur des Tages entsprechend wechseln und während der Nacht die Fenster der Wohnung verschlossen halten; 3. man soll sich eine höher gelegene, trockene, von den Sümpfen &c. möglichst entfernte Wohnung suchen; 4. man soll sich vor Durchnässungen, Diätfehlern und anderen Excessen hüten, um nicht die Disposition zur Malariakrankheit zu vermehren; 5. man soll gewisse Dinge, wie den Genuß des Obstes, der Milch, das Baden in den Flüssen und Seen, besonders nach Sonnenuntergang, den längeren Aufenthalt in der Nähe der Sümpfe vermeiden. Andere fordern noch andere Schutzmaßregeln, wie Gymnastik, kühle Bäder, Anpflanzung des Eukalyptusbaumes, der eine enorme Aufsaugungskraft für Sumpffieberstoffe haben soll. Dr. Dose empfiehlt bei Neubauten unter dem gewöhnlichen Fußboden der Wohn- und Schlafräume eine undurchlässige Schicht von Stein und Cement anzubringen, um dadurch den Zutritt des Sauerstoffes und somit eine Bedingung für die Entstehung und Ausbildung der Fieberkeime abzuschneiden. Nicht immer stimmen jedoch die Forderungen der Hygieiniker mit einander überein. Während Hauschka, wie wir oben sahen, eine Accommodation an die Lebensweise der Eingeborenen fordert und auch Dr. Fischer (a. a. O.) einer vorwiegend vegetabilischen Nahrung das Wort redet, soll nach Dr. Heinemann (Spec.-Heft zur D. Kol. Zeit. S. 618) das Fleisch den Hauptbestandteil der Nahrung in den betreffenden Gegenden ausmachen. Während manche die wollene Kleidung für praktischer halten, ziehen andere die baumwollene vor &c. Darin aber scheint man ziemlich übereinzustimmen, daß wenig Spirituosen getrunken werden sollen. Von medikamentösen Präservativmitteln nennt man in erster Linie Chinin, das in Malariaepidemien täglich genommen werden soll. (Spec.-Heft zur D. Kol. Zeit. S. 619.) Außerdem wird für anämische Personen Eisen empfohlen und von Dr. Schütze besonders das Ichthyol. (Kol.-Pol. Korresp. II. Jahrg. Nr. 45.)

Ist trotz dieser Vorbeugungsmittel die Krankheit doch zum Ausbruch gekommen, so ist wieder das Chinin das hervorragendste Heilmittel. Außerdem wendet man Morphium, Ricinusöl, Arsenik, Salicylsäure, Ichthyol ꝛc. an. Alle diese Medikamente kommen vorwiegend während der Apyrexie, d. i. während der fieberlosen Zwischenzeiten in Anwendung, um die Wiederkehr der Anfälle zu verhüten; in dem Paroxysmus selbst ist mit Arzneimitteln wenig auszurichten. In neuster Zeit hat Sanitätsrat Dr. Lender, unter Verwerfung des bisherigen Hauptmittels, des Chinin, den elektrischen Sauerstoff, der die natürlichen desinfizierenden Kräfte des Menschen stärke, warm empfohlen, sowohl als Vorbeugungs- wie auch als Heilmittel.

Und welche Erfolge hat man bei diesem Verfahren bisher erzielt? Es sollen, was zunächst die Prophylaxe betrifft, Fälle vorgekommen sein, in denen sich Menschen jahrelang durch den Gebrauch des Chinin vor dem Ausbruch des Fiebers geschützt haben. Aber wenn nur hier nicht ein bedenkliches post hoc ergo propter hoc vorliegt! Das Chinin ist nicht ein specifisches Mittel gegen das Malariagift, sondern nur allgemeines Fiebermittel. (Niemeyer, a. a. O. S. 617. Dr. Pinoff, Handbuch der Hydrotherapie S. 281 f.) Wie soll man sich durch Chinin gegen das Malariafieber schützen können, da man doch den Körper unmöglich gegen ein Fieber feien kann, das erst infolge künftiger krankmachender Einflüsse auftreten wird? Da müßte man auch dem Ausbruch eines Wundfiebers vorbeugen können zu einer Zeit, wo man die Wunde noch gar nicht bekommen hat!

Es ist ferner eine ausgemachte Thatsache, daß der Mensch um so weniger von einer Infektionskrankheit zu fürchten hat, je größer seine Widerstandskraft gegen dieselbe ist, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß diese Widerstandskraft mit der physischen Kraft des betreffenden Menschen überhaupt sich deckt. (Niemeyer, a. a. O. S. 609. D. Kol. Zeit. III. Jahrg. 3. Heft S. 79 cf. Specialheft ꝛc. a. a. O. S. 570. 624.) Trägt nun etwa das Chinin zur Erhöhung dieser Widerstandskraft bei? — Welche Wirkungen bringt es auf den menschlichen Körper hervor? „Dadurch, daß das Chinin, sagt Dr. Lender (Kol.-Pol. Korresp. III. Jahrg. Nr. 14), den vitalsten Vorgang der lebendigen Materie, die Sauerstoffaufnahme und die Sauerstoffverarbeitung beim Menschen schädigt, gehört es wie Quecksilber, Blausäure ꝛc. zu den sogen. Protoplasmagiften und erklären sich leicht alle Nachteile seiner Anwendung.“ König Otto von Griechenland verlor sein Gehör für immer durch Chinin; ein 37jähriger Mann verlor bereits durch 1,2 Gramm Chinin dauernd sein Gehör; eine

35jährige Frau verlor nach 4,8 Gramm Chinin das Gesicht; ein 3jähriger Knabe starb nach $2^1/_2$ Gramm Chinin binnen einer Stunde durch allgemeine Lähmung. (Kol.-Pol. Korresp. a. a. O.) Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man noch mehr Beispiele und Beweise von der zerstörenden Wirkung, welche das Chinin auf den menschlichen Organismus ausübt, beibringen. Und eine solche Arznei sollte den Menschen noch stählen gegen das Eindringen einer Krankheit? Muß sie nicht umgekehrt seine individuelle Disposition noch erhöhen, statt sie zu vermindern? Dies scheint auch die Ansicht des Dr. Lender zu sein, wenn er ausführt, daß durch Einwirkung des Chinin die Lymphkörperchen erlahmen, welche gerade den Kampf gegen das Malariagift zu führen haben, und wenn er weiter behauptet, daß durch das Chinin die natürlichen desinfizierenden Kräfte des Körpers geschwächt werden. (Kol.-Pol. Korresp. III. Jahrg. Nr. 14.)

Nicht viel anders steht es mit den anderen medikamentösen Präservativmitteln. Von keinem ist bisher der Beweis erbracht, daß es specifisch gegen das Malariagift wirke, und wenn sich ein solches fände, so würde seine Anwendung immer erst einen Sinn haben nach Ausbruch der Krankheit, denn man kann doch nicht gegen einen Feind kämpfen, der noch gar nicht da ist. Will man aber vorbeugen, so wird man doch nicht unnützer- und schädlicherweise seine Munition schon vorher verschießen, und noch obendrein gegen die eigenen Truppen, sondern man wird auf die Befestigung der Vollwerke Bedacht nehmen. Da aber alle jene Medikamente das Bollwerk des menschlichen Körpers nicht befestigen können, weil sie alle mehr oder weniger Stoffe enthalten, die der Körper sich nicht assimilieren kann, mit deren Wiederausscheidung er sich vielmehr nur bemühen muß, wobei er natürlich an Kraft einbüßt, so sind sie hier nicht am Platze. Selbst das in allerneuster Zeit von Dr. Lender empfohlene Mittel, der elektrische Sauerstoff, wird diesem Urteil unterstellt werden müssen, da auch bei ihm schädliche Nebenwirkungen schwerlich fehlen werden. Wenn der elektrische Sauerstoff wirklich die Bedeutung für das Malariafieber hätte, die Dr. Lender ihm vindiziert, dann müßte dieses Mittel nach 18 Jahren (so lange operiert Dr. Lender schon damit) bereits einen ganz anderen Ruf haben, als es thatsächlich hat. Macht doch heutzutage jedes neu entdeckte und nur einige Aussicht eröffnende Heilmittel gegen irgend eine Krankheit blitzschnell die Runde durch alle medizinischen und noch viele andere Zeitschriften. Überall preist man es an, und immer neue gute Eigenschaften entdeckt man an ihm (ich erinnere nur an die Salicylsäure), bis man eines Tages plötzlich erkennt, daß man sich auch hier wieder geirrt hat und das ganze Gerede nur ein unnützes Schauffe-

ment war. Dem elektrischen Sauerstoff des Dr. Lender wird es kaum anders ergehen, wenn er überhaupt noch auf den Schild erhoben werden sollte. — Nach alledem ist es um die medikamentöse Prophylaxis schlecht bestellt, und wir sind zu der Ansicht geneigt, daß alle die, welche mit ihrer Hilfe sich vor dem Malariafieber bewahrt zu haben glauben, sich in einem verhängnisvollen Irrtum befinden, und weniger zufolge, als trotz ihrer Arzneien bewahrt geblieben sind.

Anders steht es mit der medikamentösen Behandlung nach geschehenem Ausbruch des Malariafiebers. Hier läßt sich ein gewisser Erfolg nicht wegleugnen. Viele haben durch Anwendung des Chinin das Fieber eine lange Reihe von Jahren in Schach gehalten, und man hat dieses Mittel deshalb geradezu als unfehlbar gegen das Malariafieber bezeichnet. Dr. Fischer ist besonders sehr vertrauensselig, und fühlt sich im Besitz des Chinin fast vollkommen sicher gegen das sonst so gefürchtete Fieber. Aber es finden sich doch auch hier gewaltige Schattenseiten. Was zunächst den letzterwähnten Fall des Dr. Fischer betrifft, so mochte ja derselbe für seinen Wirkungskreis auf Sansibar mit dem Chinin auskommen. Aber wenn der dortige verhältnismäßig gute Gesundheitszustand allein dem Chinin und nicht auch anderen Faktoren zuzuschreiben wäre, warum versagt dieses, auf Sansibar so vorzügliche Erfolge erzielende, Heilmittel in anderen Gegenden gänzlich seinen Dienst? Warum kann man zum Beispiel auf der Goldküste und im Kaiserwilhelmsland mit dem Chinin gegen das Malariafieber wenig oder nichts ausrichten? Auf der Halleschen Missionskonferenz d. J. sagte der Vertreter der Rheinischen Mission, das Chinin sei bei dem furchtbaren Auftreten dieses Fiebers im Kaiserwilhelmsland ein noch viel zu schwaches Mittel, und man müsse, wenn dem Übel gewehrt werden sollte, von der Zukunft die Entdeckung eines noch viel heroischer wirkenden Mittels erwarten. Ob es richtig ist, seine Hoffnung auf ein solches Zukunftsmittel zu setzen, lassen wir vorläufig dahingestellt sein, jedenfalls ist hier öffentlich die Thatsache konstatiert, daß in Neuguinea das Chinin gegen das Malariafieber unwirksam ist. In einem noch bedenklicheren Lichte erscheint das Chinin, wenn wir folgendes Citat aus einer Rede des Missionsinspektors Oehler aus Basel vernehmen: „Es ist merkwürdig, daß gerade die zwei Jahre, in denen ein Missionsarzt dort (nämlich auf der Goldküste) thätig gewesen ist, durch besonders viele Todesfälle bezeichnet sind.“ (Zeitschrift des deutschen Vereines &c., Berlin, Verlag der Berliner Naturheilanstalt, XV. Jahrg. S. 44.) Wir schieben dem Missionsinspektor Oehler nicht die Meinung unter, als hätte er die Schuld dieser Unglücksfälle dem

zweifellos angewendeten Chinin zuschreiben wollen, oder als hätte er das Dasein des Arztes mit seiner Medikation überhaupt nur in einen kausalen Zusammenhang mit jenen Todesfällen bringen wollen, er wundert sich nur über das merkwürdige Zusammentreffen dieser beiden Umstände. Wir unsrerseits können dagegen nicht leugnen, daß uns ein kausaler Zusammenhang hier nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten zu gehören scheint. Es ist oben bereits darauf hingewiesen worden, daß das Chinin, wie alle dem Körper heterogenen Arzneistoffe, dem Körper eine Arbeit zumutet, indem er sich mit der Ausscheidung dieser Stoffe bemühen muß. Kommt nun dem Körper die heilkräftige Wirkung der Arznei zu statten, so überwindet er mit der Zeit jene Aufbürdung wieder. Wird dieselbe aber durch irgend welche Umstände verhindert, läßt sich also in dem vorliegenden Falle trotz der stärksten Arzneigaben das Fieber nicht bezwingen, so muß offenbar der von zwei Seiten, nämlich der Krankheit und des Arzneimittels, angegriffene Körper um so schneller und sicherer zu Grunde gehen. Mit dieser Vermutung stimmt auch die Wahrnehmung ganz überein, daß oft nach prophylaktischem Gebrauch des Chinin der Ausbruch der Krankheit um so heftiger ist. (Specialheft für med. Geogr. ꝛc. S. 590.)

Ein Mangel bei dem Gebrauch des Chinin ist auch der, daß es nicht überall angewendet werden kann, sondern in manchen Fällen kontraindiziert ist (Niemeyer, a. a. O. S. 623), und daß ferner bei seiner Anwendung so viele Rückfälle vorkommen. Eigentlich sollte man freilich hier nicht von Rückfällen reden, sondern einfach von dem Wiederauftauchen der Krankheit, die durch das Chinin nur in ihrem Verlauf gehemmt und zur Annahme eines anderen Charakters genötigt war. Denn heilen kann ja bekanntlich das Chinin das Wechselfieber nicht, da es, wie wir oben sahen, nicht specifisch gegen dasselbe ist. Die Heidelberger Beobachter halten zwar das Chinin bis zu einem gewissen Grade für specifisch, indem sie annehmen, daß es die Pilze des Blutes, wenn auch nicht sofort töte, so doch krank mache, so daß dieselben einesteils sich nicht mehr vermehren, anderenteils von dem Körper vernichtet werden können. Aber das ist eben vorläufig nur eine Annahme. (Kol.-Pol. Korresp. III. Jahrg. Nr. 14.) Übrigens wenn sich auch das Chinin in irgend einer Form noch einmal als specifisch gegen das Wechselfieber erweisen sollte, so würde es gerade in fulminanten Fällen noch immer nicht anwendbar sein, da bei der großen Quantität der eingedrungenen Malariabacillen eine Gabe dieser Arznei erforderlich wäre, die wegen ihrer Größe erfahrungsgemäß den menschlichen Lebensprozeß tödlich treffen würde.

(Kol.-Pol. Korresp. a. a. O.) Wegen seiner starken Giftigkeit läßt auch das Chinin, selbst wenn bei seiner Anwendung das Fieber in seiner akuten Form dauernd weicht, oft sehr üble Folgen zurück. Ein kräftiger Organismus scheidet zwar die ihm unassimilierbaren Stoffe, wenn er deren nicht eine zu große Menge aufgenommen hat, bald und unter geringeren Beschwerden wieder aus. In vielen Fällen aber entwickeln sich höchst lästige und lange anhaltende Nachkrankheiten, die sich auch wohl schließlich zu einem chronischen Siechtum, der sog. Malaria-Kachexie, gestalten.

Die übrigen gegen das Wechselfieber in Anwendung gebrachten Arzneimittel treten dem Chinin gegenüber zu sehr in den Hintergrund, als daß es an diesem Orte angebracht erschiene, in eine nähere Besprechung derselben einzutreten. Auch das von einigen Seiten viel gerühmte Ichthyol und der oben erwähnte elektrische Sauerstoff müssen erst noch ganz andere Resultate erzielen, ehe sie daran denken dürfen, der Therapie hier eine andere Richtung geben zu wollen.

Wollte man etwa die Statistik gegen meine Ausführungen ins Feld führen und darauf hinweisen, daß doch nachweisbar unzählige Wechselfieberkranke einfach durch Chinin oder ein anderes Medikament kuriert seien, so erwidere ich, daß ich zwar vor der Statistik alle Achtung habe, ihr aber nicht immer eine Ausschlag gebende Bedeutung zuerkennen kann, da sie oft durch Mitwirkung unlauterer Motive zustande kommt. Als im Jahre 1881 im Somalilande die Pockenepidemie ausgebrochen war und auch viele der Eingeborenen hinwegraffte, ordnete die ägyptische Regierung an, daß alles geimpft würde. Die Impfung ließ sich jedoch nicht durchführen, da die Eingeborenen vor dieser Manipulation eine abergläubische Furcht hatten und zumeist nicht Stand hielten. „Wenn es glückte, des Häuptlings habhaft zu werden, so kaufte sich dieser, in richtiger Erkenntnis seiner Dränger, los, so daß die Kommission unverrichteter Sache, aber mit gefüllten Taschen, nach Kassala zurückkehrte, aber natürlich nach Kairo einen glänzenden Bericht über die Wirkung der Pockenimpfung erstattete." (Specialheft für med. Geogr. rc. S. 565.) Welch schöner Beitrag zu der Impfstatistik, die auch bei uns nicht immer auf die lauterste Art zustande kommen mag! Wie manche Heilung vom Malariafieber mag auch unter den Chininwirkungen registriert sein, die doch ganz anderen Faktoren zuzuschreiben war! Und wenn auch der böse Wille hier nicht eine so große Rolle spielt, weil das selbstische Interesse hier weniger in den Vordergrund tritt, so wird doch gewiß manche Täuschung mit untergelaufen sein, indem man hier und da die Heilung auf Rechnung eines Faktors schrieb, der daran mindestens unschuldig war.

II.

Ist nach alledem die herkömmliche, d. h. die medizinische Behandlung des Malariafiebers noch mit vielen und großen Mängeln behaftet, so fragt sichs, welche andere und bessere Behandlung dieser Krankheit wir an ihre Stelle zu setzen haben. Ich antworte: Die Behandlung nach der **Naturheilmethode**, unter besonderer Heranziehung zweier ihrer Heilfaktoren, nämlich des Wassers und der Diät. Diese Heilmethode schließt, wenn sie streng principiell gehandhabt wird, alle Arzneimittel aus und operiert nur mit den natürlichen Heilfaktoren, wie Luft, Wasser, Licht, Wärme, Kälte, Ruhe, Bewegung, Diät rc., indem sie diese allgemeinen Lebensreize und physikalischen Erscheinungen durch quantitative oder qualitative Änderung zu Naturheilmitteln gestaltet. Doch wird sie nicht immer mit aller Strenge geübt, sondern geht oft ein Bündnis mit der medizinischen Therapie ein, indem sie einzelne Heilmittel aus derselben entlehnt, besonders homöopathische. Die Naturheilmethode wird heutzutage noch wenig in ihrem hohen Werte gewürdigt. Sie kleidet sich freilich nicht, wie die Medizinheilkunde mit ihren hieroglyphischen Rezepten, in den Mantel des Geheimnisses, sondern es geht bei ihr alles so einfach und naturgemäß zu, daß es selbst der Laie meist kontrollieren kann; ihre Vertreter sind noch nicht geschmückt mit hohen Orden und Titulaturen, sondern vielfach Männer ohne akademische Bildung; ihre Anwendungsformen sind oft recht umständlich und beschwerlich und erfordern mehr Arbeitskräfte als die medizinische Praxis mit ihren Pillen und Mixturen, womit allenfalls ein Kind hantieren kann — das alles und noch manches andere erschwert der Naturheilmethode das Vordringen und hindert sie in ihrem Siegeslauf; vor allem aber der eine Umstand, daß man sie so wenig kennt und daher keinen Versuch mit ihr macht. Dazu kommt, daß Vertreter der Medizinheilkunde, von selbstischen Interessen getrieben, sie vielfach schmähen, als stünde sie auf einer viel tieferen Stufe, als ihre eigene Therapie, welche letztere doch, wie hinlänglich bekannt, die Achillesferse der medizinischen Wissenschaft ist. Aber das alles darf unsere hohe Meinung von dem Werte dieser Heilmethode nicht herabsetzen. Die Wahrheit geht ja auf dieser Erde nicht immer in glänzendem Gewande einher. Auch Dr. Luther war nur eine geringe und unscheinbare Person gegenüber dem mächtigen Papst in Rom, und hatte doch vor jenem die Wahrheit auf seiner Seite. Auch die Wissenschaft darf sich nicht rühmen, die Wahrheit allein in Pacht genommen zu haben. Es sind große und wichtige Wahrheiten entdeckt worden von Männern, die durchaus nicht über einen wissenschaftlichen Apparat verfügten. Dahin gehören auch die beiden, nicht

einmal dem Stande der Gebildeten angehörigen, Männer, die in unserem Jahrhundert für die Naturheilkunde bahnbrechend gewesen sind, Prießnitz und Schroth. Selbst die Vertreter der Wissenschaft konnten sich den von diesen Männern entdeckten Wahrheiten nicht verschließen, denn ihre Patienten liefen ihnen aus der Schule und eilten in großen Scharen nach dem Gräfenberg, wo der Bauer Prießnitz Kuren ausführte, die an das Wunderbare grenzten. Aus allen Ständen waren hier die Patienten vertreten bis zu Grafen und Fürsten hinauf. Kein Wunder, daß sich viele Medizinärzte gleichfalls zu dieser Heilstätte aufmachten, um hier ein Princip der Heilkunst kennen zu lernen, das in ihren wissenschaftlichen Lehrbüchern bisher kaum Erwähnung gefunden hatte, und doch ihre ganze medizinische Heilkunst über den Haufen warf. Ähnlich gings in Lindewiese zu, wo der Bauer Schroth seine Heilanstalt hatte. Hier wurde der Prinz von Württemberg, der im Jahre 1849 in der Schlacht von Nowara durch eine Spitzkugel verwundet worden war, und dessen Leben die ersten medizinischen Autoritäten Deutschlands nur durch eine Amputation des Beines erhalten zu können meinten, ohne Amputation in wenigen Monaten vollkommen wieder hergestellt. (Östr. Soldatenfreund Jahrgang 1850 Nr. 43.) Eine Heilmethode, die solche Erfolge erzielt, sollte man nicht länger so sehr über die Achsel ansehen. Man sollte endlich lernen, daß eine Pillenschachtel und eine Arzneiflasche durchaus nicht notwendig an ein Krankenbett gehören, und bedenken, daß die Naturheilmethode, wenn sie auch etwas umständlicher zu handhaben ist, als die medizinische, dafür auch viel heilkräftigere Wirkungen erzielt. Man sollte sich daher nicht erst an sie wenden, nachdem man alle möglichen Arzneien geschluckt hat und schließlich dem Arzneisiechtum anheimgefallen ist, sondern man sollte von Anfang an zu ihr seine Zuflucht nehmen, um dadurch viel Zeit und Gesundheitskapital und auch Geld zu sparen. Man braucht nur einige Male beobachtet zu haben, wie bei den Maßnahmen der Hydrotherapie eine akute Krankheit so gefahrlos und verhältnismäßig so angenehm für den Patienten verläuft, wie ein einfacher Leibumschlag Übel beseitigt, die ein langes Medizinieren nicht beseitigen konnte &c. &c. und man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, über diese so einfache und doch so vorzügliche Heilmethode, oder über die Indolenz des Publikums, das gedankenlos an diesem Edelstein vorbeigeht, um gierig nach der Arzneiflasche zu greifen. Man wende nicht ein, daß ja die Medizinheilkunde auch einzelne Heilfaktoren, wie Wasser, Luft, Bewegung, Diät &c. in ihren Bereich ziehe; der Fehler ist, daß man viel zu selten davon Gebrauch macht, oder,

weil in dieser Beziehung zu wenig informiert, dem Patienten ungenügende oder gar verkehrte Anweisung giebt. Denn so lange man die Hydrotherapie, diesen vorzüglichsten Zweig der Naturheilmethode, noch als nichts anderes, denn ein kleines Anhängsel der allgemeinen Therapie ansieht, und auf den Universitäten nicht einmal Gelegenheit geboten wird, sich über die Principien dieses Heilverfahrens genauer zu unterrichten (mit Ausnahme von Wien, wo sich ein Lehrstuhl für Hydrotherapie befindet), darf man sich nicht wundern, wenn unsere Ärzte auf diesem Gebiete ein sehr lückenhaftes Wissen und Können aufweisen. Denn so leicht ist die Sache nicht, daß man nur en passant ein Handbuch über Wasserheilkunde durchzulesen braucht, um dann seine Verordnungen zu beginnen. Es dürfte im Gegenteil in vielen Fällen schwieriger sein, die richtige hydropathische Anordnung zu treffen, als ein Rezept für die Apotheke zu schreiben. (cf. Dr. Pleniger, Physiologie des Wasserheilverfahrens, Wien, W. Braumüller. Dr. Winternitz, die Hydrotherapie auf physiologischer und klinischer Grundlage, 2 Bde., Wien, Urban und Schwarzenberg, 20 M.)[1])

Wir haben etwas lange bei den allgemeinen Bemerkungen über die Naturheilkunde verweilt, weil wir auf diese, jetzt noch so ungebührlich zurückgesetzte Heilmethode möglichst kräftig aufmerksam machen wollten, und kommen nun zu der Frage, was dieses von uns so hochgeschätzte Verfahren angesichts des Malariafiebers zu leisten vermag. Berücksichtigen wir zunächst die Prophylaxis, so wüßten wir den Forderungen, die auch von medizinärztlicher Seite in diätetischer Beziehung aufgestellt werden, kaum noch etwas hinzuzufügen, nur daß wir ein weit größeres Gewicht auf diese Forderungen und ihre zweckentsprechende Ausführung legen, und dabei die arzneilichen Eingriffe, wenn auch nicht ganz, so doch fast ganz ausschließen. Soll dem Ausbruch des Malariafiebers vorgebeugt werden, so muß, wie oben bereits angedeutet, die nötige

[1]) Wer sich in Kürze über das Naturheilverfahren orientieren will, der lese meine Schrift: „Wohin sollen wir uns wenden in leiblichen Krankheiten?“ Leipzig, Julius Drescher, 1886, 1 M. Auch folgende Zeitschriften sind sehr instruktiv: „Zeitschrift des Deutschen Vereins“ ꝛc., herausgegeben von H. Canitz, Verlag der Berliner Naturheilanstalt (Sebastianstraße 27). Der „Naturarzt“, herausgegeben von Dr. med. Schulze, Berlin, Steinmetzstraße 12. Die „Zukunft“, Zeitschrift für gemeinnützige, naturwissenschaftl. Heilkunde, herausgegeben von v. Seth, Bremen, Contrescarpe Nr. 1. Wer sich einen Begriff von einer modernen Naturheilanstalt verschaffen will, der sehe sich in Berlin die bereits erwähnte „Berliner Naturheilanstalt (Sebastianstraße 27) an, oder die von Zimmermannsche Naturheilanstalt“ in Chemnitz.

natürliche Widerstandskraft dem menschlichen Organismus erhalten resp. wieder hergestellt werden, weil er im Besitz derselben den schädlichen Einflüssen des Malariagiftes gewachsen ist. (cf. Niemeyer, Lehrbuch der spec. Pathologie und Therapie S. 609.) Diesen Zweck erreichen wir in negativer Beziehung dadurch, daß wir den Rat Hauschkas befolgen und uns vor Erkältungen, Durchnässungen, Diätfehlern, überhaupt vor Excessen irgend welcher Art hüten; denn wenn der Körper von dieser Seite her angegriffen wird, so kann er gegen eine eindringende Krankheit nicht mit vollen Kräften kämpfen. In positiver Beziehung werden wir in erster Linie auf eine vernünftige Hautpflege bedacht sein müssen. Denn die Haut nimmt unter den ausscheidenden, die inneren Vorgänge des Körpers regulierenden Organen ihrer großen Ausdehnung wegen einen hervorragenden Platz ein. Durch ihre vielen Millionen Poren setzt sie bei Tag und Nacht einen großen Teil des Blutschmutzes an die Luft, bei großer Hitze oder angestrengter Thätigkeit als Schweiß, für gewöhnlich als unsichtbaren Hautdunst. Wenn (z. B. durch Brandwunden) mehr als die Hälfte der Hautfläche außer Thätigkeit tritt, so ist der Tod nahezu unausbleiblich. Offenbar müssen die Funktionen der inneren Organe wesentlich behindert werden, wenn die Hautthätigkeit irgendwie unterbrochen ist, und werden bei einem ihnen zugemuteten Kampfe leichter unterliegen. Muß somit schon jeder Mensch, der gesund bleiben will, seiner Haut eine gewisse Aufmerksamkeit zuwenden, so muß dies noch viel mehr geschehen in den Tropenländern, wo durch die große Hitze und die dadurch bewirkte starke Schweißabsonderung die Haut so außerordentlich in Anspruch genommen wird, ein Übelstand, der auch das ganze Hautnervensystem meist so empfindlich macht gegen Temperatur- und Luftdruckschwankungen. (Specialheft für mediz. Geogr. 2c. S. 611.)

Doch was gehört nun zu einer vernünftigen Hautpflege? Zunächst eine Kleidung, die porös genug ist, um die Sauerstoffeinatmung durch die Haut nicht zu hindern, und die den Körper sowohl gegen übermäßiges Schwitzen, als gegen das Frieren schützt. Da der Temperaturwechsel in den Tropenländern sehr schroff ist, wird die Kleidung in den betreffenden Tageszeiten gewechselt werden müssen. Ob die Wolle oder die Baumwolle zur Tropenkleidung sich mehr eigne, mögen die Fachgelehrten entscheiden. Jedenfalls möchte auch die „Reformbaumwolle" des Dr. Lahmann in Chemnitz der Prüfung wert sein.

Ein nicht minder wichtiges Mittel für die Hautpflege sind die Bäder und Waschungen. Auch die herkömmliche Praxis empfiehlt dieselben, in der richtigen Erkenntnis, daß die excessiven Absonderungen der Haut-

gefäße eine Anhäufung von Stoffen auf der Hautfläche herbeiführt, welche, wenn sie nicht entfernt wird, der Gesundheit nachteilig ist. Aber man betrachtet dort diese Maßregeln nur als sehr untergeordnete Momente, weil man das Beste von der Medikation erwartet, und giebt daher auch nur höchst ungenügende Anweisung über die Ausführung der betreffenden Prozeduren. Vom Standpunkte der Naturheilkunde aus wird für die Tropengegend für den Eingewanderten ein tägliches Bad oder eine solche Waschung für unumgänglich notwendig erklärt zur Erhaltung der Gesundheit. Am besten wird dasselbe morgens unmittelbar nach dem Aufstehen genommen, und dabei nicht versäumt, nach dem Bade durch einen kurzen, etwa halbstündigen Spaziergang, oder durch einige gymnastische Übungen (cf. Schrebers Zimmergymnastik) die Reaktion zu befördern. Auf letzteres wird auffälligerweise von den Medizinärzten oft sehr wenig Gewicht gelegt, so daß sie ihren Patienten vielfach nicht einmal dahingehende Instruktionen erteilen. Sehr ratsam wäre es, wenn man auf den betreffenden Missionsstationen auch die jetzt ziemlich allgemein gewordenen Zimmerdouchen, und zwar solche mit drei, reichlich (nicht staubartig) Wasser gebenden Brausen, einführen könnte. (Über den speciellen Gebrauch derselben vergl. meine Abhandlung in der Zeitschr. des Deutschen Vereins 2c., herausgegeben von H. Canitz, Spandau, Carl Jürgens, Jahrg. 1885 Nr. 1.) Hat man einen solchen Apparat nicht, so kann man auch eine sogenannte Abwaschung, vom Kopfe anfangend und bis zu den Füßen fortgehend, vornehmen. (Spec. Anweisung s. in den Handbüchern der Hydrotherapie.) Bei der letzteren Prozedur kann man das Wasser etwas kühler, nämlich ca. 15—17° R. nehmen, während man bei der Zimmerdouche besser Wasser von 20—22° R. verwendet. Zu diesem einen, durchaus notwendigen Bad kann natürlich unter Umständen noch ein zweites kommen. Doch möchte bei der Empfindlichkeit des Hautnervensystems, die sich, wie oben erwähnt, in den Tropen bei allen Eingewanderten findet, nie ein kaltes Bad zu empfehlen sein. Stellt sich bei jemand eine Indisposition oder ein Vorgefühl von Fieber ein, so soll man nicht, wie manche fordern (Specialheft für mediz. Geogr. 2c. S. 574), das Baden sogleich einstellen, sondern man soll es erst recht exerzieren, nur in anderer Form. Man würde in solchem Falle etwa zur „Einpackung" mit darauf folgendem Halb- oder Lakenbad (Spec. Anweisung in den hydrop. Handbüchern) greifen, und dadurch dem drohenden Ausbruch des Fiebers am sichersten begegnen.

Will jemand in der Prophylaxis nach dieser Richtung hin noch mehr thun, so kann er schon monatelang vor der Abreise in der Heimat die oben bezeichnete diätetische Wasserbehandlung beginnen.

Alles über diesen Gegenstand Gesagte gilt natürlich nur von den Gegenden, in denen Wasser in genügender Menge vorhanden ist. Wo das nicht der Fall ist, da muß man von diesem Hilfsmittel selbstverständlich absehen und die anderen Verhaltungsmaßregeln um so sorgfältiger beobachten, besonders die Einhaltung einer rationellen Diät, auf welche manche in prophylaktischer Beziehung das Hauptgewicht legen, und nicht ganz mit Unrecht. Die Ansichten sind hier aber geteilt. Darin freilich stimmen wohl alle Diätetiker überein, daß man, wenn irgendwo, so in den Tropenländern Mäßigkeit im Essen und Trinken beobachten müsse, nicht aber darin, welche Speisen und Getränke dort am dienlichsten seien. Während manche auch unter den Naturheilmethodikern die Fleischnahrung nicht fahren lassen wollen, fordern andere rein vegetabilische Diät. Letzteres will zwar dem modernen Menschen, der schon Fleisch gegessen hat, ehe er noch Zähne hatte, wenig einleuchten, und Dr. Heinemann meint, daß der europäische Vegetarianer nirgends größeres Fiasko machen könnte, als in Tropenländern. Aber es sprechen doch so wichtige Umstände dafür, daß die Sache wenigstens der Erwägung wert erscheint. Hahn zählt in seiner „Naturgemäßen Diät" (Cöthen, Schettler 1859) eine Anzahl von Fällen auf, wo Reisende selbst in den verrufensten Gegenden der afrikanischen Westküste durch vegetarische Nährweise sich von allen Fieberanfällen frei erhielten. Ähnliches berichtet Dr. Holub von sich während seiner zweiten afrikanischen Expedition. (cf. Naturarzt, herausgegeben von G. Wolbold, Jahrg. 1885 S. 124 f.) Das sind Thatsachen, die beachtet sein wollen, und es erklärt sich daraus die Forderung Hauschkas, daß man bei Ankunft in einer solchen Gegend ohne Zögern die Lebensweise der Eingeborenen annehmen solle. Doch mag es immerhin Individualitäten geben, die zu dem gewaltigen Klimawechsel den Übergang von Fleischkost zu der rein vegetarischen Diät nicht gut vertragen würden, und möchte daher eine gemischte, doch vorwiegend vegetabilische, Diät vorzuziehen sein. (Specialheft für mediz. Geogr. ꝛc. S. 579.)

Bezüglich des Getränkes sollte man doch den Wahn aufgeben, als ob der reichliche Genuß von Spirituosen gegen das Fieber schützte. Derselbe trägt im Gegenteil die Schuld an den zahlreichen Todesfällen der Europäer. Ist gutes Wasser zu haben, so bleibt dies immer das beste Getränk. Andernfalls muß man womöglich auf dessen Reinigung bedacht sein, oder seine Zuflucht zu dem Wörmannschen Bier, das sehr wenig Alkohol enthält (Specialheft für mediz. Geogr. ꝛc. S. 574), nehmen.

Außer diesen drei Hauptfaktoren der naturheilkundlichen Prophylaxis

kommt natürlich auch die Wohnung und Beschäftigung der Eingewanderten in Betracht. Erstere muß eine gesunde Lage haben, und letztere darf nicht aufreibend sein, wenn nicht trotz der anderen Vorsichtsmaßregeln die Disposition zum Fieber geweckt werden soll.

Wer nach diesen Regeln verfährt, braucht sich nicht zu „chinisieren", und dadurch seinen Körper mit Giftstoffen zu sättigen, und steht sich besser dabei. Oder sollte diese prophylaktische Methode, welche gegenüber den anderen Bacillen, z. B. der Cholera, der Diphtheritis ꝛc. so gute Erfolge erzielt, allein dem bacillus malariae nicht gewachsen sein?

Wie aber, wenn der Malariapilz, sei's infolge ungenügender Prophylaxis, sei's infolge anderer Umstände, dennoch die Oberhand im Körper gewinnt und den Ausbruch des Fiebers herbeiführt? Auch dann raten wir, nicht zur Chinin- oder Arsenik- ꝛc. Flasche zu greifen, da wir an dem Wasser ein weit vorzüglicheres und sicherer wirkendes Fiebermittel haben, wenn wir es nur richtig anzuwenden wissen. Heißt die Losung des Naturarztes schon bei jedem heftigen Fieber „Wasser, und immer wieder Wasser", so erst recht bei dem hartnäckigen Malariafieber. „Da das Wesen der Krankheit, sagt Pleniger (Spec. Path. und Hydrotherapie S. 153), in einer intensiven Umsetzung der Blutmasse, ihrer Körperchen und des Albumens besteht, diese Blutalteration, wenn sie einen bestimmten Grad erreicht hat, mit Vermehrung der Körpertemperatur, Erregung des ganzen Nervensystems, besonders der Gangliennerven verbunden ist, so wird an den Arzt die Forderung gestellt, den abnorm vermehrten Stoffumsatz zu beschränken, die Erregung des Nervensystems zu mäßigen, die Katarrhe der Verdauungsorgane und die Schwellung der Milz zu beseitigen." In Bezug auf den letzten Punkt sagt auch Niemeyer (Path. und Therap. Bd. II. S. 624): „Je vollständiger die Milz auf ihr normales Volumen zurückkehrt, um so größer ist die Aussicht, daß kein Recidiv eintreten werde." Welche Heilmethode vermöchte diesen Indikationen aber in höherem Grade zu genügen als die Wasserheilmethode, die in ihrem Halbbad, Lakenbad und der Ganzeinwicklung die kräftigsten, bisher unübertroffenen antipyretischen Mittel besitzt, und so am besten den übermäßigen Stoffumsatz mit seinen Folgen herabsetzen kann? Was insbesondere die Milzanschwellung betrifft, so besteht dieselbe in einer Hyperämie, welche einen Blutmangel in der Haut zur Folge hat. (Niemeyer, a. a. O. S. 616.) Welche Heilmethode, fragen wir hier wieder, vermöchte aber so erfolgreich eine normale Blutverteilung im Körper wieder herzustellen, als die Wasserheilmethode mit ihren verschiedenen Prozeduren? Da die Be-

seitigung der Milzanschwellung auch darum so wichtig ist, weil ohne sie leicht Gewebsstörungen sich entwickeln, die gewöhnlich die Form speckiger Entartung mit gleichzeitiger Pigmentablagerung annehmen und zu einem irreparablen Siechtum führen, so ist schon hier die hohe Bedeutung der Hydrotherapie für die Behandlung des Malariafiebers erkennbar. Noch mehr wird uns dieselbe ersichtlich werden, wenn wir nunmehr auch noch einen Blick auf die specielle Behandlung werfen.

In dem ersten Stadium der Krankheit, dem sogenannten Froststadium, in welchem ein Krampf in den Muskeln, der Haut und den Gefäßen stattfindet, kann die gewöhnliche Therapie nur symptomatisch verfahren, und dadurch zwar einige lästige Symptome mindern, keineswegs aber den Paroxysmus in seinem Laufe aufhalten. „Durch das Wasserheilverfahren dagegen wird der Anfall im Froststadium coupiert, und dadurch die ganze Krankheit nicht nur gemildert, sondern oft ganz beseitigt." (Pleniger, Spec. Path. und Hydroth. S. 156.) Es kommt hier besonders die „Abreibung" in Betracht, welche einen so mächtigen thermischen und mechanischen Hautreiz hervorbringt, daß die peripherischen, zuvor kontrahierten, Hautgefäße dadurch erweitert, und so die Beschränkung der Wärmeabgabe beseitigt wird, weshalb die Körpertemperatur wenigstens durch Wärmeretention nun nicht mehr zum Steigen veranlaßt wird. Diesen therapeutischen Grundsatz befolgt auch Winternitz, während Pinoff in dem Froststadium lediglich exspektativ verfahren will. (Dr. Pinoff, Hydrotherapie S. 277 ff.) Der erfahrene Naturarzt G. Wolbold giebt, in Übereinstimmung mit Dr. Pleniger und Dr. Winternitz, folgende Anweisung: „Im Froststadium wird Patient ins Bett kommandiert, er darf resp. soll seinen Durst mit gutem Trinkwasser, allenfalls mit Citronensaft *rc.* vermischt, befriedigen, denn innerlich brennt es bei ihm jetzt schon ganz gehörig, wie das Thermometer in Mund oder After gesteckt mit meistens 2—4° C. über die Normalwärme beweist; zur Beschleunigung des immer unangenehmen Frostes, und um schlimmeren Nervensymptomen infolge dieser Cirkulationsstörung, wie Krämpfe, Delirium *rc.* vorzubeugen, ist bald eine von zwei Personen kräftig auszuführende Abreibung des ganzen Körpers mit dem triefend nassen Leintuch (Wasser 10—12° R.) des dabei in einer flachen Kufe stehenden Patienten angezeigt, welche nötigenfalls mit einem frischen Tuche wiederholt werden muß, wenn auf die erste das Frostgefühl (resp. der Hautkrampf) nicht verschwindet; derselben hat eine gelinde trockene Abreibung zu folgen, worauf sich Patient wieder ins Bett begiebt, oder, wenn er kann, an passendem Ort sich im Freien bewegt bis zum Eintritt des Hitzestadiums, welches

dadurch eher herbeigeführt wird, indem die Lösung des Hautkrampfes nun schneller erfolgt und das aus den Hautkapillargefäßen zurückgedrängte Blut (daher die Erniedrigung der Hauttemperatur und das Frostgefühl) früher in dieselben zurückkehrt, womit das Hitzestadium beginnt."

In dem Hitzestadium, das unerbittlich ermäßigt und in das Schweißstadium übergeführt werden muß, wenn nicht Lähmung der Nerventhätigkeit eintreten soll, wie es bei der medikamentösen Behandlung oft genug geschehen mag, wartet Dr. Pinoff den Höhepunkt ab, und setzt dann den ganzen antipyretischen Apparat des Wasserheilverfahrens in Bewegung, läßt 3—4—6 feuchtkalte Einwicklungen mit darauf folgendem Lakenbade mit kaltem Nachguß von 20—30 Minuten Dauer bis zur vollständigen Abkühlung des Körpers applizieren. Darauf wird der Kranke, nachdem ihm noch eine feucht-kalte Leibbinde gegeben, ins Bett gelegt, und bleibt mit einer Steppdecke zugedeckt liegen. Bei diesem Verfahren markiert sich meist das dritte Stadium durch ein sanftes, wohlthuendes Dünsten der Haut. Wolbold, der hier mit Recht auf die Meisterschaft der Wasserheilmethode gegenüber der medizinischen Behandlung aufmerksam macht, läßt beim Eintritt des zweiten Stadiums ein Halbbad vorrichten, d. h. eine gewöhnliche, möglichst niedere Badewanne in Höhe von ½ m mit Wasser von 18—20° R. anfüllen (so daß das Wasser die Beine ganz bedeckt und dem Patienten bis an den Nabel reicht), seinen Patienten hineinsetzen und nun von zwei Personen derart mit den bloßen Händen bearbeiten, daß die eine die beiden Beine und Arme kräftig frottiert, die andere ebenso Vor- und Rückseite des Rumpfes, und dabei öfters noch den außerhalb des Wassers befindlichen Körperteil, mit einem kleinen, aus dem Badewasser gefüllten Topfe übergießt; nach einigen Minuten läßt man den Patienten seine Lage verändern, nämlich soweit in der Wanne vorsitzen, daß er sich mit dem Rücken und Hinterkopf ins Wasser legen kann, alsdann die Beine aus dem Wasser ziehen und die Füße auf den Rand auflegen, wobei er sich mit den Händen gleichzeitig an demselben hält; nunmehr frottiert eine Person die in der Luft befindlichen Beine tüchtig, die andere die Arme und die unter Wasser befindliche Brust, bewegt auch mit einer Hand das Badewasser, daß immer neue Wasserteile an den heißen, vom calor mordax brennenden Rumpf gelangen; diese doppelte Prozedur (dupliziertes Halbbad) wird nun mehrere Mal repetiert, und zwar so lange ohne Unterlaß, bis Patient unter den Schultern merklich abgekühlt sich anfühlt und schon leicht mit den Zähnen klappert; alsdann läßt man ihn sich erheben, streift ihn mit den Händen vom Kopf bis zu den Knien ab, von da an aber läßt man ihn

tüchtig abtrocknen und bringt ihn sofort in die bereit gehaltene feuchte Ganzpackung." (Anweis. s. in den Handbüchern der Hydrotherapie.) Ist die letztere vorschriftsmäßig ausgeführt, so gleichen sich in ihr zunächst die Temperaturen des feuchten kalten Tuches und der nach und nach wieder warm werdenden Oberhaut des Patienten aus, weil immer neue heiße Blutmassen von innen heranrücken und abgekühlt zurückkehren. „Da nun aber kein Atom Wärme entweichen kann, so muß zuletzt das im Tuche zurückgebliebene kalte Wasser so heiß werden, wie das Blut selbst, das übrigens durch das Bad und das kalte Tuch an Wärme verloren hat, und schließlich sich zum Teil in Dunst verwandeln, wodurch eine vollständige Lösung des Hautkrampfes und eine Erschlaffung der sieben Millionen Hautporen bewirkt wird, so daß nun aus dem Hautkapillargefäßnetz eine Menge Wasser in Schweißform, vermischt mit dem im Blute kreisenden Malariastoff sich entleeren kann. (Naturarzt, herausg. von Wolbold, Jahrgang 1885 S. 123 f.) Ein sehr ähnliches Verfahren empfiehlt Th. Hahn (Prakt. Handbuch der naturgem. Heilweise, Bd. II S. 99. Vergl. auch Dr. Munde, Hydrotherapie, 12. Aufl. S. 407 ff.) Neben dieser äußeren Behandlung läßt man den, meist von starkem Durst geplagten, Kranken reichlich frisches Wasser trinken, weil das, abgesehen von anderen Wirkungen, wie Minderung der Hyperämie in den inneren Organen, auch zur Herabsetzung des Fiebers nicht unwesentlich beiträgt.

Das Schweißstadium kann man ohne besondere Eingriffe abwarten, wenn der Schweiß nicht gar zu profus erscheint, und somit die Gefahr einer allgemeinen großen Schwächung des Kranken vorliegt. In solchen Fällen läßt Dr. Pinoff (Hydrotherapie S. 280) nach Verlauf von zwei Stunden seit dem Schweißausbruch ein kaltes Lakenbad mit einem kalten Aufguß von 5—10 Minuten behufs Tonisierung der Haut applizieren. Bei dieser Behandlung werden die Anfälle leichter, das Frost- und Hitzestadium verliert an Intensität und wird abgekürzt, bis sich nach 2, 3, auch 4 Anfällen das Fieber ganz verliert. Der oben erwähnte Naturarzt Wolbold, dessen Urteil, bei seiner reichen Erfahrung, besonders in die Wagschale fällt, giebt folgende Anweisung: „Das Schweißstadium läßt man bei guter Ventilation und unter öfterem Wassertrinken so lange andauern, als es dem Patienten in seiner Einpackung nicht lästig wird, und nimmt ihn dann, sobald dieser Moment eingetreten, geschwind heraus, setzt ihn sofort in das bereit gehaltene frische Halbbad (wobei man nicht zu befürchten braucht, daß den Patienten der Schlag trifft) und läßt ihn wieder durch zwei Personen so durcharbeiten, wie oben (S. 420 f.) beschrieben, zum

Schluß aber noch mit einigen Eimern kühleren (16—14—12° R.) Wassers übergießen, dann gut abtrocknen und, wenns ihm angenehm ist, ankleiden und ins Freie gehen, andernfalls mit frischem Hemd versehen ins Bett zurückkehren." (Naturarzt, Jahrg. 1885 S. 124.)

Die Behandlung des Wechselfiebers in der fieberfreien Zeit, der sogenannten Apyrexie, hat den Zweck, neuen Anfällen vorzubeugen. Der Hydropath ist hier dem Medizinarzt gegenüber, der erst fragen muß, ob seine Arzneien bei dem Zustand des Magens nicht etwa contraindiziert sind, in bevorzugter Lage. Er kann in dieser Beziehung auf kein Hindernis stoßen, sondern braucht nach dem Befinden des Kranken seine Anordnungen nur zu modifizieren. Dr. Pinoff (a. a. O. S. 280) empfiehlt zur Beseitigung des Milztumors, als der Hauptlagerstätte des Malariagiftes, folgendes Verfahren: Des Morgens und des Abends eine feuchte Einwicklung von 20—30 Minuten mit darauf folgendem abgeschreckten Halbbade von 16—18° R. oder einer leichten Abreibung. Ferner: Zwischen 11 und 12 Uhr mittags ein Sitzbad von 16° R. und 15—20 Minuten Dauer. Außerdem die Leibbinde zweistündlich, bei Anämischen dreistündlich, zu wechseln. Die Leibbinde soll besonders auf die Anschwellung der Milz einwirken, und ist, weil sicherer und für den Kranken weniger quälend, der von mancher Seite empfohlenen Douche, welche den Milztumor à tout prix verkleinern will, vorzuziehen. Sie läßt dem Organismus, ohne auf ihn einzustürmen, zur Rückbildung der Geschwulst genügende Zeit. Abgesehen von der Douche, welche er begünstigt, hat Pleniger (a. a. O. S. 154 f.) ein ähnliches Verfahren, nur daß er daneben noch durch gewisse Prozeduren eine Erregung des ganzen Nervensystems herbeizuführen sucht, um dadurch die abnorme Blutbeschaffenheit derart abzuändern, daß durch den intensiveren Nerveneinfluß die krankhaften Umsetzungen des Blutes beschränkt und die Hyperämien der affizierten Organe rasch beseitigt werden. Wolbold (a. a. O. S. 124) rät, „täglich seine Temperatur zu messen, und wenn sie 37° C. übersteigt, jeden Tag früh und abends eine nasse Abreibung des ganzen Körpers vorzunehmen, und stets vor dem Schlafengehen eine feuchte Rumpfbinde anzulegen, welche bis zum nächsten Morgen liegen bleibt."

Die Diät ist streng reizlos zu halten. Man gebe Milch, Mehlspeisen, Früchte, Fleischbrühen ꝛc. Erst wenn die Verdauungskraft sich wieder hebt, möge man leichte Fleischspeisen gestatten, falls der Patient nicht schon vorher an vegetarische Kost gewöhnt war. Als Getränk reiche man Wasser nach Lust und Bedürfnis.

Schließlich bemerke ich noch im Rückblick auf die ganze Wasserbehandlung

des Malariafiebers, daß sich zwar, wie oben geschehen, die geeigneten Prozeduren für die verschiedenen Stadien dieser Krankheit angeben lassen, daß aber dennoch überall streng individualisiert werden muß. Die Behandlung muß in jedem einzelnen Falle dem gegebenen Vorrat von Lebenskraft, dem Nerven-, Blut-, Haut- und Wärmezustande angepaßt werden. Es giebt Wechselfieberkranke, denen in fieberfreier Zeit selbst eine Waschung zuviel sein kann, und wieder giebt es deren, die sehr wohl zwei Halbbäder täglich und mit Vorteil vertragen. (Th. Hahn a. a. O.)

Die Vorzüge des Wasserheilverfahrens beim Wechselfieber springen in die Augen. Wird dasselbe konsequent von Anfang an durchgeführt, so möchte das Fieber, wenn es nicht gleich im Beginne einen bösartigen Charakter an sich trägt, wohl nur in wenigen Fällen den Typus des perniciösen oder des remittierenden Fiebers annehmen. Verlaufen doch auch andere Infektionskrankheiten, wie Diphtheritis, Cholera, Masern 2c. bei gleich anfänglicher Wasserbehandlung erfahrungsgemäß viel günstiger; warum soll das nicht auch so sein bei dem Malariafieber? Tritt übrigens die Krankheit aus irgend welchem Grunde als perniciöses oder als remittierendes Fieber auf, zwei Formen, welche bisher in den Tropen die gewöhnlichen sind, so hat der Hydropath nur mit um so größerer Beharrlichkeit und Intensität, bei rechtem Individualisieren, die oben angegebenen Kurmittel in Anwendung zu bringen. Die diese schlimmen Formen gewöhnlich begleitenden Komplikationen werden mit den geeigneten Wasserapplikationen symptomatisch behandelt.

Wird ein Wechselfieber auf hydriatischem Wege beseitigt, so sind Recidive, die bei der Chininbehandlung so häufig vorkommen, nicht zu befürchten, um so weniger, wenn die hydriatische Behandlung noch einige Zeit nach dem letzten Anfall fortgeführt wird, indem der Kranke des Morgens feucht eingepackt wird mit darauf folgendem abgeschrecktem Halbbade von 18° R., des Nachmittags eine Abreibung mit unmittelbar darauf folgendem Sitzbade von 16° R. 20 Minuten lang nimmt, daneben die Leibbinde permanent trägt und dieselbe dreistündlich, mit Ausnahme der Nachtzeit, wechselt.

Noch weniger stellen sich hier die bei der medikamentösen Behandlung so häufigen Nachkrankheiten oder gar die Malaria-Kachexie ein, da der Körper gänzlich mit fremdartigen, ihn zerrüttenden Stoffen verschont wird, und durchweg eine Behandlung erfährt, deren „Einwirkung auf das Nervensystem und die Nutrition einen sicheren und schnellen Erfolg verspricht.“ (Pleniger a. a. O. S. 156.)

Wenn das Fieber unter allen Symptomen der Malariavergiftung

das gefährlichste ist (Niemeyer a. a. O. S. 617), so gebührt offenbar, solange man ein kausales Verfahren noch nicht kennt, derjenigen Heilmethode der Preis, welche diesen Feind am erfolgreichsten zu bekämpfen vermag. Wer wollte aber, so geringschätzig er auch vielleicht von der Hydrotherapie denkt, ihr diesen einen Vorzug streitig machen, daß sie, wie kein anderes Heilverfahren, das Fieber in der Gewalt hat?

Ein besonderer Vorzug ist noch der, daß sie gerade dann, wenn das Chinin sich gänzlich unwirksam erzeigt, ihre rettende Kraft entfaltet, nämlich in veralteten Fällen. Dr. Pinoff (Hydrotherapie S. 282) sagt: „Hat der Kranke bereits viel Chinin gebraucht, ist er gewissermaßen von Chinin übersättigt, dann muß er ein für alle Male davon abstrahieren, und es ist von diesem Mittel kein Heil mehr gegen die Krankheit zu erwarten. Für solche Fälle tritt das Wasserheilverfahren als ein fast unfehlbares Heilmittel ein."

Wer wollte sich auch noch wundern über die Vorzüglichkeit der Hydrotherapie und der Naturheilmethode überhaupt? Ihr Verfahren ist so naturgemäß und rationell, daß es jedem denkenden Menschen einleuchten muß. Es haben ja auch ihre Gegner selbst, vielleicht ohne ihr Wissen und Wollen, ihr das Wort reden müssen durch Anerkennung der Thatsache, daß meist durch eine bloße Luftveränderung das Malariafieber sofort zum Weichen gebracht wird. Es fühlt sich also der Malariapilz in diesen Fällen veranlaßt, den Rückzug zu ergreifen, ohne daß man ihm mit specifischen Mitteln zu Leibe gegangen ist, lediglich bewogen durch den Einfluß der Luft. Was ist die Luft aber anderes, als einer von den Faktoren der Naturheilmethode? Wenn dieser eine Faktor schon so Gutes wirkt, warum sollte man nicht auch von den anderen, besonders von dem Wasser, als dem vorzüglichsten natürlichen Heilmittel, das Beste erwarten dürfen? Ja, muß man hier nicht zu der Meinung veranlaßt werden, daß wir die specifischen Heilmittel überhaupt entbehren können, sobald sich nur Gelegenheit bietet, die natürlichen Heilfaktoren in vollem Umfange in Anwendung zu bringen? Wer hätte auch früher gedacht, daß eine so schwere Krankheit, wie der Typhus, ohne Medikamente, lediglich hydriatisch behandelt werden könnte? Seitdem aber der bekannte Stettiner Arzt, Dr. Brandt, mit seiner Wasserbehandlung des Typhus so vorzügliche Erfolge erzielt hat, hat man überall, selbst zum Teil schon in der Landpraxis, angefangen, seinem Beispiel zu folgen. Warum macht man nicht auch einen ernstlichen Versuch bei der Malariakrankheit mit einer Methode, die beim Typhus so Großes

wirkt, ja, die überall, wo man ihr nur den Einzug gestattet, die herrlichsten Triumphe feiert?

Aber das führt uns noch zum Schluß auf eine wichtige Frage. Wie soll man in den Tropengegenden, diesen der Kultur und dem Verkehr meist noch fernen Ländern, die Anwendung der Naturheilmethode durchführen können? Arzneien lassen sich leicht verpacken und in die entferntesten Länder senden, aber wie ists mit Badewannen, Apparaten zu Douchen ꝛc., ganz zu geschweigen des mancherorts herrschenden Wassermangels? Und wer soll die Behandlung leiten, da, wie oben bereits erwähnt, nicht jeder Medizinarzt, der sein Staatsexamen gemacht hat, dadurch auch den Beweis erbracht hat, daß er ein genügendes Wissen und Können auf dem Gebiete der Hydrotherapie besitzt?

Die Schwierigkeit ist nicht so groß, wie es im ersten Augenblick scheint. Es wäre ja sehr schön, wenn auch in jenen Gegenden Naturheilanstalten errichtet werden, und wohlgeschulte und erfahrene Naturärzte sich niederlassen könnten. Aber wenn man nicht gleich im großen vorgehen kann, so fängt man im kleinen an. Es wäre schon von großem Werte, wenn die Missionare vor ihrer Abreise einige Wochen, ob auch nur etliche Stunden des Tages, in einer Naturheilanstalt (wie die „Berliner Naturheilanstalt", Sebastianstraße 27, oder die v. Zimmermannsche Naturheilanstalt in Chemnitz ꝛc.) zubringen könnten, um sich die notdürftigsten Kenntnisse in der Hydrotherapie und die wichtigsten Manipulationen, sowohl für die Prophylaxis, als für die Krankenbehandlung, anzueignen. Auf den einzelnen Missionsstationen resp. Niederlassungen brauchte man alsdann nur, in der Nähe eines Brunnens mit gutem Wasser, ein kleines Spital, bestehend aus zwei luftigen Hütten (für das männliche und weibliche Geschlecht je ein separater Raum) mit einer Anzahl Bettstellen, nebst Matratzen, Wolldecken, Betttüchern ꝛc. herrichten, sowie ein paar Badewannen aufstellen zu lassen. In dieses Spital würde jeder, bei dem ein Fieberanfall sich zeigt, sofort geschafft und kurgemäß behandelt. Es möchte schon dadurch manches teure Leben erhalten bleiben, das sonst dem Tode geweiht ist, und mancher, der jetzt noch von Vorurteilen gegen das vielfach so stiefmütterlich behandelte Naturheilverfahren voll ist, möchte sich zu einer anderen Ansicht bequemen. Wenn so aber das Naturheilverfahren überhaupt auch in jenen überseeischen Ländern nach und nach breiteren Raum gewinnen sollte, so könnten auch die dortigen allgemeinen Sanitätsverhältnisse dadurch nur gehoben werden.

Deutsche Missionsarbeit unter den Eingebornen Australiens.

Von Pastor E. Wallroth in Ahrensboek (Fürstentum Lübeck).

1. Das Land und die Ureinwohner.[1])

Australien wurde vielleicht zuerst durch einen Franzosen[2]) um 1540, jedenfalls 1601 durch den Portugiesen Godinho de Erida[3]) und 1606, nachdem die Holländer auf ihren indischen Inseln durch allerlei Gerüchte aufmerksam gemacht worden waren, von dem niederländischen Fahrzeug Duyfken entdeckt. Das „große Südland" erhielt den Namen „Neu-Holland", in neuerer Zeit aber „Australien". — Der berühmte niederländische Seefahrer Abel Janszen Tasman hat 1642—1644 und der kühne Engländer James Cook 1770 und in den folgenden Jahren nähere Kunde von diesem Weltteil gebracht. Erst eine im Mai[4]) 1787 (gerade vor hundert Jahren, da diese Zeilen geschrieben werden) von England nach dem südöstlichen Australien absegelnde Verbrecherschar führte zur genaueren Untersuchung der Küsten und des Innern, welche aber noch heute bei weitem nicht abgeschlossen ist.[5])

Schon als Land betrachtet giebt Australien manche Rätsel auf. Als eine wenig gegliederte, wenig über den Meeresspiegel gehobene, an den Rändern besonders im Südosten mit Bergen und Hügeln erhöhte Landmasse, ist es der einzige Erdteil, welcher keine Hochgebirge, keine Gletscher

---

Als Quellen wurden außer den weiter unten angegebenen Büchern besonders folgende benutzt: Burkh.-Grundemann: Kleine Miss.-Bibliothek IV, 3, 220 ff.; Baseler Miss.-Magaz. 1860, 153 ff., 1876, 327 ff.; Geschichte der evang.-luther. Mission in Süd-Australien nebst Nachricht über Land und Leute, herausgegeben vom Missions-Komitee der evang.-luther. Immanuelsynode in Süd-Australien. Tanunda 1886; Hermannsburger Missionsblätter 1866 f., 1876—1886; H. G. Schneider: Missionsarbeit der Brüdergemeinde in Australien. Gnadau 1882 (vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1887, 233); Missionsblatt aus der Brüdergemeinde 1880—1887; Überblick über das Missionswerk der Brüdergemeinde 1869—1879; Jahresbericht vom Missionswerk der Brüdergemeinde 1877, 1879—1881, 1885; Das Missionswerk der evang. Brüdergemeinde, zweite Ausgabe Gnadau 1881.

[1]) Mit besonderer Berücksichtigung der Gebiete und Eingebornen, unter welchen noch jetzt deutsche Missionare wirken.

[2]) Peterm. geogr. Mitt. 1873, 4 f.

[3]) A. a. O. 1871, Ergänzungsheft 29, 1.

[4]) Baseler Miss.-Mag. 1860, 158.

[5]) Das Ende des deutschen Forschers F. W. Leichhardt (1848) macht noch immer viel von sich reden.

hat.[1]) Vierzehnmal größer als Deutschland, wahrscheinlich zum vollen Dritteil mit Wüstensandstein bedeckt, ohne jene so fruchtbaren jungen Anschwemmungen hat es eine armselige Bewässerung. Leider können die feuchten fruchtbringenden Winde des stillen Weltmeeres nicht über den Küstenrand gelangen, und Regenwolken werden gar zu leicht von der emporstrahlenden Wärme des Inlandes aufgesogen. Große, kräftige Ströme mit guten andauernden Quellen fehlen fast ganz; nur der Gulba oder Murray, noch nicht von der Länge des Rheins, ist der Segen des Südostens, verliert aber unterwegs viel Wasser. Die meisten Flüsse verschwinden im Sande, haben Teiche zum Ursprung und bilden eine lange Zeit des Jahres hindurch eine Reihe mehr oder weniger, oft auch gar nicht zusammenhängender Tümpel. Kommt endlich der lang ersehnte Regen, dann aber in grauenerregender Gewalt, so bildet sich von Lache zu Teich ein Wasserlauf, der sogenannte Creek, welcher mit Binsen bewachsen bald wieder versickert und in voriger sandiger Öde daliegt. — Oder können die abflußlosen Salzseen, wie der Eyre (spr. Ehr), Amadeus, viel Pflanzenleben erzeugen? Im Innern Australiens hausen als unheimliche Gesellen der Creeks die Sandhügel, welche vom Sturm oft schneetriftartig oder dünenmäßig weiter geschoben werden. Diesem wasserarmen Lande entspricht der Pflanzenwuchs, welcher mit gutem Recht der einer umgekehrten Welt[2]) genannt worden ist. Die Wälder bestehen aus hier und da wachsenden Bäumen, die Wiesen aus Grasinseln, die Baumblätter stehen mit scharfer, gen Himmel gerichteter Kante senkrecht und geben dem Lande keinen Schatten; ja viele Bäume haben gar keine Blätter, sondern als deren Andeutung nur Blattstiele,[3]) andere Bäume werfen auch jährlich nicht die Blätter, sondern die Rinde ab.

Viel schlimmer sieht es in den Gegenden aus, welche wir später noch näher kennen lernen werden. Allerdings fehlt auch diesen Landesteilen nicht der Pflanzenwuchs und kommt ihnen nicht ohne weiteres das Wort „Wüste" zu; selbst das Inland ist nicht eine reine Wüste[4]) und doch ists

[1]) Nach neusten Untersuchungen ist Australien in alter Zeit auch vergletschert gewesen. Globus 50, 318.

[2]) Daniel: Kleines Handbuch der Geographie. 1874. 2. Aufl. S. 381. 1882, I, 527. Vgl. Austral. Landschaft in Seydlitz großer Geogr. 18. Bearbeitung 1880, S. 383. Ferd. Hirt: Atlas des Pflanzenreichs S. 212; Ferd. Hirt: Bildertafeln II, 46.

[3]) Erinnert sei nur an den Grasbaum, Flaschenbaum mit dem mächtigen Stamm und den kahlen Zweigen, an die Sumpf-Kasuarinen. Vgl. Leunis Botanik 1862 § 275. Aus allen Weltteilen XII, 365.

[4]) Pet. geogr. Mitt. 1887, 124 f. „Die centralaustralische Wüste verliert immer mehr ihre Schrecken . . . Zu solchen bevorzugten Gebieten gehört auch das Quell-

hier nach den Berichten vieler Reisenden und Missionare wüste und öde; die Tagebücher der neueren Entdeckungsreisenden sind, nach dieser Seite betrachtet, ein treues Abbild des öden, dürren, langweiligen Landes.[1]) Dem Pflanzenkleid fehlt die Kraft und Fülle; es giebt wenig dichten, hochstämmigen Urwald; die Zahl der umgestürzten Bäume ist ebenso groß wie die der stehenden. Als Fluch des Landes wächst in den regenarmen Gegenden vielfach der Scrub, ein Gesträuchdickicht von Proteaceen und Erikenarten,[2]) ohne Kräuter und Gräser, durch Feuer unvertilgbar, an einigen Stellen baumhoch, an andern kaum mannshoch, mit Blumen und Blüten wie zum Spott bedeckt; ein treuer Freund der Dürre und Trockenheit, ein schlimmer Feind jedes Verkehrs. — Ein Nachbar des Scrub ist das ebenso berüchtigte Stachelschweingras oder Spinifex, der Schrecken aller Reisenden, welches unabsehbare Landesflächen bedeckt und bis zu zwei Meter hoch wächst. Einige Bäume sind auch den Hermannsburger und Herrnhuter Missionaren ebenfalls wohl bekannt z. B. verschiedene Coniferen, Pinien, der Sheoak (Kasuarine) mit seinen nadelförmigen Blättern u. a. m.[3])

Diesem entspricht das Klima. Der Wendekreis des Steinbocks — nomen : omen — teilt Australien in zwei ungleiche Hälften, von denen nur die südlichere uns beschäftigt. Dürre und Trockenheit gebieten hier allzuoft; dann folgt nach vielleicht jahrelangem Ausbleiben ein heftiger Regen.

„Ein Mittelmaß und allmähliche Übergänge kennt das Land nicht; es ist immer ein Zuviel oder ein Zuwenig. Den größten Teil des Jahres liegt die ganze Natur tot; es ist aber kein Winterschlaf wie in Deutschland, sondern es ist eine Dürre der Sonnenglut. Die Erde wird gelb, die Berge rot, die Hitze unerträglich, die Luft wie ein Hauch aus einem glühenden Backofen, die Erde glüht; selbst die Hunde fürchten sich, den Fuß in den glühenden Sand zu setzen, ja der Sand wird so heiß, daß die Ochsen, wenn sie am Tage gehen müssen, den Huf verlieren, weshalb die Fuhrleute meist dann bei Nacht fahren. Windhosen ziehen, den Staub hoch in die Luft wirbelnd, majestätisch durch das Land, bis dann endlich am Horizont Gewitterwolken aufsteigen . . . dann erlebt man eine gänzliche Umwandlung überall, wo man jetzt steht und geht, tritt man auf Blumen und Gras. Aber freilich eben so schnell geht

gebiet des Finke-Flusses in den Macdonnell-Ranges, welcher Ch. Chewings von Dez. 1884 bis Dez. 1885 einer eingehenden Durchforschung unterzogen hat" — und Ausland 1883, 808: Die Zukunft der australischen Wüste von K. E. Jung: „Aus alledem erhellt, daß die Grenze der Ansiedelungsfähigkeit Australiens keineswegs abgeschlossen ist u. s. w." Hingegen sagt H. Dittrich im Globus 50 (1886) 255 f.: auch von der Finke-Creek-Gegend „trostloses Bild der Dürre".

[1]) Pet. geogr. Mitt. 1874, 361.

[2]) Alw. Oppel: Landschaftskunde. Breslau 1884, 604.

[3]) Hermannsburger Missionsbl. 1880, 176.

auch oft diese Herrlichkeit wieder vorüber und die Dürre beginnt von neuem, oder aber, wenn der Regen spät kommt, bleichen die Nachtfröste alles frische Grün ab." So erzählt Missionar Kempe aus eigener Erfahrung.[1]) Des Nachts wünscht man sich manchmal dicke Winterdecken, dann wieder muß man die Hitze fliehen; vieles ist in Australien sprungartig, im raschen Wechsel.

Auch die Tierwelt ist sehr eigenartig; das größte Säugetier ist das Känguruh, würdig neben dem sonderbaren Schnabeltier der Wappenhalter Australiens zu sein. Den Schafen ist der Dingo oder wilde Hund gefährlich. Unter den Vögeln ragt der 6 Fuß hohe Emu oder Kasuar empor; fast flügellos hat er statt der Federn dunkelgraue borstenartige Haare, liefert den Eingebornen eine beliebte Speise, den Europäern schöne dunkelgrüne Eier zum Zimmerschmuck, und was noch wichtiger ist, zeigt durch seine Fußspuren oft den Reisenden kostbare, versteckte Wasserplätze.[2])

Zahlreich und gefährlich sind die Schlangen, ergiebig ist die Fischjagd, wenn große Überschwemmungen die Fische flußabwärts treiben. Selbst im Innern Australiens nahe bei den Missionsniederlassungen giebts wilde Truthähne mit wohlschmeckendem Fleisch, prächtige wilde Tauben, viele schwarze Kakadus mit rotleuchtendem Federbusch. Geht man nach dem Regen zu den angeschwollenen Teichen, so bedecken kleine graue und grüne Papageien ringsum die Ufer, der Pelikan, verschiedene Enten, Wasserschnepfen, Seeraben, Wasserhühner mit roten Beinen suchen nach Nahrung, und auch Krähen, Habichte, Geier fehlen nicht. Nachts ertönt das Eulengeschrei und der Lärm anderer Nachtvögel, welche im Verein mit dem Schakal ein grausiges Konzert geben.[3])

Die Ureinwohner[4])

sind wohl die ärmsten Menschen der Erde, ähnlich ihrem Lande, und bilden, über den ganzen Weltteil spärlich zerstreut, im Grunde einen Volksstamm, den der Australneger, besser: Australnegritos, von den dortigen Europäern kurzweg Schwarze genannt. Ihre körperliche Erscheinung ist nicht häßlich, aber die der Weiber jedenfalls nicht hübsch: ein zierlicher Gliederbau von mittlerer Größe, mit dünnen, wadenlosen Beinen, aber dickem Bauche, schlichtes, nicht krauses, durch Schmutz und Einölen striemiges Haar, kleine Augen mit gelblich gefärbtem Weiß, sowie wulstige Lippen, die plattgedrückte breite Nase, schöne weiße, teils aber verstümmelte

[1]) Hermannsburger Missionsbl. 1880, 170 f.

[2]) Pet. geogr. Mitt. 1875, 412.

[3]) Hermannsburger Missionsbl. 1880, 187.

[4]) Nur sie und nicht die zahlreich eingewanderten Ansiedler oder die Chinesen sollen hier besprochen werden.

Zähne, dunkele, schwarzbraune Hautfarbe kennzeichnen diese Eingebornen. **Der** Mann erscheint einem Europäer nicht allzuunähnlich;[1]) nur die eingedrückte Stirn schwächt den geistigen Ausdruck; fern aber müssen alle **Vorstellungen** bleiben, als ob die Australier affenähnlich in Wäldern und **Höhlen** dahinlebten.

Die Kleidung ist sehr dürftig und besteht nur in einem ganz kleinen Schurz aus wildem Flachs oder Menschenhaar, oft mit weißen Rattenschwänzen verziert; fehlt auch wohl ganz. Reinlichkeit ist selten vorhanden, wird auch durch das Bemalen mit roter, weißer (Trauerfarbe), gelber, schwarzer Erde und das Tättowieren nicht befördert. Die Nägel an Händen und Füßen bleiben lang, umsomehr, da sie oft zum Aufscharren der Nahrung dienen müssen.

Die Wohnung ist gleichfalls sehr armselig und besteht im Sommer aus einigen Zweigen, im Winter aus runden Erdhütten. Ein Umziehen, Weiterwandern erfordert also nicht viel Umstände.

Die Nahrung wird genommen, wie und wo sie zu haben ist: das Opossum, Känguruh,[2]) Emu, auch Eidechsen, Schlangen, Frösche, Ameiseneier und Käferlarven, besonders die großen milchweißen Raupen an faulen Bäumen, allerlei Wurzeln, die gerösteten steinharten Körner der Akazien[3]) bilden den Speisezettel, daneben, wenns glückt, allerlei Fische. Die Schwarzen essen auf einmal unendlich viel, wie die Buschmämner Afrikas, können aber lange hungern. Leider sind sie auch Menschenfresser und z. B. die Eingebornen in Queensland lieben besonders das Fleisch der dort zahlreich wohnenden Chinesen, wie Missionar Hagenauer selbst berichtet.[4])

Das eheliche Leben ist durch Vielweiberei und Vielmännerei traurig; Trägheit der Schwarzen, Gier der Weißen, sowie haarsträubende greuliche Festlichkeiten und Laster[5]) fordern viele Opfer. Das Weib ist auch hier Sklavin des Mannes, welchem geschlechtlich vieles freisteht,[6]) obgleich bei aller Zuchtlosigkeit andrerseits ein gewisses Schamgefühl[7]) nicht zu leugnen ist und eheliche Liebe unter dem Schutze der Mission aufblühte. Frauenraub und Unzucht richten viel Fehde an; der Leib und die Seele dieses Volkes ist buchstäblich durch die Lustseuche vergiftet.[8]) Die Kinder, unter denen alle Krüppel und Schwächlinge sofort bei der Geburt getötet werden, sind sehr bald sich selbst überlassen, leben ohne Zucht dahin und entziehen sich bald den Eltern. Von Zwillingen darf nur eines leben bleiben und jedes dritte oder vierte,

[1]) Z. B. Hermannsburger Missionsbl. 1880, 41: „schöne, schlanke Gestalt“; vgl. Abbildungen in Baseler Miss.-Mag. 1873, 177. Calwer Missionsbl. 1885, 12. 1886, 29. 68. 1887, 37. Man verachte nicht solche Bilder; auch diese reden!

[2]) Pet. geogr. Mitt. 1875, 413.

[3]) Hermannsburger Missionsbl. 1883, 236 f.

[4]) Baseler Miss.-Mag. 1878, 415.

[5]) Ausland 1882, 431a. 432b.

[6]) Während die entlaufene Frau eingefangen, getötet wird.

[7]) Globus 43, 185.

[8]) Baseler Miss.-Mag. 1860, 263. Hermannsburger Missionsbl. 1882, 199.

fünfte Kind wird der Mühe des Ernährens wegen von der eigenen Mutter getötet.[1]) Diese schauerliche Sitte ist eine der vielen Ursachen für das Aussterben der Ureinwohner. Wie wechselt auch hier im Familienleben Mord und Zärtlichkeit: den Leichnam eines Kindleins kann die Mutter oft monatelang mit sich herumtragen.

Die große Familie, der Volksstamm, ist nicht in unserem Sinne des Wortes Stamm vorhanden, obwohl auch von Häuptlingen und kleinen Königen die Rede ist. Der Schwarze lebt in völliger Freiheit, aber nicht in Dörfern, sondern in zerstreuten Lagern (Camps), auch nicht unter einem Gesetz und einer Verfassung, sondern höchstens in kleinen Familien und Sippen. Auch ist der jüngere Stammesgenosse dem älteren nicht untergeordnet, obgleich wichtige Sachen die alten mit den übrigen Männern zu besprechen pflegen und im Lager eine gewisse Ordnung herrscht. Übrigens besitzt jeder Stamm seinen genau abgegrenzten Bezirk, innerhalb dessen er ohne festen Wohnsitz „herumbummelt".[2])

Sonderbar ist die Einteilung eines Volksstammes in 4 Klassen, wie es z. B. in Mittelaustralien nahe der Hermannsburger Missionsstation üblich ist: 1. die Beltara, 2. die Bunanka, 3. die Burula, 4. die Gomara. Ein Beltara darf nur eine Gomara heiraten, ihre Kinder sind Bunanka; ein Bunanka kann nur eine Burula ehelichen, deren Kinder sind Beltara; ein Burula muß eine Bunanka heiraten, die Kinder aus dieser Ehe sind Gomara; ein Gomara darf nur eine Beltara ehelichen, deren Kinder sind Burula.[3])

Die Sprache[4]) ist zwar bei den verschiedenen Volksstämmen verschieden, zeigt aber doch einen gemeinsamen Ursprung, wie überhaupt alle Stämme des Festlandes Australien „gemeinsamen Ursprung" haben.[5]) Auf den Reichtum und die Fülle der Sprache müssen wir weiter unten genauer eingehen.

Die Waffen sind viel kunstreicher, als man gewöhnlich sich vorstellt. Das Winkelholz [der Bumerang oder Alburinja[6])] wird ungemein geschickt geschleudert; die Fischnetze, eine Art Spindel, die Speere[7]) mit Widerhaken ver-

[1]) In Südaustralien an der Encounter Bai werden nur zwei Kinder am Leben gelassen. Aus allen Weltteilen XII, 302.

[2]) Ausland 1882, 433a.

[3]) Hermannsburger Missionsbl. 1883, 203 f. 1881, 27.

[4]) Luther. Missionsbl. Dresden 1848, 36 f. Baseler Miss.-Mag. 1843. IV, S. 13 f.

[5]) Ausland 1882, 430—433.

[6]) Hermannsburger Missionsbl. 1881, 22.

[7]) Aus mehreren Stücken zusammengesetzt, da gerades Holz nicht in vielen Teilen Australiens zu finden ist.

sehen, der zwei Fuß lange Schild sind mit vielem Geschick gearbeitet worden. Ebenso zeugen Messer aus scharfen Steinen oder Muscheln verfertigt, hölzerne Spaten, Beile, Keulen, Gefäße und Beutel aus Gräsern oder Binsen geflochten, Kähne aus Baumrinde von sinnreicher Kunst. Auch sind die Eingeborenen vorzügliche Reiter, obgleich sie Pferde erst durch Europäer erhielten.[1])

Die geistigen Anlagen des Australiers sind bei aller Stumpfheit nicht unbedeutend und nicht die eines halbvertierten[2]) Volkes, wie dies schon aus der Sprache und den Waffen hervorgeht. Gerade die Mission giebt einen deutlichen Beweis, ein unwiderlegbares Zeugnis für den Geist dieses armen Volkes, so daß man nicht der 1882 in Deutschland gezeigten Australneger bedurft hätte,[3]) um diesem so verkannten Volk Geistesanlagen zuzusprechen.[4])

Gegen Weiße selbst sind die Eingebornen gastfrei; doch ist die Gemütsart der Schwarzen sehr veränderlich, wie ihr Land, ihr Klima. Fest sind sie nur in der Rache, besonders in der Blutrache.[5]) Von Natur diebisch, reizbar, aber auch sorglos und frohsinnig, sind sie durch die grausamen Behandlungen seitens der Weißen scheu und mißtrauisch geworden.

Religiöse Vorstellungen sind den Ureinwohnern mit großem Unrecht und nur von flüchtig unter ihnen weilenden Berichterstattern abgesprochen. Es sind Trümmer alter Herrlichkeiten, eine verwelkte Blume des Paradieses, keine neusprossende Knospe; es sind traurig verstümmelte letzte Ahnungen eines tief gesunkenen Menschengeschlechts, „verhallende Stimmen aus früherer reicherer Zeit.“[6]) Da schon anderwärts[7]) die

[1]) Wie denn die Europäer viele Pflanzen und Tiere nach Australien eingeführt haben.

[2]) „Sind doch die Neuholländer zum Sprichwort geworden um ihrer fast tierischen Entartung willen.“ Baseler Miss.-Mag. 1839, 372 f.

[3]) Ausland 1882, 1033.

[4]) Mit scharfem Gehörsinn begabt, sind die Schwarzen geschickt in Auffindung von Fußspuren, und die auch von Hermannsburger Missionaren (Hermannsbg. Missionsbl. 1883, 237) beobachtete Zeichensprache, welche sehr entwickelt und für große Entfernungen brauchbar ist, bezeugt Obiges. Vgl. übrigens auch W. Schneider: Naturvölker. 1886, 2. Bd. S. 76 ff. und J. Baumgarten: Die außereuropäischen Völker. Kassel 1885, 233 (K. E. Jung); Globus 1843, 39 (Zeichnen) und 1843, 167 f. 183 f.

[5]) Die Schar zur Blutrache gerüstet heißt pinga.

[6]) Ratzel: Völkerkunde, Bd. 2, Leipzig 1886.

[7]) Burkh.-Grundemann: Kl. Miss.-Bibl. IV, 3, 242—249 bespricht die Religion der Südaustralier, der Bewohner des inneren und südöstlichen Landes, der westlich

Religion der Australnegritos besprochen worden ist, möge hier als etwas Neues nur folgendes berichtet sein:

Der Hermannsburger Missionar Kempe[1]) erzählt über die Eingebornen Mittelaustraliens, daß sie an ein böses Wesen „vanjakuna“ glauben, welches alles Übel verursache, und an ein gutes „alxira“, welches Himmel und Erde erschaffen habe, nun aber still im Himmel sitze. Die Seele geht nach einem im Norden gelegenen Ort „laia“ oder „laiuna“, wo sie ruhig bleibt und keine Fleisch-, sondern nur Pflanzenspeise ißt. — Zwei am südlichen Himmel sichtbare Nebelflecke halten diese Eingebornen für zwei alte Männer mit großen weißen Bärten, welche auf alle Schwarzen sehr zornig sind und dieselben erdrosseln. — Die Erde[2]) stellen sie sich als eine große Ebene vor; die Sonne als eine Frau, welche Feuerholz sammle und je nachdem sie mehr oder weniger verbrenne, werde der Tag mehr oder weniger heiß. Der Mond ist ein Mann, welchem der Bauch allmählich dicker und dünner werde (Voll- und Neumond). Der Sternenhimmel ist der Lagerplatz Alxiras (Gottes), die einzelnen Sternhaufen das Lagerfeuer, eine Sternschnuppe der herabfallende Funke. Auch in der Beschneidung, welche an 10- bis 12jährigen Knaben an einem vor Weibern und Kindern geheimgehaltenen Ort[3]) vorgenommen wird, sowie in den Tänzen, besonders dem auch im übrigen Australien sehr bekannten Vollmond-Tanz Korrobori[4]) muß man religiöse Anschauungen erkennen. — Eine grauenhafte abergläubische Sitte ist die, sich mit dem Saft eines am

---

von der Liverpoolkette in Neu-Süd-Wales, der am Loddonfluß in Viktoria wohnenden, des Wellingtonstammes, der Stämme nördlich am Perth und der am König Georgssund. Über die Religion der Stämme an Port Lincoln auf der Eyria-Halbinsel berichtet evang.-luth. Missionsbl. Dresden 1848, 65—70; über die der Stämme am Murrumbidgee-Fluß in Neu-Süd-Wales Baseler Miss.-Mag. 1883, 114—120; über die der Eingebornen an Port Darwin im nördlichen Australien Kathol. Miss. Breisgau 1885, 44. 198; über die anderer Stämme dieses Erdteils W. Schneider: Naturvölker, Bd. 2, 96—108; über die Schwarzen im östlichen Innerauſtralien, ihren Liebesschmaus, Menschenfresserei und Glauben an böse Geister z. B. Coochie, vgl. Ausland 1882, 611a.

[1]) „Durch mehrere Artikel in der Allg. Miss.-Ztschr. aufmerksam gemacht,“ vorsichtig über derartiges zu urteilen, Hermannsburger Missionsbl. 1881, 55.

[2]) A. a. O. 1883, 238 f.

[3]) Vgl. den Irangung-Gebrauch in Neu-Süd-Wales, Baseler Miss.-Mag. 1883, 118 und Aus allen Weltteilen XII, 303.

[4]) Baseler Miss.-Mag. 1850, 241. 276. Ausland 1882, 432b. „Diesen Tanz nennen sie (in Innerauſtralien) iltada und so nennen sie unsere Gottesdienste auch.“ Hermannsburger Missionsbl. 1880, 42, vgl. 1879, 14. 1881, 57.

Feuer getrockneten Leichnams einzureiben,[1]) was natürlich grauenhafte Krankheiten erzeugt. — Gegen böse Geister muß der Zauberdoktor[2]) ngankara, panghals oder kungi helfen, welcher auch Wirbelwinde, Buschfeuer, Mondfinsternisse verursachen und dem Teufel Mongapara oder Arinjakuna die geraubten Kinderseelen wieder abjagen kann.

Das Volk am Kilalpanina-See und Cooper-Creek im Innerаustralien hat eine Sage von zwei höchsten Wesen, dem guten Schöpfer Muramura und dem bösen Kutji, betet sie aber nicht an und verehrt sie nicht mit Opfer. Auch glaubt es an eine Fortdauer der Seele, doch sind diese Vorstellungen durch leichtsinniges Leben und große Gedankenlosigkeit umhüllt.[3])

In der Provinz Viktoria huldigen die Schwarzen auch einem Dualismus: dem guten Gott Pei-a-mei oder Mahmammurok und dem bösen Geist Natje (Natta) oder Ngalia. Ersterer, Allvater, Schöpfer Himmels und der Erden, werde leicht erzürnt, donnere alsdann und müsse durch Tänze (!) versöhnt werden. Letzterer wohne licht- und feuerscheu in finstern Höhlen, erscheine auch in der Gestalt einer ungeheuren Schlange, schleiche umher, den Menschen zu schaden, sie zu blenden oder ihnen sonst Krankheit u. dgl. zuzufügen. Gegen diesen bösen Gott muß der Zauberarzt oder panghals helfen.[4])

Ein schauerliches Bild entrollt sich vor unseren Augen, wenn wir die vielen Mißhandlungen der Europäer an den armen Schwarzen Australiens betrachten.

„Wie wilde Tiere wurden die Eingebornen „zu Tode gehetzt,“[5]) mit viehischer Lust widerstandslos hingemordet, „wie Raben niedergeschossen,“[6]) sogar von weißen Frauen mit vergiftetem Mehl umgebracht. Ihr Leben stand im Wert nicht höher als das eines Känguruh und ein Oberrichter gab einem Pächter das Recht, Eingeborne wie ein Wild vom Weideland zu vertreiben.[6]) Der Schwarze, seines Landes durch Cooks Entdeckung und die englische

[1]) Aus allen Weltteilen XII, 303. Dasselbe thun die Papuas im südöstlichen Neu-Guinea; vgl. Chalmers und Wyatt Gill: Neu-Guinea, deutsch von R. Lesser. Leipzig 1886, 226 und vgl. Ausland 1884, 438.

[2]) Evang.-luth. Missionsbl. 1846, 133. Hermannsburger Missionsbl. 1885, 24. 1881, 26. 1883, 182. 238. Globus 31, 272.

[3]) Geschichte u. s. w. Tanunda 1886 S. 19.

[4]) H. G. Schneider: Missionsarbeit u. s. w. 1882, 45. Baseler Miss.-Mag. 1860, 252.

[5]) Lieutenant Sadleirs Worte, Baseler Miss.-Mag. 1860, 172. Unwillkürlich werde ich hier an Grabbes, Herzog von Gothland, erinnert V, 5 (Reclam 181): Hohussah! Negerjagd! Schwarzwildbretjagd, Schwarzwildbretneger-Neger-Jagd.

[6]) Globus 42, 13 und vgl. dazu Allg. Miss.-Ztschr. 1882, 573.

Regierungsfeder beraubt,[1]) mußte unstät, heimatlos, vogelfrei, rechtlos umherirren.[2]) Die nun in den Missionen und Reservationen oder Regierungsschutzstätten geretteten letzten Trümmer des Volkes wiegen nicht die vielen tausende der Ermordeten auf. Im Jahre 1838 ging ein Schutzgesetz für die Schwarzen nicht durch und spätere Schutzgebote waren sehr zweifelhafte Wohlthaten. Jetzt allerdings giebts „Protektors“ und andere Männer, welche auch seitens der Kolonialregierung sich der Eingebornen annehmen, doch ihre besten Freunde sind, abgesehen von der „Gesellschaft zum Schutze der Eingebornen,“ die Missionare.[3])

Schon ist es zu spät: das Volk stirbt dahin, sicher einem Verschwinden entgegeneilend.[4]) Durch eigene Sünden, durch die der Väter, der christlichen (!) Weißen, nimmt die Zahl der Schwarzen immer mehr ab. Unsere Beschreibung der Ureinwohner ist zugleich ihr Nekrolog.

Wenn aber in einem Bericht[5]) über das Aussterben der Australier ausgerufen wird: „Es ist das auch ein Kulturkampf,“ so trägt solche Kultur ihr Kainszeichen an der Stirn. — Doch sehen wir uns nach dem barmherzigen Samariter um.

2. Englische und wiederaufgegebene deutsche Missionsunternehmungen.

Die Engländer waren zunächst verpflichtet, für ihre Kolonie Australien zu sorgen und an der mißhandelten Bevölkerung sehr vieles wieder gut zu machen. — Samuel Marsden, der edle Kaplan in der Verbrecherkolonie, suchte seit 1795 vergeblich in Paramatta, zwei Meilen westlich von Sydney, die Schwarzen zu sammeln und zu unterrichten.[6])

[1]) Wie rasch haben Engländer über unsere Kolonien gerichtet, ohne Australiens und Tasmaniens zu gedenken.

[2]) Vgl. übrigens über neue scheußliche Gewaltthaten Allg. Miss.-Ztschr. 1887, 275.

[3]) Obgleich von der Zeitschrift Ausland 1862, 484 „Rassenmörder“ genannt; vgl. dazu Allg. Miss.-Ztschr. 1877, 112; anders urteilt J. Baumgarten: Die außereuropäischen Völker. Kassel 1886, 259 f. — Nebenbei bemerkt liegt in dem Vorwurf des Dr. Boas — „noch zerstörender (als die Händler) in bezug auf den ethnologischen Charakter der Völker (von Britisch-Kolumbien) ist der Einfluß der Missionare.“ Peterm. geogr. Mitt. 1887, 129a — eigentlich ein Lob.

[4]) Obgleich der Freimissionar Gribble den Rest der Eingebornen noch auf hunderttausende schätzt (Calwer Missionsbl. 1884, 80. 1885, 14), ist wohl eine viel kleinere Zahl, 50 000, die richtigere. Vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1883, 526. Globus 40, 287. 95. 43, 368. 45, 79. 47, 96. 48, 144. 240. Aus allen Weltteilen XVI, 71. Ausland 1882, 430. 1884, 515. „Wogegen nach anderer Schätzung allein in der Kolonie Queensland 70 000 Eingeborne leben sollen.“ Globus 47 (1885) S. 56.

[5]) Ausland 1882, 430 von H. Greffrath.

[6]) Näheres Baseler Miss.-Mag. 1816, 181. 1817, 106. 1824, 26. 1860, 176 bis 181. 1876, 331 f.

— Dann erbarmten sich 1815 bis 1828 die englischen Methodisten[1]) der Australier, erneuerten 1838 und 1840 in Süd- und Westaustralien ihre Thätigkeit,[2]) welche aber fast ausschließlich den zahlreich ins Land strömenden Kolonisten zugute kam, seit 1860 aber auch die vielen Chinesen aufsuchte. Die Londoner Missionsgesellschaft begann 1825 an den Eingebornen ihr Werk,[3]) glaubte aber nach sechsjähriger teurer, vergeblicher Arbeit sich auf die blühende Südsee-Mission beschränken zu müssen, und nur ihr treuer Missionar E. Threlkeld hielt bis 1842 von einigen Freunden unterstützt und auf eigene Mittel hin am Macquarie-See nördlich von Sydney in großer Selbstaufopferung aus.[4]) — Die englische kirchliche Missionsgesellschaft gründete, von Marsden wiederholt aufgefordert, gleichfalls südlich von Sydney im Wellingtonthal eine Missionsniederlassung, auf welcher unter andern die Baseler Zöglinge Handt und seit 1837 Günther arbeiteten.[5]) Doch 1843 gab man, nachdem kein Eingeborner getauft war, auch dies Unternehmen auf.[6]) Sehr bezeichnend für die Unlust und Gleichgiltigkeit der Schwarzen für alles, was nicht Essen und Genuß betraf, ist folgende Erwiderung eines Australianers, als er von Handt im trefflich gepflegten Garten zu nachahmender Arbeit aufgemuntert wurde: „Nun ja, bearbeite du den Garten und ich will die Früchte desselben essen.“[7]) 1850 wurde von dieser Gesellschaft zu Punindie am westlichen Ufer des Spencergolfes eine Erziehungsanstalt für die Eingebornen angelegt, ebenso in Yelta[8]) an der Mündung des Calewatta (Darling) in den Gulba (Murray) und in Albany an der Südwestecke Australiens. Während 1872 letztere Station nach Perth verlegt wurde, scheint die zu Carmel am Tyers-See in der Südostecke und die zwischen Portland und Belfast südwestlich von Melbourne in Condah gelegene zu gedeihen.[9]) Nahe dem Kap York an der Torresstraße in Sommerset werden

---

[1]) A. a. O. 1824, 26. 126—134. 1828, 14—18. 1833, 99 f.

[2]) Luth. Missionsbl. zu Dresden 1846, 339 f.

[3]) Baseler Miss.-Mag. 1828, 16. 99 f. 1830, 119. 1833, 107.

[4]) Ausführlich im Baseler Miss.-Mag. 1860, 181 f. 1876, 332.

[5]) Baseler Miss.-Mag. 1839, 372—376. 1842, II, 12. 1843, IV, 6—14. Günther klagt 1849, III, 8: „am allermeisten über die fortdauernde stumpfe Unempfänglichkeit der schwarzen Eingebornen.“

[6]) A. a. O. 1844, IV, 6. 1846, IV, 6. 1847, IV, 7.

[7]) A. a. O. 1876, 333. 1860, 185.

[8]) Ist eingegangen.

[9]) A. a. O. 1879, 177. In Carmel wurden von 120 Schwarzen 37 getauft; in Condah ernähren sich die Eingebornen durch harte Arbeit in einem Steinbruch. Calwer Missionsbl. 1882, 26.

die Schwarzen der Umgegend, welche fünf Mundarten sprechen, gesammelt. Auch in Queensland, in Maryborough und in Bowen unterm 20. Grad südlicher Breite, ebenso in Palmerston[1]) am Port Darwin, wo der Überlandtelegraph als Kabel nach Java hin sich ins Meer senkt, wird von der genannten Gesellschaft missioniert.

Die englischen Presbyterianer wirken am oberen Yarrayarrafluß in Evelynshire, östlich von Melbourne, und in Maloga jenseits des Gulba. Außerdem haben Freimissionare Niederlassungen unterstützt von der Kolonialregierung begonnen, so der Schotte Taplin in Point Macleay[2]) nahe Adelaide, ein gewisser Green nördlich von Carmel und Gribble in Warangesda am Süduser des Murrumbidgee[3]) und 1875 waren in der Provinz Viktoria mehr als 300 bekehrte Schwarze[4]) und 1882 sogar 556 auf den sechs Missionsstationen dieser Provinz.[5])

Aber nicht nur als Sendboten einer englischen Missionsgesellschaft, sondern auch im Dienste deutscher Vereine versuchten Deutsche schon früher den Australnegern Gottes Wort zu bringen. So sandte die damals Dresdener (jetzt Leipziger) ev.-luth. Missionsgesellschaft 1838 die beiden Sendboten Schürmann und Teichelmann nach Südaustralien und 1840 Klose und Meyer. Zuerst wirkte man in Adelaides Vorstadt Piltawodlinga und dann 1842 durch Herstellung des Schutzplatzes Ebenezer (sechs Stunden südlich von der Hauptstadt), sowie durch Anlegung der Station Limbuana an der nahen Encounterbai (1839) und der Niederlassung Port Lincoln am Westende des Spencergolfs. Aber man hatte wenig Erfolg und auch die 1842 zu Adelaide gestiftete „Südaustralische Missions-Gesellschaft zur Unterstützung der deutschen Mission unter den Ureinwoh-

[1]) Vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 75.

[2]) Ausführliches im Globus 45, 79 f. Ausland 1882, 432.

[3]) In Neu-Süd-Wales seit 1880; vgl. auch Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 75 f. Calwer Missionsbl. 1884, 80; über Gribbles Mißhandlung durch westaustralische Kolonisten a. a. O. 1886, 74 f. Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 470 f. 1887, 275; über Warangesda: Baseler Miss.-Mag. 1883, 422. Calwer Missionsbl. 1885, 11—14.

[4]) Burkh.-Grundemann: Kl. Miss.-Bibl. IV, 3, 288 und zum Vorhergehenden überhaupt: 260—266. 272. 287—290.

[5]) Globus 43 (1883) 368, natürlich mit Einschluß der Herrnhuterstationen und derer der Freimissionare.

Anhänglich sei noch erwähnt die katholische Mission der Benediktiner in Neu-Nursia (Norcia) bei Perth, 35 Stunden nordnordöstlich am Garban- (Moore-) Fluß [Kath. Miss. 1879, 74 f. 1884, 200. 1886, 87. Baseler Miss.-Mag. 1873, 187] seit 1846 und der östreichischen Jesuiten unter den Wulnas, Wogiten und Wilmoongas nordöstlich von Palmerston seit Herbst 1882 [Kath. Miss. 1883, 258. 1885, 23. 196 f. 1886, 259].

nern“ konnte ebensowenig das Werk fördern. Vergebens gab die Kolonialregierung Geld, vergebens wurde zu Port Lincoln Missionar Schürmann zum Beschützer der Eingebornen ernannt, vergebens versuchte man, letztere zur Arbeit und zu christlicher Lehre heranzuziehen und vergebens erweckte die Eingebornen-Schule etwas Hoffnung.

Allerdings hatte Meyer mit seinem Gehilfen, dem Schlesier Mackenzie, an den dreizehn Schulkindern an der Encounterbai Freude. Die Knaben lernten Gebete, Bibelverse und Lieder ohne große Mühe auswendig, konnten auch leidlich schreiben und rechnen; aber die Mädchen verursachten viel Kummer und Verdruß. Leider sollten Meyers Worte, welche er im November 1845 nach Dresden schrieb: „Noch ist finstere Nacht, aber vielleicht ist der Morgenstern nicht mehr fern“ unerfüllt bleiben. Am 14. August 1845 beschloß man in Dresden, alle Missionsarbeit auf die beiden Plätze Encounterbai und Adelaide zu beschränken; Schürmann ging von Port Lincoln zu Meyer an die Encounterbai, Teichelmann nach Verpachtung des Grundstückes Ebenezer zu Klose in Adelaide, „um daselbst eine Gemeinde aus den Europäern zu sammeln und von da aus sich der Eingebornen anzunehmen.“[1]) So ging nach etwa zehnjähriger Dauer auch dieses Missionswerk unter.

Nicht anders erging es den Goßnerschen Missionaren, welche 1838 und in den folgenden Jahren nach der Moretonbai an der Ostküste Australiens und Queenslands gesandt wurden. Der schottische Geistliche Lang nahm sich dieser Sache aufs wärmste an und gründete in Sydney 1838 die „Neu-Süd-Wales-Gesellschaft für Unterstützung der deutschen Mission unter den Ureinwohnern.“ Achtzehn Personen, darunter sieben Ehepaare, gingen zuerst hinüber.[2])

Durch Handwerk erwarben sie ihren eigenen Lebensunterhalt, versuchten, unterstützt von jener Gesellschaft, sich der Schwarzen zu erbarmen, fanden aber Enttäuschung über Enttäuschung, wurden von den Eingebornen mehrmals überfallen, geplündert und selbst von ihren Schülern bestohlen. Zwei Stationen erstanden: Zionshill (Zionsberg) nahe bei Brisbane und später weiter ins Inland hinein: Noangir. Aber im Mai 1845 mußte der dort wohnende Missionar Hausmann vor den Schwarzen, welche durch frühere und fortgesetzte Grausamkeiten der Ansiedler gereizt waren, in einer Regennacht blutbedeckt nach Zionshill fliehen. „Soldaten,

[1]) Ev. Luth. Missionsbl. zu Dresden 1846, 130 f. 258. 274 f. Baseler Miss.-Mag. 1860, 186. 1876, 333 und Burkh.-Grundemann: Kl. Miss.-Bibl. IV, 3, 266 f.

[2]) A. a. O. 268—269. — Prochnow: Ebenezer! Australien, Berlin 1862, konnte ich nicht erhalten.

die zur Untersuchung der Sache hingeschickt wurden, fanden nichts mehr, als ein Gerüst, bereitet, um Hausmann darauf zu braten! Seine Hütte war abgebrannt und natürlich alles Eigentum gestohlen.“ Nachdem noch eine Zeit lang die Goßnerschen Brüder auf ihrem Arbeitsfeld geblieben waren und getreulich gestritten hatten, kehrten sie entweder nach Deutschland zurück oder wurden Pastoren der Weißen.[1])

Im Jahre 1855 begannen die Zurückgebliebenen noch einmal eine Mission, aber ohne Erfolg.[2])

3. Die Mission der südaustralischen Immanuelsynode

a) in Verbindung mit den Hermannsburgern 1866—1875.

Die 1838 in Südaustralien eingewanderten Lutheraner hatten viele Jahre hindurch die Dresdener-Leipziger und Hermannsburger Missionsanstalten mit Geldbeiträgen unterstützt, bevor sie an eine eigene Arbeit unter den Australnegern dachten. Trotz der eben kurz geschilderten vergeblichen Missionen wollte man in der lutherischen Kirche Südaustraliens diese Arbeit selbst in die Hand nehmen. Im Jahre 1866 erhielt die vereinigte Langmeil[3])-Lightspasser und Australische Synode von Pastor Th. Harms zu Hermannsburg auf ihre Bitten einige Missionare. Am 11. April 1866 wurden dieselben zu Hermannsburg und am 9. Okt. desselben Jahres Homann und Gößling nebst den Kolonisten Vogelsang und Jakob[4]) in der Kirche zu Langmeil (Tanunda) ausgesandt. Als Missionsfeld erwählte man die unterm 28½ Gr. südl. Br. und 138½ Gr. östl. Lg. v. Grw. gelegene Ebene des Cooper oder Barcoo-Creek, welcher, vom Nordosten kommend, zum Eyre-See (spr. Ehr) hinsickert;[5]) umsomehr, da die Kolonialregierung dort 100 Quadratmeilen[6]) als Reserve für die Eingebornen unentgeltlich anwies. Nach dreimonatlicher sehr beschwerlicher Reise durch ein Land, in welchem es seit drei Jahren (!) nicht geregnet hatte, langten die Missionare endlich am Hope- oder Pando-See an. Als aber diese Stelle als ungeeignet sich erwies, zogen sie anfangs 1867 in die Nähe des kleinen Kilalpanina-Sees,

[1]) Baseler Miss.-Mag. 1842, II, 17. 1876, 334.

[2]) Näheres wäre in der Biene auf dem Missionsfelde 1838—1868 nachzusehen.

[3]) Langmeil und Tanunda scheint nach Hermannsburger Missionsbl. 1866, 204 f. derselbe Ort zu sein. (Tanunda liegt im Bezirk Light, etwas nordöstlich von Adelaide.)

[4]) Aus Mount Torrens in Südaustralien.

[5]) Vgl. Grundemanns groß. u. klein. Miss.-Atlas; außerdem Pet. geogr. Mitt. 1867, 17. 1870, 5. 1875, 21 u. verbessert 1880, Tafel 11.

[6]) Es sind immer englische gemeint.

welcher zwischen dem Hope- und Eyre-See liegt. Die umwohnenden Schwarzen schickten ihnen als Beweis der Freundlichkeit ihre Töchter und Weiber entgegen und ergrimmten, da diese umkehren mußten. Doch wurde die ausbrechende Feindseligkeit abgewandt und die Missionare konnten sich einen Schuppen erbauen, die kleine Küche in der Erde herstellen und die notwendigsten Einrichtungen treffen, einen kleinen Gemüsegarten anlegen u. dgl. Die so gegründete Station erhielt den Namen Hermannsburg, ein Wiederhall des Heimatsortes.[1])

Zu derselben Zeit hatten am zehn Meilen östlich gelegenen Kopperama-See Herrnhuter Sendboten[2]) eine Niederlassung gegründet, zogen aber, durch die kriegerische Haltung der dortigen Eingebornen genötigt, auf Rat der Kolonie-Polizisten zu den Hermannsburgern, und beide Missionsabteilungen wichen im Mai 1867 südwärts bis nach Bukaltanina zurück, dem Viehplatz eines Engländers. Homann und der am Sonnenstich schwer erkrankte Gößling reisten nach Adelaide zur Rücksprache mit den Brüdern. Aber der Ausschuß beschloß die Fortsetzung der Mission und so kehrten Homann und Kolonist Vogelsang, welche sich unterdessen mit ihren aus Deutschland nachgekommenen Bräuten verheiratet hatten, Ende 1867 auf das Arbeitsfeld am Kilalpanina-See zurück und legten ihre neue Station am Hauptsee an, weil das Wasser an dem verlassenen Platz ausgetrocknet war. Gößling mußte wegen zunehmender Kränklichkeit aus dem Missionsdienst gänzlich ausscheiden;[3]) an seine Stelle trat ein junger erst in Australien zum Herrn bekehrter Kaufmann, Namens W. Koch. Mit erneutem Eifer gingen die Brüder an die Errichtung der notwendigen Wohnungen und auch an die Erlernung der Sprache des hier sich sammelnden Dieri-Stammes. Wie auch andere Missionare auf fernen Missionsfeldern thun, nußten auch hier die Sendboten den Eingebornen mühsam die einzelnen Wörter ablauschen, eine kleine Sprachlehre zusammenstellen und konnten endlich besonders unter Mithilfe des sprachbegabten Bruders Koch einige kleine Bibelabschnitte übersetzen und eine Fibel in den Druck geben. Aber nur unter vieler Geduld konnte Koch die kleine Schülerschar von dem bisher wilden Leben entwöhnen, mußte entlaufene Knaben mühsam herbeiholen. Homanns sonntägliche Gottesdienste wurden von den Dieriern leidlich gut besucht. Da starb am

[1]) Hermannsburger Missionsbl. 1866, 48—62. 1867, 34 f. 67 f. 82 f. 161. — S. 68: „Der schöne See, von Sandhügeln umgeben, gekrönt mit einem dichten Walde, in Australien eine große Seltenheit.“

[2]) Näheres unten.

[3]) Vgl. Hermannsburger Missionsbl. 1867, 243. 260. 221.

19. April 1869 fern von jeder ärztlichen Hilfe der treue demütige Koch; so blieben Homann und Vogelsang allein. Ein anderer Umstand schien aber alle Arbeit in Frage zu stellen: der langsam aber mit grausiger Gewißheit und Pünktlichkeit immer drohender werdende Wassermangel, unter welchem auch die Schafherde, die Ernährerin der Niederlassung, schwer litt, konnte durch künstliches Wassergraben nur mühsam für eine kurze Zeit aufgehalten werden. Als noch immer kein Regen kam, verließ 1871 der entmutigte Homann zum zweiten Mal Kilalpanina und zog mit der kleinen Schar nach Mundowadana, wo der neuausgesandte Missionar Schoknecht mit ihnen zusammentraf. Letzterer trat gleich aus dem Missionsberuf aus und wurde, ebenso wie Homann, Pastor einer deutschen Gemeinde. Aber der neue Plan des Missionsvorstandes, in Mittelaustralien am Finkefluß eine Station zu gründen, gefiel den beiden Ansiedlern und Brüdern Vogelsang und Jakob durchaus nicht, weil sie den alten Platz vor Gott und Gewissen nicht aufgeben konnten.

Unterdessen traten die bekannten Bekenntnisfragen auf; die beiden bis dahin glücklicherweise vereinigten Synoden trennten sich 1875 auch in der Mission. Die größere australische Synode begann mit Unterstützung Hermannsburgs ein Missionswerk in Mittelaustralien, wovon weiter unten die Rede sein wird, die kleinere „Immanuel"-Synode[1]) blieb mit den ihr treu ergebenen Kolonistenbrüdern am Cooper Creek. Statt wie bisher nach Hermannsburg, wandte sie sich nach Neuendettelsau in Bayern mit der Bitte um Missionare. Betrachten wir nun die Mission der Immanuelsynode

b) in Verbindung mit Neuendettelsau seit 1875.

Da aus Bayern kein Missionar so rasch hinübergehen konnte, fand sich in Südaustralien C. A. Meyer bereit, hinaufzuziehen und wurde am 22. Juli 1875 in der Kirche zu Langmeil abgeordnet. Vogelsang, welchem seine kranke Frau auf der Reise nach Adelaide gestorben war, begleitete Meyer, dessen Mutter und Schwester nach dem Cooper Creek hinauf, fand aber sein Wohnhaus niedergebrannt. Man baute notdürftig ein neues auf und richtete sich vorläufig ein.[2]) Meyers Schule gewann sogar 21 Kinder; doch mußte der Unterricht im Freien an einem schattigen

[1]) Durch einen hingesandten Ausschuß erhielt sie den ihr zufallenden Teil an Vieh u. s. w.

[2]) Nach dem nicht ganz klaren Bericht in der „Geschichte der ev.-luth. Mission" — Tanunda 1886, S. 27. 29 und aus andern Gründen kann dies nicht am Kilalpanina-See, sondern in der Nähe von Bukaltanina geschehen sein.

Ort abgehalten werden, da man wegen der großen Dürre ans Bauen nicht denken konnte. Meyer machte sich, so gut es ging, auf englisch mit den Schwarzen verständlich, Vogelsang hingegen konnte schon mit der Dierisprache zu Hilfe kommen. Aber der Wassermangel wurde immer drückender, die Schüler mußten entlassen werden und das letzte Mehl war verbacken.

Da fuhr ein Wagen mit Mehl beladen und für eine 100 Meilen nördlich gelegene Niederlassung bestimmt, bei der Station vorbei und machte vorläufig der bittersten Not ein Ende. Der Fuhrmann konnte wegen Wassermangels nicht weiter fahren und erlaubte den Missionaren, Mehl zu entleihen. Endlich endlich kam am 1. Januar 1877 der lang ersehnte Regen; die Sandfluren sproßten und grünten; mit neuem Grün kam neues Leben in die Station.

Im Oktober 1878 langte Missionar Joh. Flierl aus Neuendettelsau an, erlernte erstaunlich rasch die Dierisprache und am Epiphaniastage 1879 wurden die 12 Erstlinge getauft.

Nun erst wurde die Station von Bukaltanina wieder an den etwas nördlicher liegenden Kilalpanina-See versetzt und Bethesda genannt. Nach und nach konnten hier mit Hilfe der 12 christlichen und einiger heidnischen Eingebornen 21 kleinere und größere Gebäude errichtet werden.[1])

Zunächst das Kirchlein, 50 Fuß lang, 15 Fuß breit, 12 Fuß hoch bis ans Dach, mit 42 Fuß hohem Turm, einer Glocke, Altarschmuck und Altargeräten, welche bayrische Freunde geschenkt hatten (im Jahr 1880 konnte sie eingeweiht werden). — Das zweite Gebäude ist das Schulhaus, sodann vier sehr bescheidene Häuser für Missionare und Kolonisten, zwei Vorratshäuser, fünf Wohnungen für 13 christliche Ehepaare der Eingebornen, eine Eßstube nebst Küche für die Schwarzen, ein Schlafraum für die Jünglinge, ein anderer für die Mädchen, ein Haus für weiße Arbeiter, ein Backhaus, eine Schmiede, Tischlerwerkstätte und ein Häuschen für Sattel und Pferdegeschirr. Alle Gebäude sind aus Lehm und dem Knüppelholz des Cooper-Creek erbaut und die Dächer aus Binsen gemacht, welche allmählich, falls die Mittel es gestatten, galvanisiertem Eisen Platz machen sollen.

Mit Sonnenaufgang wird das Tagewerk begonnen; die Ziegen gemolken;

[1]) Im Ausland 1882, 610 steht ein Lob dieser Missionsstation, welche aber dort fälschlich Hermannsburg genannt ist: „Die Anstalt wird, wie M. Jones sich überzeugte, gut geleitet." Doch tadelt der Generalfeldmesser das Schönschreiben der Kinder und den Unterricht in der Sprache der Eingebornen, der „Dieyriis", „indem er mit Recht glaubt, daß das Lernen der englischen Sprache für sie viel nützlicher wäre." Ersterer Tadel ist ungerecht, Schönschreiben ist eben eine Übung; der zweite ist gerechter, wie denn auch die Herrnhuter in Ramahyuck englisch unterrichten. „Denn der Papua muß durchaus Englisch lernen." H. G. Schneider a. a. O. 1882, S. 143.

dann folgt das Frühstück und nach der Morgenandacht die Schule. Die älteren Eingebornen müssen Zäune (Fenz) und Ziegel machen, Pferde, Schafe und anderes Vieh hüten oder wieder aufsuchen. Nach der Schule werden die Knaben zu verschiedenen Arbeiten angeleitet, zum Lehmtreten, Holzhauen, Wasserholen u. s. w., während die Mädchen unter Aufsicht der Missionarin nähen.

An Sonn- und Festtagen wird zweimal Gottesdienst gehalten, welcher durchschnittlich von 45 Heiden und 90 Stationsschwarzen besucht wird; 1886 waren 33 Eingeborne getauft und außerdem 9 Kindlein; 1887 schon 41 Papuachristen.

Viel Geduld erfordert dies Werk.[1]) Das wird der Leser schon nach allem früher Erzählten voraussetzen. Schwer ist es, die Schwarzen dem liebgewordenen Müßiggang zu entziehen, der Faulheit zu entreißen, der Unreinigkeit zu entwöhnen. Viel Liebe aber macht geduldig.

Schon wollte die Synode von Bethesda aus weiter ins Innere hinein eine Zweigstation gründen und rief den zweiten Missionar Joh. Flierl II. von Neuendettelsau her, welcher auch im August 1883 ankam. Aber Flierl's I. Entdeckungsreisen ins Innere von Australien ergaben die Nutzlosigkeit dieses Vorhabens, da Bethesda für einen weiten Umkreis der spärlich wohnenden Eingebornen genügte.

Daß 1885 Flierl I. mit Genehmigung der Synode für das neue deutsche Kaiser-Wilhelms-Land auf Neu-Guinea der bayrischen Muttergesellschaft wieder zur Verfügung gestellt wurde, ist bekannt; ebenso daß Flierl I. in der Wartezeit bis zur Hinüberfahrt nach jener Insel, auf der Ostküste der Yorkhalbinsel nahe dem 15. Gr. südl. Br. bei Cooktown in Elim am Kap Bedford mit Unterstützung der Regierung eine Missionsstation für die Schwarzen anlegte.[2]) Um nun aber den auf fünf Jahre hier in Elim verpflichteten Flierl für Neu-Guinea frei zu machen, sandte die Immanuelsynode den uns bekannten, zu der Zeit im Süden weilenden Missionar Meyer im Mai 1886 als Ersatzmann nach Elim.

---

[1]) Die Kolonialregierung hatte schon den Hermannsburgern am Kilalpanina-See 100 Quadratmeilen umsonst hergegeben; dazu wurden nun 336 billig hinzugepachtet und dadurch die Ernährung der Station Bethesda erleichtert. — Leider entstanden 1884 neue konfessionelle Zwistigkeiten innerhalb der bis dahin zu einer Generalsynode vereinigten Immanuelsynode und Viktoriasynode, wodurch diesem Missionswerk ein Teil der Generalsynode jegliche Unterstützung entzog. — O diese traurigen Zerwürfnisse inmitten solchen Heidentums!

[2]) Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 150. 236. 471 f. und Calwer Missionsbl. 1886, 70. Elim bleibt nach neustem Bericht ganz unter Leitung von Neuendettelsau, vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1887, 277.

Dafür kam der Lehrer Bernh. Riegert aus Litauen nebst Frau nach Bethesda, wohin auch ein neuer Missionar aus Neuendettelsau folgen wird.

(Schluß folgt.)

Die Indianermission der Church Miss. Soc. in Britisch-Nordamerika.

Von C. Busse.

(Fortsetzung.)

Zwanzig Jahre waren nun seit der Ankunft des ersten Sendlings der Ch. M. S. verflossen, und noch immer war die Missionsarbeit der Kirche von England auf das Red River Gebiet beschränkt geblieben; noch immer standen nicht mehr als zwei ihrer Missionare im Gebiet der Hudsonsbaikompanie, während die römische Kirche nicht weniger als acht Priester während der letzten zehn Jahre ins Land geschickt hatte. Dazu kam, daß Cockran, der nun 15 Jahre lang ununterbrochen in der anstrengendsten Arbeit gestanden hatte, sich völlig invalide fühlte und um seine Entlassung bat, da er „keine Hoffnung zu haben glaubte, jemals wieder in den Missionsdienst treten zu können." So wurde denn der junge Abraham Cowley, der noch heute am Red River steht, mit dem zum Katechisten bestimmten Roberts, zu Hilfe gesandt (Sommer 1841),[1]) und da Cockrans Gesundheitszustand infolge der hierdurch eingetretenen Erleichterung seiner Arbeit sich besserte, so daß er zu bleiben beschloß, so waren doch jetzt wenigstens drei ordinierte Missionare vorhanden.

Aber schon vor Cowleys Ankunft hatte die Indianermission der Ch. M. S. einen bedeutsamen Schritt vorwärts gethan: das Evangelium war vom Red River nach dem Saskatschewan getragen, und zwar nicht durch einen englischen Missionar, sondern durch einen Indianer, der die stattliche Reihe der eingeborenen Pastoren eröffnet, und dessen Name in der Missionswelt berühmt geworden ist, Henry Budd.

So erfreulich auch die Missionsanfänge am Red River waren, so bildeten doch unter den 1350 Kirchenbesuchern und 378 Kommunikanten,

[1]) Auch damals noch ging die Reise der Missionare über York-Fort an der Hudsonsbai. Cowley sollte eigentlich über Kanada reisen, in der Hoffnung, daß er mit den Frühjahrsbooten der Hudsonsbaikompanie nach dem Red River gelangen könnte; er war schon in Montreal angekommen; aber da es sich als unthunlich erwies, jene Gelegenheit zu benutzen, mußte er nach England zurückkehren, und auf einem Hudsonsbaifahrer sich nach York-Fort einschiffen.

die im Jahre 1840 notiert wurden, die Indianer nur eine geringe Minorität. Die heidnischen Eingeborenen brachten den englischen Missionaren dasselbe Vorurteil entgegen, mit welchem in jedem Kolonialgebiet die Missionare der kolonisierenden Rasse zu kämpfen haben, als ob der Missionar nur ein kolonialpolitisches Werkzeug wäre, mit dessen Hilfe der Eingeborene um so leichter enterbt und geknechtet werden sollte, und dem man darum als einem Wolfe im Schafspelze mit höchstem Mißtrauen begegnen müßte. Daß es auch weiße Männer geben könne, die nicht das Ihre suchen, ist für den Heiden, der bisher den weißen Mann nur in der Jäger-, Händler- und Kolonistenrolle gesehen hat, ein schwer zu lernender Gedanke. Es war daher providentiell, daß, als die Red River Mission ihren ersten Schritt in die entlegene Wildnis hinaus zu thun durch Beziehungen zu Indianern am Saskatschewan bewogen wurde, kein europäischer Missionar abkömmlich war, sondern ein christlicher Eingeborener als Träger des Evangeliums gesandt werden mußte. Dieser erste Versuch, einen Indianer zum selbständigen Missionsdienste unter seinen Stammesgenossen zu verwenden, war von überraschendem Erfolge begleitet.

Unter den vier Indianerknaben, die Rev. John West 1822 als Erstlinge der Indianer in der kleinen hölzernen Kirche am Red River getauft hatte, war auch Henry Budd. Im Taufregister steht geschrieben: „Henry Budd, ein Indianerknabe, etwa 10 Jahre alt, hat in der Missionsschule gelernt und kann jetzt das Neue Testament lesen und den Katechismus ohne Fehler hersagen." Er und ein anderer dieser Knaben waren dem Missionar auf seiner Reise von York-Fort nach dem Red River zur Erziehung übergeben worden, und schon unterwegs hatten sie von diesem beten gelernt und oft in gebrochenem Englisch wiederholt: „Großer Vater, segne mich durch Jesum Christum, unsern Herrn." Nachdem Budd zehn Jahre lang im Dienste der Hudsonsbaikompanie gestanden hatte, trieb ihn die Entbehrung christlicher Gemeinschaft nach dem Red River zurück, wo er seit 1837 als Lehrer an der oberen Kirche wirkte, und als man 1840 einen Katechisten für die Indianer am Saskatschewan suchte, ließen seine außerordentlichen Fähigkeiten, sein christlicher Charakter und seine Kenntnis der Cree-Sprache ihn von allen eingeborenen Lehrern, die am Red River thätig waren, als den geeignetsten erscheinen. Im Sommer 1840 ward er abgeordnet, und begleitet von seiner Frau und Mutter trat er die 200-stündige Bootreise gen Norden an, die ihn durch den Winnipegsee und dann den Saskatschewan aufwärts bis in die Nähe von Cumberlandhouse führte.

Dort, wo heute das freundliche Indianerdorf Devon, an der Mündung des Basquiaflusses,[1]) liegt, mit seiner weithin leuchtenden Christuskirche und seinen 6—700 sämtlich christlichen Indianern, schlug Budd seine Hütten auf und begann das Werk des Herrn unter dem unstäten Cree-Volke. Selbst Indianer, wußte er bald das Vertrauen seiner Stammesgenossen zu gewinnen. Um freilich die Kinder, die man ihm zum Unterrichte übergab, zusammenzuhalten, mußte er sie von den mitgebrachten und nachgesandten Vorräten mit unterhalten, weil die Eltern die Woche über auf Jagd und Fischfang unterwegs waren und höchstens, so viele ihrer christliche Unterweisung begehrten, am Sonntag bei der Station sich aufhielten. Aber bald kam die Kunde nach dem Red River, daß viele Indianer am Saskatschewan die Taufe begehrten, und im Sommer 1842 machte sich Smithurst auf, um diesen Wunsch womöglich zu erfüllen und Budds treue Hände zu stärken.

Nach 26tägiger Reise in dem mit 10 Indianern seiner Gemeinde bemannten Boote kam er in Devon an und war aufs freudigste überrascht von dieser „Oase in der Wüste", wie ers nennt, und noch mehr von der wohlgezogenen Schar der Schulkinder, die ihn am Ufer begrüßten. Am Sonnabend Mittag erschien eine ganze Flotte von Kanoes und 60 bis 70 Indianer schlugen ihre Zelte auf. Abends waren alle Taufkandidaten im Schulzimmer zur Prüfung versammelt; erstaunt sah er die große Zahl, die Budd für tauffähig erklärte, und er fürchtete, sie möchten vom Sakramente eine ungenügende Vorstellung haben. Hatten doch französische Priester bei ihren Besuchen in dieser Gegend, ohne zu unterrichten, alle, die nur wollten, getauft und ihnen ein metallenes Kreuz umgehängt mit der Versicherung, nun seien sie gerettet. Er stellte daher eine sehr gründliche Prüfung mit jedem Taufkandidaten an und setzte sie am Sonntag morgen fort. Das überraschend erfreuliche Resultat derselben erfüllte ihn mit hoher Achtung vor Budds gediegener Arbeit und mit großer Hoffnung für das Missionswerk unter diesen Kindern der Wildnis. „Ich fand sie viel besser unterwiesen, als ich erwartet hatte. Sie hatten offenbar ein tiefes Bewußtsein von ihrem heidnischen Irrtum, ein ernstliches Verlangen nach dem Heil in Christo und einen festen Entschluß, dem Worte Gottes gemäß zu leben in Hoffnung auf den Beistand des heiligen Geistes. Ich bin fest überzeugt, daß der Geist Gottes reichlich über dies arme Volk ausgegossen war; die Beweise waren zu unzweideutig, um Zweifel daran aufkommen zu lassen." So konnte er denn nachmittags

[1]) Siehe D. Grundemanns Specialkarte im Allg. Miss.-Atlas, Amerika, Nr. 4.

an 85 Indianern (38 Erwachsene, die übrigen deren Kinder) die Taufe vollziehen; tags darauf wurden aus diesen Getauften 13 Paare getraut. — Einen großen Erfolg erzielte Smithurst durch Beseitigung der Opposition des Häuptlings, der sich grollend fern gehalten hatte und den christlichen Indianern Ackerland verweigerte, weil er in der neuen Lebensweise derselben eine Gefahr für seine Autorität zu sehen glaubte. Smithurst hatte eine lange, schwierige, aber hoffnungerweckende Unterredung mit ihm; und siehe da, am nächsten Tage kam der Häuptling mit der Friedenspfeife und hielt eine lange Rede: „Wir danken dir," sagte er u. a., „daß du diesen weiten Weg gekommen bist, uns zu besuchen. Es gefällt uns, daß du unsern Brüdern wohl willst. Wir haben über deine Worte von gestern nachgedacht und fangen an zu sehen, daß in dem, was du sagtest, viel Wahrheit ist. Ich glaube, ihr werdet weiter kommen mit meinem Volke, wenn ihr ausharret. Viele, die jetzt noch zu uns halten, wollen zu euch kommen. Ich selbst will abwarten, wie die Dinge laufen, ich werde keinen Widerstand leisten und die andern zur Ruhe vermahnen. Ihr könnt Land haben, so viel ihr wollt; zeigt mir, wo ihr es zu haben wünscht. Ich bekenne, viele fangen schon an zu ahnen, daß unser Weg schlecht ist; in der That, ich werde nicht überrascht sein, wenn die, welche noch dahinten sind, einer nach dem andern zu euch übergehen, bis keiner mehr auf dem alten Wege zurückbleibt." Eine Freudenthräne stahl sich in des Missionars Auge, und mit großem Nachdruck redete er zu den Heiden von dem guten neuen Wege, und feierlich dankte ihm der Häuptling für so viele gute Worte. Dann wurde Land für eine Missionsfarm, für Kirche, Pfarrhaus und Friedhof angewiesen. Sehr befriedigt kehrte Smithurst nach dem Red River zurück.

Die Arbeit im Cumberlanddistrikte wuchs, und Henry Budd samt seinen Indianern wünschten dringend, daß ein ordinierter Missionar sich dort niederlassen möchte. Ende September 1844 kam Rev. John Hunter, begleitet von seiner Frau, über York-Fort mit dem Herbstboote in Devon an, und seine erste Arbeit war die Prüfung und Taufe einer neuen Schar von Indianern, die von Budd in gleich gediegener Weise wie jene Erstlinge vorbereitet waren. Mit großem Eifer warf er sich auf die Erlernung der Cree-Sprache und nahm Übersetzungsarbeiten vor, wobei ihm Budds Hilfe sehr zu statten kam. Bei den Schwierigkeiten, welche die eigentümliche Struktur der Indianersprachen dem Lernenden bietet, muß es als ein großer Erfolg bezeichnet werden, daß nach fünf Jahren das ganze Matthäusevangelium und ein großer Teil des Commonprayerbook in die Creesprache übersetzt war, und Hunter am 28. Juli

1850 zum ersten Male den Indianern in ihrer Muttersprache predigen konnte. Der regelmäßigen geistlichen Einwirkung auf die Indianer stand freilich sehr hindernd im Wege, daß die Mehrzahl monatelang in ihren Jagdgründen abwesend war, um Pelztiere und Büffel zu jagen. Doch kehrten sie nicht nur zur Feier des Weihnachts- und Osterfestes nach der Station zurück und bethätigten auch in der Ferne das Christentum durch Heiligung des Sonntags und regelmäßige Gebetsversammlungen, sondern die frohe Botschaft von Christo wurde durch sie auch in Gegenden getragen, die noch keines Missionars Fuß betreten hatte, so daß bald von dieser, bald von jener Seite dringende Bitten um „Betlehrmeister" kamen, denen nur ungenügend entsprechen zu können Hunter und Budd um so mehr beklagten, als römische Priester auch in diesen Gegenden schon fleißig mit ihren Kreuzen, Rosenkränzen und Bildern hausieren gingen. Doch konnte Hunter schon 1845 den Indianer James Beardy, den am meisten fortgeschrittenen unter seinen Bekehrten, nach dem 160 Stunden nordwestlich von Devon, in der Nähe des Missinippi oder Englisch River gelegenen Lac la Ronge senden, von wo die dringendsten Bitten gekommen waren; diesem folgte im nächsten Frühjahre als Katechist der Swampy-Cree-Indianer James Settee, ein Zögling von West; und beide arbeiteten mit so großem Erfolge, daß Hunter, der 1847 auf einer seiner Missionsreisen auch nach Lac la Ronge kam, keinen Indianer dort fand, der noch Heide sein wollte. Die Anfechtungen, denen die Lac la Ronge-Indianer von seiten der römischen Priester ausgesetzt waren, beschleunigten die Sendung eines ordinierten Missionars dorthin: im Herbste 1850 schlug Rev. R. Hunt nebst seiner Gattin seine Blockhütte am Lac la Ronge auf. In demselben Jahre wurde eine zweite Station von Devon aus besetzt. Hunter war auf seinen Boot- und Schlittenfahrten auch mehrfach nach dem fischreichen Moose Lake (Elentier-See), zwei Tagereisen östlich von Devon, gekommen, wo der wohlgesinnte Faktor der Hudsonsbaikompanie sich der Indianer angenommen hatte. Nun wurde als Katechist ein frommer Indianer von Devon, John Umfreville, mit seiner Familie dorthin gesandt, von dessen treuer und erfolgreicher Arbeit sich Hunter und Budd bei ihren Visitationen überzeugten.

In Devon selbst erwies sich das Evangelium unter den Indianern immer mehr als eine Kraft Gottes zur Erneuerung des ganzen Menschen. Als im Sommer 1850 der Bischof D. David Anderson — der im Jahre vorher ernannte erste Bischof der Kirche von England in Rupertsland — die Mission am Saskatschewan besuchte, wo über 100 Indianer

der Konfirmation harrten, konnte er aus eigner Anschauung das gute Zeugnis der Missionare bestätigen.

„Ich nahm die Leute in Abteilungen vor, fing mit dem Katechismus, dem Vaterunser oder dem Glauben, oder den zehn Geboten an, in Cree, bog dann ab und legte ihnen Fragen vor, die sie unmöglich hatten erwarten können. Dabei zeigte sich ihre Erkenntnis und ihre Bekanntschaft mit den biblischen Wahrheiten; und wieder und wieder mußte ich es gegen Mr. Hunter aussprechen, wie überrascht ich war von ihrer verständnisvollen und durch eigne Erfahrung vertieften Bekanntschaft mit unserm Glauben. Zwei waren von Lac la Ronge, und sie zeigten ein gleiches Maß von Kenntnissen und ebenso tiefe Frömmigkeit, wie irgend einer der andern. Ich hatte die große Freude, am Freitag, den 5. Juli, 110 zu konfirmieren. Es war eine köstliche und ergreifende Feier." (Ann. Report, 1851, 230.)

Am ersten Sonntage nach seiner Ankunft weihte der Bischof die seit 1847 im Bau begriffene Kirche ein, die den Namen Christuskirche erhielt, „die erste Kirche unsrer Mission in der Wildnis jenseit des Red River-Settlements," schreibt Hunter, „und hier hatten wir eine reine Indianer-Gemeinde, die zum ersten Male eine Kirche betrat; und wenn unsere lieben Freunde die andächtige und ehrerbietige Haltung hätten sehen können, in welcher die Indianer an den Gottesdiensten teilnahmen und die Responsorien sangen, so hätten sie den Eindruck gehabt, als ob dieselben schon seit ihrer frühesten Kindheit an unsere Gottesdienstordnung gewöhnt gewesen wären. Vor fünf Jahren war weder Missionshaus noch Kirche hier, aber Gott hat unsere Arbeit gesegnet, daß wir jetzt beides haben." — Und ein Unparteiischer, der Devon bald darauf besuchte, sagt bewundernd: „Man glaubt sich in die Civilisation zurückversetzt, wenn man, beim Herumfahren auf einer der majestätischen Windungen des Flusses, plötzlich die hübsche weiße, von Farmhäusern und wogenden Kornfeldern umgebene Kirche vor Augen hat. Es war ein ruhiger Sommerabend, der Turm spiegelte sich im Strom und war vergoldet von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Die Kirche liegt am Südufer des Flusses, nahe dabei das wohnliche Pfarrhaus, ein nettes Schulhaus und verschiedene Wohnhäuser. So reich hat Gott die Predigt des Evangeliums in Devon gesegnet, daß dort kein Heide mehr zu finden ist (1857). Alle sind dem Namen nach Christen, und das ehrbare, geordnete Leben, das eine große Anzahl derselben führt, beweist, daß sie die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen haben. Der Boden ist weniger fruchtbar als der am Red River und die Kälte wegen der über die Hudsonsbai fegenden Ostwinde strenger. Dennoch wird die Missionsfarm mit Erfolg kultiviert. Weizen gedeiht nicht gut, doch Gerste und Kartoffeln werden gebaut. Mehr und mehr werden die Indianer civilisiert, und obwohl in gewissem Grade von Jagd und Fischfang abhängig, sind sie geneigter als früher in festen Wohnsitzen sich niederzulassen." (Dayspring in the far West, 22 f.)

In der That standen schon 1853 über 40 Wohnhäuser an beiden Seiten des Saskatschewan, und 600 Eingeborene waren seit Beginn der Mission in Devon getauft.

Das Vertrauen, welches man in den Indianerkatechisten Henry Budd bei seiner Abordnung nach dem Cumberlanddistrikt gesetzt, hatte dieser in hohem Maße gerechtfertigt, so daß der Bischof ihn für würdig erachtete, durch die Ordination in das geistliche Amt eingesetzt zu werden. Bei seiner Rückkehr nach dem Red River nahm er ihn mit dorthin, ließ ihn bis Weihnachten theologischen Studien (ohne Latein) obliegen, und am 22. Dezember 1850 ward Henry Budd in Gegenwart der gesamten Geistlichkeit und einer Gemeinde von mehr als 1100 Personen in der neuen St. Andreaskirche zu Grand Rapids zum Diakon ordiniert, der erste Indianer, den die Missionare der Kirche von England als Amtsgenossen begrüßten, ein denkwürdiger Tag in der Geschichte dieser Mission. „Mir fehlen die Worte," heißt es in seinem Tagebuche, „um zu beschreiben, was ich empfand: meine gänzliche Unwürdigkeit für solche Ehre und mein eignes Unvermögen für das Werk, das vor mir liegt, aber meinen festen Willen, alles zu thun und alles zu leiden, um meine armen Landsleute zur Erkenntnis Christi und seines Heils zu bringen. Möge Gott mir Gnade geben, daß ich stets meiner Verantwortlichkeit mir bewußt bleibe und treulich sein Werk fortführe." (Ch. M. Record, 1852, 9.) Am Weihnachtsfeste hielt er in derselben Kirche vor einer großen Versammlung von Indianern und Mischlingen in der Creesprache seine erste Kanzelpredigt über die Worte: „Es hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe."

Im Jahre 1852 ward Henry Budd zu einer neuen Pionierarbeit ausgesandt. Ein hoffnungsvolles Arbeitsfeld glaubte man weiter aufwärts am Saskatschewan, 15 Tagereisen westlich von Devon, in Nepowewin (= Standort) zu sehen, in der Nähe der plains oder Ebenen, wo viele tausende von Indianern zusammenströmten, und die Büffeljagd auf größtem Fuße betrieben wurde. Unter dem Proteste der dortigen Indianer, welche grollend erklärten, wo immer der weiße Mann seinen Fuß hinsetzte, verschwänden Elentier und Büffel, begann Budd seine Arbeit; und obwohl der alte Häuptling Mahnsuk bald seinen Groll fahren ließ und samt seinem Weibe am 1. Januar 1854 getauft wurde, so beharrte doch die Masse der andern in ihrer Feindseligkeit, und die großen Hoffnungen, die man an diese Station geknüpft hatte, erfüllten sich nicht. Außer dem Branntweinhandel, der vom nahen Fort à la Corne aus und von amerikanischen Freihändlern betrieben wurde, mochte zu diesem Mißerfolge viel beitragen, daß Budd gerade in den Anfangsjahren, wo das Eisen am besten zu schmieden gewesen wäre,

mehrfach längere Zeit abwesend sein mußte, zuerst 1853, um in Devon von Bischof Anderson die Priesterweihe zu empfangen, dann drei Jahre lang (1854—57), um nach Hunters Abgang in Ermangelung eines europäischen Missionars die Missionsleitung in Devon zu übernehmen, während die Arbeit in Nepowewin einem eingeborenen Lehrer überlassen werden mußte, und infolgedessen kein einziger Heide gewonnen wurde. Dazu kam, daß der treue Knecht Gottes in dem Jahrzehnt von 1857—67, während dessen er ununterbrochen in Nepowewin stationiert war, nicht nur fast immer ohne Helfer in der Missionsarbeit war, so daß während seiner Besuche in dem westlicher gelegenen Carlton House und andern Handelsposten weder Gottesdienst noch Schule in Nepowewin gehalten werden konnte, sondern auch durch häusliche Trübsale an Leib und Seele niedergedrückt wurde.

Nachdem er schon in Devon 1856 eine zwölfjährige Tochter durch den Tod verloren, dann bald nach seiner Übersiedelung nach Nepowewin im Sommer 1857 die Nachricht von dem Tode seines im St. Johannes-College am Red River erzogenen Sohnes John West erhalten, und 1860 durch den Tod eines zweiten Töchterleins heimgesucht worden war, traf ihn im Sommer 1864 der schwerste Schlag. Sein ältester Sohn Henry, Bischof Andersons Liebling, der drei Jahre lang in England das Missionsseminar der Ch. M. S., Islington College, besucht hatte und nach seiner zweiten Ordination 1863 seinem Vater in Nepowewin adjungiert worden war, der Erstling der zweiten Generation eingeborener Geistlicher, ward nach kaum einjähriger Thätigkeit daselbst von seinem alten Leiden, das ihn schon in England an den Rand des Grabes gebracht, wieder ergriffen und hingerafft, und innerhalb 6 Wochen folgten ihm seine Mutter und eine 14jährige Schwester im Tode, so daß der alternde Budd schließlich, nachdem er seine älteste Tochter mit dem eingeborenen Rev. Henry Cochrane verheiratet und seine vier jüngsten Söhne dem St. Johannes-College übergeben hatte, ganz vereinsamt dastand. Es ist erbaulich, in seinen Briefen aus jener Zeit zu lesen, wie er unter diesen schweren Anfechtungen sich an Gottes Gnade genügen läßt und aus derselben in seiner Schwachheit immer wieder Kraft und Freudigkeit schöpft und sich unter Gottes züchtigende Hand im bußfertigen Glauben demütigt. „Ich danke Gott für das alles," schreibt er einmal, „denn ich bin überzeugt, daß er nur aus väterlicher Liebe mich gezüchtigt hat. Er sah, wie mein Herz noch zu sehr an jenen Teuren hing, die er mir nur für eine gewisse Zeit in seiner Barmherzigkeit anvertraut hatte. Ich werde dem Namen Gottes die ganze Ewigkeit hindurch zu danken haben, daß er auf eine wenn auch noch so schmerzliche Weise mein Herz endgiltig, wie ich in Demut hoffe, von irdischen Neigungen entwöhnt und mich gestärkt hat, in ihm allein und seiner ewigen Liebe meinen Himmel, mein Alles zu suchen, so daß ich hinfort das heißeste Verlangen habe, keinen andern als nur Gottes Willen zu kennen und still in seiner Hand zu ruhen. Aber ach, daß ichs täglich so viel daran fehlen lasse,

ist immer wieder mein Schmerz, und ich kann mich nur verabscheuen und am Fuße des Kreuzes Zuflucht suchen.“ (Ch. M. Record, 1866, 2 f.)

Unterdessen hatte die Arbeit in Devon, wo während Budds Abwesenheit u. a. Rev. E. A. Watkins mehrere Jahre gestanden hatte, immer mehr pastoralen Charakter angenommen, und da überdies die verfügbaren europäischen Kräfte für das immer weiter sich ausbreitende und verzweigende Missionswerk erforderlich waren, so beschloß das Korrespondierende Komitee am Red River, dessen Senior seit Cockrans 1865 erfolgtem Tode Abraham Cowley war, Nepowewin einstweilen der Fürsorge eines Katechisten zu überlassen und Henry Budd zum Pastor von Devon zu ernennen. Hier in seiner alten Gemeinde wirkte derselbe mit unermüdlichem Eifer noch acht Jahre lang (1867—75), fast Übermenschliches erduldend infolge des Verlustes seiner vier letzten Söhne, die gleichfalls während ihrer Studienzeit im St. Johannes-College zu Winnipeg starben, aber immer wieder in Glauben und Hoffnung überwindend. Außer der Sorge für die geistliche und leibliche Wohlfahrt der wachsenden Bevölkerung von Devon lag es ihm auch ob, mehrmals im Jahre die Außenstationen Moose Lake, Nepowewin und die Handelsposten der Hudsonsbaikompanie im Saskatschewangebiete zu besuchen; und während dieser beschwerlichen Reisen, die teils im Indianerboote, teils auf Hundeschlitten und Schneeschuhen gemacht wurden, mußte der einsame Mann sein Haus in Devon zuschließen, den Schulunterricht aussetzen und den Gottesdienst den Indianerältesten selbst überlassen. Viel Not bereitete in jener Zeit der überhandnehmende Branntweinhandel. So kam er auf seinen Besuchsreisen eines Abends nach Poplarpoint, einem Handelsposten in der Nähe von Moose Lake, um die Kinder der dortigen Indianerchristen zu taufen. „Aber ach, welches Elend mußten wir da sehen! Die armen Leute hatten gerade von einem Freihändler in der Nähe Rum gekauft, schon waren sie mehr oder weniger betrunken, und noch immer holten sie mehr gegen Zahlung ihrer Bisampelze. Binnen kurzem war solch ein Lärm im Lager, die armen Geschöpfe heulten und kreischten so wild, daß wir, obwohl etliche hundert Schritt von ihnen entfernt, kaum unsere eigenen Worte hören konnten. Ich konnte heute abend nichts mehr thun und mußte die Taufen für spätere Zeit aufschieben.“ In Devon hatte er es erreicht, daß die Gemeinde selber sich einigte, den Handel mit Spirituosen auszuschließen, indem sie beschloß, mit keinem Händler, der Feuerwasser führte, Geschäfte zu machen, bis endlich, nach erfolgtem Beitritt der Nordwestterritorien zum Kanadischen Dominium, der Branntwein-

handel regierungsseitig verboten wurde. Auch sonst gab die Gemeinde in Devon viel Anlaß zu Dank und Freude, und verklärte ihres Seelsorgers Lebensabend mit dem Troste, daß er nicht vergeblich gearbeitet hatte in dem Herrn. Die Sonntagsgottesdienste wurden regelmäßig besucht von allen Leuten, soweit sie nicht im Winter notgedrungen der Jagd halber oder im Sommer als Ruderer im Dienste der Pelzhändler abwesend waren; aber da die Bevölkerung von Jahr zu Jahr wuchs, so blieben genug zu Hause, um die Kirche Sonntag für Sonntag zu füllen. Nicht weniger befriedigend war die Arbeit in der Sonntags- und der Wochenschule, wo viele das Wort Gottes in ihrer Muttersprache fließend lesen konnten.[1] Jedes Jahr erstanden neue Häuser, immer mehr Land ward unter den Pflug genommen, und immer mehr Sorgfalt ward auf Erhaltung und Vermehrung des Viehstandes verwendet.

In der Osterwoche des Jahres 1875 ging der vielgeprüfte, aber wohlbewährte Knecht Gottes ein zu seines Herrn Freude, nachdem er 35 Jahre lang unter seinen Landsleuten am Saskatschewan gearbeitet hatte. Zu seinem Nachfolger ward sein Schwiegersohn H. Cochrane ernannt, und gegenwärtig ist der Indianer J. R. Settee Pastor von Devon, der Sohn des oben erwähnten Katechisten von Lac la Ronge, späteren Missionars zu Fort Pelly am Assiniboine und noch jetzt im Indian Settlement am Red River als Emeritus lebenden James Settee. Im letzten Visitationsberichte schreibt der Bischof von Saskatschewan (Ann Report 1886) über Devon:

„Die Indianer sind alle arm an dieser Welt Gütern, aber sie beweisen sich als Christen in ihrem äußerlichen Leben, und ich habe Grund zu glauben, daß viele von ihnen wirklich Kinder Gottes sind. Sie zeigen alle eine große Wertschätzung der christlichen Gnadenmittel. Sie besuchen die Kirche gut und nehmen lebhaften Anteil am Gottesdienste, namentlich am Gesange; sie kommen in großen Scharen zum heiligen Abendmahl, bringen ihre Kinder der Regel nach so früh wie irgend möglich zur Taufe, und im gemeinen Leben unter-

[1] Von außerordentlicher Förderung für die Missionsarbeit war es, daß man seit den fünfziger Jahren die von dem Wesleyanischen Missionar Evans für die Creesprache erfundene Silbenschrift adoptierte, in welcher seitdem die ganze Cree-Literatur gedruckt ward. Es wird behauptet, daß ein intelligenter Indianer in drei Tagen von derselben soviel lerne, daß er imstande sei, das Übrige sich ohne weitere Anleitung anzueignen. Bischof Horden (vgl. nächstes Kapitel) erzählt, er sei auf einer seiner Reisen einer Schar von Indianern begegnet, die das Jahr vorher während eines kurzen Besuches in Rupertshouse von andern Indianern die Silbenschrift gelernt hätten, und doch hätten alle über zehn Jahre alten Leute gut lesen können. Ann. Rep. 1855, 178.

scheiden sie sich vorteilhaft von den weißen Leuten. Ich wiederhole: sie sind sehr arm; ihre Liebe zu den christlichen Institutionen in ihrer Mitte darf nicht nach dem gemessen werden, was sie zur Unterhaltung derselben beitragen. Sie gehören zu den ärmsten von Christi Brüdern. — Zu der Gemeinde Devon gehören 680 Indianer, sämtlich Christen, und zwei Tagschulen, deren Lehrer von der Regierung bezahlt werden, aber Glieder der Kirche von England sind."

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

IV.

Asien. (Schluß.)

Vom Herausgeber.

Indien. Auf der diesjährigen Jahresversammlung der Wesleyanischen Missionsgesellschaft in Exeter Hall begann Missionar Cobban seine treffliche Rede mit den Worten: „Ich komme von Indien und bin froh, daß ich sagen darf, wir bringen gute Nachricht aus Indien" (Not. Anniv. Numb. 1887, 26). Das ist in der That der Eindruck, den in ihrer Gesamtheit die Lektüre der Missionsberichte auf den Rundschauer gemacht hat: es geht langsam aber sicher vorwärts in Indien. Allerdings fehlt es ja nicht an einzelnen Nachrichten betrübender Art, aber aufs Ganze gesehen trägt die indische Missionsarbeit die Signatur soliden, sicheren Fortschritts, obgleich Ereignisse von eigentlich epochemachender Bedeutung nicht zu melden sind. Die Störungen bei den Straßenpredigten werden seltener; die Aufmerksamkeit wie die Zahl der Zuhörer, selbst weiblicher aus den mittleren Klassen bei den Reisepredigten der Missionare wächst, das Verhalten des Volks, ja selbst hier und da der Brahmanen, gegen die Boten des Evangelii gestaltet sich freundlicher (Church of Scotland Rec. 1886, 608. 1887, 26. B. Miss. Her. 1887, 12. 97. Unit. Presb. Rec. 1887, 9. Heidenbote 1887, 59), aus der eigentlichen Hindubevölkerung mehrt sich die Zahl der Bekehrungen (Ebd. 70. Miss. Rev. 1887, 434. B. Miss. Her. 1887, 154 ff.), heidnische Priester klagen vielfach über Verminderung ihrer Einnahme, wie des Eifers in der Befolgung der heidnischen Ceremonien, christliche Schriften finden immer größeren Absatz, die christliche Schulthätigkeit eine immer größere Ausdehnung und Anerkennung, immer neue Reformer und Sektenstifter treten auf, die teils Hinduismus und Christentum miteinander versöhnen, teils das letztere durch Idealisierung des ersteren in den Hintergrund drängen wollen, und sich teils freundlich teils feindlich zur Mission stellen (B. Miss. Her. 1887, 12. 29. 153. Chron. 1887, 121) — lauter Beweise, daß der Sauerteig des Evangelii seine durchsäuernde Wirkung thut. Ein Haupthindernis für die schnellere Verbreitung des Christentums ist neben dem Unglauben und der Sittenlosigkeit so vieler in Indien lebender Europäer der Mangel an moralischem Mut bei den zahl-

reichen Hindus, welche von der Wahrheit des Evangelii überzeugt sind, eine Charakterschwäche, welche man als einen indischen Nationalfehler bezeichnen kann (Ev. Miss.-Mag. 1886. 470. 1887, 135).

Vor einiger Zeit erschien in einer gelesenen indischen Zeitung ein in sehr missionsfeindlichem Sinne gehaltener Artikel, welcher die Behauptung aufstellte, daß die indische Regierung die Missionsunternehmungen nicht ferner unterstützen könne. Aufmerksam auf denselben gemacht, erwiderte der Gouverneur des Pandschab, Sir Aitcheson, unter dem 25. Januar folgendes: „Ich habe den betreffenden Artikel noch nicht zu Gesicht bekommen, aber ich für meinen Teil muß erklären, daß jeder, der schreiben kann, daß indische Beamte als solche keinen Glauben hätten an das Werk der Missionare als eine civilisierende und christianisierende Macht in Indien, entweder ein völliger Ignorant der Thatsachen sein oder unter dem Einfluß blindmachender Vorurteile stehen muß. Die Bekehrungsstatistik ist kein eigentliches und adäquates Zeugnis für den Missionserfolg. Aber selbst nach diesem Maße gemessen kann man doch nicht sagen, daß ein Werk, welches in wenig mehr als 50 Jahren eine eingeborne Kirche aufgerichtet hat, die c. $^2/_3$ Million zählt, resultatlos sei. Daneben aber hat die missionarische Unterweisung und christliche Literatur die öffentliche Meinung durchsäuert, besonders unter den Hindus, in einer Weise und in einer Ausdehnung, welche diejenigen geradezu überrascht, die sichs einige Mühe kosten lassen, sich mit den Thatsachen vertraut zu machen. Aus der Menge von Beispielen, die ich anführen könnte, nur eins von einem der regierenden indischen Fürsten, der vermutlich niemals in seinem Leben einen christlichen Missionar gesehen oder gesprochen hat. Nach einer langen Unterredung, die ich mit ihm über religiöse Dinge hatte, erzählte er mir selbst, daß er die Sanskritübersetzung der Bibel lese und täglich zu Jesus Christus bete um Vergebung seiner Sünden. Es ist nicht zu viel, zu behaupten, daß die ganze Brahmo Somadsch-Bewegung, welche in allen socialen und moralischen Reformen Indiens die Leitung hat, obgleich selbst entschieden unchristlich, das direkte Produkt der christlichen Unterweisung ist. Wer zu würdigen lernen will, was die Mission für Indien gethan hat, der kann nichts Besseres thun, als die neue Biographie Careys von Dr. G. Smith[1]) zu lesen, vornehmlich die 3 Kapitel: „Was Carey für Literatur und Humanität," „Was C. für die Wissenschaft gethan" und „C. als Erzieher". Dasselbe Werk thun die Missionare bis heute. Sie sind die Pioniere des Unterrichts in den einheimischen Sprachen wie im Englischen gewesen und sie sind heute noch die einzige Körperschaft, welche für die niedern Kasten und für die Armen Schulen unterhalten. Ihnen verdanken wir auch die Erhebung verschiedener einheimischer Sprachen (in diesem Teil Indiens z. B. Sindi und Paschtu) zu Schriftsprachen. Die einzige Übersetzung, welche uns die heil. Bücher der Sikhs erschlossen hat, verdanken wir einem Missionar. Den Missionaren und den Missionaren allein verdanken wir die Bewegung zu gunsten des weiblichen Unterrichts; und die Bemerkungen im letzten Schulbericht für das Pandschab zeigen, wie wirksam die Missions-Mädchenschulen sind und wie hoch die Arbeiten der Missionare

[1]) Vergl. S. 97 ff. dieser Ztschr.

seitens der Regierung geschätzt werden. Es ist auf Anregung der Missionare geschehen, daß ich in diesem Jahre ein System von Regierungsunterstützungen der Hospitäler und Apotheken begründet und eingeführt habe. Das von Missionarinnen während der letzten 8 oder 10 Jahre in Missionshospitälern und Hausbesuchen gegebene Beispiel ist es gewesen, welches das gegenwärtige weitverbreitete Verlangen nach ärztlicher Hilfe und ärztlicher Bildung für die Frauen Indiens hervorgerufen. Ganz abgesehen von der direkt christlichen Seite der Frage, welche in sich selbst so voll lichter Hoffnung ist, daß kein christlicher Mann, welcher überdenkt, was bereits erreicht ist, kann unterlassen Gott zu danken und Mut zu fassen, ich sage abgesehen davon, müßte ich von dem rein administrativen Standpunkt aus die Abnahme der christlichen Freigebigkeit für die Mission in diesem Lande als einen traurigen Schlag für den socialen und moralischen Fortschritt und ein bittres Unrecht gegen die besten Interessen des Volks tief beklagen" (B. Miss. Her. 1887, 166).

Ein solches Zeugnis sagt uns ja gerade nichts Neues; aber als die Äußerung einer so hohen Autorität ist es doch ein wichtiges Aktenstück, gegen welches die aburteilenden Phrasen so vieler Ignoranten und oberflächlichen Schwätzer federleicht wiegen. —

Wie in China, so gewinnt auch in Indien die ärztliche Mission eine immer größere Ausdehnung und Bedeutung, auch als direkte Wegbahnerin für die Predigtthätigkeit. So z. B. erlaubte ein vornehmer Brahmane, ein Jurist, dessen Weib durch eine englische Missionsärztin gesund gemacht worden war, derselben die Abhaltung eines Sonntagsgottesdienstes in seinem Hause, zu welchem er selbst gegen 20 seiner Freunde geladen hatte, an die er Neue Testamente verschenkte (Spirit of M. 1887, 713) — ein Ereignis, das noch vor einem Jahrzehnt kaum möglich gewesen wäre. Auch die Zahl der Hospitäler wächst und was besonders ermutigend, mit ihr auch die Zahl der opferwilligen Freunde dieser Anstalten selbst unter den Heiden. So ist z. B. im Dezember v. Js. ein neues schönes und großes Missionshospital zu Udaipur eröffnet worden, zu welchem Se. Hoheit der Maharana Fateh Singhji nicht nur den Grund und Boden geschenkt, sondern dessen Einweihung er auch beiwohnte und das sogar seinen Namen trägt (Unit. Presb. Rec. 1887, 72). —

So sucht auch die Ch. M. S. an der Nord- und Nordwestgrenze Indiens besonders durch ärztliche Missionen dem Evangelio Bahn zu brechen und wie es scheint mit wachsendem Erfolg. Z. B. in dem Distrikt von Dera Ghazi Khan am Indus in der Nähe von Multan, wo 1879 eine Vorpostenstation für eine Mission in Beludschistan angelegt wurde, hat der dort stationierte Missionsarzt unter äußerst schwierigen Verhältnissen nach und nach allerlei Thüren geöffnet. Vergl. seinen interessanten Bericht im Int. 1887, 100 ff.

Mit besonderem Eifer unterstützt die Gemahlin des jetzigen Vicekönigs, Lady Dufferin, die Aussendung weiblicher Ärzte und die Heranbildung derselben aus eingebornen Frauen. Ein besonders zu diesem Zweck gesammelter und nach ihr benannter Fonds hat bis jetzt beinahe 1/2 Million M. ertragen.

Auch der Aussätzigen, deren es 135 000 in Indien geben soll (Sp. 154), nimmt sich die evang. Mission an. Missionare der Ch. M. S., der

London M. S., des Am. Presbyt. Board, der amerikanischen Methodisten und des Goßnerschen M.-Vs. (Biene 1887, 44) pflegen sie an Leib und Seele, unterstützt von einer Gesellschaft für Aussätzige in Indien und einer ähnlichen in Edinburg. Vor kurzem ist leider einer der Männer gestorben, welcher in besonders aufopferungsvoller Weise diesen Unglücklichen sein Leben geweiht, Kirk, Missionar der amerikanischen Methodisten. Er wohnte in dem Aussätzigenasyl zu Pithoragarh und begnügte sich mit einem monatlichen Gehalt von 20 M. Einmal that einer der Kranken außerhalb des Hauses einen Fall und als sich niemand fand, den vom Aussatz schrecklich Entstellten in sein Zimmer, und als er bald darauf starb, den Toten in sein Grab zu tragen, da that es Kirk selbst. Er war eben damit beschäftigt, seinen Kranken ein Kirchlein zu bauen, als der Tod ihn ereilte (Ev. M.-Mag. 1886, 511).[1] —

Auch die Arbeit unter den Frauen Indiens gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. „Als ich vor 22 Jahren nach Indien kam — schreibt Missionar Lorbeer in der Biene 1887, 53 — wollte man den europäischen Frauen die Thüren der Häuser nicht öffnen, und jetzt werden sie mit großem Ernst gesucht." Ärztliche Missionarinnen, Senanabesucherinnen, Lehrerinnen, Bibelfrauen und selbst weibliche Evangelisten gewinnen immer mehr Eingang bei der weiblichen Bevölkerung Indiens. Die Brahmanenfrauen sind freilich oft noch recht unzugänglich, desto freundlichere Aufnahme finden aber die Missionarinnen bei ihren Schwestern aus den mittleren und niederen Kasten (Chron. 1886, 459). Zu Boston hielt im vergangenen März einen sehr instruktiven Vortrag über „die Lage der vornehmen Hindufrauen" die gelehrte indische Pandita Ramabai, welche, um ihre Studien zu vollenden, noch als eine Heidin England und Amerika besuchte, auf dieser Reise aber eine Christin geworden ist — eine interessante Dame, welcher ihr aufgeklärter Vater nicht nur eine bedeutende Bildung gegeben, sondern auch die Studienreise ins Abendland trotz ihrer Verwitwung im 21. Jahre gestattet hatte (Bapt. M.-Mag. 1887, 92). Wir werden den Vortrag selbst demnächst im Beiblatt veröffentlichen und bemerken jetzt nur, daß es die Absicht Ramabais ist, nach der Rückkehr in ihr Vaterland eine höhere Schule für ihre Landsmänninnen zu begründen. —

Die Schularbeit wächst gleichfalls von Jahr zu Jahr. Besonders die

[1] Es ist bekannt, daß ein aufopferungsvoller katholischer Priester, Pater Damian, in ähnlicher Weise den hawaiischen Aussätzigen auf der Insel Molokai dient. Wir sind weit entfernt davon, diesem tapfern Manne seinen Ruhm zu schmälern; aber protestieren müssen wir gegen zweierlei: 1. daß die katholische Mission aus seiner Aufopferung ein förmliches Paradepferd macht, das sie gar nicht müde wird, zu reiten; 2. daß sie dieselbe gern benutzt, um den protestantischen Missionaren häßliche Seitenhiebe zu erteilen (z. B. Kath. M. 1886, 156. 175. 1887, 144 ff.). Der Baseler Missionar Lechler, der jüngst auf seiner Reise von China in die Heimat längere Zeit auf Hawaii verweilte, um die dortigen christlichen Chinesen geistlich zu bedienen, hat in einem sachkundigen Berichte (Ev. Miss.-Mag. 1887, 259 ff.) die Thätigkeit des Pater Damian eingehend beleuchtet und mit ebenso großem Recht wie Nachdruck an die mannigfache hingebungsvolle Pflege der Aussätzigen seitens protestantischer Missionare in Südafrika, Jerusalem, Indien und China erinnert, die zum Teil viel älter ist als die katholischerseits geübte auf Molokai, die aber niemals in so ruhmrednerischer Weise zu einem Paradestück gemacht worden ist.

höheren Lehranstalten der beiden schottischen (Church und Free Ch.) Missionen in Madras und Kalkutta weisen nicht nur eine immer bedeutendere Schülerzahl, sondern auch immer gediegenere Leistungen auf, doch haben wir den Eindruck, als ob man einen zu hohen Wert auf die wachsende Zahl der bestandenen Universitätsprüfungen lege und vielleicht zu sehr auf dieses Ziel hin den Unterricht zuschneide. Die Lehrinstitute der Ch. of Scotland in Indien zählen in Summa 2981, die der Free Ch. gar 6001 Schüler. (Reports pro 1886. Ch. of Scotland Rec. 1887, 5. 100. Free Ch. Monthly 1887, 111, 209.) Auch die höhere Lehranstalt der Londoner M.-G. zu Benares wies 1886 ihre bis dahin höchste Schülerzahl: 471 auf (Chron. 1887, 162). Bekanntlich sind es ganz vorwiegend heidnische und mohammedanische Knaben und Jünglinge, welche diese Schulen besuchen. Ihren Charakter als Missionsanstalten wahren sie sowohl dadurch, daß der Unterricht mit Gebet eröffnet, die Bibel durch alle Klassen gelesen und christlicher Religionsunterricht erteilt wird, als besonders durch den christlichen Geist, der die Anstalten durchweht, und die christlichen Persönlichkeiten, welche als Erzieher wirken. Trotzdem ist bis jetzt die Zahl derjenigen Besucher dieser Anstalten verhältnismäßig klein, welche öffentlich durch den Empfang der Taufe zum Christentum übergetreten sind, doch ist, wie es scheint, in der letzten Zeit diese Zahl im Wachsen. — In den Nordwestprovinzen war seitens der dortigen Schulbehörde eine Verfügung erlassen worden, daß in den anglo-vernacular-Schulen, in welchen neben dem Unterricht in den einheimischen Sprachen zugleich im Englischen unterrichtet wird, es den Schülern frei stehen solle, aus den Religionsstunden wegzubleiben, die daher entweder an den Anfang oder Schluß des Unterrichts zu legen seien. Da den Missionsgesellschaften natürlich alles darauf ankommt, daß der Religionsunterricht in ihren Schulen ein obligatorischer Lehrgegenstand bleibe und sie eventuell lieber den Regierungszuschuß einbüßen, als von diesem Grundsatz weichen würden, so haben die Vertreter von 5 in jenen Provinzen arbeitenden Gesellschaften gegen die genannte Verfügung als einen mit den bisherigen Verordnungen in Widerspruch stehenden und gegen die Missionsschulen feindseligen Willkürakt feierlich protestiert (Chron. 1887, 120), hoffentlich mit gutem Erfolg.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Missionsgegner, wenn die wachsende Zahl der Heidenchristen ihr Axiom von der Erfolglosigkeit der Missionsarbeit hinfällig macht, gern die Behauptung aufstellen, die Qualität der Missionschristen tauge nichts. Auf diese billige und schon durch ihr Generalisierungsurteil verdächtige Phrase antwortete jüngst bezüglich der indischen Heidenchristen der Wesleyanische Missionar Cobban u. a. mit folgenden Thatsachen und Zahlen: „Ich begab mich zu dem Polizeipräsidenten und bat ihn um die nötigen statistischen Nachweisungen über seine Präsidentschaft. Er sagte mir, wer die besten und wer die schlechtesten Leute in Madras seien. In der Stadt Madras, von der ich komme, leben 400000 Menschen. Gemäß der offiziellen Statistik sind weder die Mohammedaner, noch die Hindus die besten, sondern die Christen. Es kommt ein Verbrecher (criminal) auf 447 Hindus, 700 Mohammedaner und 2500 Christen. In der gesamten von 31 Millionen bevölkerten Präsidentschaft Madras giebt es unter 100000 Hindus 49, unter 100000

Mohammedanern 62 und unter 100000 Christen 16 Verbrecher. Das ist das amtliche Zeugnis der Regierung, welches dieselbe sozusagen vor der ganzen Welt ablegt. . . Ich gehe weiter und konstatiere, daß die christliche Bevölkerung Südindiens die Achtung der gesamten Gesellschaft besitzt. Vor nicht langer Zeit begegnete einer meiner Evangelisten einem sorgenvoll dreinschauenden Hindu auf der Straße, der eine große Geldsumme bei sich trug. Er hatte unerwarteterweise eine alte Schuld erhalten und war nun besorgt, wie er das Geld aufheben sollte, da er fürchtete, in der fremden Stadt bestohlen oder getötet zu werden. Er erkannte in dem Evangelisten einen Christen und sprach zu ihm: „Herr, darf ich diese Nacht in Ihrem Hause herbergen?" Der Evangelist erwiderte: „Aber ich bin ein Christ, Sie ein Hindu; es leben tausende von Hindus in der Stadt, warum wollen Sie nicht bei einem dieser bleiben?" „Gerade, weil Sie ein Christ sind," lautete die Antwort, „bitt ich Sie; ich kann wohl einem Christen, aber keinem Hindu trauen." . . Unsre eingebornen Christen werden von Brahmanen eingeladen, an ihren politischen und andern Vereinen teilzunehmen, die in der ganzen Präsidentschaft entstehen. Das zeigt doch, daß die intelligentesten Hindus des Landes einsehen, die Christengemeinschaft sei eine Macht, der sie Respekt schuldig sind und deren Freundschaft sie von Wert für die Zukunft halten" (Int. 1887, 271. Chron. 1887, 296).

Um das geistliche Leben der christlichen Gemeinden anzufrischen und zu vertiefen, gedenkt übrigens die Ch. M. S. im Herbst dieses Jahres 10 Geistliche und Laien als Erweckungsprediger nach Indien zu senden, wie sie das vor einiger Zeit bereits in ähnlicher Weise in Westafrika zum Teil mit denselben Männern unter Gottes Segen gethan hat (Int. 1887, 443. Miss. Her. 254).

Halten wir nun einen flüchtigen Rundgang durch das ungeheure indische Missionsgebiet und beginnen denselben im Norden. Daß es über kurz oder lang an der indischen Nordgrenze zu einem Zusammenstoß zwischen der russischen und englischen Macht kommen muß, steht ebensowohl außer Zweifel, wie daß ein siegreiches Vordringen Rußlands nach Indien ein Unglück für den gesamten religiösen und kulturellen Fortschritt dieses Landes sein würde. Die Eingebornen selbst, besonders die Christen erkennen das deutlich. Als gelegentlich der afghanischen Wirren ein russischer Einfall in Indien gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, da versammelten sich die eingebornen Christen der bedrohten Provinzen in Lakhnau und richteten unter Versicherung ihrer Treue gegen die englische Krone, an die Regierung die Bitte: ein Freiwilligencorps aus ihnen zu bilden zur Verteidigung des Landes (Blätter für Miss.-St. 1886, 99). Leider steht England, und zwar durch seine eigne Schuld, in der politischen Welt heute ziemlich isoliert, auch flößen seine Machtmittel gerade kein übergroßes Vertrauen auf die Unüberwindlichkeit seiner Weltherrschaft ein, so daß ein Zurückweichen vor der russischen Macht durchaus nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört. Gewiß besitzt Rußland unter den europäischen Nationen wenig Sympathien, aber durch seinen Egoismus und Stolz macht es England selbst den Gegnern Rußlands schwer, in einem Siege des letzteren nicht eine verdiente Demütigung Englands, sondern einen Triumph der Bar-

barei über die Kultur, eine Lahmlegung der geistigen Entwicklung Indiens, ja ein großes weltgeschichtliches Unglück zu erblicken. Besonders der evang. Missionsfreund hat allen Grund zu wünschen, Gott möge Indien vor dem Unglück einer russischen Herrschaft bewahren. Doch das nur beiläufig.

Vornehmlich ist es die englische Kirchenmissionsgesellschaft, welche die Nord- und Nordwestgrenze Indiens besetzt hält: Srinagar, Peschawer, Bannu, Dera Ismael Khan, Dera Ghazi Khan, Multan — lauter strategisch wichtige Orte, zu denen seit Ende v. Js. eine neue Station in Quetta hinzugekommen ist, die nun den vorgeschobensten Missionsposten bildet. Sie liegt auf der südlichen Grenze von Afghanistan, ein wenig nordwestlich vom Bolanfluß und beherrscht so den Weg von diesem nach Kandahar und Herat, während Peschawer an der Ost- bezw. Nordostgrenze von Afghanistan den Schlüssel zum Kaiber-Paß bildet und den Weg nach Kabul beherrscht. Der Ort ist stark befestigt, beherbergt eine Garnison und wird zweifellos in einem russisch-englischen Kriege einmal eine bedeutende Rolle spielen. Die politisch so wichtige Lage des Orts giebt ihr auch als Missionsstation für die Engländer eine hervorragende Bedeutung. Dazu strömen hier die mannigfachsten Leute zusammen aus Afghanistan, Beludschistan, Sindh, Pandschab und man hört eine Menge indischer Sprachen und Puschtu neben Persisch, was die Umgangssprache zu sein scheint. Die umwohnenden Stämme sind ziemlich fanatisch und bilden ein Missionsgebiet von außerordentlicher Schwierigkeit. Wie auf den übrigen Grenzstationen, legt man daher auch hier ein besonderes Gewicht auf die ärztliche Missionsthätigkeit, die sich bereits im vollen Gange befindet, obgleich noch kein Hospital gebaut ist. Leider ist der eigentliche Begründer der neuen Station, der für sie besonders ausgerüstete, erfahrene Rev. Schirt, nach nur kurzem Wirken schon gestorben. Einen zweiten Verlust erlitt die Station, als dem Missionsarzt Dr. Sutton sein bekehrter persischer Munschi, der auch als Arztgehilfe und Straßenprediger gute Dienste that, plötzlich eingezogen und zu mehrmonatlichem Gefängnis und Strafarbeit verurteilt wurde, weil er von der indischen Artillerie, unter der er gedient, desertiert war. Der Mann hatte, von Gewissensskrupeln getrieben, sich selbst angezeigt und Dr. Sutton angelegentlich für ihn gebeten, aber das Kriegsgericht nahm davon keine Notiz. Vielleicht aber darf er nach Abbüßung seiner Strafzeit wieder nach Quetta zurückkehren. Auch eine Senana-Mission ist auf der neuen Station ins Werk gesetzt, kann aber erst erfolgreich betrieben werden, wenn die besuchenden Damen des Persischen mächtig sind (Int. 1887, 163 ff.).

Aus Amritsar im Pandschab schreibt der Missionar der englischen Kirchenmissions-Gesellschaft Wade, er habe in den 23 Jahren, die er dort thätig sei, niemals ein solches Suchen nach der Wahrheit wahrgenommen, wie jetzt. „Unsere erbittertsten Gegner erkennen an, daß das Christentum sich überall rasch ausbreitet, daß man bereits in den Straßen das Lob Christi von den Lippen der Kinder hört. Nie zuvor waren mehr Schüler in unsern Schulen trotz der Konkurrenzschulen und des Widerstands der Reformer. Zur Zeit erhalten in Amritsar und der Umgegend über 2500 Schulen regelmäßigen Religionsunterricht. Dagegen ist auch die Opposition der Feinde systematischer. Es giebt in Amritsar einen Verein, der den Zweck hat, die Ausbreitung

unsres Glaubens zu verhindern und Taufbewerber und junge Bekehrte unserm Unterrichte und Einfluß zu entziehen. Ein unlängst getaufter junger Mann wurde seiner christlichen Umgebung entrissen und vor Gericht gezogen. Man behauptete, er sei minderjährig und geistesschwach. Man bot ihm 100000 Rupies, wenn er abfalle. Er blieb fest. Er verlor alles, sogar Weib und Kind. Aber er ist voll Freude über seinen neuen Glauben" (Ev. Miss.-Mag. 1887, 45).

Neben der Church M. S. arbeiten u. a. die unierten amerikanischen Presbyterianer im Pandschab. Nach einer langen unfruchtbaren Saatperiode ist bei diesen jetzt eine Erntezeit eingetreten, indem sie in den letzten 3 Jahren gegen 1000 Erwachsene getauft haben, eine für die dortigen Verhältnisse sehr bedeutende Zahl. 1873 hatten sie noch keine hundert erwachsene selbständige Gemeindeglieder und Ende 1886 gegen 2500! Das ist doch Fortschritt (Ebd. 1886, 472). —

Großen Fleiß hat sowohl die Ch. M. S. wie die amerikanische Presbyterianer-Mission auf die literarische Missionsthätigkeit in Nordindien verwendet. Dr. Weitbrecht hat soeben A descriptive cataloque of Urdu christian literature with a review of the same and supplementary cataloque of christian publications in the other languages of the Panjab herausgegeben, welcher allein aus den beiden Jahren 1884/85 ohne die Bibelübersetzungen 58 verschiedene Publikationen aufführt. Wirft man dazu einen Blick in den lehrreichen Artikel der Ind. Ev. Review (1886, Juli und Oktober): Literary work of the Am. Presbyt. Mission in North India, including Bible translation and revision and the circulations of religious books and tracts, so muß man über diese Fülle von literarischen Leistungen allein in einem Teil Nordindiens geradezu staunen. Wir werden gelegentlich in einem selbständigen Artikel auf diesen Gegenstand zurückkommen, um den thatsächlichen Nachweis zu führen, in welchem Umfange und mit welcher Tüchtigkeit die bisherige Mission einheimische Literatur produziert hat.

Sehr langsam dagegen schreitet im Westhimalaya, wo die Finsternis geradezu trostlos und sehr geeignet ist, die Buddhismusschwärmer gründlich abzukühlen, das mühsame Werk der Brüdergemeinde voran. In Leh will selbst die Schule kaum in Gang kommen, religiösen Gesprächen weichen die Leute aus und die Gottesdienste in dem neugebauten Kirchlein werden von Heiden kaum besucht (Miss.-Bl. der Brüdergem. 1886, 190. 211. 1887, 82. 145).

Immer allgemeiner wird besonders in Nordindien der Besuch der heidnischen Melas seitens der christlichen Missionare. Zunächst ist zu konstatieren, daß der Besuch dieser Melas seitens der heidnischen Pilger abzunehmen scheint, während die Zahl der sie frequentierenden Missionare sich von Jahr zu Jahr steigert. So sollen z. B. auf der Magh Mela in Allahabad, zu der sonst 250000 Heiden zusammenzuströmen pflegten, im vorigen Jahre kaum die Hälfte anwesend gewesen sein (B. M. Her. 1887, 86). Ähnliches wird auch aus Puri gemeldet, wo die berühmten Dschagganatfeste gefeiert werden (Schlesw.-Holst. M.-Bl. 1887, 56). Eine besonders widerliche Erscheinung auf diesen Melas sind die massenhaften meist schon äußerlich sehr abschreckend

aussehenden Fakirs, welche durch ihre zur Schau gestellten Selbstpeinigungen es wesentlich aufs Geldverdienen abgelegt haben. Wenn — wie jüngst wiederholt berichtet wird — je und je einer derselben der Predigt des Evangeliums aus wirklicher Heilsbegierde zuhört, so ist das immer ein Ereignis von besonderer Merkwürdigkeit. Aber geradezu unerhört war es, daß auf der Sinepur-Mela plötzlich ein ziemlich nackter Fakir auf die Predigttribüne sprang, den Missionar unterbrach und selbst begann, den Hinduismus anzugreifen, indem er seine Thorheiten und Widersprüche wie die Prätensionen seiner sog. Heiligen auseinandersetzte und das Volk ermahnte, den Götzendienst zu verlassen und dem Zeugnis dieser Männer zu glauben, „denn sie besitzen die Wahrheit und die Unwiderlegbarkeit derselben ist offenbar.“ Nachdem er das gesagt, verschwand der Sprecher so schnell, wie er gekommen, in dem ungeheuren Menschengewühle. Viel unmittelbare Erfolge ergeben die Melapredigten nicht; aber sie streuen viel Samen auf ein weites Feld und dienen speciell sehr der Verbreitung christlicher Schriften (B. M. Her. 1887, 86. 91).

Über die Mission in Audh (Hauptstadt Lacknau) bringt die Ind. Evang. Rev. (1887, 271) eine orientierende Übersicht. Es arbeiten auf diesem harten Boden 3 englische Missionsgesellschaften: die kirchliche, die der bischöflichen Methodisten und der Wesleyaner mit zusammen nur 12 europäischen Missionaren und 9 Senanalehrerinnen; die Zahl der Kommunikanten betrug Ende 1885: 756, die der gesamten Christen 1498, die der Tagesschüler 6382. Das sind freilich noch ziemlich niedere Ziffern; aber die dortige überaus schwierige Arbeit ist auch erst wenige Jahrzehnt alt und seit 1871, wo es 208 Kommunikanten, 628 Christen und 1874 Schüler gab, ist der Fortschritt doch erheblich.

Im ganzen ziemlich niederschlagender Art sind die Berichte aus der deutschen Kolhs-Mission, die nicht nur von einer jährlich wachsenden und in dem Gebrauch ihrer Mittel wenig wählerischen[1]) jesuitischen Gegenmission (jetzt sind es schon 14 jesuitische Missionare) aufs äußerste bedrängt wird und nicht nur durch die Landfrage abermals in eine kritische Lage versetzt ist, sondern auch an mancherlei bedenklichen inneren Schäden leidet: Gleichgiltigkeit, Unwissenheit besonders unter dem jüngeren Geschlechte, Neigung zu heidnischer Zauberei und Aberglauben, Unzuverlässigkeit der Prahine, Mangelhaftigkeit der Dorfschulen (Biene 1887 Mai, Juni, August). Man sieht immer wieder: Die Massenchristianisierungen haben ihre bedenklichen Folgen, wenn nicht sofort durch eine zahlreiche und tüchtige Arbeiterschar die äußerlich für das Christentum Gewonnenen nicht bloß in ein christliches Ver-

[1]) „Da ist der Jesuit in Torpa. Seine Auslassungen über Dr. M. Luther und uns Missionare sind nicht selten derart, daß man sie nicht in den Mund nehmen und wiederholen mag. Er empfiehlt nicht nur das Branntweintrinken, sondern macht es den Christen selbst soweit vor, daß er nicht selten in einen Rausch gerät, der ihn zum Gehen und Stehen unfähig macht. Ich teile dies nach fester und unumstößlicher Vergewisserung mit. Der Jesuitenmissionar erlaubt nicht nur seinen Christen das Tanzen, sondern fordert sie sogar zum Einrichten ihrer eignen von den Heiden gesonderten Tanzplätze auf. Das thut er alles, um unsre Christen zu gewinnen.“ (Onasch in Biene 1887, 39. Vergl. auch die Andeutungen Nottrotts, ebend. 52.)

ständnis, sondern auch in ein wirkliches christliches Leben eingeführt werden. Möge Gott dieser bedrängtesten unter den deutschen Missionen viele neue tüchtige Arbeiter zuführen und zur bevorstehenden Visitationsreise ihres Inspektors ein besonders reiches Maß seines Segens schenken.

Aus Orissa, wo u. a. die englische General[1]) Bapt. Miss. Society mit 17 europäischen Missionaren und Missionarinnen auf 16 Stationen arbeitet und eine christliche Gemeinschaft von 3366 Anhängern mit 1286 members zählt, schreibt diese Gesellschaft in ihrem seventieth annual Report (63): „Seit der Gründung der Mission vor 70 Jahren sind die in Indien und speciell in Orissa vor sich gegangenen Veränderungen in der That großartig. Damals Kindermord, Menschenopfer, Witwenverbrennung, Hakenschwingen und andre barbarische religiöse Gebräuche allgemein unter dem Volke, jetzt sind diese mörderischen Sitten verboten und abgeschafft. Damals war unter all den Göttern der Heiden der wahre Gott unbekannt; unter all ihren Tempeln war nicht ein einziger der Anbetung Jehovahs geweiht; unter all ihren heiligen Büchern nicht eins, das den Weg zur Seligkeit bekannt gemacht hätte; unter all ihren Pilgern nicht einer, der nach Zion pilgerte. Ringsum beleidigte Götzendienst und Unsittlichkeit das Auge, verletzte das Ohr, schmerzte das Herz. In diesem dunkeln Gemälde gab es keinen Lichtblick: keinen Gott, keinen Heiland, keine Bibel, kein Heiligtum, keine Hoffnung. Jetzt ist Gottes Wort und eine Fülle andrer religiöser Bücher weit verbreitet und gelesen; das Evangelium von Jesus Christus und seinem Heil wird weithin verkündigt; christliche Gemeinden, welche bereits hunderte von Kirchengliedern umfassen, sind gegründet; liebliche Gotteshäuser, Schulen, Asyle gebaut und unter dem Volke wächst die Überzeugung, daß früher oder später Christus an die Stelle von Krischna treten wird.“ Nur mehr Arbeiter — das ist auch hier die Losung.

In Bastar hatte die Schleswig-Holsteinsche (Breklumer) Missionsgesellschaft Aussicht, endlich Fuß zu fassen, nachdem der Tyrann dieses Landes von der indobritischen Regierung seiner Selbständigkeit beraubt worden war. Leider ist diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, da die indobritische Regierung ihre Genehmigung zur Anlage einer Station wenigstens für jetzt geglaubt hat nicht erteilen zu dürfen, weil „die Niederlassung von Missionaren dort in diesem Augenblicke sehr geeignet sein würde, Ursache zu Mißverständnissen unter dem so wilden und unwissenden Volke zu geben“. Nun, aufgeschoben, ist nicht aufgehoben und so Gott will besetzen die Breklumer doch bald das Land. Unterdes hat man sich entschlossen, derweilen Dscheipur zu besetzen gleichsam als Etappenstation ins Bastarland.[2]) Auf den 3 übrigen Stationen: Salur, Koraput und Kotpad wird durch Predigt und Schulthätig-

[1]) Sie heißen General Baptist — weil sie die partikularistische Calvinische Prädestinationslehre verwerfen.

[2]) Allerdings sind hier bereits die unierten schottischen Presbyterianer thätig und hoffentlich vermeiden die Breklumer Sendboten jede Reibung mit ihnen. Genug zu thun werden ja beide haben; denn die Schotten berichten, es sei ihnen auf der letzten Reisepredigt zu Mut gewesen, als wären sie in einem ausgehungerten Lande. Die Leute riefen: gebt uns das Brot des Lebens; bleibt länger da; kommt bald wieder; schickt uns Prediger; gebt uns Bibeln. (Ev. Miss.-Mag. 1887, 346.)

keit wacker gearbeitet; die bereits gesammelt gewesene Erstlingsgemeinde hat leider der Kastenstolz wieder so gut wie gesprengt (Schlesw.-Holst. Miss.-Bl. 1887).

Im Telugulande haben die amerikanischen Baptisten jüngst das 50jährige Jubiläum ihrer dortigen Mission gefeiert. Während anfänglich dieses Gebiet sich als ziemlich unfruchtbar erwies, sind bekanntlich 1878 große Scharen dem Evangelio gewonnen worden. Auch 1886 hat wieder die stattliche Zahl von 1060 Erwachsenen die Taufe empfangen. In Summa zählen die Baptisten dort jetzt 27487 members, und mehr als noch einmal soviel Anhänger. Freilich viele dieser Christen scheinen noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe christlicher Erkenntnis und christlichen Lebens zu stehen und es sollte alles aufgeboten werden, um sie durch eine genügend große Zahl auch amerikanischer Missionare geistlich zu versorgen. Leider ist im vergangenen Jahre der Arbeiterstab aber durch Tod und Erkrankung sehr bedeutend (um 7) reduziert worden (B. M.-Mag. 1887, 267 ff.). Möchte es gelingen, nicht nur die Lücken bald auszufüllen, sondern in die große dortige Ernte mehr Arbeiter als bisher zu senden. Das Bedürfnis ist dringend.

Unter den Telugu hat auch die Hermannsburger Missionsgesellschaft ihr indisches Arbeitsfeld. Leider hat dieselbe durch den Tod ihres Propstes Mylius jüngst wieder einen großen Verlust erlitten, nachdem erst kurz vorher ein andrer ihrer Missionare plötzlich gestorben war. Die Arbeit geht nur langsam voran.

„Im Hinterland der Telugukäste, am Godawari nimmt sich die kirchliche Mission eines unwissenden, rohen Bergvolkes, der Koi, an. Die Evangelisierung dieses Völkleins wird dadurch erschwert, daß sie eine eigene Sprache reden und das Telugu sehr unvollkommen verstehen. Die Frau des Missionars wurde häufig von einer Heidin besucht, die immer aufmerksam den Erzählungen von Gottes und Christi Liebe zuhörte. Als die Missionarin einst wieder von der Menschwerdung des Menschensohnes sprach, der um unsretwillen soviel Leiden getragen habe, da leuchtete das Antlitz ihrer Zuhörerin auf. Sie meinte endlich etwas begriffen zu haben und sagte: „O ja, ich habe davon gehört. Vor zwei Jahren war er hier und wohnte in diesem Haus." Die Frau verstand das Telugu nicht recht und deutete alles, was sie gehört, auf den frommen General Haig, von dem man in ihrem Dorfe erzählte, er werde in dies Land zurückkehren und seine Kraft der Koi-Mission widmen. Das Evangelium St. Lucä und den ersten Johannes-Brief können die Kois schon in ihrer eigenen Sprache lesen und 400 von ihnen sind getaufte Christen, welche die Furcht vor ihren Zauberern überwunden haben.

Den Kois verwandt ist ein anderer der ureingeborenen Stämme Indiens, die Gonds im sogenannten Centralindien. Unter diesen hat die kirchliche Mission 1885 ihren Erstling getauft. Der Getaufte heißt Bhoi Baba und war dem Missionar seit dem Jahr 1882 bekannt. Damals kam der letztere in das Dorf Bangwar und suchte nach seiner Gewohnheit Unterkunft im Hause des Häuptlings. Dieser war nicht daheim; aber das Volk erzählte, es sei ein überaus frommer Mann, der jahrelang versucht habe, nach der Weise der Gonds, die zum Teil noch ihre eigene Religion gegen den Hinduismus

behauptet haben, gerecht zu werden. Als ihm dies keine Ruhe gab, erzählten die Dorfbewohner weiter, fragte er einen durchziehenden Hindu um Rat und dieser riet ihm, sein Haus zu verlassen und Fakir zu werden. Demgemäß schlug er seine Hütte unter einem Holunderbusch vor dem Dorfe auf und brachte dort ein ganzes Jahr mit frommen Betrachtungen und Übungen zu, hochverehrt von allen Umwohnern. Aber auch dies konnte sein Sehnen nicht stillen, da kehrte er wieder zu seiner Hantierung zurück. Der Missionar war sehr erfreut, als dieser ernste Heide unerwartet zurückkehrte und berichtete, er habe diesen Morgen im Sinn gehabt, auf mehrere Tage zu verreisen, aber als er etwa fünf Stunden von seinem Dorfe entfernt gewesen sei, habe ihn ein unbeschreiblicher Drang zur Heimkehr getrieben. Bhoi Baba hielt es für eine Fügung Gottes, daß er den Padri zu ihm geführt und nahm das Wort mit Freuden auf. Er hat nun Frieden in Christo gefunden und erhielt in der Taufe den Namen Paulus. Wochenlang reist er mit dem Missionar umher und predigt seinem Volk, und seinem Beispiel ist schon ein zweiter Gond gefolgt und hat sich taufen lassen.

Gegenwärtig herrscht unter diesem Völklein eine ganz ungewöhnliche Bewegung, welche die Macht des Aberglaubens über die Gemüter beweist. Ein Haufe Gonds, Männer und Frauen, kommen mit Stöcken und Äxten bewaffnet in ein Dorf und im Namen irgend eines ihrer Götter ergreifen sie alle Hunde und Schweine, deren sie habhaft werden können, töten diese Tiere und hauen ihnen Ohren und Schwänze ab, von welchen sie einen Teil auf einem aufgerichteten Pfahle befestigen, einen andern den Dorfbewohnern einhändigen mit der Weisung, im nächsten Dorf nach ihrem Vorbild zu thun. Niemand im Lande hat so etwas erlebt und weiß einen Grund dafür anzugeben und dennoch wehrt sich das Volk nicht gegen die sinnlose Schädigung, und die Nachforschungen der Polizei haben ergeben, daß die Unsitte im Bastarland' ihren Anfang nahm und also schon einen Weg von 150 Stunden zurückgelegt hat." (Monatsbl. f. Miss.-St. 1886, 108—110.)

Unter den Tamulen hat die ev.-luth. Leipziger Missionsgesellschaft im vergangenen Jahre eine besonders reiche Ernte eingesammelt: es wurden 540 Erwachsene und 455 Christenkinder getauft. Im ganzen gehören zu dieser Gesellschaft jetzt c. 14000 Christen. Mit der äußern Ausbreitung geht der innere Ausbau Hand in Hand. Es arbeiten gegenwärtig dort neben 22 europäischen Missionaren aus den Eingebornen 12 ordinierte Landprediger, 6 Kandidaten, 56 Katecheten und 241 Lehrer. Die 149 Schulen werden von 3653 Kindern besucht. Eine Gemeindeordnung ist fast überall eingeführt und zu Pfingsten d. Js. hat die tamulische Synode getagt (Allg. ev.-luth. K.-Z. 1887, 589).

Im Januar d. Js. fand in Madras zum Zwecke einer Pflege der gegenseitigen brüderlichen Gemeinschaft, des geistlichen Lebens und der evangelistischen Thätigkeit ein Kongreß von Tamulchristen der verschiedensten evangelischen Kirchengemeinschaften bezw. Missionsgesellschaften statt, nur unsre „lutherischen Freunde und die von der Ausbreitungsgesellschaft fanden den Weg nicht, sich mit uns zu verbinden," schreibt das Organ der schottischen Freikirche. Sonst freute man sich allseitig der Gemeinschaft mit herzlicher Freude, erbaute sich in

vielen schön besuchten Versammlungen und sendete gemeinschaftlich Prediger aus, auch den Heiden das Evangelium zu verkündigen (Free Ch. Monthly 1887, 176. Miss. Her. 1887, 255). Vereinigungen dieser Art, die wie in Japan, China und Südafrika so auch in Indien gottlob! immer häufiger werden und die denominationellen Grenzen und Eifersüchteleien immer mehr überwinden helfen, gehören auch zu den erfreulichen Zeichen des Missionsfortschritts.

Einen höchst lehrreichen[1]) Bericht erstatten die amerikanischen Kongregationalisten aus Madura, wo sie neben ihren 8 amerikanischen Missionaren 20 ordinierte eingeborne Pastoren, 150 Katechisten, 228 Lehrer und 28 Bibelfrauen in ihrem Dienste haben. „Unsre Gemeinden — heißt es in demselben — sind zusammengesetzt aus members und adherents. Während wir nur 3053 Kommunikanten (= members = vollberechtigte Kirchenglieder) haben, zählen wir 11412 in unsrer christlichen Gemeinschaft. Wir nehmen niemand in die Gemeinde (church) auf, der nicht überzeugende Beweise einer neuen Geburt gegeben, während wir in unsre gottesdienstlichen Versammlungen (congregation) alle aufnehmen, welche entschlossen sind, die heidnischen Gebräuche aufzugeben und sich unterrichten zu lassen. Jeder, der aufhört, die heilige Asche auf seine Stirn zu streichen und unsre Gottesdienste besucht, wird von dem Volke Christ genannt und nur zuviel, selbst von unsern Christen, denken, daß zum Heil weiter nichts nötig sei. Dies kommt teilweis von der Thatsache, daß die Opfer, die er bringen muß, um unsre Gottesdienste regelmäßig zu besuchen, so bedeutend sind, daß er sie nur bringt, wenn bereits einige innere Veränderungen stattgefunden haben. Dennoch ist die Versuchung zu unredlichen Beweggründen mannigfach. Die Leute glauben, der Einfluß des Missionars auf die bürgerlichen Behörden sei sehr groß. Wenn z. B. ein Prozeß schwebt, so kommt es vor, daß alle, die auf der einen Seite stehen, wochenlang unsre Versammlungen besuchen. Andre spekulieren auf eine Anstellung oder materielle Hilfe durch uns." Den vollen Kirchengliedern sind Ehen mit Hindus verboten, während bei den „Anhängern" die Durchführung dieses Verbots nicht möglich ist. Zum Beweis dafür, wie fest die christlichen Gemeindeglieder in der Ehefrage stehen, erzählt Mr. Jones, daß die Christen heidnischen Bewerbern um zwei ihrer Töchter erwiderten: „wir geben euch weder unsre Söhne noch unsre Töchter, bevor ihr nicht Christen werdet und lesen lernt." „Das Resultat dieser Festigkeit ist, daß die gesamte Kaste dieses Dorfes zu den Christen herüberkommt und um einen Katechisten bittet" (M. Her. 1887, 276).

Das gesegnetste indische Missionsfeld ist bis heute Tinnewelly, die südlichste Provinz Vorderindiens. Die beiden englischen kirchlichen Missionsgesellschaften haben hier gegen 100000 Christen unter der Pflege von fast lauter eingebornen Pastoren. An ihrer Spitze stehen 2 alte erfahrne treffliche Missionsbischöfe: Sargent (Ch. M. S.) und Caldwell (Prop. G. S.). Ein Ereignis von besonderer Bedeutung war es, als der letztere am 19. Dezbr.

[1]) Ich bitte die Unterscheidung zwischen members und adherents, die er giebt, besonders zu beachten.

v. Js. 16 eingeborne Geistliche ordinierte und zwar nach sehr eingehender und weihevoller Vorbereitung (M. Field 1887, 65). „Alles in allem kann man wohl sagen, daß wenn irgendwo bald Aussicht auf das Zustandekommen einer selbständigen indischen Nationalkirche ist, das Tamilland und insbesondere Tinnewelly der Ort dafür sein dürfte. Schon hofft man, daß der nächste Bischof kein Engländer, sondern ein geborener Indier sein werde, und in manchen Kreisen ist es fast zu einer Unart geworden, alles Europäische — und damit leider auch manches Christliche — auf Kosten des Einheimischen herabzusetzen. So bedauerte neulich auf einer Konferenz in Nazareth (Tinnewelly) der eingeborne Redner Gnanamuttu, daß die Gründer der Mission in Südindien als deutsche Lutheraner alle, auch die unschuldigsten, Hindu-Sitten verdammt und dadurch viele vom Christwerden abgeschreckt hätten. Mehrere andere Redner stimmten ihm darin bei, daß man in der Kirche viel mehr Rücksicht auf indische Sitte und indischen Geschmack nehmen sollte, daß mehr Ceremonien, mehr Bilder, mehr symbolische Handlungen, mehr Feste, mehr äußerer Pomp wünschenswert sei; die nackten vier Wände einer Kirche seien doch nicht genug, einen andächtig zu stimmen! Einer der Redner verstieg sich sogar zu dem Satze: der Lockvogel, dessen man sich bediene, andere Vögel zu fangen, müsse doch zur gleichen Gattung gehören, wie diese! Also ein äußerliches Ceremoniell, damit die äußerlich gerichteten Hindus gewonnen werden! Es ist leicht zu erkennen, eine wie große Gefahr hier droht, um so mehr seit der Ritualismus die anglikanische Kirche auch in den Kolonien immer stärker durchsäuert, und durch wie mancherlei Kämpfe und Verirrungen es wohl noch hindurchgehen wird, bis in Indien eine Kirche zustande kommt, die zugleich evangelisch und national ist" (Monatsbl. für Miss.-St. 1887, 96).

Über die Ausdehnung der Baseler Mission im Süden der indischen Westküste ist schon im Beiblatt S. 17 ff. ausführliches, speciell über die Anlage 3 neuer Stationen berichtet worden. Durch 222 Heidentaufen im Jahre 1886 hat sich die zur Baseler Mission gehörige Christenzahl in Indien jetzt auf 8891 Seelen vermehrt. Als besonders erfreulich, weil auf einem bisher ziemlich harten und unfruchtbaren Boden erwachsen, werden kleine Ernten aus Südmahratta bezeichnet. In Dharwar verursachte die Taufe zweier Jünglinge, eines Brahmanen und eines Angehörigen der Malerkaste, eine gewaltige Erregung in der ganzen Stadt. Ähnliches geschah auf den blauen Bergen, wo 6 Personen aus den Badaga den großen Mut hatten, sich öffentlich taufen zu lassen und den noch größeren, allen Zornausbrüchen der Heiden gegenüber in ihrem Glauben fest zu bleiben, während leider ein paar junge Kota durch die Überredungen und Drohungen ihrer Dorfgenossen sich zum Abfall haben verleiten lassen. — In Kalikut waren die Bibelfrauen erstaunt zu finden, wie bekannt das Christentum in vielen Familien ist. „Was ihr predigt, ist gut — sagen die Leute — aber die Kaste bindet uns." Auf einer in Kalikut gehaltenen General-Konferenz wurden ernstliche Schritte gethan, die Gemeinden mehr auf eigne Füße zu stellen. Einen traurigen Beleg für die Wirkung, welche das „Paritätsprincip" der indobritischen Regierung auf die Heiden übt, erzählt Missionar Hermelink, dem die Leute in der Gegend von Kasergod entgegenhielten, die Regierung billige ja den Götzendienst, indem sie

jährlich 25000 Frs. an die Götzentempel des Bezirks zu ihrer und der Priester Unterhaltung zahle (Heidenbote 1887, 58 f.).

In Hinterindien (Barma) treiben vor allen die amerikanischen Baptisten ein ausgedehntes Missionswerk, das sich keineswegs allein auf die Karenen oder die eigentlichen Barmanen beschränkt, sondern auch noch eine Reihe andrer Stämme (Schan, Kachin, Chin) umfaßt. Nach der neusten Statistik zählen die Baptisten insgesamt in ihrer Barmanischen Mission 26574 members, 10520 Schüler, 513 eingeborne Prediger und unter ihnen 109 ordinierte. Getauft wurden 1886: 1794 Erwachsene. An kirchlichen Beiträgen brachten die eingebornen Christen 141192 M. auf; von den 510 Gemeinden erhielten sich 310 ganz aus eignen Mitteln. Besonders in der Karenenmission war das vergangene Jahr ein reiches Erntejahr und überall offne Thüren „wie niemals zuvor." — In Assam feierte dieselbe Mission Ende Dezember 1886 ihr 50jähriges Jubiläum durch 9tägige Versammlungen und Konferenzen. Mit Einschluß der Garo- und Naga-Gemeinden belief sich die Gesamtzahl der assamesischen vollen Kirchenglieder auf 1922, die der Schüler auf 1277 und der eingebornen Prediger auf 25 (6 ordinierte), während die Beiträge nur 2456 M. ausmachen (Bapt. M. Mag. 1887, 95. 136. 314).

In Oberbarma haben neben den Baptisten jüngst auch Wesleyaner eine Mission begonnen; hoffentlich halten sie ihr Versprechen bezüglich der Grenzrespektierung. Die Ausbreitungsgesellschaft dagegen hat in Mandaleh nur ein altes zeitweilig verlassenes Missionsgebiet jüngst wieder aufgenommen. Ihre Boten haben bereits die Erstlinge getauft, auch eine Schule eröffnet (Field 1887, 59. 80).

In Arabien, in der Nähe von Aden, hatte, wie bereits in dieser Zeitschrift (1885, 565) kurz angedeutet worden, ein reicher zur Freikirche gehöriger Schotte von vornehmem Adel, zugleich Professor der orientalischen Sprachen, besonders ein Kenner des Arabischen, Namens Keith Falconer, ganz auf eigne Kosten in Gemeinschaft mit seiner gleichgesinnten Gattin und einem Arzte vor kaum 2 Jahren eine Mission unter den Mohammedanern, speciell den Beduinen, begonnen, auf die man mit Recht viel Hoffnung setzen zu dürfen glaubte. Aber Gottes Wege sind wunderlich; schon bedeckt diesen edlen, tüchtigen und eifrigen Arbeiter der arabische Sand (Unit. Presb. Rec. 1887, 189). Schon bevor dieser treffliche Schotte an die arabische Mission dachte, hatte die Church M. S. ein ähnliches Unternehmen geplant, das nun vielleicht als Fortsetzung seiner Arbeit ins Werk gesetzt wird. Bereits hat nämlich ein Mitglied des Vorstandes dieser großen Gesellschaft, das sich besonders für die Mohammedaner-Mission interessiert, General Haig — natürlich auf eigne Kosten — eine längere Rekognoszierungsreise in die Küstenländer des roten Meeres gemacht, über welche der Ch. M. Int. 1887, 215. 273. 346: On both sides of the red sea) einen höchst fesselnden und lehrreichen Bericht bringt.

V. Amerika.

Von G. Kurze.

Alaska fängt immer mehr an, aus seiner früheren Abgeschiedenheit und Vereinsamung herauszutreten; wird es doch schon von Touristen als das „Norwegen der Union“ um seiner prächtigen Fjordlandschaften willen gepriesen und wenigstens in seinen südlicheren Teilen häufiger besucht. Lebensvolle Skizzen einer solchen Küstenfahrt veröffentlicht die amerikanische Schriftstellerin Kate Foote im New-Yorker „Independent“; dieselbe hatte sich im Sommer vorigen Jahres einer Regierungskommission angeschlossen, welche unter Leitung des früheren Presbyterianermissionars und jetzigen Schulinspektors Dr. Sheldon Jackson Regierungsschulen in Kadiak, Afognak, Unga und Tuksekan einrichtete. Obgleich diese Schulen offiziell religionslose sind, so hat doch Dr. Jackson durch die Auswahl der Lehrersfamilien dafür gesorgt, daß auch diese Regierungsschulen die Arbeit der Presbyterianermission fördern. Letztere hat auf ihren 8 Stationen in Segen weitergearbeitet und besonders durch ihre Erfolge auf dem Gebiete der Jugenderziehung in der Hauptstadt Sitka wohlverdiente Anerkennung gefunden. Inzwischen hat auf Anregung der anglikanischen Hochkirche hin auch die bischöfliche Kirche der Vereinigten Staaten eine Mission in Alaska begonnen, und zwar zunächst in St. Michaels, einem auf der gleichnamigen Insel etwas nördlich von der Jukonmündung gelegenen Militär- und Handelsposten, wo Missionar Parker Ende Juni vorigen Jahres landete. Da letzterer zugleich die Leitung der dortigen Schule übernimmt, so erhält er von der Unionsregierung freie Wohnung und Lehrergehalt. Von St. Michaels aus gedenkt dann die bischöfliche Kirche unter den Indianern am unteren und mittleren Jukon zu missionieren, während die Stämme am Oberlaufe des Flusses in das Bereich der Church Missionary Society fallen würden. Ein Missionar der letzteren Gesellschaft hat von seiner Station Peel River Fort aus — in der Diöcese Mackenzie auf kanadischem Gebiet gelegen — eine Missionsreise auf dem Jukonflusse gemacht und dieselbe bis St. Michaels ausgedehnt. Besonders in Nuklukahyet fand er das Feld weiß zur Ernte; dort würden die Indianer gern ohne große Beihilfe ein Wohnhaus für einen Missionar erbauen, wenn sie auf einen solchen rechnen könnten. Besonders am Platze wären in der Jukonmission Industrieschulen. Eine nicht zu verachtende Thätigkeit entwickelt übrigens auch jetzt noch in Alaska die russische orthodoxe Mission, welche unter der Leitung des Bischofs in St. Francisco steht und 8 Missionare auf ebensovielen Stationen unterhält. Allein auf die Missionsstation Sitka werden jährlich von den Russen 25000 Mark verwandt. In Ikogmut am Jukon lernte der Herrnhutermissionar Weinland einen russischen Priester kennen, welcher, dank seiner Kenntnis der Eskimosprache, mit den Sitten der Eingeborenen sehr vertraut war und eine große Eskimogemeinde in der Stärke von 4000 Kommunikanten — längs des Jukon und Kuskokwim — kirchlich versorgte (Independent 1887, S. 743; Spirit of M. 1886, S. 245, 330; 1887, S. 100; Missionsblatt a. d. Brüderg. 1887, S. 45 f.). Die Herrnhutermissionare, welche seit dem Sommer 1885 die Station Bethel beim Handelsposten Mumtreklagamute am Kuskokwim besetzt halten, stehen noch mitten in eifriger Vorarbeit, um dann später das Evangelium den ca. 1200 Eskimos,

welche in dem Umkreise der Station wohnen, wirksam verkündigen zu können. Nachdem sie im ersten Herbste unter wirksamer Unterstützung eines wohlgesinnten Händlers sich ein Wohnhaus erbaut hatten, gedachten sie im vorigen Sommer ein Schulhaus und ein zweites Wohnhaus zu errichten. Bisher haben die Brüder jeden Sonntag mit 7—8 Eingeborenen Gottesdienst und Sonntagsschule gehalten; die sprachlichen Fortschritte der Missionare waren so günstige, daß sie seit vorigem Jahre ohne Dolmetscher sich den Eingeborenen verständlich machen können. Im Winter fand mit einigen lernbegierigen Eskimoknaben Schulunterricht statt; daneben übte auch Missionar Weinland nicht ohne Erfolg eine ärztliche Thätigkeit aus. Letzterer machte im März v. J. eine Schlittenreise zum Jukon und kam dort, wie vorhin erwähnt, auch in Berührung mit der russischen orthodoxen Mission (Missionsblatt a. d. Brüderg. 1887, S. 28 f., 45 f., 72 f., 86 f.).

In der Dominion of Canada sind die Nachwehen des letzten Indianeraufstandes nunmehr vollständig überwunden. Seitdem das Dampfroß in 4—5 Tagen quer durch die ganze Breite von Britisch-Nordamerika hindurchbraust, scheint auch der sonst so abgeschlossene Nordwesten aus seiner Lethargie aufzuwachen; man plant von Manitoba aus eine Eisenbahnverbindung nach der Hudsonsbai, um die Cerealien des Landes billiger nach Europa verfrachten zu können, wobei freilich die Hudsonsbai mit ihren Nebeln und Eisbergen öfters ein Veto einlegen dürfte; seit vorigem Sommer schwimmt ein, nicht nur von den Eingeborenen, sondern auch von den einsamen Missionaren als halbes Wunder angestauntes Dampfboot auf dem gewaltigen Mackenzieflusse und gewährt den verschiedenen Missionsposten der Church Missionary Society innerhalb der arktischen Region eine etwas bessere Verbindung mit der civilisierten Welt.

In der Mackenzie-River-Diöcese hatte Bischof Bompas im vorigen Sommer die Freude, zwei junge Missionare, Wallis und Ellington, sowie den auf sein altes Arbeitsfeld zurückkehrenden Archidiakon Macdonald in Fort Simpson begrüßen zu können; alle drei dienen zur so nötigen Verstärkung der Tukudh-Indianermission zwischen dem Mackenzie und Jukon. Die Arbeit Missionar Canhams unter den Eskimostämmen am Unterlaufe des Mackenzie hat noch nicht viel sichtbare Erfolge, da jene Eingeborene einen heimtückischen Charakter haben (Church M. Intelligencer 1887, S. 244; Mission Life 1887, S. 300 f.).

Bischof Young hat im v. J. in seiner ausgedehnten Diöcese Athabaska mehrere große Bootreisen auf dem Peace River zwischen den Stationen Chipewyan, Vermillion und Dunvegan gemacht und berichtet hoffnungsvolles über die Missionsarbeit unter den Biberindianern. Leider sind die Masern unter den Indianern und Halfbreeds am Großen Sklavensee und in Vermillion ausgebrochen und richten große Verheerungen an. Unter den Chipewyan-Indianern macht das Evangelium wegen der konkurrierenden katholischen Mission nur langsame Fortschritte (Intellig. 1887, S. 382; Mission Life 1887, S. 301).

Wenige Monate, nachdem die Synode der Diöcese Saskatchewan in Prince Albert getagt hatte — unter Beteiligung von 3 Indianerhäuptlingen als Laienabgeordneten — starb der thatkräftige Bischof Mc Lean an den Folgen eines unglücklichen Falles aus seinem Wagen; die Indianermission hat viel an

diesem Manne verloren; zu seinem Nachfolger hat der Erzbischof von Canterbury den bisherigen Archidiakon von Manitoba, Pinkham, bestimmt (Intellig. 1886, S. 776, 905; 1887, S. 182).

In der Diöcese Caledonia macht noch immer, freilich in beklagenswerter Weise, die Missionsstation Metlakahtla viel von sich reden. Die von der Church Missionary Society im Frühjahr 1886 dahin entsandten Kommissare, General Touch und Rev. Blackett, haben nach eingehender Verhandlung und Nachforschung an Ort und Stelle konstatiert, daß der Laienmissionar Duncan in den letzten Jahren die missionarische Thätigkeit an den Tsimschinindianern immer mehr gegenüber seinen industriellen Bestrebungen und Liebhabereien hat zurücktreten lassen. Er verabsäumte es, Teile der heiligen Schrift in die Sprache der Eingeborenen zu übersetzen und weigerte sich bekanntlich hartnäckig, die Abendmahlsfeier in seiner Indianergemeinde einzuführen; auch das Sakrament der Taufe suchte er in eine einfache „Weihe" abzuschwächen; aber hier wenigstens zwang ihn der Unwille seiner eigenen Anhänger, wieder einzulenken.

Da Duncans Indianer, unter dessen stillschweigender Billigung, ungerechtfertigte Ansprüche auf die ihnen nur zur Nutznießung von der Regierung überwiesene Reservation machten, und die der Church Missionary Society treu gebliebenen Indianer — ungefähr 100 von den 600 Bewohnern Metlakahtlas — terrorisierten, so beschloß Sir Macdonald, der Premierminister von Canada, den Wirren durch Stationierung eines Indianeragenten und Magistratsbeamten in Metlakahtla ein Ende zu machen. Als nun Vermessungsbeamte die Grenzen der Reservation bestimmen wollten, wurden ihnen von Duncans Anhängern die Instrumente weggenommen und so die Arbeiten unmöglich gemacht. Aber es sollte noch ärger kommen. Kaum war dies Heldenstück vollbracht, so benutzten jene aufgewiegelten Indianer eine Fahrt des anglikanischen Bischofs Ridley nach dem nahen Victoria, um während seiner Abwesenheit auf dem Missionsgrundstücke unmittelbar vor den Fenstern des von der Frau des Bischofs und dem anglikanischen Missionar Nash bewohnten Hauses ein Gebäude zu errichten und dasselbe mit Bewaffneten zu besetzen; zuvor hatten sie die Umzäunung, welche das Missionsland umgab, niedergerissen. Als dann Ridley auf seinem Missionsdampfer „Evangeline" am 13. Oktober v. J. von Metlakahtla wieder anlangte, hatten Duncans Anhänger beschlossen, die Landung des Bischofs mit Waffengewalt zu verhindern; als sich indes die der anglikanischen Mission treugebliebenen Indianer zum Schutze des Bischofs ebenfalls bewaffnet am Ufer aufstellten, standen jene von ihrem Vorhaben ab. Daraufhin nun sandte die Regierung Anfang November v. J. das Kriegsschiff „Cormorant" nach Metlakahtla, von wo Duncan gerade verreist war; infolgedessen gelang es den Regierungsvertretern, die Hauptschuldigen ohne Blutvergießen gefangen zu nehmen und zur weiteren Aburteilung nach Victoria zu senden; auch wurde von den Indianern jenes Gebäude wieder beseitigt. Duncan hat sich seitdem nach Washington begeben, um mit der Regierung der Vereinigten Staaten über die Übersiedlung seiner Anhänger nach Alaska zu verhandeln. Auf die Kunde davon sollen übrigens Duncans Satelliten ihren Widerwillen gegen eine derartige

Auswanderung ausgesprochen haben (Intellig. 1886, S. 663 f., 906; 1887, S. 50, 116).

Auf der Station Aiyansch am Naß River ermunterte ein heidnischer Häuptling vom Stamme der Gitlakdamuk durch ein Geldgeschenk von 40 Mark den dortigen Missionar Mc. Cullagh zum Bau einer Stationskirche. Seine Worte lauteten: „Siehe, ich gebe Dir das Geld als einen Anfang. Ich lebe der Hoffnung, daß Gott mein Herz anfassen und mir Gnade geben wird, zu glauben und meine Kinder in seiner Weisheit aufzuziehen; so will ich denn einen vorläufigen Schritt auf dem Wege thun.“ (Church M. Gleaner 1886, S. 100.)

Auf den Königin-Charlotte-Inseln hat im Verlauf des v. J. Missionar Harrison wiederum eine große Anzahl — 80 — Heidahs taufen können; zum Bau einer neuen Kirche wurden an einem Sonntage von der Christengemeinde, die im ganzen 178 Getaufte umfaßt, nicht weniger als 100 Decken im Werte von 500 Mark geopfert. Neben seiner Thätigkeit in Predigt und Unterricht hat der Missionar auch literarisch gearbeitet, indem er leichtere Stücke aus dem Alten Testament und den größeren Teil des „Prayer Book“ übersetzt, sowie ein Heidah-Wörterbuch vollendet hat (Intellig. 1887, S. 245).

In der Diöcese New Westminster hat sich die Missionsflotille wieder um ein neues Fahrzeug vermehrt; es ist dies die sinnreich konstruierte Dampfschaluppe „Eirene“, mittelst welcher Missionar Croucher die einzelnen Stationen an dem reißenden Fraser Fluß leichter besuchen kann (Net 1886, S. 172 f.).

Dem Missionar Burman, welcher mit Unterstützung von seiten der „Church Missionary Society“ unter den aus den Vereinigten Staaten nach Manitoba übergetretenen Sioux-Indianern missioniert, widerfuhr die große Freude, auf seiner in der Nähe von Winniveg — in der Diöcese Rupertsland — gelegenen Station den ersten Sioux taufen zu können (Intellig. 1886, S. 645; Gleaner 1887, S. 50).

Die Missionsstation Churchill in der Diöcese Moosonee hat im vorigen Sommer ein sehr praktisches Geschenk von seiten der Missionsfreunde in Ottawa erhalten. Auf Anregung des Geologen Professor Bell und des Pastor Pollard daselbst ließ man nämlich ein mit allem nötigen Zubehör versehenes, zerlegbares Missionshaus herstellen; die kanadischen Eisenbahnen beförderten das Material frachtfrei nach dem Hafen Halifax und dort nahm es der zu einer Erforschung der Hudsonsbai ausgerüstete Regierungsdampfer an Bord, um das noble Geschenk seinerzeit an der Mündung des Churchill abzusetzen; es braucht nun nur noch 5 englische Meilen weit bis zum Stationsplatz transportiert und zusammengesetzt zu werden (Intellig. 1886, S. 708).

Missionar Winter, der bereits auf seiner Urlaubsreise nach England genug von den Gefahren arktischer Schifffahrt bestehen mußte, ist bei der Rückkehr auf seinen Posten am 30. August v. J., als das Schiff in der Nähe von Kap Churchill scheiterte, zusammen mit den Seinen nur wie durch ein Wunder dem Tode entronnen. Mit dem Schiffe ging auch alle Habe und aller Vorrat an Lebensmitteln — die immer auf ein Jahr berechnet sind — zu Grunde. Ein Gutes hatte jenes Unglück im Gefolge, daß Missionar Winter, welcher

seit Anfang d. J. seine Missionsarbeit in York Faktorei wieder begonnen hat, Gelegenheit hatte, die Liebe und Anhänglichkeit seiner Indianer zu erproben. Obgleich diese selbst sehr arm sind, so haben sie sich doch beeifert, ein Jedes von seiner geringen Habe der Missionsfamilie das Notwendigste zur Verfügung zu stellen und zwar ohne die geringste Gegengabe anzunehmen. Auch die Beamten der Hudsonsbai-Kompagnie zeigten sich sehr hilfsbereit (Ibidem 1886, S. 908 f.; 1887, S. 382).

Ein interessantes Zeugnis dafür, wie hoch die Indianer an der Hudsonsbai die Segnungen christlicher Gemeinschaft schätzen, liefert eine in dem New-Yorker Herald abgedruckte Korrespondenz des Nordpolfahrers Gilder, worin er unterm 10. Dezember v. J. von der York Faktorei schreibt, daß er bis nach Weihnachten dort liegen bleiben müsse, da seine Indianerführer sich weigerten, die Reise anzutreten, ehe sie sich nicht an der zu Weihnachten stattfindenden Abendmahlsfeier beteiligt hätten (Ibid. 1887, S. 245).

Wie Missionar Winter, so ist auch Archidiakon Vincent von England auf seinen Missionsposten nach Albany an der Hudsonsbai zurückgekehrt und hat nicht nur von seiten seiner Gemeinde freudigen Empfang gefunden, sondern es war sogar eine Schar Schädelindianer 200 Meilen weit auf Rindenkähnen herbeigeeilt, um ihn zu bewillkommnen. Diese letzteren hatten sich zuvor Taufunterricht erteilen lassen, so daß Vincent nach vorhergegangener Prüfung 78 derselben in die christliche Kirche aufnehmen konnte (Ibid. 1887, S. 119).

Missionar Peck, dem die Missionsarbeit unter den Eingeborenen — meist Eskimo — auf der Ostküste der Hudsonsbai anvertraut ist, machte im Sommer 1885 von Moose aus in 28 Tagen eine 600 Meilen lange, gefährliche Reise teils auf Schneeschuhen, teils auf Schlitten nach der Missionsstation Little Whale River, wo seine Ankunft unter den Eskimo große Freude anrichtete; letztere hatten sich, dank der gewissenhaften Arbeit zweier Nationalhelfer, getreulich zu Gottes Wort gehalten; einer von der Gemeinde hatte auf seinem Sterbelager ein freudiges Zeugnis von des Heilandes Macht und Liebe abgelegt. Bevor Peck nach Moose zurückkehrte, besuchte er die Indianer in Fort George, wobei er auf den zerfallenden Eisschollen der Küste mit knapper Mühe dem Tode entging. Im vorigen Sommer reiste er dann wieder, diesmal auf der ihm geschenkten Dampfschaluppe „Messenger" nach Fort George, wo er den Sommer über unter der Indianerbevölkerung missionieren wollte, um dann im Winter sich der Eskimogemeinde in Little Whale River zu widmen (Ibid. 1887, S. 118).

Die Alarmartikel, welche im vorigen Sommer durch die Tagespresse über eine grauenhafte Hungersnot unter den Indianern und Eskimo Labradors gingen, haben sich glücklicherweise als eine fette Zeitungsente erwiesen. Nur im südlichsten Teile von Labrador herrschte unter den weißen Ansiedlern Mangel, dem aber bald durch die Regierung abgeholfen wurde. Von den Stationen der Brüdergemeinde an der Labradorküste wird berichtet, daß das Jahr 1886 mit einem schneereichen Winter begann, in welchem von den Eskimo viel Renntiere erbeutet wurden. Die Station Rama war am 27. Mai v. J. in Gefahr, durch eine Lawine, welche von einem nahen, 2000' hohen Berge herabrollte, vernichtet zu werden; durch Gottes gnädige Bewahrung entstand aber nur

geringer Schaden. In Hoffenthal drohte die Trunksucht in der Gemeinde überhand zu nehmen; die strengen Maßregeln, zu denen man sich auf der Missionskonferenz in Nain entschloß, haben indes bei den Trinkern eine heilsame Furcht hervorgerufen. In Nain hätte im Herbst 1885 ein heftiger Sturm beinahe die beiden Missionsfahrzeuge „Meta" und „Union" zertrümmert; 80 Schuner scheiterten an der Küste und 70 Menschenleben gingen dabei verloren (Missionsblatt a. d. Brüderg. 1886, S. 202 f., 220 f.; 1887, S. 8 f., 46 f., 76 f., 90 f., 132 f.).

Die Canadischen Presbyterianer hatten im v. J. im Nordwesten der Dominion of Canada 14 Indianerreservationen mit einer Gesamtbevölkerung von 3200 Seelen unter ihrer Missionspflege und in 7 Schulen 125 Zöglinge. Sie sprechen sich hoffnungsvoll über ihre Arbeit aus; auch erkennen sie dankbar die Fürsorge an, welche die Regierung den Indianern im äußerlichen angedeihen läßt; so berichtet Missionar Mackay, daß zu den Indianern seines Bezirkes 4 tüchtige, missionsfreundliche Landwirtschaftslehrer gesandt wurden, um den Eingeborenen den Übergang zu einem seßhaften Leben zu erleichtern. Wenn trotz der Liberalität der Regierung noch manche Kranke und Schwache zu Grunde gehen, so fällt die Schuld daran auf die Indianer. So liefert z. B. der Regierungsagent jedem Kranken täglich ein Pfund Rindfleisch, welches am Montag gleich für die ganze Woche ausgegeben wird; wenn nun die Familie des Kranken das gelieferte Fleisch alsbald zu einem solennen Schmause braucht und der Kranke dann die übrigen Wochentage wieder zu Salzfleisch seine Zuflucht nehmen muß, so ist es kein Wunder, wenn die guten Absichten der Regierung vereitelt werden (Canada Presbyt. Record 1886, S. 238 f.).

Für die Indianerbevölkerung der Vereinigten Staaten wird fortab der 8. Februar dieses Jahres als ein roter Tag im Kalender gelten; denn an demselben erhielt die vom Senator Dawes längst eingebrachte und vom Senat genehmigte „Severalty Bill" durch die endliche Zustimmung des Repräsentantenhauses Gesetzeskraft; dieser Bill zufolge soll auf Wunsch der Beteiligten das Gesamteigentumsrecht der Indianerstämme auf die einzelnen Reservationen beseitigt und einer jeden Indianerfamilie genügendes Land als Privateigentum, welches aber in den ersten 25 Jahren nicht veräußerlich ist, zugewiesen werden; mit diesem Akte will man dann zugleich die Erteilung des Bürgerrechtes an die „Stiefkinder" der Union verbinden. Die bei der Austeilung übrigbleibenden Ländereien werden verkauft und deren Erlös zum Besten der betreffenden Indianerstämme von der Regierung verwaltet. Laut besonderer Gesetzgebung war bisher eine solche Landverteilung mit großem Erfolge bereits bei den Omahas und Santees vor sich gegangen. Kommissar Atkins, welcher das Indianer-Departement unter sich hat, spricht sich in seinem letzten Jahresberichte befriedigend über die Regierungsschulen in den einzelnen Reservationen aus. Im Jahre 1886 besuchten 9630 Indianerkinder diese Schulen, 15 % mehr als im Jahre zuvor. Da diese Zahlen die Indianerschulen im Staate New-York, die Schulen unter den „5 civilisierten Nationen" im Indianerterritorium und die Missionsschulen unberücksichtigt lassen, so muß man jene Zahl noch um 1000 erhöhen, um die wirkliche Gesamtsumme der Schüler zu erhalten. Die 9 evangelischen Kirchen der Union, welche Indianermission treiben, ver-

wandten im v. J. auf dieselbe 261 767 Dollars, während die mit so vielem Pomp und Selbstberäucherung auftretende katholische Kirche der Vereinigten Staaten im gleichen Zeitraume nur 25 105 Dollars für die Indianer übrig hatte. Leider hat der Kongreß der Vereinigten Staaten noch immer nicht die Bill genehmigt, welche bestimmt war, das den sogenannten „Missionsindianern“ in Kalifornien zugefügte Unrecht, welches die inzwischen verstorbene, begabte Helen Hunt Jackson in ihrem bekannten Buche „Ramona“ gebrandmarkt hat, zu beseitigen; ebenfalls dringlich wäre die Absolvierung jener Bill gewesen, welche eine ordentliche Rechtspflege im Indianerterritorium schaffen sollte. Gegenüber dieser Nachlässigkeit der Volksvertretung ist es ein wahrer Segen, daß seit 1882 die „Woman's National Indian Association“, die „Indian Rights Association“ und die „Lake Mohonk Conference“ die öffentliche Meinung zu Gunsten einer gerechten Behandlung der Indianer beeinflussen. Was Präsident Clevelands Stellung zur Indianerfrage anlangt, so hat derselbe im v. J. zu General Fisk die goldenen Worte gesprochen: „Sie mögen über verschiedene Pläne reden, aber ich sage Ihnen, nur eins kann die Indianer heben, die Gnade Gottes. Nichts anderes, als die christliche Religion wird uns helfen, die Indianerfrage zu lösen.“ (Spirit of Missions 1886, S. 10 f. Independent 1886, S. 1520; 1887, S. 373.)

Mittelamerika. Im Moskitogebiete konnte Missionar Smith zu Anfang v. J. von der neugegründeten Station Yulu aus wieder einige Indianerdörfer auf nicaraguanischem Territorium besuchen. Leider hat der neue Kommandant in Cap Gracias fernere Besuche des Missionars verboten, wenn sich derselbe nicht vorher bei ihm vorgestellt und um specielle Erlaubnis, den Indianern predigen zu dürfen, nachgesucht hat; man fürchtet eben katholischerseits den Einfluß der Brüdermission. Statt der alten baufälligen Kirche haben die warmherzigen Yuluindianer im vorigen Frühjahre ein auf 9000 Mark geschätztes neues Gotteshaus erbaut, zu dessen Kosten sie teils in Geld, teils in Arbeitsleistung ca. 7100 Mark beisteuerten. In dem Hauptorte Bluefields bringt der leichte Erwerb durch den Bananenexport nach New-Orleans und der rege Verkehr mit jener Hafenstadt manche Versuchung für die Christengemeinde mit sich; auch wird viel über das Einschleppen von ungläubigen und unsittlichen Schriften geklagt. Von Karata aus ist eine neue Missionsstation Twappi ins Leben gerufen worden; der dortige alte Häuptling Tumbu war glücklich, einen Missionar zu erhalten und hatte schon vor dessen Ankunft ein Wohnhaus für ihn erbauen und eine Plantage anlegen lassen; die dortige Schule wird bereits von 30 Kindern besucht. Die Gemeinde Magdala befindet sich in einer Übergangs- und Sichtungszeit; die vielen Fremden im Orte üben keinen guten Einfluß aus und erschweren auch die Arbeit auf den Indianerdörfern um Magdala (Missionsblatt a. d. Brüdergem. 1887, S. 49 f., 78 f., 110 f., 141 f.).

Südamerika. In Britisch-Guiana sind nun auch die Canadischen Presbyterianer in die Missionsarbeit an den Kulies eingetreten, ein erfreuliches Ereignis; denn die Zahl der aus Indien einwandernden Plantagenarbeiter nimmt fortwährend zu und sie bilden ein wichtiges Element in der Kolonie; nach dem „West Indian Quarterly“ (1887, S. 398 f.) waren von 270 042 Gesamteinwohnern jener Kolonie 97 646 ostindische Kulies, von

welchen 67 130 — nämlich 43 664 Männer und 23 466 Frauen — auf den Zuckerplantagen arbeiteten.

In Paraguay gedenkt die Südamerikanische Missionsgesellschaft demnächst unter der dortigen gutmütig gearteten Indianerbevölkerung eine Mission zu beginnen.

Im Feuerlande kommt die Mission immer mehr mit der „Civilisation" in Berührung; die große Insel Feuerland, an deren Südrande die Missionsstation Uschuwaja liegt, wird neuerdings von Goldsuchern, Schafzüchtern und Militärexpeditionen durchzogen, wobei sich herausgestellt hat, daß das Land im Innern gar nicht so wertlos ist, als es früher ausgeschrien war. Leider hat eine jener Militärexpeditionen in etwas brutaler Weise die Ona-Indianer angegriffen und dabei selbst Frauen und Kinder getötet und verwundet. Die Missionsthätigkeit unter den Yahgans ging bisher ungestört weiter; leid thut es uns, daß Missionar Bridges seine direkte Missionsthätigkeit aufgegeben hat und im Onagebiete eine große Farm anzulegen gedenkt, auf welcher er allerdings auch der Indianer sich annehmen will (South American Miss. Mag. 1887, S. 77 f., 101 f., 149 f.).

Literatur-Bericht.

1) **Hauck**: „Kirchengeschichte Deutschlands." 1. Teil: Bis zum Tode des Bonifatius. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung. 1887. 10,50 M. — „Vor 40 Jahren erschien — so führt ein dem Buche vorgedruckter Prospekt die Arbeit Haucks ein — der erste Band von Rettbergs Kirchengeschichte Deutschlands. Infolge des frühen Todes des Verfassers blieb das bedeutende Werk ein Torso. 20 Jahre später begann Friedrich die Arbeit an dem gleichen Gegenstande. Aber auch sein Werk gelangte nur bis zur 1. Abt. des 2. Bandes. Die Aufgabe: Die Entwicklung des religiösen und kirchlichen Lebens im deutschen Volke zu zeichnen, harrt noch ihrer Lösung." Mit dem vorliegenden Buche hat Prof. Hauck einen neuen Versuch zur Lösung dieser aus vielen Gründen gerade nicht leichten Aufgabe gemacht und dieser Versuch darf als ein im ganzen durchaus gelungener bezeichnet werden. Der Verfasser teilt die Fülle des von ihm (im 1. Teil) behandelten Stoffs in 3 Bücher: I. „Das Christentum in den Rheinlanden während der Römerzeit": 1. Die Verbreitung des Christentums; 2. Zur Charakteristik der religiösen und sittlichen Anschauungen. II. „Die fränkische Kirche": 1. Alamanen, Burgunder, Franken; 2. Kirche und Staat; 3. Sittliche und religiöse Zustände; 4. Das Mönchtum; 5. Fortschritt der Bekehrung Deutschlands; 6. Die Kirche im Kampf der Großen; und III. „Die Thätigkeit der angelsächsischen Missionare in Deutschland und das Verhältnis zu Rom bezw. die Geschichte des Bonifatius": 1. Die angelsächsische Mission in Friesland; 2. Wynfriths Jugend. Gründung der Kirche in Thüringen und Hessen; 3. Bonifatius Erzbischof.

Fortschritte im mittleren Deutschland. Organisation der bayrischen Kirche; 4. Reform der fränkischen Kirche; 5. Festigung der Verbindung mit Rom; 6. Ausgang des Bonifatius. Das ist leider eine etwas sehr allgemein gehaltene Inhaltsangabe — eine speciellere Übersicht in dem Buche selbst wäre zur leichteren Orientierung sehr wünschenswert — auf die wir uns aber dieses Orts beschränken müssen, um Raum zu gewinnen für einige weitere Bemerkungen zur Charakteristik der bedeutungsvollen Arbeit.

Zunächst imponiert die eminente Quellenmäßigkeit der Behandlung. Es ist geradezu staunenswert, was für ein riesiges, zum Teil entlegenes und schwer zu beschaffendes Quellenmaterial der gründlich belesene Verfasser verarbeitet hat. Dieses massenhafte Material kritisch zu sichten, die tausend oft nur kleinen Bruchstücke erst aus der Zerstreuung zu sammeln und dann am rechten Orte im Gesamtbild zu plazieren — welche ausdauernde Mühe hat schon diese Vorarbeit erfordert. Man muß dem Verfasser dankbar sein für die Fülle an charakteristischen und teilweise ausführlichen Citaten aus seinen Quellen, welche er in zahlreichen (und fügen wir sofort hinzu: auch lehrreichen) Anmerkungen anführt; aber je und je hätten wir gewünscht, daß er die konkreten Dinge, die seine Quellen und manchmal seine Anmerkungen mitteilen, mehr in den Text selbst verwoben hätte, statt auf Grund derselben sich mit einer allgemeinen Charakteristik zu begnügen. Vielfach hat ja diese Einwebung in der Weise, wie sie uns vorschwebt, stattgefunden, besonders in den Kapiteln, welche die sittlichen und religiösen Zustände schildern. Hier bildet die Schilderung oft ein ganz meisterhaftes Quellen-Mosaik, in dem sich Thatsache an Thatsache, ein konkreter Zug an den andern reiht. Aber es ist nicht immer so. Nur zwei beliebig herausgegriffene Beispiele, wo auch die Anmerkungen die konkreten Thatsachen nicht bieten, die man verlangt. S. 406 heißt es von Willibrord: „Wie es scheint, hatte er auch jetzt mit mannigfachem Widerstand zu kämpfen, den er nicht ohne Gewaltsamkeit überwand," und dazu die Anmerkung: „Das ergiebt sich aus Erzählungen wie Kap. 14 u. 20 der Biographie Alkuins." Da nun nicht jeder Leser in der Lage ist, die Biographie Alkuins nachzulesen, er aber doch wissen möchte, worin die Gewaltsamkeit Willibrords bestanden, warum ist der Kern der Erzählung, auf welche das Citat hinweist, nicht in den Text aufgenommen, der dadurch offenbar auch an Anschaulichkeit und Frische gewonnen haben würde? Nun bietet allerdings nicht immer die citierte Quelle selbst die Realitäten, die wir im Texte verlangen, aber sie lassen sich dann wenigstens teilweis anders woher beschaffen. Z. B. S. 421 heißt es von der reformatorischen Thätigkeit des Bonifatius: „Die Reform umschloß ebenso die vollständige Beseitigung des Heidentums und solcher Anschauungen und Einrichtungen, die Rom verwarf, die aber die keltischen Prediger in Thüringen heimisch gemacht hatten als die Unterwerfung des Klerus unter die kanonischen Vorschriften." Hier möchte man wieder gern wissen, worin die noch bestehenden heidnischen Zustände und besonders worin die von Rom verworfenen Anschauungen und Einrichtungen der keltischen Prediger bestanden haben? Die Anmerkung sagt ganz recht: „Die unklare Phrasenhaftigkeit Willibalds hindert eine klare Vorstellung;"

aber läßt sich nicht aus dem keltischen Literaturkreise ergänzen, was bei dem Biographen des Bonifatius fehlt?

Zum andern verdient die kritische Nüchternheit des Verfassers ganz besondere Anerkennung. Es ist wahrhaft wohlthuend, in einer Zeit hyperkritischer Originalitätssucht, wo der wissenschaftliche Ruhm so oft nur darin gesucht wird: die Glaubwürdigkeit der Quellen zu bestreiten und durch funkelnagelneue Hypothesen zu glänzen, einer hervorragenden historischen wissenschaftlichen Leistung von — sagen wir es kurz — so besonnen konservativem Charakter zu begegnen. Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen dieses wenigstens in unsern Augen große Lob zu begründen; nur bezüglich der Charakteristik des Bonifatius, bei der man es vielleicht zu beanstanden geneigt ist, ein kurzes Wort. Verfasser läßt sich auf die am stärksten von Ebrard verfochtene Anschauung von der Zerstörung eines durch die iroschottischen Glaubensboten in Deutschland gepflanzten relativ idealen evangelischen Christentums durch Bonifatius und die dadurch bedingte Herabwürdigung seiner Person überhaupt nicht ein. Er lehnt die Polemik speciell gegen Ebrard als zu nichts führend einfach ab, weil hüben und drüben eine ganz verschiedene Quellenbenutzung zu Grunde liege. Ich habe darauf hin sowohl Ebrards „Iroschottische Missionskirche" wie seinen „Bonifatius, den Zerstörer des columbanischen Kirchentums auf dem Festlande" wenigstens teilweis nochmals gelesen und muß gestehen, daß die polemikfreie und objektiv quellenmäßige Darstellung Haucks mich vollends von der tendenziösen Quellenverwertung Ebrards überzeugt hat. Ebrard hat in der That in bezug auf Bonifatius eine Methode der Quellenbenutzung befolgt, welche der von Janssen bezüglich Luthers geübten nicht ganz unähnlich ist. Dagegen nimmt Hauck den Standpunkt eines Historikers ein, der sine ira et studio die Geschichte darzustellen bemüht ist, wie sie sich auf Grund glaubhafter Quellen wirklich zugetragen, und die in ihr handelnden Personen zu würdigen sucht auf Grund ihrer eignen Überzeugungen und der Zeitverhältnisse. Allerdings darf den Protestanten ein wenig ira gegen den Bonifatius erfüllen, da er einer der Hauptbegründer der mittelalterlichen Papstmacht geworden; der Historiker aber darf sich durch diese ira weder zum Mißtrauen gegen seine Quellen noch zu persönlichen Vorurteilen verleiten lassen. Im ganzen wird man die Haucksche Darstellung wohl als die historische anerkennen müssen, wenngleich ein wenig Idealisierung mancher Maßnahmen des Bonifatius sowie seiner Person auch in der Gesamtcharakteristik (S. 544 ff.) mit untergelaufen ist.

Von ganz besonderem Interesse sind für uns natürlich die Missionspartien des Buchs gewesen und zwar sowohl um ihres historischen wie ihres missionsdidaktischen Wertes willen. Auch hier ein massenhaftes Detailmaterial; hunderte, ja tausende von Einzelmitteilungen der lehrreichsten Art — und doch vermißt man die anschauliche Schilderung des eigentlichen Missionsverfahrens und des Christianisierungsprozesses. Bezüglich des sittlichen Lebens, der kirchlichen Organisation, des Mönchstums, vor allem wie wir heut sagen: der Kirchenpolitik ist diese Anschaulichkeit vorhanden; warum nicht auch bei der specifischen Missionsthätigkeit?? Gerade darauf war ich besonders gespannt: quellenmäßig und ganz konkret belehrt zu werden über die Missionspredigt

(Art, Inhalt, Sprache derselben), die Missionsschule bezw. die Heranbildung eingeborner Geistlicher (Lehrplan, Stand der Schüler), die Missionsliteratur, die Taufvollziehung und Taufvorbereitung, die Anwendung von Symbolen, der Gebrauch von Gewaltmitteln, Organisation der Gemeinden (nicht bloß der Bistümer), Stellung der Mission zu Sklaverei, Vielweiberei und sonstigen heidnischen Unsitten u. dgl. Dieser 1. Teil der Kirchengeschichte Deutschlands ist doch wesentlich Missionsgeschichte, so sollte er auch auf die angedeuteten Missionsfragen viel mehr und viel specieller eingegangen sein, als thatsächlich geschehen ist. Allerdings fließen die Quellen spärlich; aber hätte der Verf. von vornherein auf diese specifischen Missionsfragen sein Auge gerichtet, so würde die Quellenfülle, aus der er geschöpft hat, ihm doch Material genug dargeboten haben. Vielleicht gefällt es ihm bei einer 2. Auflage, nach dieser Seite hin seine treffliche Arbeit zu vervollständigen.

Schließlich sei nur noch bemerkt, daß das gesamte Werk in 3 bis 4 Teilen zunächst bis zum Reformationszeitalter geführt und in Zwischenräumen von c. 2 Jahren weiter erscheinen soll.

2) **Schick**: „Predigt über Matth. 11, 29 u. 30 am Missionsfeste zu Nürnberg den 14. Juni 1887." Nürnberg, Rawsche Buchhandlung. 20 Pf. — Ein kräftiges und warmes Zeugnis, das in der gedruckten Form berufen ist, seinen Missionswerberdienst nun auch an weiteren Kreisen zu üben.

3) **Zychlinsky, von**: „Fünfundzwanzig Missionslieder." Selbstverlag des Verf. (Pastors zu Pilgramsdorf in Schlesien). 5 Pf., in 50 Expl. nur 3 Pf. Aus warmem Missionseifer geborne Lieder, meist Anlehnungen an englische Originale, nach verschiedenen deutschen Choralmelodien gedichtet. Als Probe sei der erste Vers aus dem bekannten Liede Hebers: From Greenland's icy mountains mitgeteilt:

Von Grönlands eisgekrönten Höhen
Von Indiens Korallenstrand,
Von Afrikas durchsonnten Seen
Und glutdurchwehtem goldnem Sand;
Von altehrwürdigen Gestaden
Von manchem schönen Palmenhain —
Wie werden dringend wir geladen
Ihr Land von Irrtum zu befrein.

Es würde dem Verf. eine große Freude sein, wenn viele Bestellungen auf die billigen und herzlichen Lieder bei ihm einliefen. Wck.

Deutsche Missionsarbeit unter den Eingebornen Australiens.

Von Pastor E. Wallroth in Ahrensboek (Fürstentum Lübeck).

(Schluß.)

4. Die Fortsetzung der Hermannsburger Arbeit.

Wir verließen die Hermannsburger, als der Missionar Homann in Adelaide Pastor wurde und die Station am Kilalpanina-See aufgegeben war. Einen neuen Missionsversuch machte die australische Synode (nach ihrer Trennung von der Immanuelsynode) mit Hilfe Hermannsburgs weiter hinein in Mittelaustralien.

Dort im Innern des Weltteils, mitten in seinem Herzen, in der Nähe des Finke-Flusses, welcher aber auch nur ein Creek ist, waren besonders durch Ernst Giles 1872 fruchtbarere Ebenen entdeckt und die kühne Vollendung des von dem australischen Stephan, dem Postdirektor Charl. Todd, unternommenen großen Überlandtelegraphen von Süd nach Nord hatte 1872 das Inneraustralien weniger schrecklich erscheinen lassen. Bewaffnete Telegraphenstationen auf der ganzen 1800 Meilen langen Strecke sicherten den Weg und ermöglichten manche weitere Forschung.[1] Neue Weideplätze und Goldlager lockten Abenteurer und Anbauer heran und die gesehenen Schwarzen Gott sei Dank! Missionare. — Die Kolonialregierung übergab sehr zuvorkommend am Finke-Creek der deutschen Mission für alle Zeiten ein Landstück[2]) und statt des aufgegebenen Hermannsburg am Kilalpanina-See wurde unter dem 24. Gr. südl. Breite und zwischen dem 132. und 133. Gr. östl. L. v. Gr. ein neues Hermannsburg gegründet.

Am 22. Oktober 1875 verließen die Hermannsburger Missionare Kempe und Schwarz nebst dem Missionspropst Heidenreich die Hauptstadt Adelaide und fuhren nordwärts. Nach vielen unsäglichen Beschwerden der langen Reise, welche den Mut auf die Probe stellte, und nachdem unterwegs von den mitgenommenen 3100 Schafen 900 verschmachtet waren, erreichten sie, der Telegraphenlinie ungefähr entlang reisend, endlich ihr ersehntes Ziel. Schon der Entdecker E. Giles[3]) hatte am 30. August 1872 angesichts des schönen Palmenthales am Finkefluß in sein Tagebuch geschrieben:

---

[1]) Peterm. geogr. Mitt. 1873, 185. 104.

[2]) „Von 900 engl. Quadratmeilen.“ Hermannsburger Missionsbl. 1876, 18 ist natürlich ein Druckfehler.

[3]) A. a. O. S. 184b.

„Ich war buchstäblich von schönen Blumen umgeben. Warum die Natur solche Blüten-Kleinode in so einer steinigen, sterilen Gegend ausgestreut hat, ist schwer zu verstehen, aber nie zuvor bin ich einer solchen Mannigfaltigkeit von Blumen aller Farben und Wohlgerüche begegnet." Schöne Fächerpalmen, einige darunter vom Wasser des Finke bespült, breiteten ihre majestätischen domförmigen Kronen in 60 Fuß Höhe aus, im auffallendsten Gegensatz zu dem blassen Grün der umstehenden Eukalypten (Gummibäume). — Auch G. A. Heidenreich schrieb am 31. August 1876, also gerade vier Jahr nach Giles Entdeckung, an Pastor Harms: „Ich ritt auf einen Hügel, um den Lauf des Finke zu sehen. Welch ein wunderbarer Anblick that sich da meinen Augen auf. Die große, weite uns zugeschriebene Gegend lag, als wenn Gott selbst sie begrenzt, mit vier Gebirgen vor mir."[1])

Erst Ende Mai 1877 kamen die beiden andern Missionare dem vorangeeilten Propste nach und am 7. Juni 1877, also gerade vor 10 Jahren, konnte Hermannsburg angelegt werden. Es liegt dicht am Finkefluß, wo dieser seinen Weg durch das Rotsandstein-James-Gebirge bricht, südlich vom schönen Mac-Donnell-Gebirge, der Wasserscheide zwischen Süd- und Nord-Australien, dicht bei dem Wendekreis des Steinbocks.[2]) Dann gings ans Aufrichten der Hürden, Ställe, Wohnungen u. s. w.; war doch das mitgenommene Vieh sehr wertvoll, da man von einem Verkehrsort 700 Meilen entfernt sich befand und nur die östlich gelegene Telegraphenstation Alice Springs (Alice-Quellen) die einzig benachbarte Niederlassung war.[3]) Viel kam nun darauf an, daß der Ackerbau glückte, da alles Mehl von Port Augusta am Spencergolf die 900 Meilen nordwärts für teure Preise[4]) hinaufgeschafft werden mußte. — Aber das Korn verdorrte, viele Ernten sind gering gewesen oder ganz ausgeblieben. Allerdings ist nun die Inland-Eisenbahn bis Farina nahe dem Eyre-See weitergeführt und dadurch die Herbeischaffung von Lebensmitteln bedeutend billiger geworden, immerhin aber ist die Entfernung bis zur Eisenbahn noch sehr groß und auch nicht durch Kameele leicht zu bewältigen.[5])

[1]) Hermannsburger Missionsbl. 1876, 18. 166. 218.

[2]) Etwa 35 Meilen nordwestlich vom kleinen Gosse-Bergzug, 15 Meilen südlich von dem Zusammenfluß des Rudall-Creek mit dem Finke, 6 Meilen nördlich von jenem Palmenthal. Die Eingebornen nennen den Finkefluß: Larabinda (Larapinta) oder Milchstraße der Erde und halten ihn für den Urheber der Himmelsmilchstraße, weil er so viel weißen Sand mit sich führt. A. a. O. 1880, 156. 1878, 44. 1876, 228. 1877, 218. 1878, 7.

[3]) Bis später sich in weiterem Umkreis mehrere Ansiedler niederließen.

[4]) 2000 Pfd. Mehl, welche an Ort und Stelle 220—240 M., kosten hier über 1000 M. (Hermannsburger Missionsbl. 1880, 11). Auch die Wolle der zahlreich sich mehrenden Schafe kann keinen einbringenden Absatz finden.

[5]) So daß die in der Allg. Miss.-Ztschr. 1880, 239 geäußerten Bedenken bis jetzt nicht widerlegt sind.

Als die Regierungsrationen für die Eingebornen in Hermannsburg ankamen und nach Regierungsvorschrift verteilt wurden, sammelten sich hier die Schwarzen, um täglich Mehl, etwas Zucker und Thee in Empfang zu nehmen. Am 25. November 1879 begann auch die Schule und versuchte die Kinder und andere Mitglieder der umwohnenden Stämme im Lesen, Schreiben und Singen zu unterrichten, ihnen auch, soweit es möglich war, Gottes Wort zu bringen.

Die dicht bei Hermannsburg weilenden Schwarzen nennen sich Mbonderinga d. h. Flußbewohner, die etwas weiter ins Gebirge hinein wohnenden: Puteringa oder Bergbewohner, und ein anderer der Station naher Stamm heißt: Altolinga d. i. abendwärtswohnende (oder Aldolinga).[1] Daß aber jeder Stamm seine Mundart spricht, machte viele Schwierigkeiten und verhinderte sehr den Verkehr zwischen der Station und den Lagern der Schwarzen.

„Was der Missionar Büttner sagt in der Allg. Miss.-Ztschr. 1880, 208, schreibt Kempe[2]) nach der Heimat, dem stimme ich ganz bei; denn wir erfahren es täglich immer mehr, wie schwierig es ist, den Heiden in ihrer Sprache die Geheimnisse des Himmelreichs zu verkündigen." Das kleine Wörterbuch der Dieri-Sprache vom Kilalpanina-See nützte nichts; hier wurde eine ganz andere Sprache geredet. Aber erschwert wurde ihre Erforschung und Anwendung dadurch, daß die Eingebornen zurückhaltend und viele Ausdrücke gar nicht in dieser Sprache wiederzugeben waren. So „reich" und „arm", denn die Leute sind dort wirklich alle gleich reich und arm. Wie will man ihnen dann das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus erklären? Sie sagten zu den Missionaren: Ihr seid „knira" d. h. groß, wir „gurka" klein. Für fast alle Abstrakta ist kein Wort vorhanden, eben weil es Begriffsdinge und nicht sinnliche sind. Mit manchen Wörtern hielten die an und für sich schon denkfaulen Schwarzen zurück, als sie merkten, worum es sich handle. Für „glücklich" mußte „beata" gebildet werden, „mara" gut und „kuna" schlecht halfen überall notgedrungen aus; „danken" giebt es nicht. Haben die Kinder die neuen Wörter begriffen, so ist es hinsichtlich der Alten sehr fraglich.

Der Bau der Aldolinga-Sprache ist sonst einfach; im Alphabet fehlen f, s, c, sch, q; doch ist die Deklination für alle Hauptwörter die-

---

[1]) Hermannsburger Missionsbl. 1880, 202. 1883, 203.

[2]) Hermannsburger Missionsbl. 1881, 30.

selbe und nur in der Einzahl gebräuchlich,[1]) ebenso werden alle Eigenschaftswörter und Fürwörter gebogen. Die Konjugation ist verwickelter, es giebt transitive und intransitive Zeitwörter, drei Numeri: Singular, Dual, Plural; das Passivum wird durch ein reciprokes Verbum ersetzt[2]) u. s. w.

So versucht deutscher Forschungsgeist in die Geheimnisse einer Sprache einzudringen, um so den Schlüssel des geistigen Verständnisses zu gewinnen. Daneben gingen Feldarbeiten und Bauten emsig weiter. Am 12. Nov. 1880 konnte die kleine schlichte Kirche eingeweiht werden, wobei Kempe über 1 Mose 28, 16—19 redete und am 14. November (25. Trin.) wurde der erste Sonntagsgottesdienst in ihr gehalten. In dem neuaufgeführten großen Schulraum erfreute das Weihnachtsfest bei gewaltiger Hitze durch Ansprache und kleine Geschenke die christlichen und heidnischen Eingebornen.

In der Schule gings rückwärts und vorwärts[3]) und die Schülerzahl schwankte 1881 zwischen 4 und 19, war 1883 zwanzig stark. Der Unterricht in den notwendigsten Fächern wurde durch eine Fibel in der fremden Sprache sehr erleichtert und erfreute, wenn auch langsam nur fortschreitend die Missionare. Das Rechnen aber fiel den Kindern sehr schwer.[4])

Immermehr wurde Hermannsburg von den umwohnenden Heiden als Zuflucht und Krankenhaus für Kinder, Alte und Kranke betrachtet und die Sprache Gottes „Angatia Alxiraka" gefiel manchem. 1883 hielten sich 60 Heiden zur Station, unter ihnen drei blinde Männer und eine

---

[1]) Der Mann: atua, Genit. atuka, Dat. atunga, Vok. atuai, Abl. atnla, überhaupt werden alle Wörter nur hinten verändert.

[2]) Z. B. ilknima waschen, ilknilima sich waschen. Die drei Tempora: Präsens, Perfekt, Futur sind durch die modi des Indikativs, Konjunktivs, Optativs, Supinums reichhaltig. Außerdem giebts noch eine umschreibende Form der Bedingung. Hilfszeitwörter sind „lima gehen, ilama thun, nama sitzen, sein", welche nicht besonders gebogen, sondern nur dem Hauptverb angehängt werden. „Werden" heißt rima oder irima, menta krank, mentirima krank werden. — Hier noch Mark. 7, 31 f. in Übersetzung und wörtlicher Wiedergabe:

Atua Männer nrbnqa einige ninta einen atua Mann Jesuka zu Jesu inirirexika haben gebracht, nana der janauka konnte nicht hören, aragalta der Mund manta stumpf naka war. Etna sie Jesunga Jesum inkaka baten ilqa die Hand ekurela seine tananga auf denselben inbaraxika zu legen. — (Hermannsburger Missionsbl. 1881, 45—48.)

[3]) Allg. Miss.-Ztschr. 1882, 335. Hermannsburger Missionsbl. 1882, 67 ff. 1885, 21 u. s. w.

[4]) Was über 2 ist, nennen sie urbura (einige) oder njara (viele), wenn es mehr sind, als die Zahl der Finger.

blinde Frau. Auch gegen die Gewaltthätigkeiten der Ansiedler, wenn ein Schwarzer gestohlen hatte und dafür der ganze Stamm leiden sollte, versuchten die Sendboten die Eingebornen zu beschützen, so gut es eben ging. Leider aber waren die Heiden unter sich selbst sehr uneins und befehdeten einander häufig um kleine Ursachen, suchen auch die Ursache eines natürlichen Todes in Zauberei und Ermordung seitens eines andern Stammes.[1])

An einem Punkte können die Missionare immer von neuem wieder mit der Heilsbotschaft einsetzen, wenns auch viel Arbeit und Geduld erfordert, das ist die Furcht der Eingebornen vor dem Tode. Davon mag der Schwarze nicht hören, noch sprechen, läßt die Namen seiner Toten gar nicht über seine Lippen kommen. Von Jünglingen, welche eines natürlichen Todes gestorben sind, sagt man, sie wären von giftigen Tieren oder von bösen Menschen umgebracht. Die Missionare erlebten solches Schreckensbild der Todesangst beim Dahinscheiden ihres Schülers Omataka am 11. November 1882.[2])

Unter diesen elenden Leuten, welche bei aller Liebe zur irdischen Nahrung und sinnlicher Begierde tief trauern und oft so stumpf und teilnahmlos Gottes Wort anhören, arbeiten die Hermannsburger als die Totengräber des aussterbenden armen Volkes des innern Australiens. Sie läuten ihnen eine christliche Totenglocke und bemühen sich, den Elenden das Wort des Lebens vorher zuzurufen. — Ihre Arbeit ist stille vor der Welt, kund aber vor Gott und auch von irdischer Obrigkeit[3]) anerkannt. Schon ist auch den Hermannsburgern unter den Balebi-Stämmen am Bloomfieldfluß[4]) südlich von Cooktown von der Regierung die Errichtung der nötigen Gebäude und die Ansiedelungssumme der Eingebornen für ein Jahr zugesagt.[5])

[1]) Eine derartige Geschichte in Allg. Miss.-Ztschr. 1883, 381 nach Hermannsburger Missionsbl. 1883, 18—21. Wenn sie in einem Bericht (Missionsbl. 1880, 204) ein „friedliches, harmloses Geschlecht" genannt werden, so ist dies später widerlegt 1881, 79 und oft.

[2]) Hermannsburger Missionsbl. 1883, 183—188: Sehr anschaulich! — traurig.

[3]) Bericht des Stationsdirektors Flint in Alice Springs an den englischen Kolonialminister 1880, 43 f. 1886, 92 f.

[4]) Nach den neusten Nachrichten übernimmt die vereinigte Immanuelsynode von Südaustralien und Queensland die Missionsreserve Bloomfield. Vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1887, 276.

[5]) Missionsbl. a. d. Brüdergemeinde 1887, 23. — 1885 waren 21 Europäer auf der Station Hermannsburg, 9 Männer, 4 Frauen, 5 Knaben, 3 Mädchen, 8 bis 16 Schwarze in Arbeit und 18 Schulkinder. (Hermannsburger Missionsbl. 1886, 92.)

5. Das Missionswerk der Brüdergemeinde.

A. Zwei vergebliche Versuche

a) am Boga-See.

In der auch für Deutschland schweren Zeit des Jahres 1849 wagten dennoch die Herrnhuter die Seile ihres Missionszeltes weiterzustecken und sandten im Oktober 1849 die beiden gebildeten Laien Täger und Spieseke in die Provinz Viktoria aus, um der Ureinwohner sich zu erbarmen. Vom stellvertretenden Gouverneur Josef la Trobe und mehreren englischen Geistlichen freundlich in Melbourne 1850 im Februar empfangen, versuchten sie unter der Leitung des frommen Engländers Parker zu Mount Franklin die schwere Sprache der Eingebornen zu erlernen und einen geeigneten Arbeitsplatz auszuwählen. Nach langem mühsamen Umherstreifen kamen sie an den Boga-See, welcher nordnordöstlich von Melbourne an der Mündung des Loddon-Flusses in den Gulba (Murray) liegt.

Im Oktober 1851 errichteten sie hier ein Blockhaus und siedelten sich auf dem von der Kolonialregierung ihnen zugesicherten Grundstück an. Leider aber traf die Vorhersagung eines Kolonisten nur allzubald ein, daß nicht die Schwarzen, sondern die Weißen ihnen die Arbeit sehr erschweren würden. Denn die Goldgier lockte viele Abenteurer nach dem Alexanderberg und führte namentlich die Goldsucher aus Adelaide bei der Missionsniederlassung dicht vorbei. Nicht nur durch Diebstahl schadeten sie den Missionaren, sondern auch durch Verleumdungen und albernes Gerede, welche aber, von den Eingebornen gläubig hingenommen, diese den Sendboten entfremdeten. Die Goldgräber z. B. erzählten, die beiden Missionare wollten die Einwohner vergiften; sie hätten sogar einen großen Kessel zum Kochen der Schwarzen u. dgl. m. Verwickelter wurde die Sache durch die Entdeckung neuer Goldfelder, und viele freche Weiße sahen in den Missionaren die unbequemen Beschützer der Eingebornen und Vereitler der schnöden Lüste. Die schwarzen Frauen, von ihren eigenen Männern den weißen Ansiedlern preisgegeben, suchten auf der Station Schutz, um nicht „weggeborgt" zu werden. Im Jahre 1854 kam Bruder Hansen zur Mitarbeit an und schon waren 20 bis 30 Eingeborne am Boga-See seßhaft geworden, glaubten nicht mehr den falschen Verleumdungen und vertrauten den Herrnhutern. „Wauinka" d. h. satt, riefen sie nach genossener Mahlzeit den Missionaren zu, oder ein andermal nach Empfang von Kleidungsstücken und gehörter Predigt: „Bartabullepea" habt Geduld für jetzt. Neue Wohnungen mußten erbaut und ein großes Gehege hergestellt werden, aber gegen die Heilsbotschaft blieben die Schwarzen gleichgiltig, da ihnen Tabak besser zusagte, als die Predigt.

Leider wurde der sanguinische, andrerseits aber leichter verzagende Täger von einem langwierigen Flechtenleiden heimgesucht, wies den Rat eines Melbourner Arztes, nach Europa zurückzukehren, von sich, blieb aber leidend. Spieseke arbeitete trotz einer öfters wieder auftretenden Augenentzündung fort. Da aber machte ein benachbarter Ansiedler vorgebliche Ansprüche auf einen Teil des Missionslandes; ein Polizeibeamter ließ im März 1856 sogar eine Landstraße mitten durchs Missionsgebiet legen, ein neuer bequemer Vorwand für die Auswanderer, sich vieler Sachen der Herrnhuter zu bemächtigen. Der Vorsteher Täger reiste nun nach Melbourne, wo leider la Trobes Nachfolger soeben gestorben war, erkrankte hier an einer vergifteten Speise und kündigte entmutigt zum 1. Juli 1856 die Aufhebung der Station an, da er, von den Behörden in Stich gelassen, keinen Prozeß anfangen wolle. Spieseke und Hansen konnten diesen Schritt nicht mehr rückgängig machen und Ende Mai 1856 verließen alle die Bogastation und kehrten nach Herrnhut zurück. Die Missionsdirektion der Brüdergemeinde hat in ihrem Märzheft des Missionsblattes 1857 die Eigenmächtigkeit, Übereilung und Verzagtheit Tägers freimütig getadelt. Die Gemeinde fühlte in den ruhmlos Heimkehrenden ihre eigene Ehre gekränkt; Flüchtlinge sind in Herrnhut ein fremder Anblick. Hansens Verantwortlichkeit ist gering, Spieseke hat eine ihm etwa anhaftende Feigheit wieder gut gemacht, der arme Täger behielt eine bittere Erinnerung an den übereilten Abschluß der Bogamission.[1] Wir aber wollen keinen Stein auf den kranken Täger werfen; krankhaft erregt hat er gehandelt, krank blieb er bis ans Lebensende.

b) am Kopperamana-See.

Schon bei der obigen Erzählung begegneten wir der Brüdergemeinde am Cooper-Creek und sahen ihre erschwerte Missionsarbeit; doch muß hier etwas zurückgegriffen werden. Auf Bitten der Viktoria-Association, einer Vereinigung verschiedener Kirchen in Südaustralien, wurden von Herrnhut die vier Brüder Walder, Kramer, Kühn und Meißel abgesandt. Am 24. November 1864 in Melbourne angelangt, benutzten sie die Wartezeit, für die Sache des Herrn an verschiedenen Orten zu wirken. Kühn fand auf der kleinen Halbinsel York in der Nähe der Orte Wallara und Kadina eine hoffnungsvolle Thätigkeit unter den Schwarzen und erhielt später bei Point Pierre von der Regierung ein Grundstück zur Anlegung

[1]) Sehr ausführlich im Baseler Miss.-Mag. 1860, 245—272. H. G. Schneider a. a. O. 1882, 70 ff.

der Station Burkoyanna,[1]) die andern drei reisten 1866 unter unbeschreiblichen Drangsalen, ähnlich wie die Hermannsburger, durch öde Sandebenen nach dem uns bekannten Cooper-Creek. Am 3. Dezember 1866 beim Hope-See angelangt, gründeten sie am Kopperamana-See, nahe dem Kilalpanina-See,[2]) eine Station. In einer Erdhöhle wohnend, begannen sie ihr Werk, brachten auch 3, dann 9 Schüler zusammen. Erzählt ist schon, daß die Brüder mit den Hermannsburgern nach Bulkatanina vor den Schwarzen flüchten mußten. Aber im November 1867 konnten sie ihre Arbeit am Kopperamana-See wieder aufnehmen, doch zunehmende Dürre, gänzliche Verdunstung des Sees,[3]) die teure, sehr erschwerte Versorgung mit Lebensmitteln veranlaßten die Aufhebung dieses Platzes. Ende 1868 erhielten die treuen Missionare nach ausdauernder gefährlicher Anstrengung die Erlaubnis zur Wegreise.[4])

B. Zwei gesegnete Arbeitsfelder.

Die übereilte Niederlegung der Boga-See-Mission von 1856 wurde schon im folgenden Jahre wieder gut gemacht. Auf Rat der Kolonialregierung wurde jener Platz nicht wieder in Angriff genommen, sondern die Gegend des Zeroberges im Distrikt Wimmera, ungefähr halbwegs zwischen Adelaide und Melbourne, ausgewählt. Der uns bekannte Spieseke und Hagenauer konnten im Sommer 1858 das Anerbieten des christlichgesinnten Ansiedlers Ellermann, welcher schon viel für die Eingebornen gethan hatte, annehmen und dicht bei dessen Ansiedelung Antwerp einen Platz auswählen.[5])

[1]) „Äußerlich im Dienste einer andern Kirche stehend, aber nach wie vor Mitglied der Brüdergemeinde und in Verbindung mit der Missionsdirektion derselben" (H. G. Schneider a. a. O. 1882, 185) sah Kühn schöne Früchte seiner Arbeit. Vgl. Baseler Miss.-Mag. 1876, 379 f. 428 f. Missionsbl. der Brüdergemeinde 1880, 72. 1881, 233. 1882, 195. 1883, 41. 1884, 236. 1886, 137 f. und die Anerkennung im Globus XXIX, Heft 1. (Allg. Miss.-Ztschr. 1876, 403.)

[2]) Wo Anfang 1867 sich die Hermannsburger niederließen. Die drei Herrnhuter lieferten auch geographische Arbeiten. Pet. geogr. Mitt. 1867, Tafel 17, S. 442 f. 1870, 5.

[3]) Eine große Verstimmung zwischen ihnen und den Hermannsburgern (Burkh.-Grundemann: Kl. Miss.-Bibl. IV, 3, 279).

[4]) Meißel und Walder gingen nach Westindien und Suriname, Kramer nach Ramahyuk.

[5]) Die Losung des Landungstages der beiden Brüder war Joh. 17, 18 nebst dem Liedervers: „Hier hast du uns alle zu deinen Befehlen | Je mehr du befiehlst, je mehr Siege wir zählen." — Die Kolonialregierung gab eine Quadratmeile Landes, Ellermann die zweite, zwei andere Missionsfreunde und benachbarte Ansiedler die dritte; so kam ein gut gelegener, wasserreicher Landstrich in die Hände der beiden

Am 10. Januar 1859 begannen Spieseke und Hagenauer den Aufbau der Station Ebenezer. Mit Hilfe der beiden Eingebornen Young Bony und Old Charley wurde vormittags das Gebüsch ausgerodet, nachmittags die Baustelle fürs Blockhaus abgesteckt; nach gesprochenem Gebet fällten sie den ersten Baum. Bereits nach acht Tagen hielt Hagenauer Schule: Bony, der 15jährige muntere Dallio und der 12jährige hübsche Knabe Corney waren nach gründlicher Reinigung des Leibes die ersten A-B-C-Schützen. Schwerer war es, den Schwarzen im Camp (Lager) die Heilsbotschaft näher zu bringen. Die erste Antwort war: Gieb mir zu essen, gieb mir Kleidung; selbst Old Charley kann sich den lieben Gott nur als einen vornehmen, sehr reichen weißen Herdenbesitzer vorstellen. Doch hörten die Eingebornen dem Gottesdienst willig zu und kehrten auch nach längerem Umherschweifen, Korroborri-Tanzen zur Station wie zu einem mächtigeren Anziehungspunkt zurück.

An Young Boney und einem andern Schüler Pepper [1]) hatten die Missionare große Freude; des Wanderlebens überdrüssig bauten sich beide unter Aufsicht der Lehrer eine Hütte aus Baumrinde mit einem gemauerten Schornstein; auch der Knabe Corney zog zu ihnen. Ein kleiner Garten wurde angelegt und die ersten Schwarzen dieser Station einer christlichen Bildung näher gebracht.

Mit Bewunderung sah ein Arzt aus dem benachbarten Horsham diese Veränderung der scheinbar ganz stumpfsinnigen Schwarzen. Mit inniger Freude kam der mutige Spieseke eines Tages aus dem Lager zurück, wo er Frieden gestiftet hatte und mit Gelächter mußte ein Zauberdoktor, der Betrügerei vom Missionar überführt, abziehen.

Weil die Zahl der Schwarzen wuchs und durch Peppers Entschiedenheit oft zusammengehalten wurde und da allerlei Gaben eintrafen, [2]) konnte an den Bau eines Kirchleins gedacht werden; 35 Ellen lang, 18 Ellen hoch mit Platz für etwa 180 Leute wurde sie aufgeführt und am 12. Aug. 1860 rief die kleine Glocke — das Geschenk sächsischer Freunde — alle Nahen und Ferneren zur Kirchweih zusammen.

Herrnhuter, welcher später durch die Regierung vergrößert wurde (Jahresber. 1877, 22). Die letztere versorgte auch mit Nahrung diejenigen Schwarzen, welche sonst verarmten.

[1]) Näheres über Pepper: Burkh.-Grundemann: Kl. Miss.-Bibl. IV, 3, 273. 283. Baseler Miss.-Mag. 1816, 273. 60, 277. 1877, 493 ff. H. G. Schneider a. a. O. 175—182.

[2]) Z. B. 12000 Dachschindeln, von den Gebrüdern Wilson 600 Schafe, von Ellermann und Schulkindern mancherlei.

Hagenauer eröffnete den Gottesdienst mit Gesang, Lesen der Tageslosung und des 84. Psalms; Pastor Chase, von Melbourne eigens heraufgekommen, hielt die tief bewegende Weiherede über Joh. 6, 35 und Spieseke taufte Pepper mit Hinzufügung des Namens Nathanael.[1])

Als neuer Helfer trat am 2. Nov. 1861 Francis aus England und nach dessen Ausscheiden aus dem Missionsdienst am 7. Mai 1864 Hartmann ein, welcher aber seiner kränklichen Frau wegen nach Nordamerika übersiedelte. Dann folgte 1872 Stähle und 1875 Kramer, später die Geschwister Bogisch.

Das gesegnete Werk in Ebenezer wurde allerwärts in der Provinz Viktoria bekannt und widerlegte jeglichen Irrtum über die Bildungsfähigkeit der Schwarzen; hatten doch die Herrnhuter gleich anfangs auf die Verkündigung des Gotteswortes einen ebenso großen Nachdruck gelegt, wie auf die Gewöhnung zur Thätigkeit. Da schlug, durch die Erfolge ermutigt, die presbyterianische Kirche Viktorias vor, die Brüdergemeinde möge im Gippsland in der südöstlichen Ecke Australiens eine neue Station anlegen. Die Missionsdirektion ging darauf ein und die Brüder, obgleich überhäuft mit schwerer Arbeit, trennten sich: Spieseke blieb in Ebenezer, der eben verehelichte Hagenauer reiste im Juli 1861 ostwärts.

Bei den „grünen Hügeln" von der Regierung hingehalten und um einen passenden Platz getäuscht, auch von Goldgräbern vertrieben, mietete er bei „Springplain" ein Häuschen und begann Schwarze um sich zu versammeln. Die Missionarin unterrichtete Frauen und Mädchen; ja selbst König James erscheint mit einem hellen Cylinderhut und verdient sich durch Holzkleinmachen eine Erquickung. Aber die hier von der Regierung angewiesene Reserve lag in zu ungesunder, kalter, morastreicher Gegend, und neuentdeckte Goldfelder machten eine Station unmöglich. Im Januar und Februar 1863 erlebten Hagenauer und Frau, auf den Regierungsbescheid wartend, schwere Buschfeuer, dann große Überschwemmungen; aber treu hielten die Schwarzen zum Missionar, welcher bei ausbrechendem Streit dem Worte Gottes Achtung zu verschaffen weiß. Auch James begreift den Frieden der frohen Botschaft und sagte zu den umstehenden Eingebornen: „Wir haben lange genug einander umgebracht und in unserer Unwissenheit und Finsternis totgeschlagen; jetzt muß es anders werden; nichts kann uns so zur Ruhe bringen, als das Wort von Jesus Christus." Alle in ihre Decken gehüllten wilden Heiden stehen friedlich umher und knien mit dem Missionar nieder zum Gebete.

[1]) Baseler Miss.-Mag. 1877, 489—496, wo auch S. 486 die rührende Geschichte von William Wimmera erzählt ist, berichtet Ausführlicheres.

Endlich wird in der Nähe der Stadt Sale am Avonfluß beim Wellington-See auf Veranlassung einflußreicher hochgestellter Missionsfreunde von der Regierung das erforderliche Land zur Niederlassung bewilligt und im August 1863 siedelte Hagenauer mit allen Schwarzen dahin über. Die neue Station sollte nach Wunsch der Presbyterianer Rama heißen, wurde aber von den Eingebornen Ramahyuk d. h. „Rama unsere Heimat" genannt. Der treue Hagenauer schnallte von seinem Pferdesattel die Bibel ab, las und erklärte den 84. Psalm — hiermit gründete er Ramahyuk. Im November 1863 wurde das Missionshaus bezogen; in der Nachbarschaft aber bezweifelten viele es, daß die Schwarzen sich hier ansiedeln und die Station gedeihen würde.

Welch liebliches Bild aber war der Ort nach Verlauf einiger Jahre. Dicht am Ufer des Avonflusses liegt, hoch über alle Niederungen, dadurch gegen die Sumpfdünste geschützt, das Missionshaus mit seinem hübschen Garten. Der Weg vom Fluß zum Hause führt durch gut gepflegte Anpflanzungen von Hopfen und Arrowroot. Von dem Vorbau des Missionsgebäudes übersieht man die ganze Station, links das Regierungsmagazin, das Vorratshaus, eine Wohnung für den Missionsgehilfen nebst Schulraum, das große Haus für unverheiratete Männer und Knaben, rechts zwei hübsche Häuschen, von den zwei ersten Täuflingen Jimmy und Charley erbaut, nebenan die Kirche[1]) mit einem 42 Fuß hohen Turm. Alle Gebäude sind aus Holz aufgeführt, machen aber durch ihren weißen Anstrich einen freundlichen Eindruck. Die 15 Häuser der Schwarzen haben ebenfalls eine Veranda und überraschen durch ihre große Reinlichkeit. Hinter diesen Gebäuden erheben sich Gummi- und Buchsbäume, in weiter Ferne die australischen Alpen. Wie ein australisches Metla Catla liegt Ramahyuk vor unsern Blicken; der nahe Wellingtonsee giebt den Schwarzen Fische und die Niederungen viele Schwaneneier; viele viele Freude machen die Schulkinder und manches glückliche Schreiben[2]) ging aus dem Missionshaus, wo Hagenauer und Kramer[3]) wohnen, nach Herrnhut. Wiederholt hat der Regierungsschulinspektor die Schulen der Brüder gelobt; und in Ramahyuk konnten z. B. 1882 im ganzen 34 Kinder unterrichtet werden.

Auch auf Ebenezer gings vorwärts; die alte baufällige, auch zu

[1]) Am 12. Aug. 1865 gegründet und am 18. März 1866 durch Jimmys (James Mathews) Taufe eingeweiht.

[2]) Vgl. z. B. auch Allg. Miss.-Ztschr. 1882, 333—335. Schwarze Schüler haben Bitt- und Denkschriften schön abgeschrieben, so auch an Ellermann, als er Geistlicher wurde.

[3]) Letzterer mußte 1876 dem alternden Spieseke helfen.

kleine Kirche von 1860 wurde 1875 (1. Januar) durch eine neue ersetzt; das 1863 aus Deutschland gesandte Harmonium wird von einem — Schwarzen gespielt und in den Hütten der Eingebornen ertönen nicht nur an den Sonntagsabenden geistliche Lieder;[1]) 1873 erstand ein Waisenhaus und 1876 mit Hilfe der Herrnhuter Sonntagskinder eins mit Krankenzimmern, wie denn schon 1863 ein Krankenhaus für Eingeborne zu Ebenezer errichtet war.

Ein gutes Zeichen christlichen Lebens ist die Fröhlichkeit des Gebens nicht nur für eigene Kirchzwecke, sondern auch anderswohin, z. B. für die Aussätzigen zu Jerusalem.[2])

Auch seitens der Kolonialregierung und freisinniger Zeitungen blieb Anerkennung und Lob[3]) nicht aus; man war von der unbegreiflichen Veränderung der früher betrunkenen, vertierten Schwarzen ganz überrascht. — Der unermüdliche Missionar Hagenauer wurde zum Generalsuperintendent aller Stationen der Schwarzen in der Kolonie Viktoria ernannt und auch zur Beratung über die zweckmäßigsten Gesetze hinsichtlich der Stellung der Halbblutleute herangezogen.[4]) Vor mehreren Jahren (1856) verließen die Herrnhuter das Land, weil sie glaubten, alles wäre vergeblich, auch die Weißen feindlich und nun genießen sie das Vertrauen aller dortigen Kirchen und Behörden; tagen eingeladen in dem Haus, in welchem der gesetzgebende Rat für die ganze Provinz seine Sitzungen hält; selbst Katholiken und Juden steuern freiwillig zu beiden Missionsplätzen bei.

Doch neben allen äußeren und inneren Erfolgen hatte auch Ebenezer und Ramahyuk ihren Pfahl im Fleisch. Ganz abgesehen von einer besonders in Ebenezer oft wiederkehrenden Dürre der Natur, machte sich bei fast allen Eingebornen ein Stumpfsinn, eine leiblich sinnliche Denkart, bei den

---

[1]) Schwarze Kinder führten in benachbarten Orten sogar kleine Gesangstücke auf (Überblick 1879, S. 42.)

[2]) 1881 mehr als 100 M., ein andermal 90 M.; 1875 fürs Missionsschiff der Mosquitoküste. (Missionsbl. der Brüdergemeinde 1882, 57. 1883, 191.)

[3]) Vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1879, 419. Globus 1876, Nr. 1 und dazu Allg. Miss.-Ztschr. 1876, 402 f. So meldet der Generalinspektor: „Es scheint mir, daß die Missionare notwendigerweise bessere Wirtschafter sind, als andere Beamte, weil sie mehr mit dem Herzen bei der Sache sind und ich glaube, dies betrifft besonders die Brüdermissionare." (Jahresbericht 1877, 23.)

[4]) So am 21. Aug. 1883 zu Melbourne; Hagenauer wurde beauftragt, einen derartigen Plan auszuarbeiten. (Missionsbl. a. d. Br. 1884, 137. Vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 76.) Über die zwei Papuaburschen als Gehilfen der Kolonialausstellungskommission vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1887, 277.

jungen aber eine Wandersucht und sittliche Ausschweifungen, bei beiden Aberglaube geltend; auch fehlte Ausdauer und fester bekennender Heldenmut. In Ebenezer mußte man über Zank und Trunkenheit[1]) und geheimes Kartenspiel klagen, manche Mühe und Arbeit wurde mit Undank belohnt. Die neue Eisenbahnanlage zwischen Horsham und Dimboola dicht bei der Station zog manchen Schwarzen wegen der höheren Löhne an, aber dadurch auch in Verführung und Gefahr. Für das erworbene Geld wurde oft statt nützlicher Hausstandsgegenstände allerlei Tand und Luxuskram angeschafft; allerdings waren auch in fast jedem Hause eine Nähmaschine, in einigen sogar ein Harmonium.[2]) — Sind solche Klagen nicht auch bei uns vernehmbar? Weiß nicht jeder Pastor ähnliches zu berichten?

Gäbe Gott, daß wir bei uns auch von solchen Sterbebetten erzählen könnten, wie die Herrnhuter auf den beiden Stationen zu berichten haben. Nicht süßlich, sondern im nüchternen, klaren, erhebenden Ton erzählen die Brüder von den letzten Stunden einiger Schutzbefohlenen.[3]) Selig im Herrn starb 1879 Corny, nur zufrieden, wenn Kramer an seinem Bette saß, selig heimging unter der Vorlesung des letzten Bibelkapitels Minnie Bowdens.

Aber wie Ostertag die Brüdergemeinde, welche sich ja besonders der Ärmsten unter den Heiden annimmt, mit Recht „die barmherzige Diakonissin der todkranken Heidenwelt" nannte, so ist sie es vor allem in Australien unter den Papuas. Das ganze Volk stirbt rasch dahin,[4]) aber, wills Gott, unter dem Kreuz Jesu!

In Ebenezer leben nur noch die letzten Trümmer des Wimmera-Stammes; von den Carris Plain leben nur noch vier alte Männer, darunter ein blinder; vom Horsham-Stamm drei Männer und eine ganz erblindete Frau, die Königin Mutter, zwei Häuptlinge, jeder ein Beherrscher nur eines Unterthans; ihr Palast eine Reisighütte, ihr Baldachin der Himmel. Rascher als das männliche stirbt das weibliche Geschlecht dahin; ebenso gehts auf Ramahyuk, wo 1881 nur 81 Schwarze, darunter nur 36 Erwachsene waren und von 45 Kindern sind 28 Waisen.[5])

[1]) Der treue, unerschrockene Spieseke nahm sich der Schwarzen vor Gericht gegen gewissenlose Branntweinverkäufer an.

[2]) Missionsbl. a. d. Brüdergemeinde 1882, 156. 195. 1883, 173. Überblick 1879, 43.

[3]) Baseler Miss.-Mag. 1876, 344 f. 369 f. H. G. Schneider a. a. O. S. 162 bis 174. Missionsbl. a. d. Brüdergemeinde 1880, 92. 1883, 109.

[4]) 1879 waren in Ebenezer nur 2 Geburten gegen 10 Sterbefälle; vgl. auch das oben darüber Berichtete.

[5]) Ausland 1884, 516b. Missionsbl. a. d. Brüdergemeinde 1882, 155. 1883, 112. 1884, 95. Jahresber. 1879, 20. 1880, 21. 1881, 21.

Nach 25 Jahren, am 12. August 1885, konnte das Jubelfest der Kirchweih zu Ebenezer begangen werden;[1]) bald ist auch für Ramahyuk ein ähnliches in Aussicht. Aber durch alle diese Berichte tönt die Wehmut über das Dahinsterben der Pfleglinge;[2]) umsomehr beeilen sich die Christen und auch die Kolonialregierung, den nördlichen Stämmen das Evangelium zu bringen.

Im Sommer 1885 machte der unermüdliche treffliche Hagenauer eine Missionsreise nach Nord-Queensland, Cooktown und dem kleinen Bloomfieldfluß[3]) und das Februarheft des Missionsblattes 1887 lenkt die Augen der Herrnhuter Gemeinde nach diesem Norden. Die Synode der vereinigten Presbyterianer von Australien[4]) und Tasmanien hat die Anlegung einer Station im nördlichen Queensland beschlossen, von Herrnhut Sendboten erbeten und Hagenauer vertrauensvoll um Vermittlung aller dieser Wünsche ersucht. Der Regierungspräsident hat der Brüdergemeinde einen Platz an der Ostküste Australiens, viel südlicher als Cooktown, in der Nähe Cardwells, etwa unterm 18. Gr. südl. Br., dazu freie Errichtung der nötigen Gebäude und Bezahlung aller Ansiedelungskosten für ein Jahr angeboten. Die Verhandlungen sind noch nicht ganz abgeschlossen; aber die Unitäts-Ältesten-Konferenz und Missionsdirektion zu Herrnhut hat im frohen Glauben Ja! gesagt.

So führt uns die Erzählung des deutschen Missionswerkes unter den Eingebornen Australiens auf das neue Feld im Norden; auch hier zu einem aussterbenden Volk.

---

[1]) Missionsbl. a. d. Brüdergemeinde 1886, 38 f. Des mangelnden Raumes wegen nur dies: Die Kirche war feierlich geschmückt; der Liturgietisch trug die Inschrift: Ebenezer, bis hierher hat der Herr geholfen! die Rückwand der Kirche Jes. 60, 4. Ebr. 13, 8. Br. Stähle von Ramahyuk hielt die Festpredigt über 2 Chron. 30, 6; acht Papuas wurden getauft, am Nachmittag ein langes Liebesmahl, Mitteilungen aus der Ortsmissionsgeschichte u. s. w.

[2]) Missionsbl. a. d. Brüdergemeinde 1880, 231. Von den 93 Schwarzen, die mit Hagenauer nach Ramahyuk kamen, lebten 1880 nur noch 16; aber ein andermal schreibt Hagenauer: „Beim Rückblick auf die bald verflossenen 25 Jahre unserer Mission muß ich sagen, ich wünschte, ich könnte noch einmal jung werden, um mit jugendlicher Kraft die Netze für das Reich Gottes ziehen zu helfen, so lieb ist mir dieser selige Beruf.“ (A. a. O. 1882, 197; vgl. 1885, 108.)

[3]) Vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 471. 1887, 276. Hier wohnt der Balebistamm in nackter Wildheit, tiefen Schluchten, dichten Gebüschen; es sollen am Wasserfall über 1000 Eingeborne hausen. Missionsbl. a. d. Brüdergemeinde 1886, 18 f.

[4]) Gemeinsam mit der deutsch-luth. Synode in Brisbane und Viktoria (a. a. O. 1887, 25 f.), welche nun die Bloomfield-Station übernehmen wollen.

„Aber wenn," schrieb der treue Spieseke,[1] „die Bestimmung unserer Mission auch keine andere wäre, als daß die Sonne des Evangeliums noch die Scheidestunden dieses sterbenden Volkes verklären soll und einige seiner letzten Sprößlinge noch die Süßigkeit des Wortes Gottes schmecken mögen, so wäre das schon etwas Großes."

Die Indianermission der Church Miss. Soc. in Britisch-Nordamerika.

Von E. Busse.

(Fortsetzung.)

Während bis zum Jahre 1874 im Saskatschewangebiete mit seiner verhältnismäßig zahlreichen Indianerbevölkerung die Arbeit der Ch. M. S. sich lediglich auf die Fortführung der von Henry Budd begonnenen Missionen beschränkte, und neue Stationen nicht angelegt wurden, hatten im Red-River-Gebiete seit Budds Aussendung neue Missionsunternehmungen in beträchtlicher Zahl stattgefunden.

So gründete Abraham Cowley 1844 die Station Fairford am Manitobasee unter Saulteaux-Indianern, wo er lange Zeit unter so entmutigenden Umständen arbeitete, daß man daran dachte, die Station wieder aufzugeben. Als Erstling wurde daselbst von Bischof Anderson der nachmalige Missionar Lukas Caldwell getauft. W. Cockran begann 12 d. Meilen westlich vom Red-River am Assiniboine 1850 eine neue Arbeit zu Prairie Portage, Miss. George 1859 weiter stromaufwärts zu Westbourne. Noch weiter westlich, im Qu'Appelle-Gebiet, entstanden Missionsniederlassungen in Fort Pelly und Touchwood Hills. Im Osten vom Red-River erhob sich nicht weit vom Indian Settlement als eine Außenstation derselben das Indianerdorf Scanterbury am Broken Head River, einem Zufluß des Winnipegsees, wo James Settee eine Zeit lang wirkte, während an der Bootroute nach Kanada ein Platz am Winnipegflusse, Weißer Hund genannt, unter dem Namen Islington, und in der Nähe des Forts Alexander, wo der Winnipegfluß in den gleichnamigen See mündet, die Station Lansdowne besetzt wurde.

In demselben Jahrzehnt, von 1850—1860, begann auch an der Hudsonsbai und im hohen Norden die Missionsarbeit der Ch. M. S., wovon in den folgenden Kapiteln Näheres mitgeteilt wird.

[1] Baseler Miss.-Mag. 1860, 264; er starb zu Ebenezer 24. Juni 1881.

Große Gefahren für die gedeihliche Entwicklung der Indianerbevölkerung lagen jedoch in dem zunehmenden Branntweinhandel und in der von Jahr zu Jahr wachsenden Einwanderung weißer Ansiedler. Dazu kamen politische Unruhen. Als das Red-River-Gebiet durch den Vertrag von 1869 unter dem Namen Provinz Manitoba in den Besitz der Dominion von Kanada übergehn sollte, brach eine Empörung aus, an welcher sich vorzugsweise die römisch-katholischen, französisch redenden Mischlinge unter Louis Riel beteiligten, weil sie ihre Rechte verletzt glaubten. Ihnen schlossen sich Schotten und Irländer an. Doch von einer kanadischen Streitmacht unter Oberst Wolseley wurden sie im Sommer 1870 leicht niedergeworfen, und die Einsetzung der neuen Regierung fand 15. Juli 1870 ohne Widerstand statt. Während der Unruhen hatten sich diejenigen heidnischen und katholischen Indianer, welche englische Herrschaft vorzogen, in großen Scharen beim Indian Settlement versammelt und unterhielten auf dem Grundstücke des Häuptlings Henry Prince, des Sohnes des obenerwähnten Pigwys, ein mächtiges Lager, wo neben des Häuptlings Flaggenstange ein „langes Wigwam" errichtet wurde. Hier berieten an Wochentagen die Indianerhäuptlinge über die Sicherheit ihrer Freunde und erklärten öffentlich, die Loyalisten verteidigen zu wollen. An Sonntagen aber diente dieses „lange Wigwam" als Kirche, wo Archdeacon Cowley, abwechselnd mit Henry Cochrane, der damals Pastor an St. Petri im Indian Settlement war, und mit James Settee, der von Scanterbury herüberkam, Gottesdienst mit den Indianern hielt, deren viele vom Evangelium noch kaum berührt waren. Nach Wiederherstellung der Ordnung ward ein Vertrag zwischen dem neuen Gouverneur und den Indianern der Provinz geschlossen[1]), in welchem den Eingeborenen verschiedene Plätze als Reserven zuerkannt wurden. Die größte derselben ist das alte Indian Settlement am Red-River, das aber leider nicht in seiner ganzen Ausdehnung reserviert ward, sondern nur so weit, daß jede Familie von 5 Köpfen 160 Acres erhalten konnte (nebst einer Jahresrente von 3 Dollars pro Kopf). Außerdem verpflichtete sich der Gouverneur, auf jeder Reserve eine Schule für die Erziehung der Indianerkinder zu unterhalten und ein Paar Ochsen nebst Pflug und Egge den Indianern zu geben, die eine Niederlassung auf einer Reserve gründen würden. Auch wurden, in Anerkennung der

[1]) Unterzeichnet ward derselbe von beiden Parteien am 3. August 1870 zu Fort Garry, dem späteren Winnipeg, während die „Katholischen Missionen" (1886, 113) behaupten: „Leider waren die Rechte der Indianer und die Pflichten der kanadischen Regierung meist nur mündlich festgestellt."

loyalen Haltung der Indianer während der Unruhen, den Häuptlingen noch besondere Belohnungen gewährt.[1])

Seitdem ist, unter dem Strom der Einwanderung, am Zusammenfluß des Assiniboine mit dem Red-River, an der Stelle, wo einst John West seine Arbeit begann und 1822 die kleine hölzerne Kirche baute, wo noch vor 10 Jahren wenige einfache Bretterhütten standen, die Stadt Winnipeg aufgeblüht, mit allen Errungenschaften großer moderner Städte. Dort erhebt sich jetzt u. a. die stattliche Kathedrale des anglikanischen Bischofs (D. Machray, Andersons Nachfolger); dort ist das St. Johannes-College, dem so viele Indianer ihre theologische Ausbildung verdanken; dort versammelt sich die „Provinzialsynode der Kirche von England in Rupertsland," welche sämtliche Diöcesen in Nordwest-Amerika repräsentiert.[2]) Weiter stromabwärts, wo zu David Jones' Zeit 1825 die Image-Plains-Kirche entstand (vgl. S. 366 ff.), kommen wir nach der St. Pauls-Parochie; abermals 4 Stunden nördlich, bei Grand Rapids, wo Cockran 1829 vergeblich die Indianer anzusiedeln suchte, finden wir die St. Andreaskirche und noch zwei andere zur Parochie gehörende Schulkapellen; am Sugar Point, dem ersten Ansatz der Indianer-Niederlassung, liegt die St. Clemens-Parochie. Die Bevölkerung dieser sämtlich am linken Ufer des Red-River gelegenen Parochien besteht aus den alten Ansiedlern und aus Mischlingen, mit geringer Beimischung späterer Ankömmlinge. Die kirchliche Arbeit an denselben hat pastoralen Charakter und steht nicht mehr in Verbindung mit der Missionsgesellschaft.

Nördlich von der St. Clemens-Parochie dehnt sich an beiden Ufern des Flusses das Indian Settlement aus, mit 244 protestantischen Familien und annähernd 1200 Seelen, die, mit Ausnahme weniger Mischlinge, sämtlich Indianer sind, aber bis auf einzelne alte Leute alle englisch sprechen können. Außer der am rechten Ufer stehenden schönen steinernen Hauptkirche St. Petri giebt es noch sechs andere Plätze in der Reserve, wo Gottesdienste gehalten werden. Der Durchschnittsertrag der jährlichen Kirchenopfer liegt zwischen zwei und dreihundert Dollar. Im letzten Jahre trug die Gemeinde 111 Dollar zum Gehalte ihres (eingeborenen) Pastors Benjamin Mc Kenzie bei und subskribierte außerdem unter sich gegen 500 Dollar für die teilweise Rekonstruktion ihrer Kirche.

[1]) Ch. M. Record, 1871, 366 f.; 1872, 354 f.

[2]) Zu der im August d. J. gehaltenen Synode traf auch Rev. F. E. Wigram ein, Direktor der Ch. M. S., der seit Oktober 1886 sich auf einer Missions-Rundreise „um die Welt" befand und Anfang September d. J. in London wieder eingetroffen ist.

Doch finden sich im Settlement auch etliche römisch-katholische Familien mit etwa 200 Seelen, hauptsächlich französische Mischlinge, von einem dort ansässigen Priester bedient. Am rechten Ufer, 1/2 d. Meile unterhalb St. Petri, und an der Westgrenze der Reserve haben sie Schulkapellen errichtet, und leider haben sich einige protestantische Indianer zum „römischen Götzendienst", wie der greise Archdeacon Cowley schreibt, verführen lassen.[1])

Außer dem Indian Settlement hat die Church Miss. Soc. in der Provinz Manitoba nur noch wenige Plätze in ihrer Arbeit, von denen Fairford, Lansdowne, Islington, Lac Seul und Fort Francis am Rainy River die bedeutendsten sind, während andere wie Prairie Portage, Westbourne, Touchwood Hills in die Pflege der Kolonialkirche übergegangen sind.

Bis 1872 gab es nur einen (anglikanischen) Bischof, D. Machray von „Rupertsland", für das ganze weite Gebiet zwischen Hudsonsbai, Eismeer und Felsengebirge, über welches die Indianermissionen der Ch. M. S. zerstreut waren; und alle Stationen zu besuchen, würde den einen 4 bis 5 Jahre in Anspruch genommen haben, nicht wegen der Menge derselben, sondern wegen der ungeheuren Entfernungen. Und je mehr im Süden die Fluten der Einwanderung hereinbrachen, desto schwieriger ward die bischöfliche Arbeit, und desto engere Grenzen mußte sie sich ziehen. Da wurden denn zuerst (1872) die Länder um die Hudsonsbai herum als Diöcese Moosonee (Musoni), dann (1874), das Saskatschewangebiet als Diöcese Saskatschewan und das große Gebiet nördlich von der letzteren und östlich von Moosonee als Diöcese Athabaska abgezweigt, so daß Bischof Machrays Sprengel fast ganz auf die Provinz Manitoba beschränkt wurde unter dem Namen Diöcese Rupertsland. Zehn Jahre später (1884) ward eine neue Abzweigung vorgenommen, indem aus Teilen der Diöcesen Rupertsland und Saskatschewan die Diöcese Qu'Appelle (Distrikt Assiniboine), und aus der größeren nördlichen Hälfte von Athabaska die Diöcese Mackenzie gebildet wurde. Metropolit ist der Bischof von Rupertsland.

In diesem Kapitel erübrigt es noch, auf die seit Bildung der Diöcese Saskatschewan im Gebiete derselben unternommenen Missionsarbeiten der Ch. M. S. einen Blick zu werfen.

Als D. Mc Lean, bisher Archidiakonus von Manitoba und Tutor am St. Johanneskollege, 1874 zum Bischof von Saskatschewan konse-

[1]) Extracts from Annual Letters of the Ch. M. Missionaries 1886—1887, 249. Archdeacon Cowley ist am 11. September d. J. gestorben. Int. Okt. 633.

kriert war und seinen Sitz in Prince Albert Settlement am Nord-Saskatschewan[1]) aufgeschlagen hatte, gab es im ganzen Saskatschewangebiete, dessen Indianerbevölkerung zahlreicher ist als diejenige der andern eben aufgezählten Diöcesen zusammengenommen, noch keine Missionsniederlassungen der Ch. M. S. außer in Devon und seinen Außenstationen Cumberland und Nepowewin, während die Wesleyaner schon seit 1839 in Edmonton am Oberlauf des Nordsaskatschewan ein Missionscentrum besaßen, und auch französisch-katholische Niederlassungen bestanden.[2]) Bischof Mc Lean, dessen Gehalt von der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) garantiert wurde, den aber die Ch. M. S. als ihren warmen Freund bezeichnet — er starb 1886, — traf alsbald energische Maßregeln, nicht nur die weißen Einwanderer, sondern auch die Indianer unter kirchlichen Einfluß zu bringen. Diesem Zweck ist auch das theologische Seminar, Emanuel-College gewidmet, welches er zu Prince Albert gründete, und dessen sich auch die Ch. M. S. zur Ausbildung eingeborner Missionsarbeiter bedient.

Bereits 1874 sandte die Ch. M. S. den Missionar J. Hines in die Gegend von Green Lake, nordwestlich von Prince Albert, wo die kürzlich in mehreren Reserven angesiedelten, arg demoralisierten[3]) Indianer bittere Feinde des Christentums waren. Da sich indessen am Green Lake selbst nur wenige Indianer, und diese gänzlich unter römischem Einflusse befanden, so ließ er sich weiter südlich am Weißfischsee, Asisippi, nieder. Hier hatte er binnen Jahresfrist vierzig Familien Cree-Indianer gesammelt, die er zunächst durch Unterricht in der Bodenkultur — er war von Haus aus Landwirt — an seßhaftes Leben zu gewöhnen suchte. Um sie ausfindig zu machen reiste er über 200 d. Meilen auf Schneeschuhen umher, seine Decke, Kessel, Proviant und Axt auf dem Rücken tragend. Einer der ersten, die dem Heidentum entsagten, war der Häuptling „Sternenmantel.“ Bei einem Besuche des Bischofs Mc Lean erzählte dieser Häuptling in öffentlicher Versammlung: „Als ich noch ein Heide war, wurden einige meiner Kinder von einem römischen Priester getauft. Ich war weg auf dem Kriegspfade, als der Priester in mein Zelt

[1]) S. D. Grundemanns „kleiner Missionsatlas,“ desgleichen für Battleford, Asisippi und Edmonton. Die Eisenbahn geht das Assiniboine- und Qu'Appelle-Thal hinauf und dann über den Süd-Saskatschewan.

[2]) Seit 1871 ist das Apost. Vikariat Saskatschewan zum Bistum erhoben, mit dem Bischofssitze St. Albert, etwas unterhalb Edmonton.

[3]) Infolge der Verhinderung des Branntweinhandels von seiten der Kanadischen Regierung hatten sie ein Gemisch von „Thee, Tabak und pain-killer“ zusammengebraut als Ersatz für Whisky.

kam; mein Weib erzählte mir nachher davon. Von Zeit zu Zeit kam der Priester wieder und taufte meine Kinder eins nach dem andern. Ich selbst war nie zu Hause, wenn er kam. Mein Weib und ich blieben Heiden, und meine Kinder wurden niemals vom Priester unterwiesen; sie wuchsen auf, ohne vom Christentum irgend etwas zu wissen." — Jetzt hat Hines auf drei Reserven 290 getaufte Christen und 120 „Anhänger." Weihnachten 1880 ward in Asisippi eine Kirche eingeweiht; eine Schule mit eingeborenem Lehrer ist in jeder Reserve.

In Battleford, oberhalb Prince Albert am Nordsaskatschewan, wo sich der Sitz der Regierung befindet, ward 1876 die Arbeit begonnen. In der Nachbarschaft liegen sieben Indianerreserven, sechs von Crees, unter den Häuptlingen Roter Fasan, Musomin, Süßgras, Donnerkind, Kleine Tanne und Poundmaker, eine von Assiniboines besetzt. Die wichtigste derselben, unter dem „Roten Fasan," der 1884 getauft wurde, ist ganz in den Händen der Ch. M. S., und fast alle Glieder derselben sind christlich geworden. Auch in fünf andern Reserven hat die Ch. M. S. Schulkapellen, doch sind die meisten Indianer daselbst, besonders in der Assiniboine-Reserve, noch Heiden, obwohl ihrer viele von den römischen Priestern, die in diesem Bezirke eine besonders eifrige Thätigkeit entfalten, getauft sind. Denn wie Archdeacon J. A. Mackay in Battleford schreibt, „scheint ihr Christentum in nichts anderem zu bestehen als im Tragen von Kreuzen und andern römischen Zieraten." (Int. 1886, 318.)

Prince Albert, der Sitz des Bischofs, allmählich infolge der Einwanderung zur Stadt geworden, kann nur insofern als eine Station der Ch. M. S. bezeichnet werden, als hier der Sekretär der Missionsgesellschaft für den Saskatschewanbezirk — von 1879—1884 der eben genannte J. A. Mackay, ein von Bischof Horden erzogener Mischling — residiert, der zugleich Cree-Lehrer am Emanuel-College ist und über die Mission in den benachbarten Indianerreserven South-Branch und Nepowewin die Aufsicht führt.

Erst wenige Jahre bestehen die Missionsstationen der Ch. M. S. im Distrikt Alberta, mit welchem Namen neuerdings die westliche Hälfte der Diöcese, zwischen 100° w. L. v. Gr. und dem Felsengebirge, bezeichnet wird.[1]) Im südlichen Teil von Alberta, welchen die Canadian-Pacific-Bahn in nordwestlicher Richtung durchschneidet, wohnen Schwarzfüße, ein Stamm der Dakotafamilie. Sie sind, bis auf verschwindende Ausnahmen,

[1]) Auf der Provinzialsynode d. J. zu Winnipeg ward beschlossen, den Distrikt Alberta als Diöcese Calgary abzuzweigen. Int. Okt. 633; M. Field, Okt. 290.

noch alle Heiden. Der Sonnenkultus, der in mehr oder weniger ausgeprägter Weise bei allen Indianervölkern, bei den nördlichen weniger als bei den südlichen, sich findet, spielt bei ihnen eine hervorragende Rolle. Eine abscheuliche Ceremonie, welche den Dakotas eigentümlich sein soll, knüpft sich an diesen Kultus, der Sonnentanz. Von der Spitze eines hohen Pfahles hängen Seile herab. Der Zauberer macht mit einem Messer zwei große Einschnitte in die Brust des Indianers und zieht das Ende des einen Seiles durch das Fleisch hindurch. Der Indianer muß dann um den Pfahl herumtanzen, indem er sich rückwärts lehnt und an dem Seile zerrt, bis sein Fleisch durchgerissen, und er auf diese Weise freigeworden ist. Um sich auf diese qualvolle Prozedur, bei welcher die Sonne angesehn wird und durch das Blutvergießen deren Gunst gewonnen werden soll, vorzubereiten, muß sich der Indianer drei Tage und Nächte vorher des Essens, Trinkens und Schlafens enthalten. Der größte Zweig des Schwarzfuß-Stammes sind die Blut-Indianer, über 3000 Köpfe stark, unter dem Häuptling „Rote Krähe," sämtlich Heiden. Sie sind in der Nähe des Forts Mc Leod am Fuße der Felsengebirge auf einer Reserve angesiedelt, die sich am Belly-River, einem Nebenflusse des Süd-Saskatschewan, hinzieht und die größte im ganzen Kanadischen Dominium ist. Hier kam im Herbste 1880 Rev. Sam. Trivett an. Von dem Charakter der Blut-Indianer berichtet er: „Sie sind sehr verschieden von den Crees. Unkeusch, lügnerisch, faul, bettelhaft, glauben sie wie andere Indianer bis zu einem gewissen Grade an den Großen Geist, verehren auch die Sonne; Sonnentanz, Medicintanz, Theetanz, Kriegs- und andere heidnische Tänze sind bei ihnen noch im Schwange." „Doch bin ich dankbar, daß die Gottesdienste gut besucht sind, obwohl die Versammlungen hauptsächlich aus Männern und Kindern bestehen; da die Weiber alle Arbeit thun, kommen sie nur vereinzelt. Einer der Unterhäuptlinge wünschte getauft zu werden, aber als ich ihm sagte, daß er fünf von seinen sechs Weibern entlassen und viele andere Gewohnheiten aufgeben müßte, änderte er seinen Sinn. Alles, was ich sage, erklären sie für gute Rede; aber dabei bleiben sie stehen." (Ann. Rep. 1882, 217.)

Bei seinem ersten Besuche hielt Bischof Mc Lean eine Versammlung der Indianer in Mr. Trivetts Schulhause, wies auf ihre veränderte Lage hin, die es notwendig für sie machte, den Acker zu bauen, und auf die gute Gelegenheit ihre Kinder unterrichten zu lassen, und legte ihnen in einfachster Weise die Hauptwahrheiten des Evangeliums vor. Nach Schluß seiner Rede ließen die Indianer die Pfeife rundgehn in der Versammlung, berieten sich, und zwei sehr alte Männer nebst dem Häuptling „Rote

Krähe" erhoben sich der Reihe nach und hielten Reden. Alle bewegten sich in denselben Gedanken: das Verschwinden des Büffels, die daraus gefolgte Armut der Indianer, der Unterschied zwischen ihrer gegenwärtigen Lage und den früheren Tagen des Überflusses, der älteste der drei bemerkte u. a.: daß er ein so alter Mann geworden sei, habe seinen Grund darin, daß er seit seiner Knabenzeit niemals irgend etwas Böses gethan habe. Der Bischof suchte sie zu beruhigen und ermahnte sie ernstlich, der Regierung gehorsam zu sein und fleißig den Ackerbau zu lernen, damit sie sobald als möglich für sich selbst sorgen könnten. Übrigens drückten mehrere ihre Dankbarkeit für Mr. Trivetts Sendung aus, daß er ihnen Gutes thun wolle durch seinen Unterricht, daß er ihnen Arzenei gäbe, und wenn sie in sein Haus kämen ihnen niemals einen „smoke" verweigerte.

Missionar Trivett, assistiert von einem im Emanuel-College erzogenen, ordinierten Gehülfen, hat sich außerdem der weißen Ansiedler im Fort Mc Leod-Bezirke und der Fortleute anzunehmen, worin er auch von einem Agenten der S. P. G. unterstützt wird.[1]) Er beschreibt gelegentlich die Schrecken eines Alberta-Winters. Während einer Reise, die er um die Weihnachtszeit vom Fort nach dem 6 deutsche Meilen entfernten Pincher Creek machte, wo englische Ansiedler, wie es in Alberta mit bedeutendem Erfolge geschieht, Viehzucht treiben, stieg die Kälte auf 50° F. (= — 36° R)! „Die ganze Haut war mir von beiden Wangen abgefroren, während meine Nase so tief gefroren war, daß ich am Weihnachtsfest und am folgenden Sonntage mit einem Pflaster auf der Nase predigen mußte.

Von den Blut-Indianern sind noch keine Bekehrungen und Taufen zu melden, obwohl bei ihnen eine erhöhte Wertschätzung des evangelischen Gottesdienstes und Unterrichts zu bemerken ist. Das zeigt sich auch darin, daß wiederholte Versuche römischer Priester, festen Fuß in der Reserve zu fassen, an der Weigerung des Häuptlings, ihnen Land abzutreten, gescheitert sind. Einer der Priester brachte kürzlich etliche Tage in der Reserve zu und verschenkte eine Anzahl Kreuze und Medaillen. Doch die Indianer lieferten diese „Andachtsgegenstände" willig an Mr. Trivett ab, der sie sofort ins Feuer warf; und einer der Häuptlinge versicherte, wenn der Priester wiederkäme, würde er ihm sagen, daß man keinen Gebrauch von ihm und seinen Sachen machen könne.

Gleichfalls noch gänzlich heidnisch ist ein anderer Zweig des Schwarz-

[1]) 6 deutsche Meilen vom Fort Mc Leod ist seit 1885 infolge der Entdeckung von Steinkohlenminen die Stadt Lethbridge entstanden, die sofort durch eine Zweiglinie mit der Pacificbahn verbunden ward. Die S. P. G. hat dort einen Geistlichen angestellt. M. Field, 1886, 38; Report S. P. G. 1887, 91.

fuß-Stammes, die eigentlichen Schwarzfüße, 2200 an Zahl. Sie sind 15 d. Meilen nördlich von Mc Leod am Bow River in einer großen Reserve „Blackfoot-Crossing“ untergebracht, die 7 d. Meilen lang und 3 breit ist und im Norden von der Eisenbahn begrenzt wird. Die südlichen Schwarzfüße stehen unter dem Häuptling „Alte Sonne“, die nördlichen unter „Krähenfuß“, der zugleich als Oberhäuptling der ganzen Schwarzfußnation angesehen wird. Während der größte Teil der Reserve mit etwa 1400 Seelen unter dem Einfluß eines römischen Priesters steht, der sehr fleißig im Kindertaufen ist, wirkt unter den übrigen seit 1883 der von der Ch. M. S. gesandte Missionar Tims, im Verein mit einem Laiengehilfen, der als Lehrer arbeitet. Auch eine Dame soll für die Arbeit an den Indianerfrauen und -mädchen von seiten eines Frauen-Missionsvereins in Kanada gesandt werden, ein Vorgehen, dem die weiteste Nachahmung zu wünschen ist.

Mr. Tims, der sein Blockhaus etwa 1 Stunde weit von der Eisenbahnstation Gleichen aufgeschlagen, hat sich schnell in die Blackfoot-Sprache hineingefunden; über 100 Kinder besuchen mehr oder weniger regelmäßig den Unterricht; die Erwachsenen sammelt er abends im Schulhause oder in ihren eignen Häusern, zu welchem Zwecke er oft tagelang unterwegs sein muß, da die Indianer namentlich während der Sommermonate in der großen Reserve weit zerstreut sind. Auch ist ein Anfang mit der Übersetzung der Bibel in die Blackfoot-Sprache gemacht, indem Tims das Matthäus-, Trivett das Johannes-Evangelium übersetzt und teilweise schon gedruckt haben. Aber die Indianer sind auch hier, wie in der Mc Leod Reserve, noch sämtlich Heiden. „Sie nehmen, mit wenigen Ausnahmen, das Evangelium mit stumpfer Gleichgültigkeit auf und antworten meist auf meine Reden, daß sie beten, wie ihre Väter sie gelehrt haben. Ihre „Gebete“ sind mit Rauchen und Schmausen verbunden. Beim Beten richten sie das Rohr ihrer Pfeife gegen die Sonne, worauf sie die Pfeife anzünden und rauchen. Oder sie heben einen Teil ihrer Speise mit einem Löffel in die Höhe, und wenn sie gebetet haben, schütten sie ihn auf die Erde. Ihre Gebete bestehen immer aus Bitten um Speise, um Gunst und Gaben der weißen Männer und um langes Leben für sich und ihre Kinder.[1]) „Außer zur Sonne beten sie zu den Sternen, zur Erde, zum Wasser. Während einer Überschwemmung fragte ein Häuptling Mr. Tims, warum er nicht zum Wasser bete, daß es ihren Saaten nicht weiteren Schaden zufüge; dann ging er hinaus und betete selbst zum Wasser.“[2])

[1]) Extr. of Ann. Lett. 1886—1887, 77.

[2]) Int. 1885, 118.

Die Liebenswürdigkeiten der römischen Priester thun das Ihre, um das arme Volk zu bethören. Bei einem Besuche, den der Bischof in Blackfoot-Crossing machte, zeigte der Häuptling „Alte Sonne" ihm ein Bild, das ihm Pater Lacombe geschenkt hätte. Es war eine Darstellung der Hauptereignisse von der Schöpfung bis zum jüngsten Gerichte. Am Ende sind Himmel und Hölle abgebildet. Zwei Straßen, auf denen Menschen wandern, führen die eine zur Hölle, die andere durchs Fegefeuer zum Himmel. Luther und andere Reformatoren sind dargestellt, wie sie gerade von dem Wege zum Himmel in einen Kreuzweg abbiegen, der in den Höllenpfad mündet. Der Papst sitzt auf einem Thron und segnet die Gläubigen, die ins Fegefeuer eintreten. Scheußlich grinsende Teufel nehmen die auf dem andern Wege Wandernden in Empfang und werfen sie in die Flammen. Mit solchen Unterrichtsmitteln und „Andachtsgegenständen" werden die Indianer von ihren französisch-katholischen Freunden beglückt.

Ein dritter Zweig der Schwarzfüße, die 900 Piegan-Indianer, haben 3 d. Meilen südlich vom Fort Mc Leod ihre Reserve. Hier nimmt ein Missionar der S. P. G. auf Kosten kanadischer Freunde sich ihrer an, dem ein Blackfoot-Zögling vom Emanuel-College zur Seite steht. Gleichfalls hat die S. P. G. auch dem vierten Zweige der Schwarzfüße, den 400 Sarsi-Indianern, die in der Nähe der Alberta-Hauptstadt und Eisenbahnstation Calgary ihre Blockhäuser haben, 1886 einen Missionar gesandt, während sie in Calgary selbst schon längere Zeit einen Geistlichen für die daselbst und in der Umgegend wohnenden weißen Kolonisten hat.[1])

Schließlich mag erwähnt werden, daß die Regierung auf allen Indianerreserven einen farm-instructor angestellt hat, der die Indianer in der Landwirtschaft unterweisen und ihnen die Regierungsrenten auszahlen muß. Auch hat sie in den verschiedenen Bezirken Ackerbau- und Industrieschulen für die Indianer gegründet, so eine in Battleford, wo sie einen ehemaligen Missionar der Ch. M. S. als Direktor derselben angestellt hat, eine andere im Mc Leod Distrikt, über welche katholische Priester die Aufsicht führen.

Eine drohende Wetterwolke lag im Frühjahr 1885 über den Missionen und sonstigen europäischen Niederlassungen im Saskatschewangebiete: der Aufstand der französisch-katholischen Mischlinge unter Louis Riel, demselben, der 1870 die Empörung am Red River leitete und seitdem 15 Jahre lang als Verbannter in Montana gelebt hatte. Die „Katholischen

[1]) M. Field 1886, 49. 313. 315 f.

Missionen" (1886, 114 ff.) stellen es so dar, als ob die Indianer den Aufstand erregt hätten und die Hauptkämpfer gewesen wären, und lassen die Mestizen nur ganz beiläufig auf der Bildfläche erscheinen, während vielmehr das Gros der Aufständischen aus katholischen Mestizen bestand, und die eigentlichen Indianer, so weit sie sich überhaupt beteiligten, von jenen nur ins Schlepptau genommen, ja zum Teil durch Drohungen (ib. 115) zum Anschluß gezwungen wurden. Der Grund zur Unzufriedenheit auf seiten der Mestizen war die rücksichtslose und ungerechte Art, mit welcher die kanadische Regierung die Ansprüche des durch die Einwanderung weißer Ansiedler benachteiligten Squatter behandelte. Und wenn die Indianer sich nicht in größerer Zahl, als wirklich der Fall war, an dem Aufstande beteiligten, so mag das bei den nicht-christlichen mehr dem resignierten Gefühl von der Aussichtslosigkeit eines Kampfes zuzuschreiben sein als der Loyalität gegen eine Regierung, die, so viel sie auch für ihre roten Kinder thut, doch ihre Wohlthaten selber nicht als Äquivalent ansehen kann für das, was sie ihnen hat nehmen müssen. Seit in ihren Jagdgründen die Bleichgesichter erschienen sind, und infolge dessen die Büffelherden verschwinden und die Pelztierjagd unergiebig wird, müssen, die einst Herren des Landes waren, auf ihren Reserven von der Gnade der Fremden leben und sich an Beschäftigungen gewöhnen, in denen sie nicht groß geworden sind.

Die Empörung nahm unter Riels sehr geschickter Leitung gefährlichen Charakter an und ward besonders verhängnisvoll für die zahlreichen katholischen Missionsniederlassungen in dem aufständischen Gebiete, was die „katholischen Missionen" (ib. 114) damit zu erklären suchen, daß die Patres bemüht gewesen wären, die Indianer und Mestizen der Diöcese St. Albert von der Empörung abzuhalten. Riel besetzte die Kirche und Missionsstation des hl. Antonius zu Batoche am Saskatschewan, und seine Banden unter Führung des „Großen Bären", des Häuptlings der Kräheniudianer, warfen sich auf die katholische Mission am Froschsee und ermordeten die Patres Fafard und Marchand nebst etwa 200 Weißen. Die dem Blutbade Entronnenen flüchteten sich in das Fort Pitt, das von den Aufständischen belagert, erobert und in Brand gesteckt wurde, wobei u. a. auch der von Freunden der Ch. M. S. unterhaltene Missionar Quinney mit seiner Familie vom „Großen Bären" gefangen genommen wurde.[1]) Panischer Schrecken bemächtigte sich der weißen Bevölkerung; wer konnte, flüchtete sich in die Forts. Prince Albert,

[1]) Er entkam später unter mannigfachen Abenteuern aus der Gefangenschaft.

wohin auch Missionar Hines von Asisippi geflohen war, und Battleford waren zwei Monate belagert und in großer Gefahr. Auf der Assiniboine Reserve bei Battleford ward der Farm-Instruktor ermordet, und während „Roter Fasan", „Donnerkind" und Musomin mit der Mehrzahl ihrer Leute treu blieben, vereinigten sich die andern Indianer der Battleford-Reserven unter dem Häuptling Poundmaker mit den Rebellen. General Middleton, der Oberbefehlshaber der Regierungstruppen, der Riels feste Stellung bei Batoche am 24. April angriff, erlitt empfindliche Verluste und konnte erst nach dreiwöchentlichen Kämpfen des Aufstandes Herr werden. Riel wurde am 15. November 1885 hingerichtet. „Was er gefehlt, hat er so (!) gesühnt", behaupten die „Katholischen Missionen" (ib. 118). Poundmaker, der thätigen Anteil an dem Blutbade von Froschsee genommen, muß sich schnell bekehrt haben; er wurde am 18. Februar 1886 zu St. Bonifaz am Red River vom Erzbischof Taché getauft (ib. 115).

Archdeacon J. A. Mackay, der Begründer der Missionsarbeit in Battleford, der vor dem Aufstande nach Devon versetzt worden war, mußte nach Niederwerfung desselben seine Stellung mit dem jungen Missionar Taylor in Battleford wechseln, weil am letzteren Platze unter den Indianern, die sich mehr oder minder in die Empörung eingelassen hatten, ein Missionar von langjähriger Erfahrung erforderlich schien. Indessen berichtet er, daß unter denjenigen Indianern, die wegen Beteiligung an Gewaltthätigkeiten bestraft wurden, „nicht ein einziger (evangelischer) Christ" sich befunden habe. Das gleiche Zeugnis loyaler Besonnenheit wird den evangelischen Indianern der Asisippi und Prince-Albert-Reserven gegeben; und obwohl der Schwarzfuß-Oberhäuptling „Krähenfuß" als ein erbitterter Feind der eingedrungenen Weißen geschildert wird, der, falls es in seiner Macht stände, alle Ansiedler seiner Nachbarschaft ausrotten würde, so verhielt sich doch zur Freude ihrer Missionare auch die Schwarzfuß-Nation ruhig. Möchte die Hoffnung, daß die Regierung durch die Parteistellung der Indianer während des Aufstandes belehrt worden sei, in der wohlwollenden Förderung der evangelischen Mission ihren eigenen Vorteil zu erblicken, sich in vollem Maße verwirklichen.

III. An der Hudsonsbai.

Erst im Jahre 1851 faßte die Ch. M. S. festen Fuß an den Ufern der Hudsonsbai, wo schon seit 1820 ihre Boten zu landen pflegten. Wir suchen in den Annalen der Gesellschaft vergeblich nach Gründen, die es rechtfertigen, daß die Emporien der Hudsonsbai, die Sammelplätze der

Indianer, so lange ohne geistliche Versorgung blieben, und sind geneigt, dieselben zwar teils in dem Mangel an geeigneten Missionaren, aber besonders in dem Charakter der alten Hudsonsbaikompanie zu finden, die sich erst allmählich, sei es unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, sei es in wachsender Erkenntnis des wohlthätigen Einflusses der Mission auf die Eingebornen und der Unschädlichkeit derselben für ihren Handel, von ihrer Abneigung gegen die Missionare emancipierte. Zwar hatten die Wesleyaner seit 1839 nicht nur in Norwayhouse am Winnipegsee, sondern auch in Moose Fort am äußersten Südende der Hudsonsbai sich niedergelassen. Doch die letztere Station wurde schon nach wenigen Jahren von ihnen wieder aufgegeben, und auf den übrigen Faktoreien der Bai waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts überhaupt noch keine Missionsversuche gemacht worden.

Die Hudsonsbai, 180 deutsche Meilen lang und 120 breit, hat eine sehr rauhe und felsige Küste von etwa 600 deutschen Meilen Ausdehnung. Obwohl sie mit ihrer südöstlichen Ausbuchtung, Jamesbai, bis an 51° n. Br., den Breitengrad von Dresden, reicht, und die nördlichste europäische Niederlassung ihrer Küste, Fort Churchill, südlicher als Stockholm liegt, so können ihre Anwohner doch nur in den Sommermonaten Juli, August und September sie als Wasserstraße benutzen, und auch dann bereiten der Schiffahrt die Untiefen, Felsen und Eisberge viele Hindernisse und Gefahren, während für die übrigen drei Viertel des Jahres die Bai eine wilde Eiswüste ist. Die Isothermenlinie des eben genannten Fort Churchill (59° n. Br.) geht westlich durch die Behringsstraße, östlich durch die Disko-Insel an der Westküste Grönlands und durch den südlichen Teil von Spitzbergen. In Churchill ist die Kälte stärker und jedenfalls bei weitem unangenehmer als am Peel River unterm Polarkreise, wo die nördlichsten Stationen der Ch. M. S. sind, und dem vegetabilischen Leben stehen in den nördlichen Ausläufern der Felsengebirge weniger Hindernisse entgegen als 10° weiter südlich an den Ufern der Hudsonsbai.

Zahlreiche Ströme ergießen sich in dieses Binnenmeer, in die eigentliche Hudsonsbai von Osten der Churchill River, an dessen Mündung Fort Churchill und die Ruinen des 1782 von la Perouse zerstörten alten Forts liegen; ferner Nelson- und Hayes River mit York Faktory, dem Haupthandelsposten der Kompanie, an ihrer Mündung; Severn River mit dem gleichnamigen Fort an der öden Küste; von Westen der große und kleine Walfischfluß mit einem Handelsposten an der Mündung des letzteren; in die Jamesbai fließen Albany-,

Moose-, Ruperts- und East Main-River, an deren Mündungen Forts und Faktoreien gleiches Namens liegen.

Das Gebiet dieser Ströme bildet die seit 1872 abgezweigte Diöcese Moosonee, die im Osten an Labrador, im Süden an Unter- und Oberkanada grenzt und im Westen bis an den Winnipegsee stößt, ein Sprengel, dessen Durchmesser eine Länge von 300 deutschen Meilen hat. Und was die Entfernungen so unermeßlich groß macht, ist der vollständige Mangel von jeglicher Art moderner Reisegelegenheit, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß hierin jemals eine Änderung eintreten wird. Denn der nördliche Teil der Diöcese ist für Ackerbau völlig ungeeignet und muß es stets bleiben, weil der Frost niemals aus der Erde weicht; die südlichen Gegenden möchten den Landwirt für seine Mühe lohnen, aber er würde keinen Markt für seine Produkte finden. Solange in den endlosen Prärien von Manitoba und Saskatschewan jungfräulicher Boden in Überfluß vorhanden ist, wird niemand seine Hütte in den entlegenen Wäldern Moosonees aufschlagen. Mit Ausnahme des Pelzhandels giebt es hier nichts, was Kapital anziehen könnte, weder Mineralien von irgend welchem Werte, noch produktive Fischereien, noch kostbares Holz. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Moosonee Generationen hindurch nur die Heimat des Jäger-Indianers, des Pelzhändlers und des Missionars sein.

Die Indianerbevölkerung besteht hauptsächlich aus Crees (Swampy-Crees) und Odschibways; die ersteren, etwa 8000 an Zahl, hausen in den Gegenden, die der Hudsonsbai zunächst liegen, und reichen an der Ostseite bis York Fort, an der Westseite bis zum Kleinen Walfischfluß, wo sie mit den Eskimos zusammentreffen; die Odschibways, etwa 4000 Seelen, sind im Süden der Diöcese zu finden. In Churchill hat es der Missionar teils gleichfalls mit Eskimos, die von Norden kommen, außerdem aber auch mit Chipewyans zu thun. Die ganze Diöcese umfaßt, mit Einschluß der europäischen Bevölkerung der Handelsposten, kaum 14000 Seelen, weniger als manche Großstadtgemeinde Europas. Dafür kann aber Bischof Horden sagen: „Mit Ausnahme des unerreichbaren Nordens kennen wir unsere Diöcese gründlich; mit fast jedem Individuum eines jeden Stammes ist der eine oder der andere von uns persönlich bekannt, und es ist keine einzige Seele unter ihnen allen, die nicht weiß, daß sie in ihrem Geistlichen einen Freund in wahrem Sinne des Wortes hat, der stets bereit ist, ihr beizustehn, nicht nur in geistlichen Dingen, sondern bei Krankheits- und Unglücksfällen auch mit irdischer Hilfe."[1])

---

[1]) Int. 1879. Bishop Horden's Primary Charge, 667 f.

Freilich, seßhafte Indianergemeinden giebt es nicht. Die Unmöglichkeit, Ackerbau zu treiben, zwingt die Indianer immer wieder nach ihren Jagdgründen zurückzukehren, um sich Lebensmittel zu verschaffen und Pelze zu sammeln. Sobald die Flüsse und Seen im Oktober zugefroren sind, verlassen sie die Stationen und zerstreuen sich in ihre Wälder, von wo sie erst im Frühling wiederkommen, um für ihre Pelze einzutauschen, was sie für sich und ihre Familien bedürfen, Kleidungsstücke, Jagdgeräte, Munition und Tabak. Nur wenige invalide und die im Dienste der Kompanie stehenden Indianer bleiben auch den Winter über bei der Station. Doch finden sich die in der Ferne zerstreuten christlichen Indianer in den Weihnachts- und Ostertagen, falls sie nicht zu weit entfernt sind, zu kurzem Besuche ein, um an den Gottesdiensten teil zu nehmen; und die in größerer Nähe hausenden lassen sich auch zuweilen Sonntags sehen. So sind denn zwar die Gelegenheiten zu christlicher Unterweisung selten und von kurzer Dauer, aber um so eifriger sind die Indianer in der Benutzung derselben. Ja so wenig man sonst im allgemeinen von einem Hunger nach dem Brot des Lebens bei den Heiden sprechen kann, bei diesen Kindern der Wildnis, die solch schweren Kampf um ihr irdisches Dasein zu kämpfen haben, wird oft ein ergreifender Heißhunger nach himmlischen Gütern gefunden. Viele beschwerliche Tagereisen lassen sie sichs oft kosten, und den günstigen Zeitpunkt gute Jagdbeute zu machen, lassen sie oft verstreichen, um nur den Missionar, dessen Ankunft gemeldet ist, nicht zu verfehlen. Auf ihren Wanderungen und in ihren Jagdgründen halten sie regelmäßig Morgen- und Abendandacht und Sonntags den Gottesdienst, und die Geförderten unter ihnen suchen die Unerfahrenen im Lesen und Verstehen des göttlichen Wortes zu unterweisen. Ein wahrer Gottessegen für die wandernden Stämme ist die Silbenschrift (vgl. Anmerkung S. 454). Fast in jedem Jahrgange unsrer Quellen finden wir Lobpreisungen auf diese Erfindung des wesleyanischen Missionars. „Alle unsere Bücher sind in Silbenschrift gedruckt," schreibt u. a. Bischof Horden, „eine Erfindung, deren Wohlthat ich von Tag zu Tag mehr schätze, und wegen deren wir den Namen Evans in dankbarer Erinnerung behalten müssen. Ohne dieselbe würden wir niemals erreicht haben, was uns jetzt gelungen ist; die Zeit, welche wir auf unsern Außenstationen zubringen können, ist so kurz, daß wenn wir die lateinischen Buchstaben hätten gebrauchen müssen, kaum irgend einer unsrer Leute auf jenen Plätzen überhaupt hätte lesen lernen können, wogegen jetzt fast alle Erwachsenen mit mehr oder weniger Geläufigkeit zu lesen imstande sind, und auch zu schreiben. Briefe zirkulieren unter Crees und Odschibways

ebenso wie unter Europäern, und ich darf sagen, unter den Chipewyans desgleichen; und nichts gewährt mir größeres Vergnügen, als bei der Ankunft von Boten aus entlegenen Stationen eine Anzahl gut geschriebener Briefe von unsern eingebornen Christen zu erhalten."[1]) — Missionar Mason traf einmal mehrere Indianer vom Fort Severn, die dringend um die Taufe baten; da aber die Zeit nicht ausreichte, sie zu prüfen und ein Urteil über den Stand ihrer Erkenntnis zu gewinnen, so glaubte er ihre Taufe aufschieben zu müssen. „Ihr könnt nicht lesen, ihr seid niemals unterrichtet worden," sagte er zu ihnen, selbst schmerzlich bewegt ob seiner notgedrungenen Weigerung. „Doch, wir können lesen," antwortete einer und zog aus seiner Brusttasche ein kleines Päckchen, in das er sorgfältig, zwischen zwei Stücke sauberer Baumrinde, seine kleine Bibliothek eingewickelt hatte, Gesang- und Gebetbuch und das Johannes-Evangelium, alles in Silbenschrift. Er schlug eines der Bücher auf, und zu Masons größtem Erstaunen laß er fließend. Und auf die Frage, wie er lesen gelernt hätte, erwiderte er: „Wir lehren uns gegenseitig." Mit Thränen in den Augen stieg er in sein Kanoe und sagte: „Wir werden wohl niemals einen Betlehrer wiedersehen."[2])

Als die Wesleyaner ihre Station Moose Faktory aufgegeben hatten, und die Gefahr vorlag, daß römische Priester, von denen schon Albany besetzt war, auch hier sich einnisten könnten, sandte die Ch. M. S. im Einvernehmen mit der Hudsonsbaikompanie den bisherigen Schullehrer in Exeter, John Horden, einen hervorragend begabten Mann, der im August 1851 mit seiner Gattin im Moose Faktory, dem Schauplatze seiner nunmehr 36jährigen Thätigkeit, ankam und mit seiner ganzen Kraft sich in die Arbeit warf. Da er jedoch, als nichtordinierter Katechist, im Nachteil gegen die römischen Priester war, so beabsichtigte man, ihm einen ordinierten Missionar nachzusenden, und Rev. E. A. Watkins wurde für Moose ernannt. Ehe dieser aber mit dem Hudsonsbaifahrer eintraf, war Bischof Anderson vom Red River herübergekommen, mittelst Kanoefahrt von über 200 deutschen Meilen, und hatte von Mr. Hordens Fähigkeiten und dem Stande der Dinge in Moose einen so günstigen Eindruck empfangen, daß er beschloß, dem Katechisten beide Weihen zu erteilen und ihn dauernd in Moose zu stationieren. Voll Freude sah der Bischof, wie Mr. Horden sich in der kurzen Zeit eines Jahres derartig vertraut mit der Creesprache gemacht hatte, daß er bei der Katechumenenprüfung selber als Dolmetscher fungieren konnte; wie er sich die Verehrung

[1]) Int. 1879; 668 f. [2]) Ann. Rep. 1855, 176.

und Liebe der Indianer in dem Maße erworben, daß ihre erste Frage an den Bischof war, er sei doch nicht gekommen ihren Missionar ihnen wegzunehmen; wie erfolgreich er bei der Unterweisung der Indianer in christlicher Lehre und im Lesen und Schreiben der Silbenschrift gewesen war, so daß sie in dem einen wie dem andern den Erwartungen nicht nur entsprachen, sondern sie übertrafen.

So waren denn Mr. Watkins erste Obliegenheiten bei seiner Ankunft in Moose, den Bischof bei der Ordination Hordens am 22. und 25. August zu assistieren, und während letzterer die Missionsarbeit in Moose fortsetzte, begab sich **Watkins** im Auftrage des Bischofs nach **Fort George** an der Ostküste der Jamesbai, um auf diesem einsamen Posten einen Versuch mit der Christianisierung der Indianer und Eskimos zu machen, die sich dort einfinden würden.

Es erschienen indessen nur wenige Indianer und noch weniger Eskimos im Fort George und auch diese nur selten und auf kurze Zeit. Dazu kam, daß die Missionsfamilie häufig, namentlich im Winter, wegen Mangels an Nahrungsmitteln in bittere Not geriet. Zwar machte Watkins mehrfach Reisen nach Norden bis an den Kleinen Walfischfluß, wohin die Eskimos in größerer Anzahl zu Handelszwecken kommen; doch waren seine Berichte über die dortigen Verhältnisse so entmutigend, daß man sich nicht entschließen konnte, die Missionsstation dahin zu verlegen; und als die Faktorei im Fort George von seiten der Kompanie im Jahre 1856 aufgegeben wurde, versetzte man Watkins nach dem Red River und beschränkte die Arbeit unter den Eingeborenen im Osten der Hudsonsbai auf gelegentliche Besuche, bis endlich im Jahre 1877 ein eigner Missionar, E. J. Peck, für dieselbe ernannt und am Kleinen Walfischfluß stationiert wurde.

Um so erfreulicher gedieh das Werk des Herrn in dem großen Bezirke, dessen Centrum die Station **Moose** war. „In den Sommermonaten", schreibt **Horden** schon in den ersten Jahren, ist jeden Sonntag Morgen 7 Uhr unsere kleine Kirche in Moose voll von aufmerksamen, andächtigen Indianern, die augenscheinlich von den Worten unserer herrlichen Liturgie und besonders der Litanei tief ergriffen sind; jede Response wird in feierlicher Weise gegeben, der Beobachter empfängt den Eindruck eines ernsten betenden Volkes. Außerdem versammeln sie sich an jedem Wochentage außer Sonnabend in der Kirche. Der Mittwoch Abend ist einer Gebetsversammlung gewidmet, wobei verschiedene Männer mit eigenen Worten beten, oft in sehr eindrucksvoller Weise. An den andern Abenden halte ich Bibelstunde und jeden Sonntag Nachmittag Schule in der Kirche."
Aber es galt nicht nur die in Moose sich einfindenden Indianer und die

englisch redende Bevölkerung der Faktorei mit dem Worte Gottes zu versorgen, sondern auch die mit den andern Handelsposten in Verbindung stehenden Eingeborenen aufzusuchen. Wohl auf keinem andern Missionsfelde stehen die Reisen der Missionare so sehr im Vordergrunde ihrer Thätigkeit und nehmen einen so großen Teil des Jahres in Anspruch wie in demjenigen Gebiete von Britisch-Nordamereka, das seinen Bewohnern keine feste Heimstätte bieten kann. Die erste Außenstation wurde Albany, 24 deutsche Meilen nordwestlich von Moose, wo sich zahlreiche Anhänger der römischen Priester fanden. Hier hatte Bischof Anderson einen sehr geschickten Indianer, Isaak Hardisty, als Lehrer angestellt, der seine Pflegebefohlenen tapfer gegen die Angriffe der römischen Priester schützte. Seit 1860 steht hier als Missionar der von Horden selbst herangebildete und kürzlich (1882) von ihm zum Archdeacon ernannte Halbindianer Th. Vincent, der von 1860—1875 Hordens einziger ordinierter Helfer im ganzen Jamesbai-Distrikte war. Die zweite Außenstation, Rupertshaus, 20 deutsche Meilen östlich von Moose, hat trotz Hordens wiederholter Bitte erst im Jahre 1886 mit einem ständigen Missionar, Nevitt, versehen werden können. In weitem Halbkreise um die Jamesbai herum, 20 bis 100 deutsche Meilen von derselben entfernt, liegt eine Reihe anderer Außenstationen, so Martin Falls und Osnaburgh westlich von Albany, Flying Post, New Brunswick, Kinugumissi, Matawakamma, Mitatschewan, Abbitibi südlich von Moose; endlich Mistasini an der Grenze von Unterkanada, und Nitschekwan auf halbem Wege zwischen Moose und den südlichen Brüderstationen. Um alle diese Außenstationen auch nur ein Jahr um das andere auf kurze Zeit besuchen zu können, muß der Missionar oft während der ganzen „Reisesaison" unterwegs sein und viele hunderte von Meilen zurücklegen, z. B. Horden im Jahre 1871 900 bis 1000 deutsche Meilen.

Den nordwestlichen Teil der Diöcese Moosonee bildet der Distrikt von York Faktory mit den Außenstationen Churchill, Severn und Trout Lake, letztere zwischen Hudsonsbai und Winnipegsee. In York begann 1854 Rev. W. Mason, früher wesleyanischer Missionar, die Arbeit. Um uns eine klarere Vorstellung von den Beschwerden eines Missionars in diesen winterlichen Gegenden machen zu können, wollen wir Mason auf einer seiner Reisen von York nach Churchill begleiten. Obwohl die hier erzählte schon 1856 stattfand, so ist die Illustration doch nicht veraltet, da, abgesehen von der in Churchill inzwischen heimisch gewordenen Missionsarbeit, die Verhältnisse sich gegen jene Zeit nicht wesentlich verändert haben.

Mr. Mason wählte zwei zuverlässige Indianer zu Begleitern, Richard Mamonokodschen, einen Christen, und dessen Bruder Pa-ah-tahs-ah-wa-tao, einen Taufkandidaten. Außerdem gab ihm der Gouverneur einen jungen Halbindianer, William Grieve, mit, und der Magazinverwalter wählte acht der stärksten und besten Eskimohunde aus, je vier für den Passagier- und für den flachen Proviant- und Gepäckschlitten und versorgte die Expedition mit allem Nötigen aus den Vorräten der Faktorei. In seinem Renntierfell-Anzuge, mit Büffel-„Robe“ und sonstigen Schutzmitteln gegen die Kälte versehen, brach Mason am Dienstag Morgen, 25. März, bei 25° R auf. Am Nelsonflusse angekommen, der hier in der Nähe seiner Mündung so breit ist, daß die Reisenden die Wälder am gegenüberliegenden Ufer nicht sehen konnten, mußte ausgestiegen, und so gut es gehen wollte, über die großen Eisblöcke geklettert werden, die Wind und Wogen in verschiedenen Formen und Richtungen aufgeworfen hatten. Die Indianer hatten schwierige Arbeit und stolperten einmal über das andere. Mason selbst stürzte dreimal. Nach zwei Stunden kam man glücklich hinüber und hielt Frühstücksrast. Dann ging die Reise den Strom entlang über mehrere Creeks (kleinere Flüsse), an deren Ufern hin und wieder kleine Fichtenbestände den Reisenden Schutz gegen die schrecklichen Nordoststürme gewährten. In der Nähe eines solchen ward um halb fünf Uhr nachmittags halt gemacht. Nachdem mit Hülfe der Schneeschuhe eine Art viereckiger Grube in den Schnee gegraben war, groß genug, um allen Platz zu gewähren,[1] holten sie Fichtenstämme, stellten diese an drei Seiten pyramidenförmig gegen einander, bedeckten das Innere mit Zweigen, auf welche die Bettstücke gelegt wurden und zündeten dann vor der offenen Vorderseite ein großes Feuer an. Nach der Abendmahlzeit stimmten sie einen Gesang an und hielten Andacht. Die Nacht war klar, Mason wachte lange und schaute in den glänzenden Sternenhimmel.

Am andern Morgen blies der Nordwind, und es herrschte schneidende Kälte. Nach einer Tasse Thee setzte man sich in Bewegung; aber sobald sie an der offenen Küste dem Schneetreiben ausgesetzt wurden, fanden sie es unmöglich für sich selbst und die Hunde, weiter vorzudringen. „Der kalte Wind drang durch alle meine Kleider und Pelze, daß ich zitterte vom Kopf bis zu den Füßen und mir Nase, Backen und Ohren verfroren. Wir waren froh, in den Gänsejagd-Creek einzubiegen und ein Lager in den Fichten aufzuschlagen, wo wir den Tag über blieben. Richard und William gingen auf Rebhuhnjagd, und während dessen unterrichtete ich Pa-ah-tahs-ah-wah-tao im Katechismus. Bei der Abendandacht betete Richard mit Ernst und großer Einfalt. Wie lieblich ist es, in dieser Wildnis mit solchen zu wandern, die da suchen Gott zu dienen und ihren Weg zum Himmel zu finden!“

Nach einer erbärmlich kalten Nacht ward die Reise fortgesetzt; zur Linken sah man niedrige Fichten in beträchtlicher Entfernung, zur Rechten die mächtige Bai, bis auf 12 deutsche Meilen vom Lande — wie vermutet wird — zugefroren, aber kein lebendiges Wesen kam uns zu Gesicht, nur hin und wieder eine Kette Rebhühner. Die Hunde arbeiteten gut und hielten die Männer im Laufschritt. Das Nachtlager ward wieder auf einem Flusse aufgeschlagen,

[1] Vgl. Calwer „Bildertafeln zur Länder- und Völkerkunde. Tafel 152, 2.

wo der Schnee so tief war, daß man ein „gutes Nest“ machen konnte. Hier erfrischte sich Mason durch eine gute Waschung mit Schnee.

In solcher Schneewüste ist die Erscheinung lebender Wesen ein Ereignis. Am Freitag jagten sie ein Rudel Renntiere auf, die ersten lebendigen Exemplare dieser Gattung, welche Mason bisher gesehen hatte, obwohl er schon 16 Jahre lang mehr oder weniger vom Renntierfleisch gelebt hatte. Der Anblick des Wildes regte die Hunde auf, so daß sie ihre schwere Lasten mit großer Schnelligkeit über den gefrorenen Schnee zogen. Mittags kamen die Reisenden an eine ungeheure Ebene, und da diese, wie Richard, der erfahrene Führer wußte, in ihrer ganzen Ausdehnung keinen Lagerschutz bietet, so wurde auf dessen Rat, obwohl erst fünf deutsche Meilen an diesem Tage zurückgelegt waren, bei den letzten Fichten halt gemacht mit dem Vorsatze, am nächsten Morgen in aller Frühe aufzubrechen.

Um drei Uhr morgens war alles reisefertig, und es ging gegen den schneidenden Nordwind an. Doch nach Sonnenaufgang ward die Luft milder, der wolkenlose tiefblaue Himmel bildete einen wunderbar schönen Kontrast gegen die blendend weiße Ebene. Kein Gegenstand war in Sicht, der einen Anhaltspunkt für die einzuschlagende Richtung hätte geben können; nur die Sonne, die zur Rechten strahlte, war der Wegweiser. Gelegentlich zeigten sich Luftspiegelungen, und in der Ferne glitzerten mächtige Eisberge in den Sonnenstrahlen. Das günstige Wetter dieses Tages ermöglichte es den Reisenden, sieben Meilen zurückzulegen und gegen Abend schützende Waldungen zu erreichen. Voll Dank für den köstlichen Tag, der sie dem Ziele ihrer Reise so beträchtlich näher gebracht hatte, trafen sie eine Stelle, wo vor Jahren ein gewisser Robinson durch Schneestürme 14 Tage lang gefangen gehalten wurde, die Vorkehrungen zu einem möglichst bequemen Sonntagsquartier. Denn der Tag des Herrn darf unter allen Umständen auch durch Reisen nicht entweiht werden.

Am Sonntag Morgen geriet das Lager in Brand, aber Schneemassen, die sofort darüber geworfen wurden, verhüteten größeren Schaden. Bei heidnischen Indianern wäre dieser Zwischenfall als ein ungünstiges Omen aufgefaßt worden, aber Masons Indianer hatten den heidnischen Aberglauben bereits überwunden. Morgens, zu gewohnter Stunde, wurde Gottesdienst in der Creesprache gehalten. „Köstlich klangen die Stimmen des Lobes und Dankes in dieser Einöde, durch die wir 150 miles gewandert waren, ohne ein einziges menschliches Wesen zu treffen. Nach dem Gottesdienst las ich meinen Leuten aus „Pinnocks Katechismus“ vor, übersetzt von Rev. J. Horden; ich brauchte nur das „l“ mit „y“ zu vertauschen und einige Wörter, die nur in Moose gebraucht werden, zu ändern, so verstanden sie es sehr gut und lauschten mit großem Interesse.“

Hatten sich die Reisenden bisher in nördlicher Richtung auf das Cap Churchill zu bewegt, so wandten sie sich jetzt nach Westen und hofften das Fort am Dienstag Abend zu erreichen. Als sie am Montag ihr Nachtquartier eingerichtet hatten, begann Schnee zu fallen und es mußte ein Dach von Föhrenzweigen gemacht werden. Aber von der Hitze des Lagerfeuers schmolz der Schnee, der sich oben auf den Zweigen gelagert hatte; das Wasser leckte auf uns und unsre Kleider herab und machte alles feucht und ungemütlich.

Trotzdem schliefen wir fest, da wir von den Anstrengungen des Tages sehr ermüdet waren.

Der Dienstag, 1. April, ließ sich zuerst ungünstig zum Reisen an. Der Südwind brachte eine beträchtliche Wärme, erweichte den Schnee, durchnäßte die Mokassins und erlaubte den Hunden nur einen sehr langsamen Gang, da sie bei jedem Schritte tief einsanken. Aber gegen Mittag schlug der Wind plötzlich nach Norden um, und in kürzester Zeit war alles wieder gefroren, die Oberfläche des Schnees ward hart und gläsern. In solchem Falle müssen die Hunde, damit sie nicht ins Lahmen kommen, „beschuht“ werden, d. h. ihre Pfoten werden in kleine Lederbeutel gesteckt, die zu diesem Zwecke angefertigt sind. Jetzt waren die Reisenden an eine Stelle gekommen, wo ihr Führer Richard etliche Jahre zuvor sich verirrt hatte; doch hielten sie ihren westlichen Kurs für den richtigen. Glücklicherweise erspähten sie bald in der Ferne drei Indianer, riefen sie mittelst Sprachrohrs an und erfuhren von ihnen, daß sie schon ein gutes Stück zu weit nach rechts abgekommen seien, aber doch noch vor Sonnenuntergang das Fort erreichen könnten. Der Wind war stärker, und die Kälte machte sich sehr fühlbar. Die Renntiere indessen, die sie trafen, „grasten“ gemächlich, d. h. kratzten mit den Vorderfüßen den Schnee fort, um das Moos darunter zu finden. Beim Anblick dieser prächtigen Tiere bedauerte Mason unwillkürlich, daß der Indianer, der so oft der Hungersnot und dem Hungertode in seinen schrecklichsten Gestalten preis gegeben ist, niemals einen Versuch gemacht hat, das Renntier zu zähmen, wie es die arktischen Völkerschaften Europas und Asiens thun. Wenn der wandernde Indianer eine Schar dieser Tiere erlegt, die Zungen herausgeschnitten, die Felle abgezogen hat, so ist schnell die ausgestandene Hungersnot vergessen; die Kadaver läßt er liegen und die Luft verpesten. Das Renntier zu zähmen und als Last und Zugtier zu verwerten, erfordert eine höhere Kulturstufe, als die der Indianer erreicht hat.

Endlich, als man auf die Höhe eines Landrückens gekommen war, lag der Churchillfluß vor ihnen, über dessen Eisblöcke sie sich hinüber arbeiten mußten, um zu dem gegenüberliegenden Fort zu gelangen. Gegen Sonnenuntergang fuhr Mason durch das Pallisadenthor des Forts ein, voll Dank gegen Gott für die gnädige Bewahrung auf der achttägigen Reise. Seit 1823, wo Rev. J. West auf seiner Rückreise nach Europa dieses Fort besucht hatte, war kein Missionar in diesem „letzten Hause der Welt“ gewesen.

Zu Masons großer Freude waren eben zwei vorausgeschickte „Läufer“ im Fort angekommen mit der Meldung, daß eine große Gesellschaft von Chipewyans im Anzuge sei. Nachdem sie Zwieback und Tabak für die ganze Schar erhalten hatten, kehrten sie trotz Finsternis und Schneewehen zurück. Mason versammelte dann die Insassen des Forts, von denen die meisten ungetauft und einige ungetraut waren, legte ihnen Jesaias 53 aus und hielt die Abendandacht mit ihnen.

Früh am nächsten Morgen, 2. April, ehe Mason noch Zeit gehabt hatte, sich anzukleiden, füllte sich sein Zimmer mit Chipewyans, die in der Nacht eingetroffen waren. Jedem schenkte er ein wenig Tabak, und sobald der Dolmetscher abkömmlich war, redete er mit ihnen von dem Heil der Welt. Sie

hörten mit großer Aufmerksamkeit zu, und einige sagten, sie hätten noch nie zuvor einen Betlehrer gesehen und seien zwölf Tagereisen weit gekommen, um von dem guten Wege zu hören. Es zeigte sich bald, daß mehrere bereits von den römischen Priestern in Athabaska präokkupiert waren; sie hatten kleine Gesangbücher in Silbenschrift mit elf Liedern, die zum Teil an die Jungfrau gerichtet waren, und die sie sehr gut nach melancholischen, für ihre weichen Stimmen sich eignenden Melodien sangen. Auch hatten sie Heiligenbilder, mit denen sie sehr sorgsam umgingen, und die sie als kräftige Medizin priesen. Einer der Chipewyans bat den Missionar sehr dringend um solche Art Bilder, da sie ihm zu erfolgreicher Renntierjagd verhelfen würden. Der Dolmetscher, ohne Masons Antwort abzuwarten, sagte zu dem Indianer: „Nun du angefangen hast zu dem allmächtigen Gott zu beten, mußt du alle solche närrische Gedanken wegwerfen." Diese vernünftige Antwort schien Eindruck auf die Indianer zu machen, und so ergriff Mason die günstige Gelegenheit, ihre Herzen auf den Heiland zu lenken als den einigen Mittler zwischen Gott und Menschen. Einer drückte seinen Wunsch aus, einen „englischen" Geistlichen hier zu haben, da die Priester nicht den rechten Weg lehrten; er und seine Verwandten würden sich niemals den Priestern anschließen. —

Im Laufe des Tages kamen noch mehrere Chipewyans an, so daß die kleinen Räume im Fort ganz voll waren, und wenn sie ihre Jagdbeute gegen neue Kleidungsstücke, Tabak u. a. umgesetzt, traten sie bei Mason ein, der lange Unterredungen mit ihnen hatte. Manche sprachen frei von der Leber, einige waren ganz indifferent, aber Widerspruch hatte keiner. „Es ist sehr schwer für uns gut zu sein," klagte einer; „wenn wir deine guten Worte hören, so fühlen wir Gutes im Herzen; aber sind wir weit weg in den Wäldern und hören jemand Worte reden, die wir nicht mögen, so haben wir alsbald schlechte Gedanken und werden sehr schlecht. Ferner finden wirs auch sehr schwierig zu wissen, welches der rechte Weg ist, oder wem von euch wir glauben sollen, euch oder den Priestern. Ihr sagt, der Priester lehre die Indianer den falschen Weg, der Priester sagt von euch dasselbe."

Erst kurz vor Mitternacht konnte Mason sein Lager aufsuchen. Der 3. April verlief in ähnlicher Weise. Viele der Chipewyans übten sich im Schreiben der Silbenzeichen, einige schrieben auf Papierstückchen etliche Sätze, um ihre Fertigkeit zu zeigen, andere unterrichteten die Anfänger in diesen Zeichen; alle baten um Papier, Feder und Tinte. Am 4. früh morgens zogen sie schon wieder ab, um im höheren Norden den Sommer über der Renntierjagd obzuliegen. Doch bald nach ihrer Abreise erschien eine neue Schar desselben Stammes und besuchte den Missionar. „Wir möchten sehr gern", sagten sie, „daß ein Geistlicher hier wohnte. Wir hörten vor kurzem, daß ein Geistlicher nach Churchill kommen würde, und deshalb sind wir hier. Die gestern hier waren, kümmern sich um diese Dinge nicht; wir sind andern Sinnes, wir verlangen sehr nach dem Evangelium. Wir sterben sehr schnell, doch wissen wir nichts von dem, was hernach sein wird. Wir möchten gern thun, was recht ist; aber wir wissen nicht, was recht ist. Wir haben viele Jahre lang auf einen betenden Vater gewartet, aber es ist noch keiner gekommen." Mason bemühte sich, ihnen in einfacher Weise das Evangelium

nahe zu bringen, und versprach ihre ernstliche Bitte um einen Missionar dem Bischof und den betenden Vätern jenseit des großen Wassers bekannt zu machen. „So warten die Enden der Erde auf das Heil Gottes."

Inzwischen waren auch Eskimos angekommen, aber da der Dolmetscher anderweitig in Anspruch genommen war, so konnte Mason erst am Sonntag, nach Beendigung der Gottesdienste, in näheren Verkehr mit ihnen treten, während von den Chipewyans am Sonntag keiner mehr vorhanden war. Rühmend hebt Mason hervor, daß der Gouverneur des Forts jeden Sonntag für die Insassen desselben Gottesdienst hält, wie auch sein Vorgänger gethan habe, und wünscht, daß ebenso auf allen andern Handelsposten die auf dem Papier stehende Regulative der Kompanie ausgeführt werde.

Am Dienstag, den 8. April trat Mason seine Rückreise nach York an. Am dritten Tage kamen sie an die große, sieben deutsche Meilen breite Ebene die man niemals ohne günstiges Wetter zu durchreisen wagt. Schon morgens drei Uhr verließen sie das Lager bei völlig klarem Himmel und stiller Luft. Aber bald bemerkten sie am östlichen Horizonte eine dunkle Wolkenschicht, die nach Aufgang der Sonne höher stieg und immer drohender wurde. Nach zweistündiger Reise hörten sie plötzlich einen Windstoß und rückwärts blickend gewahrten sie einen fürchterlichen Schneesturm, der reißend schnell herankam und sie in wenigen Sekunden überholt hatte. Gegen den Sturm zurückzukehren, war unmöglich; so überließen sie sich demselben und jagten fünf Stunden lang durch die Ebene, aber wie es Mason, der im Schlitten saß, vorkam, einen weiten Bogen beschreibend. Ihr eigner Schweiß, in den sie gerieten, und der Regen, der zu Anfang des Sturmes fiel, durchfeuchtete ihre Kleider; aber da der kalte Nordwind diese alsbald wieder gefrieren ließ, wurden die Mokassins der Leute steif und hart und ihre Füße so kalt, daß sie nahe am Erfrieren waren. Trotz alledem mußten sie vorwärts, und gegen elf Uhr kamen sie endlich an die ersten Wälder, wo sie unter den Fichten Schutz fanden, ein Lager machten, ihre gefrorenen Sachen trockneten und sich erfrischten. Nach Mittag erhellte sich das Firmament, und nachdem Richard sich orientiert und gefunden hatte, daß sie nicht weit vom Eulenflusse sein könnten, setzten sie sich trotz des heftigen Sturmes wieder in Gang und gelangten glücklich vor Einbruch der Nacht an den ersehnten Lagerplatz. Die Nacht war grimmig kalt. Obwohl die Indianer ein mächtiges Feuer die ganze Nacht unterhielten, konnte Mason trotz doppelter Kleider, trotz Büffelfell, Renntierpelz und Schlafsack nicht warm werden.

Als man sich am nächsten Morgen wieder aufgemacht hatte, brach der Sturm von neuem los und sobald man in die offene Ebene kam, war das Schneetreiben so gewaltig, daß die Leute mehrfach umgeworfen wurden und, da der Wind nach Westen umschlug, die größte Mühe hatten, die südliche Richtung festzuhalten und nicht nach der See zu getrieben zu werden. Man konnte kaum zehn Schritte vorwärts sehen und verlor sich oft gegenseitig aus den Augen; dann fingen die Hunde, die ihren Führer nicht sahen, ein entsetzliches Geheul an und stoppten. Mason, der einmal aus dem Schlitten hinausgeworfen wurde, konnte Hände und Füße kaum vorm Verfrieren schützen. Trotz aller Anstrengungen ward man ein beträchtliches Stück aus dem rechten

Wege nach der See zu gedrängt, und es war Nachmittag geworden, ehe man wieder geschützte Plätze erreichte und halt machen konnte. Einer der acht Eskimohunde war im Schneesturm verloren gegangen. Gegen Abend wuchs der Sturm zum Orkan an, die Bäume krachten und bogen sich, an Schlaf war nicht zu denken. Das Lager war gut, und das Feuer verschlang Berge von Holz, aber die Kälte schnitt durch Mark und Bein.

Endlich hatte der Sturm ausgetobt. Am folgenden Nachmittag brachte eine dreistündige Arbeit die Reisenden wieder über den Nelsonfluß, und bald darauf langten sie glücklich in York an. (Int. 1857, 92 ff. 114 ff.)

So und oft noch mit viel größeren Beschwerden reist man noch heute zur Winterszeit in jenen Breiten. Seitdem hat der Missionar von York viele und längere Besuche in Churchill gemacht; von 1862 bis 1864 wohnte auch ein Missionar daselbst, um eingeborne Lehrer für die Indianer und Eskimos anzustellen. Doch erst ganz neuerdings hat man den Versuch gewagt, einen ordinierten Missionar in Churchill zu stationieren. Eine eiserne Kirche war vorhanden; kanadische Freunde schenkten das Material zu einem Missionshause; ein Regierungsdampfer, der die Hudsonsbai untersuchen sollte, schaffte es bis zur Mündung des Churchillflusses. Da indessen das Bauholz nicht ausreichte, und die Missionsfamilie infolge des Schiffbruchs, den der Hudsonsbaifahrer von 1886 bei Kap Churchill erlitt, der Zufuhr aus Europa beraubt wurde, so scheint es, als ob der Missionar sich einstweilen wieder nach York hat zurückziehen müssen.

Aus York Faktory selbst konnte Missionar W. Kirkby, der Masons Nachfolger geworden war, im Jahre 1876 das „Ende des Heidentums" melden. Beardy, der Häuptling des Samatawastammes, hatte sich lange Jahre dem Einflusse des Evangeliums widersetzt, Polygamie hielt ihn gefangen. Doch seit zwei Jahren war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. So oft er ins Fort kam, besuchte er regelmäßig die Kirche, hatte gern religiöse Gespräche und lernte seine Bibel lesen, und bat schließlich um die Taufe. Doch Kirkby empfahl ihm, noch ein Jahr zu warten und während der Zeit ein christliches Leben zu führen, gerade als ob er getauft wäre. Als Ende Mai der Hayesfluß eisfrei geworden war, stellte sich Beardy wieder ein mit etwa 20 seiner Leute; und kaum war er gelandet, so begab er sich zu Kirkby und sprach: „Mein Herz steht noch auf demselben Wege." Seit einem Jahre habe er nur mit einem seiner vier Weiber gelebt. Kirkby ließ diese einzeln zu sich kommen, und alle erklärten, obwohl er immer gut und freundlich gegen sie gewesen sei und sie nach besten Kräften ernährt und gekleidet habe, so wollten sie doch lieber von ihm getrennt sein und ihren Lebensunterhalt sich selber suchen und samt ihren Kindern Christen werden, als bei

ihm bleiben und das heidnische Leben fortsetzen. Jeden Nachmittag kam der Samatawahäuptling mit seinem Anhange zum Unterricht, am Pfingstsonntage war die Taufe, am Montag ward Beardy mit einer seiner früheren Frauen getraut. „Damit hat das Heidentum hier ein Ende gefunden; nach jahrelangen Arbeiten, Kämpfen und Gebeten hat das Evangelium von Jesu triumphiert, das Heidentum mit allen seinen Greueln ist ein Ding der Vergangenheit geworden. Alle Eingeborenen, die zu dieser Station gehören, bekennen sich zu Christo. Zwar ist noch über viel Sünde und Unvollkommenheit zu klagen, aber gottlob, das Heidentum als solches existiert nicht mehr. Es giebt hier kein Haus oder Zelt, in dem nicht täglich Andacht gehalten wird, nicht ein einziges Gemeindeglied, das nicht regelmäßig den Gottesdienst am Sonntag besucht."[1])

Übrigens gehören nur 3—400 Indianer zur Gemeinde, sämtlich Pelzjäger, von denen die meisten den ganzen Winter in den Wäldern zubringen, während nur etwa der vierte Teil in der Nähe bleibt und die „Wintergemeinde" bildet.[2]) Obwohl ein Vergleich zwischen dem Prozentsatze der Geburten und Todesfälle zu Gunsten der ersteren spricht, so scheint doch infolge von Auswanderung nach Süden eine Abnahme der Bevölkerungszahl einzutreten.

Nahezu vollendet ist auch die Christianisierung derjenigen Indianer, die sich zu den Außenstationen Severn und Trout Lake halten. Besonders schwierig ist die Verbindung mit letzterem Platze, der 80 deutsche Meilen südwestlich von York liegt. Kirkby war der erste Missionar, welcher Trout Lake besuchte. Einen direkten Kanoeweg giebt es nicht, und Kirkby konnte niemand finden, der einen indirekten kannte. Trotzdem unternahm er im Sommer 1872 mit einigen zuverlässigen Indianern die Reise, die er als eine der beschwerlichsten seines Lebens bezeichnet. Den Hayes River gings hinauf, dann über Land bis zu einem Nebenflusse des Severn, diesen hinab, dann den Severn wieder hinauf, wieder eine portage, um in den Trout Lake River zu gelangen, bis man endlich am Ostufer des Sees das Fort erreichte, nach 17tägiger Reise. Einen Sonntag während solcher Reise beschreibt Kirkby folgendermaßen: „Wolken von

[1]) Int. 1877, 185 f. — Ein unbeabsichtigtes und daher um so wertvolleres Zeugnis über die York-Indianer enthält eine im New York Herald veröffentlichte Nachricht des Chefs einer Nordpolexpedition, der unter dem 10. Dezember 1886 meldet, daß er wahrscheinlich bis nach Weihnachten dort aufgehalten werden würde, weil die Führer (Indianer) sich weigerten, eine Reise anzutreten, ehe sie an der Weihnachtskommunion teil genommen hätten. Ann. Rep. 1887, 244.

[2]) Bedeutend größer ist natürlich die Zahl derer, die im Sommer zu Handelszwecken nach dieser Hauptfaktorei kommen.

Moskitos gestern Abend. Heute den ganzen Tag im Lager, die armen Leute herzlich froh über die Ruhe. Aber abgesehen von den religiösen Pflichten des Tages war es sehr trübselig und langweilig, so viele Stunden im kleinen Zelte zu sitzen. Mitten in dichtem Holze auf feuchtem sumpfigem Boden konnten wir nur wenige Ellen weit gehen und sehen, nicht einmal lesen konnten wir mit Genuß, da die Moskitos so ungeheuer lästig waren. Nur indem wir ein großes Feuer unterhielten und eine Masse feuchtes Moses hineinwarfen, um Rauchwolken zu erzeugen, machten wirs einigermaßen erträglich." Viele Hindernisse bereiteten die Stromschnellen, die gefährlich waren, weil sie dieselben nicht kannten. Unter den Indianern von Trout Lake fand Kirkby schon viele Christen; denn junge Leute hatten sich schon früher wiederholt in York eingefunden und von Mr. Mason sich einen Vorrat von Büchern mitgeben lassen, mit deren Hilfe sie selbst lesen gelernt und fast den ganzen Stamm im Lesen unterwiesen hatten. Viele von ihnen hatten schon jahrelang ihre Hände täglich zum Gebet erhoben und einfache Gottesdienste mit einander gehalten. Von diesen wurde Kirkby mit großer Freude empfangen, und nachdem eine Anzahl mitgebrachter Neuer Testamente und Prayerbooks verteilt war, konnten sie mit Verständnis den Gottesdiensten folgen, die Kirkby täglich morgens und abends für sie hielt, während er die übrige Zeit des Tages in verschiedenen Abteilungen die Indianer unterrichtete. Wie Kirkby aus den Handelsbüchern der Faktorei ersah, gehörten damals 320 Indianer zu Trout Lake, von denen er freilich nur die Hälfte sah. Um auch an diesem Platze das christliche Leben, dem besonders die Polygamie im Wege stand,[1] in Fluß zu erhalten, ließ er einen der drei eingebornen Helfer, die er in York angestellt hatte, den geschickten John Harper, einen Halbindianer, der ihn begleitete, als Katechisten zurück. Dann reiste er weiter nach Severn, wo die Verhältnisse ähnlich lagen, und von hier mittelst Küstenboot, eine Gelegenheit, die nur einmal im Jahre sich bietet, zurück nach York, und von da wurde der Besuch dieser beiden Außenstationen in fast regelmäßigen Zwischenräumen wiederholt.

Längst ist auch die Arbeit an den zu Moose, Albany und Rupertshaus, den wichtigsten Stationen an der Jamesbai, gehörenden Indianern pastoral geworden. Schon 1871 schreibt Mr. Horden: „Meine Arbeit hier hat jetzt ganz pastoralen Charakter angenommen. Das Heiden-

[1] Aus dem Jahre 1868 berichtet Rev. W. Mason einen Fall von Kannibalismus. In einer Familie wurde zuerst der am Hungertode gestorbene Vater, dann die Kinder verzehrt. Die beiden überlebenden Weiber wurden von den heidnischen Trout Lake Indianern ermordet. Ant. Rep. 1869, 212.

tum, als ein System, mit all seinen Greueln ist verschwunden, und unsre Schwierigkeiten sind diejenigen neugegründeter Gemeinden. Unser Ruf ist jetzt: Wache auf, der du schläfst, aus deiner Gleichgültigkeit, Trägheit und Äußerlichkeit und was sonst das christliche Leben tötet. Übernimm deine Verantwortlichkeit und freue dich deiner Vorrechte!" Horden, seit 1872 Bischof von Moosonee mit dem Sitze in Moose, hat die ganze Diöcese in sechs Bezirke geteilt: York, Albany, Moose, Rupertsfluß, East-Main und Matawakamma. In dem letztgenannten, an Oberkanada grenzenden Bezirke steht als ordinierter Missionar der Indianer John Sanders, der für einen Teil seiner ausgedehnten Missionsreisen die Canadian-Pacific-Eisenbahn benutzen kann. Außer diesem und Vincent in Albany sind sämtliche Missionare der Diöcese Europäer; doch liefert Bischof Hordens Theologenklasse in Moose immer mehr eingeborne Arbeiter, die als Lehrer und Katechisten unter ihren Stammesgenossen wirken und zum Teil im Laufe der Zeit ordinationsfähig werden, obwohl bei der Unmöglichkeit diese Kinder des Nordens in wirtschaftlicher Beziehung auf eine höhere Kulturstufe zu bringen, ebenso wenig wie bei den Eskimos in Grönland und Labrador eine Aussicht vorhanden zu sein scheint, daß jemals europäische Mitarbeit, Bevormundung und Unterstützung entbehrlich werden könne.

Zwar hat die Ch. M. S. in ihrer weisen Erziehungsmethode, die sie auf allen Missionsfeldern beobachtet, auch diese Indianer so früh wie irgend möglich an ein gewisses Maß von self-support zu gewöhnen gesucht, und die Indianer haben billigen Anforderungen vollauf entsprochen. Eine interessante Scene berichtet Horden aus dem Jahre 1865. Bei einem Besuche in Rupertshaus, wo eine Kirche durchaus nötig war, hatte er sich vorgenommen, die Selbstverleugnung der zahlreich versammelten Indianer auf die Probe zu stellen. Er legte ihnen dar, wie sehr sich der Mangel einer Kirche fühlbar machte, und daß er glaubte, die meisten von ihnen könnten etwas zum Kirchenbau beitragen. Einer der angesehensten Indianer stand auf und sagte: „Wir können nichts geben, wir sind zu arm. Wir sind nicht wie die Diener (der Kompanie). Die arbeiten und werden regelmäßig bezahlt. Aber wir müssen in die Wälder gehen, nach Pelzen und Lebensmitteln jagen, und oft bekommen wir gar nichts bei all unsrer Mühe. Nein, wir können nichts geben." Noch zwei oder drei ließen sich nach der gleichen Melodie hören; dann sagte Horden, er wäre nicht sehr erbaut von ihren Bemerkungen; sie dürften nicht erwarten, daß alles für sie von andern gethan würde; sie sollten nun durch ihre Willigkeit zeigen, daß sie die Religion ihres Herrn

Jesu Christi wert schätzten. Er winkte den alten Häuptling heran und fragte ihn, was er über die Sache dächte. Der antwortete, was Horden gesagt hätte, wäre sehr gut, und er würde nach Kräften beisteuern; er bat dann, seinen Namen aufzuschreiben — der einzige, der seinen Namen nicht selbst schrieb — und drei Biber zu notieren. Und nun ging alles glatt. Einige zeichneten zwei, einige einen Biber. Vielen ganz armen Indianern, die bei der Kompanie verschuldet waren, gestattete Horden nicht, einen Beitrag zu zeichnen. Als drei wohlsituierte herantraten, sagten die andern lachend: „Diese Burschen sind reich, sie geben 20 oder 30 Biber." Der eine zeichnete vier, der andere fünf, der dritte sechs. Doch erst im nächsten Frühjahr, wenn sie mit neuer Jagdbeute wiederkehren würden, konnten diese Subskriptionen flüssig gemacht werden. Etliche Tage darauf kamen die „Brigaden"[1]) von der Labradorgrenze an und mit ihnen Indianer, die Horden noch nie gesehen hatte, die jedoch nicht nur ihre Bücher gut lesen konnten, sondern auch mit den hauptsächlichsten christlichen Wahrheiten wohl bekannt waren. Auch diese sprach Horden wegen des Kirchbaues an, bedeutete ihnen aber, daß er von jedem nicht mehr als höchstens zwei Biber erwartete. Sie gaben einer drei, andere fünf und sechs, sofort zahlbar. Von den europäischen und eingeborenen Kompaniebediensteten empfing er fast zehn Pfund. (Rec. 66, 101). Missionar Kirkby erzählt von einem armen Indianer: „Er brachte mir einen Silberfuchs als Beitrag und sagte, da er selber das Haus Gottes wert hielte, so möchte er, daß die Leute von Severn gleichfalls ein solches hätten. Er gab Gott buchstäblich von dem Besten, was er hatte, da solcher Pelz der wertvollste im Lande ist. Der eine Pelz erzielte in der Faktorei den Preis von $2^1/_2$ Pfund, und machte vielleicht ein Viertel seiner ganzen Winterjagd aus." So wird von allen andern Stationen berichtet, wie die Indianer alljährlich von den Erträgen ihrer Jagd zu den Kosten der kirchlichen Arbeit unter ihnen beisteuern, die einen Renntier-, Biber-, Fuchs- oder Marderpelze, die andern Gänsefedern, Schuhe und Handschuhe und sehr viele auch sechs Tage Arbeit. Es hat durchaus den Anschein, als ob diese Indianer in Hinsicht des self-support thun, was sie können. Aber eben deshalb werden sie von fremder Hülfe abhängig bleiben müssen.

An dieser Hilfeleistung beteiligt sich auch einigermaßen die Hudsonsbaikompanie; sie giebt jährlich 100 Pfund, je 50 für den nördlichen und südlichen Teil der Diöcese Moosonee. (Int. 79, 670.) Außerdem verdankt ihr die Mission den Bau von Kirchen auf verschiedenen Stationen;

[1]) Die meist mit Indianern bemannten, von den Inlandstationen kommenden Boote, welche die Pelzladungen an die Hudsonsbai schaffen.

und die Missionare rühmen die freundliche Unterstützung, die ihnen auf ihren Missionsreisen von seiten der Repräsentanten der Kompanie zu teil geworden ist. Auch ist anzuerkennen, daß fast alle am Gottesdienst und der Abendmahlsfeier teilnehmen, und manche von ihnen suchen nach Kräften das geistliche Wohl ihrer Untergebenen zu fördern, indem sie Gottesdienste mit denselben halten und sogar die Indianer, die zu Handelszwecken sie besuchen, in christlichen Dingen unterweisen. Mag immerhin diese Stellungnahme der Mission auf seiten der Kompanie auch wesentlich ihre Ursache nur in der handelspolitischen Erwägung haben, daß eine Gesellschaft ihre Finanzen nur verbessern kann, wenn ihre Untergebenen in Grundsätzen erzogen werden, die eine größere Pflichttreue, Ehrlichkeit und Charakterfestigkeit derselben gewährleisten; mag sie nur ein Ausfluß der endlich gewonnenen Erkenntnis sein, daß nur das Christentum imstande ist, den Prozeß des Aussterbens der Indianerstämme, die ihnen zur Gewinnung der arktischen Produkte unentbehrlich sind, aufzuhalten, und daß die Etablierung von Missionsstationen bei ihren Faktoreien die Anziehungskraft, welche die letzteren auf den Indianer ausüben, verstärkt und erhöht: so bezeichnet sie doch einen wesentlichen Fortschritt im Vergleich mit der alten Hudsonsbaikompanie und einen wohlthuenden Gegensatz zu der Praxis europäischer Großhändler auf andern Missionsgebieten.

Die Zahl der getauften evangelischen Indianer der Diöcese beträgt 3818, worunter 407 Kommunikanten. Zwei Drittel der Eingebornen sind demnach noch Heiden, aber bis auf etwa ein Fünftel stehen alle Indianer und Eskimos unter dem Einflusse der Mission.

Von allen Diöcesen im Britischen Nordamerika ist Moosonee am wenigsten von römischer Konkurrenz belästigt. Nur in Abbitibi an der Grenze von Ober-Kanada sind die meisten Odschibways römisch, und ihr Priester pflegt im Sommer die römische Gemeinde in Albany zu besuchen.[1])

Wie von römischen „Andachtsgegenständen", so sind die Eingebornen in Moosonee, dank der Beschaffenheit des Landes, welches Ansiedler nicht locken kann, auch von europäischer Afterkultur mit ihren Krankheiten und Lastern, soweit diese nicht von einzelnen Fortleuten ausgehen, im großen

---

[1]) „Katholische Missionen" 1886, 254, wo unter anderm das Fronleichnamsfest („das Hauptfest in den Augen der Indianer ist aber eine Prozession mit dem hochwürdigsten Gute; ohne sie wäre die Mission keine rechte Mission") und, was den Indianern der Höhepunkt des bischöflichen Besuches zu sein schien, ein daran sich schließendes Festmahl beschrieben wird, wobei die „Wilden" mit Brot, Thee, Speck, Reis, Butter und Syrup traktiert wurden.

und ganzen verschont geblieben. Nur der Distrikt von Matawakamma in der Nachbarschaft der Eisenbahn ist von Branntwein und andern Kulturübeln bedroht. Die Krankheiten, von welchen die Indianer von Moosonee heimgesucht werden, sind vorzugsweise „einheimische", und die Opfer, welche sie fordern, scheinen zu den Geburten nicht in solchem Verhältnisse zu stehen, daß man berechtigt wäre, die dortige Mission als eine „Arbeit am Sterbebette" zu bezeichnen.[1])

(Schluß folgt.)

Die Mission in der Schule.[2])

Von Direktor Dr. Frick.

(Vgl. D. G. Warneck, die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. 3. Auflage, Gütersloh 1887.)

Wenn wir Vereinfachung des Unterrichts als eine der dringlichsten Aufgaben bezeichnet haben und Verwandlung von Unterrichtsdisziplinen in Unterrichtsprincipien forderten, so wird vor allem hier von vornherein auszusprechen sein, daß mit der Forderung: Berücksichtigung der Mission im Unterricht keine Einführung eines neuen Unterrichtsfaches gemeint ist. Zur weiteren Beruhigung sei sofort hier erklärt, daß auch der Verfasser der oben genannten Schrift den Schulen keinen neuen Lehrgegenstand aufbürden will, und sich nicht mehr als etwa vier Extrastunden erbittet, um in Anknüpfung an die Apostelgeschichte und an eine Übersicht über die Geschichte der Ausbreitung des Christentums die notwendigsten Mitteilungen über den weiteren Verlauf der Geschichte

[1]) Zwar überstiegen in Moose die Todesfälle in den Jahren 1884 und 1885 infolge von Epidemien die Geburten um ein Beträchtliches; doch wurde der Verlust beider Jahre durch das eine Jahr 1886, wo 29 Geborene und nur 9 Gestorbene zu zählen waren, völlig wieder ausgeglichen. Extr. of Ann. Lett. 1886—1887, 246.

[2]) Abdruck aus den von Direktor Dr. Frick und Direktor Meier herausgegebenen „Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen", Heft 12, S. 91—100.

Ich hatte den Verfasser schon längst gebeten, einen Aufsatz für die A. M. Z. zu liefern über die Einführung und Behandlung der Mission speciell in den höheren Schulen. Nun hat er gelegentl. der Anzeige meines Handbuchs diesen Aufsatz allerdings geliefert, aber denselben zunächst in dem genannten Organ veröffentlicht, das ja freilich für den in Rede stehenden Zweck der geeignetste Ort war. Als eine sehr wertvolle Ergänzung zu den Ausführungen meines Handbuchs glaube ich ihn aber auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten zu dürfen — daher der Abdruck. Für die bereitwilligst zu demselben erteilte Erlaubnis dem Verfasser und Verleger besten Dank. Wck.

der Ausbreitung des Christentums im Mittelalter, wie in der Gegenwart, d. h. über die Missionsgeschichte anzuschließen. Auch unser eigner Lehrplan-Entwurf setzt die Mission als Gegenstand nur einmal in dem zweiten Halbjahr der IIIa neben anderen Gegenständen an. Anderseits ist der Erfolg, daß ein „Handbuch für den Lehrer" innerhalb eines Jahres drei Auflagen, vielleicht sogar noch die vierte erlebt,[1] nicht ausschließlich auf die Meisterschaft der Behandlung durch einen der besten Kenner der Missionsarbeit zu setzen, sondern auch darauf, daß das Gefühl, eine vollere Berücksichtigung der Mission als bisher gehöre fortan in die Schule, bereits ein allgemeineres ist, und der vortrefflichen Behandlung des Stoffes dankbar entgegenkommt. Wohl ist diese Erscheinung zum Teil aus dem neuen Interesse der Gegenwart an den Kolonisationsaufgaben, und an allem, was wie auch die Mission, mit demselben im Zusammenhang steht, zu erklären. Indessen reicht das nicht aus, der Mission in der Schule ein Heimatrecht zu sichern; vielmehr sind dazu pädagogisch-didaktische Erwägungen nötig. Der Verfasser geht darauf nicht ausführlicher ein, er begnügt sich in der Vorrede darauf hinzuweisen, daß wenn A. H. Francke, der Vater der deutsch-evangelischen Heidenmission, zugleich einer der größten Schulmänner gewesen sei, in dieser bedeutungsvollen Thatsache doch ein lebendiger Zusammenhang liegen müsse. Er erinnert sodann in dem Eingang der Einleitung („das Heimatrecht der Mission in der Schule") daran, wie Mission und Schule von alters her im engsten Zusammenhang standen, Christus selbst durch den Missionsbefehl (Matth. 28, 19. 20) die Mission zur Völkerlehrerin und damit zur Mutter der Schule gemacht habe, wie endlich die Schule eine Schuldnerin der Mission sei und nun die Aufgabe habe, dieser wiederum zu dienen. Aber es würde der Absicht des Verfassers wenig entsprechen, wenn etwa daraus gefolgert würde, daß nur die Kirche, der kirchliche (Konfirmanden-)Unterricht oder nur die mit der Kirche in engerer Fühlung befindliche Volksschule, oder in der höheren Schule etwa nur der Religionsunterricht verpflichtet sei, die Mission zu berücksichtigen; des Verfassers Auffassung ist eine viel universellere, und er wird uns gestatten müssen, daß wir, um auch die höheren Schulen leichter für diese zu gewinnen, noch einige Erwägungen rein pädagogisch-didaktischer Art hinzufügen, zu denen uns wie die früheren Schriften des Verfassers, so namentlich auch dieses Handbuch für den Lehrer fast auf jeder Seite angeregt hat. Denn es erfüllt auch dadurch eine der wesentlichsten Auf-

[1] Ist eben erschienen.

gaben eines guten Buches, daß es nicht nur selbst reichste Belehrung spendet, sondern in fruchtbarster Weise auch neue Gedanken weckt.

Was ist nötig, um einem Gegenstand das Heimatsrecht in der Schule zu begründen, wenn auch nur als einem Unterrichtsprincip, nicht als einem besonderen Lehrfach, d. h. so, daß er nicht Selbstzweck sein soll, sondern nur so, daß er seine organische Stellung im Gesamtunterricht finde? Indem wir uns auf früher gegebene Ausführungen beziehen, reihen wir in aller Kürze einige Hauptsätze aneinander:

Ein Lehrgegenstand wird um so fruchtbarer sein, je organischer er in die Aufgabe jeder Schule hineinwächst: in die Reiche von **Natur, geschichtlichem Leben** und **Gotteswelt** hineinzubilden, vollends dann, wenn er neue Seiten in dieser Arbeit zur Geltung bringt. Nun hat die Mission zu allen drei Gebieten die engsten und eine ganz eigenartige Beziehung, ist vor anderem geeignet, dieselben in der Seele des Schülers zu verknüpfen, und bringt zugleich seinem Verständnis und seiner Erfahrung denjenigen Begriff nahe, welcher der denkbar umfassendste und erhabenste ist, den das Leben und auch der Unterricht dem Schüler vorführen kann. Ist schon die Geographie eine „assoziierende" Wissenschaft, weil sie nicht nur die Naturlehre in sich aufnimmt, sondern auch eine Brücke in die geschichtliche Welt hinüberschlägt, überall den Zusammenhang des Erdenlebens mit dem Leben, Zwecken und Aufgaben der Menschheit aufdeckt und somit die Erde als ein „Erziehungshaus der Menschheit" (C. Ritter) verstehen läßt, so in noch viel höherem Grade die Mission. Das Motto der Gutheschen Geographie: Terra ubique **domini** (also nicht nur hominum) erhält seine volle Bedeutung erst, wenn man in die Geographie hineinnimmt das Wirken der Mission. Denn jenes Wort ist die Losung recht eigentlich auch der Mission. Die Erde mit allem, was darinnen ist, von natürlichem und geschichtlichem Leben, von Sprachen, Völkern, Persönlichkeiten und Unternehmungen, ist des Herrn, wird dienstbar den Zwecken des Gottesreiches; und dieser universellste und alles andere überragende Begriff, der für den Weisen unerschöpflich und doch auch für ein Kind schon faßlich ist, den weitesten Ausblick in die Fernen und den tiefsten Einblick in die Tiefen eröffnet, in die **Reichsgedanken Gottes** nämlich, ist der eigentliche Lebensbegriff der Mission und ihrer Arbeit.

Längst, ehe unsere Kolonisationspläne wirkliche Gestalt gewannen, war die Missionsarbeit thätig, und wenn uns jetzt tagtäglich deutlich wird, daß die Kolonisationsarbeit zugleich Erweiterung unseres naturkundlichen, geographischen, linguistischen, ethnographischen Wissens ist, so hat die

Missionsarbeit schon seit langer Zeit zur Erweiterung und Vertiefung dieser wissenschaftlichen Bildung mitgewirkt. Eine eigene Zeitschrift beschäftigt sich damit, den wissenschaftlichen Ertrag zusammenzustellen, der den Berichten der Missionare zu entnehmen ist.[1]) Livingstone, der große Missionar, gilt auch als eine geographische Größe. Die bedeutendsten und kenntnisreichsten Vertreter der Missionswissenschaften D. Warneck und D. Grundemann haben mit ihren Arbeiten nicht nur der theologischen, sondern zugleich auch der geographischen und historischen Wissenschaft die wesentlichsten Dienste geleistet. Wenn gegenwärtig an den Universitäten Vorlesungen über Missionsgeographie gehalten werden, so werden diese nicht nur zu berichten haben von der geographischen Ausbreitung der Mission, sondern ebenso auch von der Wechselwirkung zwischen der geographischen Wissenschaft und der Thätigkeit der Missionspioniere. Können unsere Leitfäden und Lehrbücher jetzt nicht an unseren Kolonialgebieten stillschweigend vorübergehen, so werden sie ebensowenig den Anteil verschweigen dürfen, den an der allgemeinen civilisatorischen Arbeit auch die Mission gehabt hat. Das geschichtliche Leben ist Leben von Einzel- und Volkspersönlichkeiten. Werden wir in Zukunft darauf sinnen müssen, dem Schüler einen geschlossenen Kreis von bedeutsamen typischen Einzelpersönlichkeiten vorzuführen, in denen die Mannigfaltigkeit des persönlichen Lebens zugleich mit einem bedeutenden didaktischen Gehalt sich verbindet, so gehört in diesen Kreis vor allem der Apostel Paulus, der erste und größte aller Missionare, und Bonifatius, der Apostel der Deutschen des Mittelalters, aber auch die Gestalt eines Livingstone, als Typus eines großen Missionars der Neuzeit. Das Werden unseres eigenen Volkstums ist nicht zu verstehen ohne ein Verständnis für die Missionsarbeit. Der Heliand ist nicht nur eine großartige Dichtung und ein hochbedeutsames kulturgeschichtliches Dokument, sondern zugleich eine große Missionsurkunde. Ja, das Werden der Menschheit überhaupt, ihre kulturgeschichtlichen Entwicklungsstufen, für welche ein Verständnis dem Schüler zu eröffnen, so daß er sie gleichsam innerlich mit durchlebt, auch eine wesentliche Aufgabe alles Unterrichts ist — sie können in der Gegenwart am anschaulichsten mit Hilfe der Mission erkannt werden. Denn diese deckt nicht nur die verschiedenen Stufen der Kultur von den ersten Anfängen bis zur vollendeten, sie in der Gegenwart nachweisend, nebeneinander auf, sondern sie läßt den Begriff und den Wert der Kultur recht voll und ganz verstehen. Denn sie lehrt, was die

[1]) G. Kurze, Mitteilungen der geogr. Gesellschaft in Jena (Missionsgeographischer Teil).

Kolonisationsarbeit nicht immer thut, den vollen Wert, wie einer jeden, auch der geringsten Einzelpersönlichkeit, so auch einer jeden, selbst der geringsten Volkspersönlichkeit, erkennen, verstehen und achten; aber sie zeigt auch, daß eine äußerlich noch so vollendete Kultur (Indien, China) keine Kultur ist ohne die Segnungen des Evangeliums. Und welche Weiten des Begriffes der Kultur thut die Missionsarbeit vor unseren Augen auf, wenn wir sehen, wie sie ihre Arbeit geteilt hat zwischen den Gegensätzen, dort die übersättigte Überkultur durch neuen Lebensgehalt zu erneuern (Indien, China), hier den absterbenden Nationen, die vor dem Andringen der europäischen Kultur dahinsiechen, vor ihrem Abscheiden den Trost des Evangeliums zu bringen.

Dazu kommt ein anderes von großer didaktischer Bedeutung, daß nämlich mit dem Einblick in die Mission die fremde Welt, die dem Schüler vorgeführt wird, immer von selbst und auf das natürlichste zur heimatlichen in Beziehung gesetzt wird. In dem „Rückblick auf die 150jährige Missionsarbeit" der Herrnhuter Mission[1]) durfte die Brüdergemeinde von sich bezeugen: „ihr Verwachsensein mit der Mission habe eine so allgemeine Vertrautheit mit fremden Ländern und Völkern erzeugt, daß nicht nur der Bildungsstand ein relativ höherer als anderwärts genannt werden könne, sondern auch der weitere Gesichtskreis, der weltumfassende Blick, den sonst nur das höhere Kulturleben gebe, allgemeiner vorhanden sei. Die Mission, welche draußen im Heidentum durch das Christentum civilisierend wirke, sei auch rückwärts für die Muttergemeine ein Bildungselement geworden." Etwas Ähnliches haben wir Deutschen an uns selbst schon erfahren, seitdem wir Kolonien besitzen. Es wird darauf ankommen, daß auch die Bildungs**anstalten** dieses Bildungs**element** fruchtbar zu benutzen lernen. Auch dem Schüler wird die fremde geographische, geschichtliche und sonstige geistige Welt ungleich näher gerückt, wenn er, wie die heimischen Kolonisten, so auch die heimischen Sendboten der Mission auf ihren Wegen und in ihren Werken mit persönlicher Teilnahme begleitet.

Das führt auf einen anderen wichtigen Grundsatz der Didaktik: die Erzeugung einer persönlichen Teilnahme und Erfahrung bei dem Schüler durch Pflege eines „vielseitigen Interesses." Nicht leicht nun ist etwas geeigneter, ein so vielseitiges Interesse zu wecken und zu nähren, wie die Mission: das Naturgefühl, wenn der Schüler, den Missionar auf seinen Fahrten und Wanderungen begleitend, auch die Land-

[1]) Herrnhut 1882, S. 39.

schaftsbilder an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt; das (sympathische) Interesse für die Einzelpersönlichkeiten, wenn er in dem Kämpfen und Ringen der Missionsgrößen eine Gattung des Heldenlebens wiedererkennt, oder wenn er wahrnimmt, daß die großen inneren Konflikte, die der Bruch mit dem alten Glauben und das Ringen mit einem neuen einst in unsern Altvordern erzeugte, sich im Heidenlande unter der Arbeit unserer Missionen immer von neuem auch heute noch wiederholen; das (sociale) Interesse für das Gemeinschaftsleben, nämlich für dasjenige der ihren Siegeszug durch die Welt haltenden evangelischen Kirche; das religiöse Interesse mit der Hineinführung in die **Gottes-Reichsgedanken**, in denen zu leben, mitten inne zu stehen (inter-esse) und heimisch zu sein, soweit das einem Menschengeiste vergönnt ist, das höchste und eigentliche Interesse, **das** Lebensinteresse ist.

Läßt sich ferner eine wichtige Aufgabe der Didaktik auch so bezeichnen daß der Unterricht eine Reihe von gehaltvollen Anschauungen und bedeutsamen Begriffen dem Geiste des Schülers zuzuführen hat, so bietet jedes Blatt der Missionsgeschichte eine Fülle gerade von solchen Anschauungen und Begriffen dar, welche didaktisch die allerfruchtbarsten sind, ganz besonders auch für die höheren Schulen. Es sind dieselben Gefilde, auf welche die troische Sage, die Züge des Xerxes, Xenophon, Agesilaos, Alexander, die Kreuzzüge und Türkenkriege den Schüler immer von neuem versetzen, auf denen er nun die unscheinbare Gestalt des Apostel Paulus die einsame Missionsstraße einherziehen sieht, eine Wanderung nicht minder bedeutsam und weltbewegend, als jene großen weltgeschichtlichen Heerfahrten. Und wenn der Schüler von jener ergreifenden Fahrt vernimmt, welche die Getreuen Livingstones unternahmen, um seine Leiche aus dem Innern des dunklen Erdteils an die Küste zu tragen, so wird auch das wie ein hohes Lied von der Treue, von Treue um Treue zu ihnen reden, das ihnen so oft aus Dichtung, Sage und Geschichte entgegentönte. Bezeugung der Gottestreue ist alle echte Missionsarbeit, von dem opferwilligen Aufsichnehmen aller Mühsale und Entbehrungen bis zum Martyrium auf dem frühen Siechbett oder unter dem Schwert der Kannibalen.

Die fruchtbarsten Anschauungen aber sind diejenigen, mit welchen sich eine unsichtbare Handlung vor unseren Augen aufthut; und wenn alle didaktische Kunst darauf hinausläuft: „sehen zu lehren", so ist die höchste Art des Sehens eben die, wenn sich die sichtbare Welt zur unsichtbaren erweitert. Sie kann sich aber nicht mehr erweitern als mit dem

Einblick in die **Gottes-Reichsgedanken**, in welche die Missionsgeschichte immer und immer wieder mitten hineinführt. Im Lichte der Gottes-Reichsgedanken erscheinen die Alexanderzüge als eine Wegebereitung für die Missionsreisen des Apostels Paulus; in diesem Lichte verknüpft man die Germania des Tacitus mit dem Inhalt des Heliand, der uns lehrt, was die Evangelisationsarbeit in jene unbeschriebene, aber der Schrift harrende Tafel des Germanentums einzeichnen sollte. Providentiell nennen wir das, was uns die Wege Gottes einmal besonders deutlich erkennen läßt; und providentiell ist fast alles in den Führungen der einzelnen Missionen, wie der Missionsgesellschaften. Daß B. Ziegenbalg nach Indien ging und der Begründer der großen ostindischen Mission sowie der Anfänger einer Arbeit wurde, in welcher zwei große Missionsgesellschaften, die dänisch-hallische und dresden-leipziger, sich versucht haben, geschah gegen seinen Wunsch und Willen. „Unserer Mission Anfang" — konnte die Brüdergemeinde in dem erwähnten „Rückblick" S. 5 von sich sagen — „ist ebensowenig wie sonst irgend ein Gotteswerk aus dem Willen eines Mannes oder dem Eifer passender Werkzeuge oder dem Eintreten günstiger Umstände entstanden, sondern daraus, daß Gott zu Seiner Stunde die rechten Männer erwählt, ausgerüstet, bei der Hand genommen, in die vom Ihm geschaffenen Umstände hineingeführt und dann gesprochen hat: „Es werde!" . . . . Er hat den Grafen von Zinzendorf zu seiner Erziehung an den damals einzigen Missionsherd, Halle, und in das Haus Franckes geführt, wo, nach seinem eigenen Ausspruch, „die täglichen Gelegenheiten, Nachrichten aus dem Reiche Christi zu hören, Zeugen aus allerlei Landen zu sprechen, Missionare kennen zu lernen, Verjagte und Gefangene zu sehen, den Eifer in des Herrn Sache mächtig in mir gestärkt haben;" hat ihm in Friedrich von Wattewille einen Freund zugeführt, mit dem er einen Bund schließen konnte „zur Bekehrung der Heiden und solcher, an die sich sonst niemand machen würde, durch Werkzeuge, die Gott ihnen schon zuweisen würde." Und als er dann viel später aus christlichem Erbarmen den um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimat ausgewanderten Mähren auf seinem Gute Berthelsdorf eine Zufluchtsstätte gewährte, da wies ihm Gott, ohne daß er es ahnte, jene Werkzeuge zu." — „Mit Menschen gewöhnlichen Schlages wäre nichts auszurichten gewesen, wo es galt, als die Ersten in unbekannte feindliche Bollwerke zu dringen und sie mit Sturm zu nehmen. Die Sturmkolonne des Missionsheeres mußte eine Kerntruppe sein von mutiger Thatkraft und zäher Ausdauer. Eine solche lieferten aber die Mähren, deren von Natur harten und störrigen Sinn der Geist Gottes und die schon für Christum er-

duldeten Trübsale geheiligt hatten. Nun waren es Männer, die, hart gegen sich selbst, wenn der Feldherr rief, mit spartanischem Sinn Weib und Kind verließen, zu Fuß das Deutsche Reich durchwanderten, zur See Matrosendienste thaten, um das fehlende Geld zur Überfahrt zu ersetzen, den Stürmen ein ruhiges Herz und eine heitere Stirn boten, wenn das Schiff zerbarst, auf Klippen Zeugenlieder anstimmten unter dem Tosen der brandenden Wogen, oder wenn sie glücklich landeten und ihre ihnen vorangegangenen Brüder tot oder im Kerker fanden, getrost ausriefen: „Nun, so sind wir da!" Solche kernige, zähe, tapfere Streiter mußten es sein, als es galt, Bahn zu brechen, und darum hat sich der Herr die Mähren berufen und angeworben."

Da hat man ein kleines Kapitel aus der Missionsgeschichte einer einzelnen Mission, und wie die Herrnhuter wird jede Mission von sich bezeugen: „Was wir unsere Mission nennen, es ist nicht unser und unserer Väter Werk, es ist Gottes Werk." [1])

---

[1]) Es mag mir erlaubt sein, zur weiteren Verdeutlichung des Gesagten das hierher zu setzen, was ich als Vertreter der Franckeschen Stiftungen bei dem Missions-Jubelfest in Herrnhut am 21. August 1882 u. a. sagen durfte: „Als A. H. Francke in seinen Werken den Segen Gottes so deutlich verspürte und Schule an Schule, Erziehungsanstalt an Erziehungsanstalt sich reihete, die Bibel- und Missionsanstalten hinzuwuchsen, da nahmen seine Gedanken und Wünsche den höchsten Flug: es möchten seine Stiftungen zu einer Missionsanstalt im universalsten Sinne werden, zu einem seminarium universale und nationum, in welches Vertreter aller Nationen hineingenommen und aus dem sie, ausgerüstet mit christlichem Glauben und christlicher Bildung in ihre Länder entlassen werden möchten, „davon denn eine Erneuerung der Völker, ja eine reale Verbesserung der ganzen Welt zu erwarten sein dürfte." Da mischen sich Menschen- und Gottesgedanken; aber die Menschengedanken verwehen, die Gottesgedanken bleiben. Jenes seminarium universale ist Projekt geblieben die Heidenmission ist nur noch Nebenwerk der Franckeschen Stiftungen. Aber die Brüdergemeine ist der Boden geworden, jene Gottesgedanken zu verwirklichen. Wo die höchsten Bestrebungen der Arbeit Aug. Herm. Franckes endigen in einer allzumenschlich ausgedachten und gewollten Mission, da setzt diejenige Arbeit Zinzendorfs und der Brüdergemeine ein, welche von ihrer Wirksamkeit die universalste geworden ist. Wenn die Missionsanstalt der Brüdergemeine die einzige unter den Missionsanstalten Deutschlands ist, welche auf allen Kontinenten, selbst in Australien, ihre Arbeiter und Stationen hat, so sind jene Gedanken Aug. Herm. Franckes, wenn auch in anderer Art nach Gottes Führungen in der allein möglichen und fruchtbaren Weise verwirklicht worden. Und wiederum wie wunderbar! wie deutlich ein Plan göttlicher Gedanken und wie tröstlich zugleich, daß die Mission der Brüdergemeine den absterbenden Nationen, die unter dem Vordringen europäischer Kultur dahinsiechen vor ihrem Abscheiden den Trost und das Licht des Evangeliums hat bringen sollen, auf daß es allen Völkern gepredigt werde."

Mit diesem Gesichtspunkt der **Gottes-Reichsgedanken** ist endlich auch ein Koncentrationsmittel gegeben innerlicher und höchster Art, nicht nur die Ereignisse und Schicksale der Mission einheitlich zu verknüpfen, wenn sie alle in die Beleuchtung dieser Gottes-Reichsgedanken gestellt werden, sondern mit der Schärfung des Blicks für die Wahrheit: die **Welt** ist des Herren, dieselbe bei der Betrachtung auch des sonstigen Lebens in Natur und Geschichte zu suchen, zu finden und anzuwenden.

Für eine derartige Weltanschauung den Blick zu schärfen, sie im besonderen an dem Missionswerk darzulegen, das Christentum als Missionsreligion, das 19. Jahrhundert als ein Missionsjahrhundert, die Mission als eine Großmacht, die Missionssache als eine Ehrensache für uns, kurz die volle Großartigkeit des Missionsgedankens in immer neuen und tiefgehenden Betrachtungen aufzudecken, — dazu ist niemand besser befähigt als der Verfasser; er hat in früheren Schriften[1]) wesentlich mitgeholfen, die Missionssache eigentlich erst populär zu machen im besten Sinne des Wortes, ihr auch das Interesse der Gebildeten erobert dadurch, daß er die Mission ihnen hat imponieren lassen durch den Einblick in ihre Bedeutung, sowie durch die Weite und Tiefe der aufgestellten Gesichtspunkte. Es ist nur eine folgerichtige Fortführung, wenn er das Missionsinteresse nun auch in **die** Schule zu tragen sucht; denn er hat recht, wenn er diesem gegenüber einen Unterschied der Schulen nicht gelten läßt. Ja, er muß nach der hohen und universellen Auffassung von dem Missionswerk, die er vertritt, vorzugsweise wünschen, gerade die höheren Schulen für dieselbe und für ihre Vertretung zu gewinnen. Haben nun diese an den 3 Auflagen des Handbuchs für den Lehrer bereits den gebührenden Anteil? Wollen sie es der Volksschule überlassen, sich früher und eifriger einer der frucht-

[1]) Die apostolische und die moderne Mission. Gütersloh 1876. Das Studium der Mission auf der Universität. Gütersloh 1877. Die christliche Mission, ihre sachliche Begründung und thatsächliche Ausführung in der Gegenwart. Halle 1879. — Warum ist das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert? Halle 1880. — Die Heidenmission eine Großmacht in Knechtsgestalt. Halle 1883. — Die Belebung des Missionssinnes in der Heimat. Gütersloh 1878. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. Gütersloh 1879 und Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen. Leipzig 1882. Und die seit 1874 von ihm herausgegebene Allg Missions-Zeitschrift, Gütersloh. Haben diese Schriften ihren Weg und Eingang recht reichlich auch in die höheren Schulen gefunden und nicht nur zu den Religionslehrern derselben?

barsten didaktischen Ideeen zu bemächtigen? Haben nicht gerade die höheren Schulen mit ihren Unterrichtsstoffen, welche die antike und moderne, die heidnische und christliche Welt, alle Kulturen, die einfachsten wie die höchsten Weltanschauungen umspannen, eine weit reichere Fülle von Gelegenheiten, die Hoheit der Missionsgedanken zu verwerten und auszumünzen?

Gelegentlich, nicht systematisch — um es noch einmal zu sagen — nicht im Sinne eines Unterrichtsfaches, sondern eines Unterrichtsprincips. Wie das gelegentlich geschehen kann, möge aus dem Handbuch selbst ersehen werden. Es nimmt ja vornehmlich auf den Religionsunterricht Rücksicht (die Mission in der biblischen Geschichte; ein Gang durch die Apostelgeschichte; kurzer Abriß der Missionsgeschichte; die Mission im Katechismusunterricht S. 17—118; die Mission im geographischen Unterricht; die deutschen Kolonien; was hat Deutschland bisher für die Mission gethan? S. 119—174); aber auch die für den Religionsunterricht niedergelegten Winke, Gesichtspunkte, Ausblicke sind so allgemein anregender Art, von so geistvoller Auffassung und von so weitem und so tiefem Blick, daß kein Lehrer die Schrift ohne den reichsten Gewinn aus der Hand legen wird. Wir wollen hier keine eigentliche Recension des Buches liefern; auch leidet es bei der knappen und gedrängten Zusammenfassung seines Gedankenreichtums keinen Auszug und es ist schwer, unter allem Trefflichen eine Auswahl des Besten zu treffen; indessen möge darauf hingewiesen werden, daß der „Gang durch die Apostelgeschichte" (S. 53—81) und hier wiederum das Charakterbild des Paulus, als des typischen Missionars, und die Charakteristik seiner Missionsarbeit als einer typischen wohl zu den gelungensten Abschnitten des Buches gehören möchten. Im übrigen nur ein Beispiel von der Art der Behandlung: „Die Überschrift über dem Kreuze Christi" führt ihn auf folgende Gedankenreihe (S. 47 ff.): In drei Sprachen war Christus dort als König bezeichnet (Joh. 19, 19. 20) von einem Weltmann, dem Pilatus, der damit seinen Spott treiben wollte. Aber ein Höherer hat aus der Überschrift ernst gemacht. 1200 Jahre später war in allen romanischen, germanischen und slavischen Sprachen über dem Kreuze geschrieben, daß Jesus König ist; heute ist die Überschrift über dem Kreuz bereits in 370 europäischen, amerikanischen, asiatischen, afrikanischen, australischen Sprachen zu lesen, und vielleicht noch, bevor das zweite Jahrtausend zu Ende geht, giebt es buchstäblich keine Sprache noch Rede mehr, in welcher es nicht wiederhallte: „Jesus Christus herrscht

als König." — Endlich ein Beispiel exegetischer Behandlung (S. 28): „St. Paulus redet einmal davon, daß die in Christo geoffenbarte Liebe Gottes nach allen Richtungen hin (Breite, Länge, Tiefe und Höhe) alle Erkenntnis übersteige, Eph. 3, 18 u. 19. Gerade die große Weihnachtsfreude macht uns das klar: denn die Liebe, die sie bereitet hat, ist so breit, daß sie alle Menschen umfaßt, Joh. 3, 16 (die ganze Welt); so lang, daß sie durch alle Zeiten geht und bis in die Ewigkeiten reicht; so tief, daß sie sich bis zu den gesunkensten Menschen (auch den Buschleuten, Feuerländern, Papua) herabläßt; so hoch, daß sie sie alle zu Kindern und Erben Gottes machen will."

In der Regel führt der Glaube zum Interesse an der Mission; aber man kann auch umgekehrt vom Interesse an der Mission zum Glauben kommen. Das nun würde der höchste Gewinn der Schrift sein, — und sie kann sehr wohl dazu helfen, — wenn durch den tieferen Einblick in die volle Würde und Hoheit der Missionsarbeit auch in weiteren Kreisen der höheren Schule ein Anstoß gegeben würde zu einiger ewigen Bewegung, die ihre Ruhe findet im Glauben.

Literatur-Bericht.

1. **Kratzenstein**: „Kurze Geschichte der Berliner Mission in Südafrika." Dritte Auflage. Berlin, Missionshaus. 1,50 M. Das den Freunden der Berliner Mission wohlbekannte Büchlein ist zum dritten mal in erweiterter Form erschienen. Das Format ist ein wenig größer geworden, ohne seine Handlichkeit einzubüßen. Der Umfang ist um mehr als 5 Bogen gewachsen; denn es war die weitere Entwicklung der Mission fast im Laufe eines Jahrzehntes zur Darstellung zu bringen. Die Erzählung ist bei jeder einzelnen Station bis zum Schluß des Jahres 1886 fortgeführt worden. Dadurch hat das treffliche Buch, das namentlich bei der Vorbereitung zu Missionsstunden vielen unentbehrlich geworden ist, sehr gewonnen und erspart denen, die es gebrauchen, zum guten Teile die Mühe des Nachschlagens in den früheren Jahrgängen des Missionsblattes. Auch die Zahl der Holzschnitte, welche viel zur Gewinnung einer anschaulichen Vorstellung von den betreffenden Stationen beitragen, ist vermehrt worden. — Die neue Auflage wird solchen, die schon

bisher das Buch gebrauchten, sehr erwünscht sein; im Interesse der Mission ist demselben überhaupt eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen.[1])

R. Grundemann.

2. **M. Eitner**: „Die Rose von Benares." Karlsruhe, Ev. Schriften-verein. 1887. 1,50 M. — Eine „der Jugend gewidmete" Erzählung, welche sich die Aufgabe gestellt hat, in die indische, speciell nordindische Missionsarbeit einzuführen. Ein fleißiges Studium ist unverkennbar und die Darstellung auch meist gewandt; das Ganze würde aber einen weit frischeren kräftigeren Eindruck machen und anziehender wirken, wenn der Ton männlicher wäre und statt der vielen allgemeinen Schilderungen mehr konkrete Einzelbilder, lebendige Gestalten vorgeführt würden. Auch finden sich sehr viel englische Ausdrücke, von denen keineswegs ohne weiteres vorausgesetzt werden kann, daß sie unserer Jugend verständlich sind. Wie wir hören, soll bald ein zweites Bändchen als Fortsetzung folgen: „Gil Smith, der Missionar." Wenn die fleißige Verfasserin die angedeuteten Mängel beseitigt, so werden wir in dieser Arbeit gewiß einen recht willkommenen Beitrag zur indischen Missionsgeschichte erhalten.

3. **Warneck**: „Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer." Vierte Aufl. Gütersloh, Bertelsmann. 2 M., geb. 2,50 M. — Diese Auflage ist wieder vermehrt durch eine Charakteristik sowohl der Missionsthätigkeit des Bonifatius, als des Typus eines mittelalterlichen Missionars, wie der Grundsätze der gegenwärtigen Mission. Auch ist neben der Fortführung der Statistik auf 1886 im einzelnen manche kleine Verbesserung angebracht worden.

Wck.

---

[1]) Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen ohne dem schon wiederholt mündlich ausgesprochenen Wunsche nochmals Ausdruck zu geben, **daß doch jede Missions-Gesellschaft, zunächst wenigstens jede deutsche, für Verabfassung eines ähnlichen kurzen und guten Handbuchs ihrer Geschichte baldigst möge Sorge tragen.** Der Mangel an solchen sachlichen, übersichtlichen, authentischen „Kurzen Geschichten" bildet eine empfindliche Lücke nicht bloß in der deutschen, sondern überhaupt in der Missionsliteratur und erschwert ein allgemeines Missionsstudium außerordentlich. — Wenn ich noch einige Wünsche bezüglich des sonst so trefflichen Buches aussprechen darf, möchte ich noch folgende Gegenstände hinzugefügt sehen:

1. Die wesentl. Missionsgrundsätze, nach welchen die Gesellschaft arbeitet;

2. die literarischen Arbeiten, welche die Missionare in den Sprachen der Eingebornen, wie die geographischen und civilisatorischen Arbeiten, die sie geleistet;

3. eine Übersicht über die Missionsliteratur, welche von der und über die betreffende Gesellschaft überhaupt existiert.

Wck.

Berichtigungen.

1. S. 464 Anm. 2 ist irrtümlicherweise das von den Breklumer Missionaren besetzte Tscheypur mit dem von den schottischen Presbyterianern besetzten verwechselt. Das erstere liegt im Vizagapatamdistrikt, das letztere in Radschputana, beide c. 150 Meilen voneinander entfernt.

2. Die in Australien arbeitende kirchliche englische Mission ist nicht die Church Miss. Soc., sondern die Ausbreitungsgesellschaft, wonach S. 437 zu korrigieren ist.

3. In dem Artikel Beiblatt S. 69 ff., der durch ein Versehen die 2. Korrektur nicht passiert hat, ist durchgehends statt Sonepur Senepur stehen geblieben. Auch muß es S. 69 Z. 7 v. o. statt „Hare" Hari; Z. 22 v. o. statt Maradabad Moradabad; S. 70 Z. 19 v. u. statt Monphyr Monghyr heißen.

Professor Dr. Lenz und Archidiakonus Farler.

(Mitgeteilt von F. M. Zahn.)

Im Anfang dieses Jahres ist Professor Dr. O. Lenz zurückgekehrt von Afrika, das er in 17 Monaten von der Kongomündung bis zur Zambesimündung durchkreuzt hat. Von der östreichischen Regierung, der Wiener Geographischen Gesellschaft und Privaten unterstützt — nach den geographischen Zeitschriften sind ihm wenigstens 40000 M. zur Verfügung gestellt worden — hegte er die Absicht, den Kongo hinauf zu gehen, um an einem passenden Punkte nach Norden abzubiegen und die Gegend zwischen Kongo und Nil zu erforschen. Zugleich hoffte er den Europäern im Sudan Emin Bey, Lupton Bey, Dr. Junker und Signor Cassate Hilfe bringen zu können. Beide Zwecke hat er nicht erreicht. An den Stanley-Fällen fand er durch Unruhen den Weg nach dem Mwuta Nzige versperrt. Zwar gab er seine Absichten nicht auf, als er sich nun von den Stanley-Fällen nach Nyangwe südwärts wandte und auch noch nicht, als er sich von da ostwärts nach dem Tanganyika und Ujiji begab. Allein er mußte schließlich doch davon abstehen und ist dann den Tanganyika hinabgezogen, darauf zum Nyassa und endlich den Schire und Zambesi hinab zur Ostküste gelangt.

Man darf annehmen, daß Dr. Lenz auf dieser Reise die Missionen am unteren Kongo hat kennen gelernt. Der unfreiwillige Weg von den Stanley-Fällen bis zur Zambesimündung mußte ihn dann auch mit den Missionen am Tanganyika, Nyassa und Schire bekannt machen. In Mtowa, so wird ausdrücklich erwähnt, hat ihn Captain Hore von der Londoner Mission „gastfreundlich aufgenommen." Auf der andern Seite des Sees hat er in Karema die römisch-katholische Mission gesehen, und obgleich es bis jetzt nicht gesagt wurde, wird er gewiß auch etwas von den beiden schottischen Missionen am Nyassa und Schire zu Gesicht bekommen haben. Nimmt man noch hinzu, daß er bei der Ausfahrt mit einem Hamburger Dampfer in Liberia, Akra, Kamerun Missionare gesehen, auch am Gabun gewesen, so hat man eine Übersicht über den Kreis der Missionsarbeit, den dieser Reisende in 19 Monaten kennen lernen konnte. Die Gerechtigkeit gebietet noch zu sagen, daß Dr. Lenz einige Missionare in Westafrika schon auf einer früheren Reise vor etwa zehn Jahren hat kennen gelernt.

Auch damals hatte Dr. Lenz nach seiner Reise allerlei zu erzählen.[1])

[1]) Siehe Ev. Miss.-Mag. 1887. S. 504 ff.

Unter anderm hatte er in Afrika erfahren, daß in Basel ein Missionshaus sei, in welchem Jünglinge und Jungfrauen zusammen erzogen würden, die ersteren um Missionare, die andern um Missionarsfrauen zu werden, daß eine Anzahl reicher Baseler Handelsherren seit Jahren ein lebhaftes Geschäft mit Palmöl betreibe, von dessen Gewinn sie einen Teil der Mission geben. Seine Erzählung war übrigens gar nicht bösartig; sie litt nur an dem, was solche Erzählungen von seiten Erforschungsreisender so oft wertlos macht, daß nämlich dem Erzähler alles Verständnis von dem Wesen der Mission abging, und daß er viel zu kurz an Ort und Stelle war, um auch nur die Thatsachen richtig auffassen, geschweige denn ein richtiges Urteil sich bilden zu können.

Jetzt nach dieser zweiten Afrikareise hat er, wie das billig ist, wieder etwas zu erzählen, und der Wiener Korrespondent der Times hat ihm Gelegenheit gegeben, seine Eindrücke dem großen Publikum mitzuteilen. Zu unserm Bedauern ist uns die Nummer der Times entgangen, in welcher das Urteil veröffentlicht wurde. In deutschen Zeitungen fanden wir es so wiedergegeben, daß nach Dr. Lenz Urteil protestantische Missionare in Afrika überhaupt nichts ausrichten. Nach einem Resumé, welches die Times selbst gegeben, hat Dr. Lenz behauptet, daß „protestantische Kraft und Geld, die auf die Bekehrung der Eingeborenen verwandt werden, weggeworfen seien. Die Neger, die dem Christentum treu blieben, verschmähten körperliche Arbeit. Sie beschäftigten sich lieber mit lärmigen Gebetsversammlungen. Die meiste Zeit lungerten sie herum und bettelten von den Weißen. Das Ende sei schließlich, daß sie Vagabonden würden, das Christentum gänzlich aufgäben und gewerbsmäßige Verbrecher würden." Es ist erstaunlich, wie viel man auf einem Spaziergang durch Afrika erfahren kann!

Dem Reisenden ist nun der Missionar entgegengetreten. In der Times vom 24. August hat der „Archdeacon" der Universitäts-Mission, Missionar Farler von Magila in Usambara eine Antwort veröffentlicht, die in Übersetzung folgt. Auch abgesehen von Dr. Lenz Angriff ist Farlers Brief von allgemeinem Interesse und verdient wohl eine ausführliche Wiedergabe. Vielleicht ruft er auch einigen unsrer Geographen die alte Mahnung zu: Seid langsam zu reden!

Farlers Brief lautet:

Mein Herr!

In einer der Nummern der Times, die ich mit dieser Post empfing, las ich kritische Bemerkungen des Dr. Oskar Lenz über britische Missionare, welche, wie ich aus mehreren Briefen ersehe, den Missionsfreunden einiges

Unbehagen verursacht haben. Von Ihrer Billigkeit darf ich mir Raum für eine Antwort erbitten, denn hier ist ohne Zweifel das audi alteram partem am Platz.

Dr. Lenz hat nie den Teil der Universitäts-Mission besucht, in welchem ich die letzten dreizehn Jahre zu arbeiten das Glück hatte. Er beschränkt seine Bemerkungen auf die Londoner Missions-Gesellschaft am Tanganyika und die schottischen Missionen in Central-Afrika. Es treibt mich darum kein persönliches Interesse, wenn ich nonkonformistische und schottische Missionen Central-Afrikas verteidige.[1])

Ich glaube kaum, daß unter einer Million Europäer einer sich die Schwierigkeiten eines Lebens in Central-Afrika ganz vorzustellen vermag. Wenn die bloße Durchreise durch Central-Afrika, die ein so bewährter Reisender wie Dr. Lenz mit ein paar Trägern ausführt, so viel Interesse gefunden hat, was muß es dann zu bedeuten haben, daß ein paar Engländer, oft nur ein einziger, in diesem barbarischen Lande Jahr um Jahr leben, hunderte von Meilen durch Sumpf und Wildnis von aller Civilisation getrennt, gezwungen auszukommen ohne die „notwendigsten Lebensbedürfnisse“, nur unterstützt von wenigen unwissenden Eingebornen! Ein durchziehender Reisender kann bequem kritisieren, denn er weiß gar nichts von den Schwierigkeiten, mit denen der Missionar täglich zu kämpfen hat. Doch meine ich, Dr. Lenz bei seiner Kenntnis von dem, was im Kongostaat geleistet wird, würde nicht so schnell mit seinen tadelnden Bemerkungen bei der Hand gewesen sein, wenn er sich nur für einen Augenblick die Frage vorgelegt und überlegt hätte: Was haben wir denn am Kongo ausgerichtet mit den großen Summen Geldes, die dort verbraucht wurden? Sind dort die bleibenden Resultate in der Civilisation der Eingebornen groß oder klein? Wir hatten große Geldmittel, uns standen persönliche Kräfte, soviel wir begehrten, und alle Hilfsmittel der Civilisation zu Gebote, was haben wir auszurichten vermocht?

Ich weiß nicht, was Dr. Lenz zu sehen erwartete in anbetracht, daß seit 1875, wo ich zuerst nach Afrika kam, alle diese Missionen, die er nennt, gegründet worden sind. Auf der einen Seite steht ein ganz barbarisches Volk, von jeder Civilisation, auch der einfachsten, weit entfernt, voll Aberglaube und Furcht vor den Fremden. Auf der andern Seite ein paar Engländer, selten mehr denn drei an einem Orte, die zunächst lernen müssen, wie man hierzulande leben muß, die das Vertrauen der Eingebornen gewinnen, ihre Sprache lernen, in Schrift fassen und alles

[1]) Farler gehört der hochkirchl. Richtung der englischen Staatskirche an.

schaffen müssen, die Häuser, in denen es möglich ist zu leben, Schulen, Literatur, Läden, Arbeiten, Werkstätten, und ihre einzige Hilfe sind doch nur eben diese Wilden, welche sie lehren wollen. Ich frage Dr. Lenz, was er in dem Jahrzehnt — so alt etwa sind diese Missionen — zu stande gebracht haben würde.

Unter den Reisenden scheint allgemein die Ansicht zu herrschen, daß Missionare vornehmlich zu dem Zwecke in die barbarischen Länder gesandt werden, um für die Bedienung der Reisenden eine Anzahl Eingeborne auszubilden.[1]) Sie erwarten mit ausgezeichneten Dienern, Trägern, Dolmetschern und Führern versorgt zu werden, die nebenbei auch halbe Engel ohne die gewöhnlichen Fehler sein müssen. Finden sie solche dann nicht, so sind sie schnell bei der Hand den Missionaren vorzuwerfen, daß „dieselben große Summen Geldes verschwenden und nur geringe Erfolge haben."

Die Missionare haben ganz andere Absichten mit ihren Schülern. Sie halten es nicht für ihre Pflicht, für europäische Reisende einen Vorrat von Dienern zu erziehen, sondern glauben eine viel höhere Aufgabe zu haben, nämlich den armen, heruntergekommenen Afrikaner zum Bilde Gottes, das er verloren, wieder herzustellen, und für gewöhnlich würden sie es vorziehen, wenn ihre Bekehrten irgend eine andere Arbeit ergreifen würden, als Diener der Europäer zu werden, welche zuweilen, wie bekannt, in Central-Afrika so gelebt und gehandelt haben, daß sie alle guten Wirkungen der Lehren der Missionare unter den Eingebornen zerstören.

Es ist eine Thatsache, daß in der ersten Zeit einer Mission nur sehr wenige Eingeborne kommen, um lesen und schreiben zu lernen. Für kurze Zeit besuchen sie die Schule, dann wird ihnen der Zwang lästig, und sie verschwinden, da sie nach Belieben bleiben oder gehen können. Mit der Zeit, doch nicht sehr bald, sammelt der Missionar eine kleine Zahl der ernsteren und begabteren Eingebornen und je nach dem sich ihre besonderen Fähigkeiten entwickeln, braucht er sie für die Ausdehnung seines Werkes, die einen als Lehrer, die andern als Handwerker. Diese wünscht er nicht zu verlieren, wenn er es verhindern kann. Aber, wie zu erwarten, mißraten einige, nicht viele. Sie werden gleichgiltig, die Forderungen eines christlichen Lebens werden ihnen unbequem. Sie laufen wieder zu den unzüchtigen heidnischen Tänzen und den Pombe Trinkgelagen. Einige von ihnen fallen zurück in ihre alten Diebereien, und zuletzt, nachdem

[1]) Die Sperrschrift hier und an anderen Orten stammt von mir. Z.

jeder Versuch gemacht ist, sie zu retten, muß der Missionar sie entlassen. Diese schwarzen Schafe verwerten nun, was sie von den Missionaren gelernt, und bieten sich immer den Reisenden an.[1]) Ich habe nie gehört, daß ein Reisender sich bei den Missionaren erkundigt hätte nach dem Charakter des „old Mission boy", den er engagierte. Vor etwa zwei Jahren hörte ich zufällig, wie ein Engländer einem andern erzählte, daß er eben das große Los gewonnen, er habe einen eingebornen Diener sich gesichert, der etwas englisch lesen, schreiben und sprechen könne. Dieser „Schatz" war zufällig ein eingeborner Drucker, den ich aus dem Missionsdienst entlassen wegen gewohnheitsmäßiger Trunksucht und Streitsucht, und ich vermute, daß dieser „Schatz", wenn er seine Laster zeigt, als Beispiel von dem Erfolg der Missions-Erziehung angeführt werden wird. Darf ich fragen, was man in England davon sagt, wenn jemand einen Diener annimmt, ohne nach seinem Zeugnis gefragt zu haben?

Ich weiß nicht, was Dr. Lenz an der Westküste oder in Süd-Afrika gesehen haben mag, aber die lärmigen Gebetsversammlungen, die er erwähnt, und die eingebornen Christen, die herumlungern, um von ihren weißen Mitchristen zu betteln, selbst aber in Trägheit leben, sind unmöglich und unbekannt in Ost- und Central-Afrika.[2]) Alle heidnischen Afrikaner betteln und betteln ohne sich zu schämen, der Häuptling wie der Sklave, wie jedem Reisenden bekannt ist. Warum hängt man dies den Bekehrten an, als wenn es ihre besonderen Fehler wären? Das ist nicht billig. Da der Afrikaner in drei Monaten von seinem Feld so viel Nahrung gewinnt, daß es für ein Jahr ausreicht, so hat er sehr viele freie Zeit. Unter diesen Umständen auf die herrische Aufforderung eines fremden, weißen Wesens hin, das ungeladen in sein Land gekommen, zu arbeiten, dazu hat er ebensowenig Lust, als ein englischer Gutsbesitzer fühlen würde, wenn etwa ein afrikanischer Häuptling plötzlich auf einer Fußreise in seinem Parke erscheinen und von ihm fordern sollte, daß er ihm seinen Schnappsack in die nächste Stadt trage.

Gewiß wird Dr. Lenz auf das Mißverständnis aufmerksam gemacht, welches seine Behauptungen veranlaßt haben, dieselben, was die Kirchlichen, die Nonkonformistischen und Schottischen Missionen Ost- oder Central-Afrikas betrifft, zurückziehen. Ich wüßte keinen Fall, der dem über die lärmigen Gebetsversammlungen Gesagten näher stände, als folgender: Ein junger Eingeborner, der Sohn eines Häuptlings, der in unserer Mission erzogen

[1]) Zuweilen auch den Regierungen als Dolmetscher, den Kaufleuten als Clerks.

[2]) Ein Deutscher ist dennoch auf den Gedanken gekommen, man könne das deutsche Gesetz gegen Vagabondage in Ost-Afrika anwenden. 3.

ist, hält jetzt in der Stadt seines Vaters eine Freischule, wofür er monatlich 4 Rupien oder wöchentlich nicht ganz 18 Pence empfängt. Dieser junge Mann versammelt auch die Leute zu einem Abendgebet, das aus dem Evensong der anglikanischen Kirche übersetzt ist. Diese „Gebetsversammlung“ ist so ruhig und ordentlich wie ein Gottesdienst in einer englischen Kirche und ist eine ganz freiwillige Sache, die er nur aus Liebe zu Gott begonnen, ohne dafür Besoldung zu bekommen. Wenn nicht in der Schule, bebaut er mit seinem Weibe das Land, von dessen Ertrage sie leben.

Was Dr. Lenz Behauptung betrifft, daß die bekehrten Eingebornen für körperliche Arbeit untüchtig seien, so muß ich sagen, daß ein so auffallender Irrtum sich nur dadurch erklären läßt, daß Dr. Lenz ungenügend unterrichtet war. Ich will beschreiben, was ich von der guten Wirkung einer Missionsstation in Central-Afrika gesehen habe, und das Publikum mag sein Urteil fällen.

Vor zwölf Jahren bestand die Station, von der ich spreche, aus einer Lehmhütte, der Wohnung der Missionare, einigen Schuppen und einem kleinen eisernen Gebäude, das als Kirche diente. Die Eingebornen waren stets im Streit. Niemand konnte in Sicherheit reisen. Sie kleideten sich in Ziegenfelle, und ihr Geld waren Muschelschnüre und Amerikano d. i. Baumwollenzeug. Jetzt ist der ausgezeichnete Granit, den das Land hat, behauen, Kalk ist gebrannt, eine große, schöne Kirche, die 700 Zuhörer faßt, mit Mittel- und Seitenschiffen und Gewölbe ist von Granit gebaut. Ein großes Hospital ist errichtet, Schulen, ein Haus für die Missionare, Schlafräume für Pensionäre in den Schulen, ein Speisesaal, und alles dies ist gebaut von unsern eingebornen Christen unter der Leitung eines jungen englischen Maurers.

In diesem Augenblick, während ich schreibe, sehe ich elf Maurer, eingeborne Christen, neun von ihnen Lehrlinge, eifrig an der Arbeit, um ein großes Haus für Diakonissen zu bauen. Ich sehe andere Christen, eingeborne Schreiner und deren Lehrlinge, wie sie gerade die Thüren und Fenster, die sie gemacht, in dem neuen Hause einsetzen. Ich schreibe an einem Tisch, den eingeborne Christen gemacht. Nicht weit entfernt ist eine Werkstätte, gut versehen mit Werkzeugen, auch mit Esse und Ambos, voll von fleißigen eingebornen Christen, die Tischlern und Schmieden lernen. Ringsherum sieht man manche Christen, die einen mit Brettern oder Dachsparren, die sie im Walde gehauen, andere als Handlanger für die Maurer, andre graben — alle, mehr als wir wünschen, jeden Morgen eifrig Arbeit fordernd, die von 7 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags

unter strenger Beaufsichtigung mit einstündiger Pause am Mittag fortgeht für den Tageslohn von 4 Pence.

Sieht das so aus, als ob ihre Bekehrung sie unfähig gemacht hätte für körperliche Arbeit? Meine eigene Erfahrung ist, daß die Eingebornen Central-Afrikas nie arbeiten lernen, bis eine Mission in ihrem Lande begonnen ist und sie von den Missionaren gelehrt worden sind zu arbeiten.

Jetzt ist vollkommner Friede und Sicherheit im Lande; ein Kind kann allein reisen. Die Eingebornen kleiden sich in gute Kleider, von ihnen selbst nach der Küstenmode genäht. Alle brauchen jetzt Pice und Rupies und der Lohn wird von uns in Geld bezahlt. Handel ist eingeführt; ein großer Markt ist in der Nähe der Missionsstation aufgekommen, der an jedem Markttag von 2—3000 Händlern besucht wird. Die Eingebornen bringen ihre Produkte an Reis, Mais, Sorghum, Sansan, Rindvieh, Schafen, Hühnern und finden willige Käufer an den Küstenleuten, die jetzt sicher kommen können.

Was das betrifft, daß die eingebornen Christen von dem Gnadenbrot ihrer weißen Mitchristen leben sollen, so kann ich nur sagen, daß unsre Christen keine weißen Mitchristen haben außer den Missionaren, und die geben ihnen kein Gnadenbrot. Dagegen geben jene reichlich nach ihren Mitteln. Das Opfer in dieser Kirche, die allerdings die größte im Lande ist, betrug im letzten Jahre 32 Pfd. Strl. 12 Schill. 6 Pence (650 M.). Wenn man sich erinnert, daß der Tagelohn 4 Pence ist (40 Pf.), so muß man gestehen, sie geben reichlich. Sie bringen auch Opfer an Sachen. Eines Tages zählten wir 800 Maiskolben, die an einem Sonntag geopfert wurden.

Von meinem Fenster kann ich einen jungen Christen sehen, der als Doktor ausgebildet wurde, wie er eifrig damit beschäftigt ist einen Haufen Patienten zu bedienen, die in einer Piazza nahe bei der Apotheke sitzen, indem er ihre Wunden verbindet und Medizin austeilt.

Endlich alle unsre Übersetzungen, von welchen jetzt einige von unsern eingebornen Lehrern gemacht werden, und unsre andern Schriften werden hauptsächlich von unsern eingebornen Christen gedruckt, die das Drucken gelernt haben.

Es würde für die Mission und die Civilisation Afrikas ein großer Vorteil sein, wenn begabte Reisende die Arbeit, die sie in den Missionen sehen, verständig kritisieren wollten, wobei sie aber alle besonderen Umstände und die Schwierigkeiten jeder Mission mit in Anschlag bringen müßten. Wenn sie dann, wo

sie bemerken würden, daß dies oder jenes thöricht gemacht, daß Gelder verschwendet würden, daß Missionare träge und unachtsam, **diese mit Namen nennen**, deutlich sagen wollten, was ihnen verkehrt erscheint, und wie sie meinten, daß es geändert werden könnte, **so thäten sie wirklich etwas Gutes, wofür alle Missionare ihnen danken würden.** Aber daß ein Reisender ohne Unterschied verallgemeinert und alle Missionsarbeit verkleinert, kann nicht billig noch gerecht sein, mag aber wohl der Mission schaden, welche die einzige Hoffnung der Civilisation in Central-Afrika ist und von der Reisende oft so viele Hilfe und Gastfreundschaft empfangen haben zu einer Zeit, wo sie derselben äußerst bedürftig waren.

Universitäts-Mission für Central-Afrika. Juni 1887.

J. P. Farler.

Die Indianermission der Church Miss. Soc. in Britisch-Nordamerika.

Von C. Busse.

(Fortsetzung statt Schluß.)[1]

IV. Im hohen Norden.

Um nach dem hohen Norden, in die Diöcesen Athabaska und Mackenzie, zu gelangen, benutzt der Reisende heutzutage die Canadian-Pacific-Eisenbahn bis zur Alberta-Hauptstadt Calgary[2]) am Fuße der Felsengebirge; von hier wird die Reise auf Ochsenkarren nordwärts durch die Saskatschewan-Prärien über Edmonton fortgesetzt, bis der Athabaskafluß erreicht ist, den man auf großen Prahmen hinabfährt. Früher war die Reise bis zum Athabaskaflusse bei weitem umständlicher und beschwerlicher. War man vom Red River über den Winnipegsee den Saskatschewan hinauf bis nach dem Cumberlandsee gekommen, so ging die Bootreise über die Wasserscheide, welche das Saskatschewan- vom Missinippi-[3]) (Englischen Fluß-) Gebiete trennt und durch zahlreiche Tragstellen beschwerlich fällt, dann den Missinippi aufwärts durch den Isle à la Crosse- und andere Seen bis zu der schon im ersten Kapitel erwähnten Portage

[1]) Die Arbeit ist etwas länger ausgefallen als beabsichtigt war und kann daher leider erst der nächste Jahrgang den Schluß derselben bringen. D. H.

[2]) Vgl. S. 504.

[3]) Missinippi ist ein Cree-Wort und synonym mit Mississippi; missi oder mitchi = viel, groß; nippi = Wasser; sippi = Fluß.

la Loche, der Wasserscheide zwischen Eismeer und Hudsonsbai. Hier müssen Boot und Ladung auf Ochsen- oder Pferdekarren über den 2½ deutsche Meilen breiten Landrücken geschafft werden, worauf man nach zwei bis drei Tagen in den Athabaskafluß gelangt. Vom Winnipegsee bis Portage la Loche sind 48 Tragstellen zu passieren, im Missinippi täglich zwei bis vier. (Ann. Report 1859, 205.)

Leider hat die Kirche von England in den Gebieten der großen Seen — Athabaska-, Gr. Sklaven- und Gr. Bärensee — sich von den römischen Priestern überholen und den Rang ablaufen lassen. Als Henry Budd am Saskatschewan das Wort vom Kreuz zu verkündigen begann, trugen die Agenten Roms ihre Kreuze und Medaillen bis nach Fort Isle à la Crosse am eben genannten See gleiches Namens und darüber hinaus nach den Forts am Athabaska- und Sklavensee. Zwar schritt auch die Ch. M. S. bald nach der Gründung Devons weiter nach Norden vor: Missionar Hunt († 1886) ließ sich 1850 am Lac la Ronge nieder, wo die Indianer Beardy und Settee ihm schon den Boden bereitet hatten (vgl. S. 449), und verlegte 1852 die Station, weil der Boden für Ackerbau zu wenig geeignet war, zehn deutsche Meilen weiter nach Nordosten an das Nordufer des Missinippi, der Grenzlinie zwischen Chipewyans und Crees. Doch blieb diese Station, welche Stanley genannt wurde, bis 1858 der nördlichste Vorposten der Ch. M. S. in dieser Richtung.

Stanley, jetzt zur Diözese Saskatschewan gehörend, ist, als Indianer-Niederlassung betrachtet, nicht zu der Blüte gelangt, wie Devon, weil Klima und Bodenbeschaffenheit den Indianern nicht gestattet, in größerer Zahl sich dem Ackerbau zu widmen, und sie daher nach väterlicher Weise jagend und fischend sich umhertreiben müssen. Doch ward die Evangelisierung der zu Stanley sich haltenden Indianer schon zu Hunts Zeiten (1852—1862) vollendet und hat liebliche Früchte gezeitigt. Der Cree-Indianer John Sinclair, der, im St. Johannes- und im Emanuel-College gebildet, seit 1879 Pastor von Stanley ist und von zwei erwachsenen Söhnen in der Missionsarbeit unterstützt wird, berichtet: „Die meisten unsrer Indianer, deren über 500 zu uns gehören, kehren Sonnabends aus ihren Jagdgründen zurück, um an den Sonntagsgottesdiensten teilzunehmen, und viele von ihnen müssen zu diesem Zwecke 20—30 miles zu Fuß reisen. Obwohl sie zu Zeiten weit zerstreut sind, ist es doch erfreulich zu wissen, daß sie ihre Bibeln und Gebetbücher stets bei sich führen, und daß, wo immer sie auch ihr Lager aufschlagen, jedes Familienhaupt das ganze Jahr hindurch Morgen- und Abendandacht hält. Auch wo nur zwei von ihnen beisammen sind, halten sie dennoch ihre gemeinsame Andacht. Wir feiern viermal im Jahre das heil. Abendmahl, im Juni, September, zu Weihnachten und Ostern, wozu alle Indianer nach der Station kommen, oft 100 miles weit her. Etliche unsrer Leute haben Häuser am Lac la Ronge und über-

wintern dort, weil der Fischfang sehr ergiebig ist."[1]) Unter Sinclairs Aufsicht arbeiten zwei im Immanuel-College unterrichtete, eingeborne Katechisten auf Außenstationen. Der Bischof von Saskatschewan spricht sich höchst anerkennend über Sinclairs Thätigkeit aus.

Erst 1858 erfolgte der entscheidende Schritt über den Missinippi hinaus nach dem hohen Norden. Häufige Kunde war am Red River eingelaufen von der Willigkeit der Chipewyans christliche Unterweisung anzunehmen, von der Geneigtheit der Kompaniebeamten in jenen Gegenden Missionsarbeiten zu unterstützen, und nicht minder von den gewaltigen Anstrengungen der römischen Priester. Da erbot sich Archdeacon Hunter, der damals an der St. Andreaskirche stand, eine Untersuchungsreise nach dem Mackenzieflusse zu machen. „Wir haben viel Boden unter den schönen Indianern des Nordens verloren", schreibt er, „Isle à la Crosse ist verloren (an Rom), Athabaska ist auch besetzt, und jetzt empfängt der erste Posten im Mackenzie-Distrikte, Fort Resolution am Sklavensee, seine römische Besatzung. Wir werden mitten durch ihre Reihen brechen und unsere Arbeit jenseit derselben beginnen." Die Priester gerieten in Unruhe, zwei derselben begleiteten die Long-Portage-Brigade, mit welcher Hunter im Juni 1858 nach Norden reiste, und drohten, sie würden alles thun, was in ihrer Macht stände, um die Etablierung einer protestantischen Mission im Mackenzie-Gebiete zu hintertreiben.

Hunter erreichte Portage la Loche nach 50 Tagen. Von dort geht die Reise stromabwärts auf dem Athabaskaflusse, der am Westende des gleichnamigen Sees, wo das Fort Chipewyan liegt, sich mit dem Peace River vereinigt und dann seinen Lauf unter dem Namen Slave River nach Norden fortsetzt, bis er bei Fort Resolution in den Großen Sklavensee (an Flächeninhalt größer als die Provinz Westfalen) mündet. Aus der Westecke dieses Sees, bei Fort Providence, strömt der Mackenziefluß, auf welchem man in fünf Tagereisen nach Fort Simpson (62° n. Br.), dem Hauptsammelplatz der Sklaven-Indianer, gelangt. Hier traf Hunter am 16. August ein, freudig begrüßt von den Kompaniebeamten, die ihm ein von allen Beamten des Distrikts unterzeichnetes Promemoria überreichten, in welchem sie den Wunsch, protestantische Missionen im Mackenziegebiete gegründet zu sehen, und ihre Bereitwilligkeit dieselben zu unterstützen aussprachen. In demselben Monate fuhr er den bei Fort Simpson mündenden Liardfluß hinauf bis in die Nähe der Felsengebirge und hielt sich drei Wochen lang bei Fort Liard unter den Sklaven-Indianern auf. Den Winter über blieb er in Fort

[1]) Missionary Leaves, 1887, 132 f.

Simpson, nahm sich in gleicher Weise der Europäer wie, mit Hilfe des Dolmetschers Cadieu, der Indianer an und taufte am 12. Januar die Erstlinge des Sklaven-Stammes, Du Nord und dessen Familie. Mit Freuden beobachtete er den Eifer, mit welchem diese Indianer die Botschaft des Heils aufnahmen. „Sie baten den Dolmetscher, ihnen die Geschichte von der erlösenden Liebe wieder und wieder zu erzählen, und waren voll Verlangen, diese frohe Botschaft ihrem Gedächtnisse einzuprägen, damit sie bei der Rückkehr zu ihren Freunden die wunderbaren Dinge berichten könnten."

Aber geschäftig waren die Sendlinge Roms, die Protestanten zu verdrängen und „die Gedanken der Indianer mit den Frivolitäten des Bilder- und Mariendienstes zu erfüllen". Hunter beschwor die Missionsleitung, die Indianer nicht in die Hände Roms fallen und in Finsternis sitzen zu lassen. Als er im Juni 1859 Fort Simpson verließ und nach dem Red River zurückkehrte, machte sich zu gleicher Zeit Rev. W. Kirkby,[1]) der seit 1852 am Red River gewirkt hatte, gen Norden auf, um Hunters Arbeit im Mackenzie-Distrikte fortzuführen. Seine Stellung war eine äußerst schwierige. Überstieg es schon an und für sich die Kräfte eines einzelnen Mannes, den Indianern, die immer nur sehr kurze Zeit beim Fort sich aufhielten und dann sich in weite Ferne zerstreuten, das Wort des Lebens nahe zu bringen, den Sinn für das Himmlische bei ihnen zu wecken und das Geweckte zu pflegen; so erwies sich seine Arbeit bei aller Treue und Selbstverleugnung als völlig unzureichend gegenüber den Anstrengungen und Machinationen der römischen Priester, zumal diese der Chipewyan-Sprache völlig mächtig waren, während Kirkby nur über die Cree-Sprache verfügte und daher nur mit Hilfe eines Dolmetschers arbeiten konnte. Er stand als der einzige protestantische Missionar zehn römischen gegenüber, einem Bischof bezw. Apost. Vikar, sieben Priestern und zwei Laienbrüdern. Trotzdem hatte er nach etlichen Jahren in Fort Simpson ein Häuflein von fünfzig Erwachsenen gesammelt, die sich zu ihm hielten, so oft sie im Fort erschienen; von Fort Resolution, wo der Dolmetscher Cadieu Evangelistendienste that, inmitten der Opposition der Priester, die ihn bald anathematisierten, bald mit allen möglichen Mitteln zu gewinnen suchten, kam die Nachricht, daß ein Drittel der dortigen Indianer die Priester verlassen hätten und dringend um Kirkbys Besuch bitten ließen; und in Fort Liard, wohin die Priester eine ganze „Ladung" von Kruzifixen, Medaillen und Bildern gesandt hatten, weigerten sich sämtliche In-

[1]) Derselbe, welcher später (1870) die Station York an der Hudsonsbai übernahm (vgl. S. 518).

dianer sie zu nehmen und erklärten, es sei schon ein Geistlicher (Hunter) bei ihnen gewesen und habe versprochen, ihnen einen Betlehrer zu senden.

Eine große Ernte einzusammeln war indessen der Ch. M. S. im höchsten Norden unter den Tukudh-Indianern vorbehalten. Im Sommer 1861 begab sich Kirkby auf eine Reise nach dem Jukonstrome, der erste Missionar, der diese „Enden der Erde" besuchte. Nachdem er mit der kleinen Schar christlicher Indianer am Ufer niedergekniet und den Segen Gottes für die Reisenden und die Zurückbleibenden erfleht hatte, fuhr er von Fort Simpson den Mackenzie hinab. Nicht weit von seiner Mündung in das Eismeer fließt dem Mackenzie vom Felsengebirge her der Peel River zu, dessen Ufer der Schauplatz vieler blutiger Rencontres zwischen den Tukudhs und Eskimos gewesen waren. In diesen lenkte Kirkby ein und fuhr stromaufwärts bis nach Peel River Fort (Fort Mc Pherson), 68° nördl. Br., einem stark besuchten Sammelpunkt des Tukudh-Volkes.

„Wir kamen morgens 5 Uhr beim Fort an, die Sonne schien hell; in der That ist nur wenig Unterschied zwischen Tag und Nacht, da die Sonne nur eben unter den Horizont taucht und alsbald wieder aufgeht; der einzige bemerkbare Unterschied ist, daß während der Nacht die Hitze und das grelle Licht nicht so intensiv sind. Um zehn Uhr wurden die Indianer eingeladen, dem Gottesdienste beizuwohnen; sie kamen alle und hörten still und aufmerksam zu. Abends versammelte ich sie wiederum. So endete mein erster Sonntag innerhalb des Polarkreises."

Die beiden folgenden Tage waren dem Unterricht der Indianer gewidmet. Dann wandte er sich, von zwei Führern begleitet, westwärts, um über das Felsengebirge zu klettern. Auf und ab gings über Bergrücken von 700—3000′ Höhe, durch Wasser und Schnee, durch Sümpfe und Bäche, wenig Holz nur zum Lagerfeuer und dazu kein Obdach gegen Wind, Schnee und Regen — so mußten 15—20 deutsche Meilen zurückgelegt werden, bis endlich, nach einem jähen Abstieg von 1000′ ins Rattenfluß-Thal, La Pierre's Haus erreicht wurde. „Ich glaubte", so empfing ihn der Kompaniebeamte mit Thränen in den Augen, „nimmer den Tag zu erleben, an dem ein Diener des Evangeliums in La Pierre's Haus sein würde." Hier blieb Kirkby eine Woche lang, die Indianer unterrichtend und Sprache und Charakter derselben studierend. Noch 90 deutsche Meilen nach Westen lag das Ziel seiner Reise: Fort Jukon. Auf einem Kompanieboote fuhr er den durch die Ausläufer der Felsengebirge sich windenden Rattenfluß, dann den Stachelschwein- (Porcupine-) Fluß hinab, der in den Jukonstrom mündet. An diesem Strome, etwas oberhalb der Porcupine-Mündung, liegt das Fort Jukon, welches damals

noch zum britischen Gebiete gerechnet wurde, während sich später, als Rußland 1867 Alaska an die Vereinigten Staaten verkauft hatte, herausstellte, daß es zum Alaska-Territorium gehörte.

Gegen 500 Indianer fand Kirkby bei Fort Jukon anwesend, die alle voll Staunen und Entzücken waren, ihn im Boote zu sehen. „Bevor ich ans Land stieg, bat ich sie alle, sich in Reihen aufzustellen, damit ich ihnen die Hände schütteln könnte, eine Arbeit, die, wie ich wußte, nicht umgangen werden durfte. Unter Jauchzen und Springen stellten sie sich in Reih und Glied, zwei Mann tief, und so löste ich die Aufgabe." Man hatte ihn darauf gefaßt gemacht, daß bei diesen wilden Jukon-Indianern, die dem Dämonendienst des Schamanismus huldigten und in heidnische Laster, Kindermord und Polygamie tief versunken waren, die christliche Botschaft von Sünde und Gnade heftigen, vielleicht gefährlichen Widerstand finden würde. Darum ging er mit weiser Vorsicht zu Werke. Der frühere Fortgouverneur, dem es gelungen war, das Zutrauen der Indianer zu gewinnen, hatte ihm einen Brief an sie mitgegeben, den der gleichfalls wohlgesinnte Nachfolger desselben ihnen vorlas und mit freundlichen, den Missionar empfehlenden Worten begleitete. Dann ließ Kirkby die Indianer unter freiem Himmel im Halbkreise Platz nehmen und legte ihnen seine Botschaft vor. „Ich sagte nichts über ihre besonderen Sünden und Laster, aber zeigte ihnen so klar und ernst wie möglich ihr natürliches Verderben und den herrlichen Heilsratschluß Gottes. Danach fang ich mit Hilfe meiner Reisebegleiter ein Lied, und nun knieten alle mit mir zum Gebet nieder — das erste Mal in ihrem Leben. O es war ein köstlicher Anblick, diese große Schar, die noch niemals gebetet hatten, wie sie ihre Knie beugten und den Namen Jesus zu lallen versuchten." Als der Gottesdienst beendet war, hielt der Oberhäuptling, ein roher, kühnblickender Mann, eine gewaltige Rede, worin er seine Freude über Kirkbys Kommen und seine Absicht, nach dem gehörten Worte sich zu richten, aussprach, auch alle seine Anhänger aufforderte, dasselbe zu thun. In gleicher Weise redete der zweite Häuptling. „Freude erfüllte mein innerstes Herz, und ich suchte meine Kammer auf, dort zu weinen.[1])

So hatte das Licht des Evangeliums, das hundert Jahre vorher im äußersten Osten, an der Labradorküste, zu leuchten begann, seinen Lauf durch das britische Amerika vollendet und auch dem äußersten Nordwesten seine ersten Strahlen gesandt.

Fast fabelhaft könnten Kirkbys Berichte über die Wirkungen seiner Botschaft unter den Tukudhs klingen, wenn sie nicht durch spätere Erfahrungen bestätigt würden. Der Gouverneur stellte ihm das größte Zimmer im Fort zur Verfügung, und hier unterrichtete er die Indianer, die er in vier Gruppen mit je einem Häuptling an der Spitze geteilt hatte, den Tag über, während morgens und abends im Freien Gottesdienste gehalten wurden. Zwei Dolmetscher standen ihm zur Seite. Nach einem der ersten Morgengottesdienste erhob sich der Medizinmann, der als „Ober-

[1]) Dayspring in the Far West, London 1875, S. 55 f.

priester des Schamanismus" einen unbeschränkten Einfluß über seinen Stamm übte, und legte seine Würde nieder. Beim Unterrichte über das fünfte und sechste Gebot bekannten eine Anzahl Männer einer nach dem andern offen ihre Mordthaten, sprachen ihre Reue darüber aus und gelobten mit Gottes Hilfe ihre wilden Sitten zu ändern. Desgleichen klagten sich nicht weniger als dreizehn Weiber an, ihre neugebornen Töchter auf grausame Art getötet zu haben. Ein Häuptling, der fünf Weiber hatte, kündigte seinen Entschluß an, vier derselben zu entlassen, andere folgten seinem Beispiele, und es ward beschlossen unter dem Beifall aller, der Jungen und Alten, der Männer und Weiber, der Häuptlinge und Unterthanen, daß von diesem Tage an die Polygamie aufhören sollte. An einem folgenden Tage bekannten wiederum drei andere Männer sich als Mörder und fügten hinzu: „Wir waren damals wie Leute in einem dichten Walde und wußten den rechten Weg nicht von dem falschen zu unterscheiden. Jetzt können wir ein wenig sehen und werden niemals wieder solche Dinge thun." — Wie in La Pierre's Haus, so instruierte Kirkby auch hier einige der intelligenteren jungen Leute, selbständig die Morgen- und Abendandacht zu leiten, indem er sie einzelne Stücke, die er in die Tukudhsprache übersetzt hatte, gründlich auswendig lernen ließ; dann mußten sie zur Probe in seiner Gegenwart Andacht halten und führten es „bewundernswert" aus. Bei seinem Abschiede baten ihn die Indianer aufs dringendste, im nächsten Sommer wieder zu kommen. Nach einer Abwesenheit von drei Monaten, während welcher er 600 deutsche Meilen zurückgelegt hatte, traf Kirkby wieder in Fort Simpson ein.[1])

Im folgenden Sommer (1862) machte er eine zweite Reise nach dem Jukon. Aber schon war der römische Bischof eifersüchtig auf die Erfolge des Ketzers geworden und suchte ihm das neue Missionsfeld streitig zu machen. Am Peel River traf Kirkby mit einem Priester zusammen, der, um ihm zuvorzukommen, von Fort Good Hope (am Mackenzie 66° nördl. Breite) sechs Wochen vorher auf dem Eise des Stromes dorthin geeilt war und schon eine beträchtliche Zahl der Indianer mit seinen freigebig ausgeteilten hübschen Sachen an sich gelockt hatte. Mit den treu gebliebenen, die ihn voll Freuden begrüßten und die römischen Geschenke ihm dutzendweise zu Füßen legten, und mit anderen, die über die Berge gekommen waren, und auch mit Eskimos, die in großer Zahl sich einfanden, hatte Kirkby erquickliche Arbeit. Als er dann nach dem Jukon aufbrach, zog der Priester mit, aber in La Pierre's Haus wollte kein Indianer

[1]) Dayspring etc., S. 55 ff.; Int. 1863, Januar — März.

mit ihm zu thun haben, so daß er zurückkehrte. Die **Yukon-Indianer** empfingen Kirkby mit lautem Jubel und Entzücken, und neun Tage lang wirkte er unter ihnen. Sie hatten in der That im letzten Winter nach den erhaltenen Anweisungen ihre Andachten unter sich gehalten und drängten sich jetzt herzu, Lieder und Gebete zu lernen und weiter unterwiesen zu werden, und so groß war ihr Eifer, daß, wenn Kirkby sich einige Stunden Schlaf gönnen wollte, er die ihn Belagernden hinaustreiben und die Thür seines Zimmers verrammeln mußte. Bis er Abschied nahm, hatten alle einigermaßen herangewachsenen Indianer etliche kleine Gesänge gut auswendig gelernt und konnten sie ganz leidlich singen; der Haupt-Medizinmann und vier junge Männer, die verschiedenen Stämmen angehörten, hatten sich mit einer Reihe von Gesängen und Gebeten und mit den wichtigsten biblischen Geschichten so vertraut gemacht, daß sie die andern darin unterrichten konnten und darum von Kirkby ausdrücklich als „leaders" angestellt wurden. Unter dem lebhaftesten Bedauern aller trat er am 3. Juli seine Rückreise nach Fort Simpson an.[1])

Am Abend nach seiner Ankunft daselbst, am 13. August, hatte Kirkby eine große Freude. Die Herbstbrigade, welche von Portage la Loche zurückkehrte, brachte die langersehnte Hilfe für den einsamen Streiter. **Rev. R. Mc Donald**, bisher in Islington am Winnipegfluß, ein junger arbeitskräftiger Halbindianer, war für den Mackenzie-Distrikt ernannt worden und sollte Fort Liard besetzen. Da indessen Kirkby auf seiner Rückreise gehört hatte, daß der Priester, welcher ihn im Sommer bis La Pierre's Haus begleitete, nach dem **Yukon** reisen und dort den Winter zubringen wollte, so ward beschlossen, daß Mc Donald sofort **dorthin** ginge. Mit etlichen Tukudh-Indianern, die von Peal River mit der Brigade heraufgekommen waren und sich hoch erfreut über diesen Beschluß zeigten, reiste er nach kurzem Aufenthalte gen Norden ab. In der That schloß sich bei Fort Good Hope **Pater Seguin** ihnen an und begleitete Mc Donald in einem und demselben Boote bis Fort Yukon, obwohl die Situation für ihn keineswegs ermutigend war, da in Peel River Fort die Majorität der Indianer sich zu Mc Donald hielt und in La Pierre's Haus alle entschieden erklärten sich vom Romanismus fern halten zu wollen.

In **Fort Yukon**, wo sie Ende September 1862 ankamen, erfreute sich **Mc Donald** der thatkräftigen Unterstützung des Gouverneurs, der ihm den größten Raum im Fort für Gottesdienst und Schulunterricht, seinen Dolmetscher und seine Hundeschlitten zur Verfügung stellte. Da

[1]) Ch. M. Record, 1864, 180 ff.

bald nach seiner Ankunft die Indianer sich in ihre Winterquartiere zerstreut hatten, so unternahm Mc Donald im Winter mehrfach weite Reisen nach verschiedenen Richtungen, um sie aufzusuchen. Eine derselben galt den Gens du Large oder Njatsi-Kuitschin, die 40 deutsche Meilen nordwärts in den Bergen hausten auf halbem Wege nach dem Eismeer, und bei denen er 40 Tage zubrachte, hochbefriedigt von ihrem herzlichen Verlangen den Willen Gottes kennen zu lernen und demselben gemäß zu wandeln.

Sobald im Frühjahr 1863 die Bootfahrt möglich war, besuchte er La Pierre's Haus und später den Peel River. Pater Seguin, der den Winter in Fort Jukon zubrachte, aber keinerlei Erfolg unter den Indianern hatte, überließ Mc Donald das Feld und kehrte nach Good Hope zurück.

Die Tukudh-Indianer[1]) sind eine kräftige und schöne Rasse, hochgewachsen und sehr wohl proportioniert. Sie haben schwarzes Haar, schöne funkelnde Augen, mäßig hohe Backenknochen, regelmäßig stehende Zähne und helle Gesichtsfarbe. Sie durchbohren die Nasenscheidewand, um Zierate daran zu hängen. Die Männer bemalen bei allen feierlichen Gelegenheiten ihre Gesichter mit Schwarz und Rot. Ihre Kleidung besteht aus einer Art Hemd von Renntierfell, Hosen und Schuhe gleiches Ursprungs, mit vielen Perlen geschmückt. Das lange Haar wird am Hinterkopfe mit einem Bande von Muscheln und Perlen zusammengebunden und mit Adlerfedern besteckt. Der einzige Unterschied zwischen der Kleidung der Frauen und Männer besteht darin, daß die ersteren ein längeres Fellhemd tragen und sich noch reichlicher mit Perlen und Muscheln schmücken. Zum Zwecke des Fischfangs verfertigen sie sich Reusen wie die Indianer in Britisch-Kolumbia, während ihnen die Netze der Crees unbekannt sind. Ihre Renntierfell-Zelte oder -Hütten sind halbkugelförmig und gleichen den Iglus oder Schneehütten der Eskimos und den Jurten der asiatischen Nomaden.

Außer ihrer Muttersprache, dem Tukudh, sprechen die meisten jüngeren Leute auch das sog. broken Slavi, ein dem afrikanischen Neger-Englisch analoges Kauderwelsch, das seinen Namen von den darin vorwiegenden Wörtern aus dem Dialekt der Sklaven-Indianer hat, im übrigen aber aus Englisch, Französisch, Cree und Tukudh zusammengesetzt ist, und das von den Beamten und Dienern der Hudsonsbaikompanie im gewöhnlichen Verkehr mit den Indianern gebraucht wird. Solange Mc Donald das Tukudh noch nicht sprechen konnte, mußte er sich oft zweier Dolmetscher bedienen, von denen der eine das Englische in „gebrochen Slavi, der andere dies in die Tukudh-Sprache zu übersetzen hatte.

In den religiösen Vorstellungen der Tukudhs herrschte viel Ähnlichkeit mit dem Schamanismus der asiatischen Polarvölker. Der Glaube an ein höchstes Wesen, Wutukwetschantschjo, das im Himmel wohne und alles erschaffen habe, das zu beleidigen, ja dessen Namen auszusprechen sie sich scheuten, war überwuchert von der Furcht vor Tetren, dem bösen Principe, und dessen

[1]) Auch Loucheux (= Schieler) oder Kuitschin genannt. „Kuitschin" bedeutet jedoch nur „Stamm" oder „Volk".

Dämonen, deren Einflusse durch Opfer vorgebeugt werden mußte. Nach dem Tode, glaubten sie, würden die Guten auf die Sonne und den Mond versetzt, wo sie in schönen Kleidern frei von Mühsal und Arbeit Festfreuden genössen, die Bösen dagegen gingen unter die Erde an einen finstern Ort.[1])

Im Winter fällt die Temperatur oft bis auf — 65° F. (= — 42° R.). Das Eis der Ströme steht von Anfang Oktober bis Ende Mai fest, doch schon bevor es aufbricht, hat die Vegetation begonnen. Mc Donald erwähnt: „Schon vor dem 10. Mai schlugen Weide und Erle aus und am 25. Mai gab es Blumen in voller Blüte.“

Und so eilig, wie hier nach langer Winternacht das Frühlingsleben der Natur unter der arktischen Sonne sich entfaltet, so erwachten auch die Herzen des Tukudhvölkleins mit überraschender Schnelligkeit, als das Licht des Evangeliums in die Nacht ihres Heidentums hineinleuchtete. Zwar verschob Mc Donald die Taufe auch solcher, die hinreichend vorbereitet schienen, auf spätere Gelegenheiten, um zuvor die Geister zu prüfen, so daß in den ersten zwei Jahren seines Aufenthaltes unter den Tukudhs kein Erwachsener getauft wurde. Aber überall traf er verlangendes Entgegenkommen bei seinen Indianern, so weit sie nicht, wie am Peel River etliche, in römischen Ketten lagen, und nirgends hatte er Ursache an der Aufrichtigkeit des Verlangens zu zweifeln. Die Erstlingsfrucht unter diesem Volke war ein angesehener Häuptling der Kutscha-Kuitschin (Thal-Volk). Er ward getauft gegen Ende des Jahres 1864. Bald darauf starb er fern von der Mission unter seinem eigenen Volke, nachdem er alle Umstehenden ermahnt hatte, Christen zu werden und ihm an den seligen Ort zu folgen, wohin er zu gehen hoffte. Statt der wilden heidnischen Ceremonien, die sonst in Krankheits- und Todesfällen getrieben wurden, war hier christliches Singen und Beten an seinem Sterbebett und ein stilles Begräbnis hernach. „Wie beseligend, zu sehen, daß das Heidentum so weit ausgerottet ist, wo es so lange gewuchert hat, und daß Gott geehrt wird, wo er so lange unbekannt gewesen ist.“

Doch gerade um diese Zeit schien die Tukudh-Mission ein schwerer Schlag treffen zu sollen. Die ungeheuren Anstrengungen, denen Mc Donald bei seiner rastlosen Arbeit ausgesetzt war, hatten seine Gesundheit angegriffen, und zwar derartig, daß er sich entschließen mußte, Fort Jukon im Herbst 1864 zu verlassen, um so bald wie möglich ärztliche Hilfe am Red River zu suchen. Tief bewegt ließen die Jukon-Indianer ihn ziehen; die römischen Priester frohlockten, als sie hörten, daß er in Peel River Fort auf die Frühjahrsboote wartete, die ihn nach Süden bringen sollten,

[1]) Über Polygamie und Kindermord bei den Tukudhs vgl. S. 357. Man wolle dort „Renntierfleisch“ statt „Büffelfleisch“ lesen.

und erklärten, sobald Mc Donald seinen Posten verließe, würden sie dort einbrechen. Kirkby in Fort Simpson schrieb nach London: „O daß wir einen hätten, der diese viel versprechende Arbeit fortsetzte! Ein eifrigeres, willigeres und lenksameres Volk als diese Indianer haben wir im ganzen Lande nicht." Gerade als dieser Hilferuf England erreichte, bot ein Geistlicher, Rev. William Carpenter Bompas, seine Dienste der Gesellschaft an. Die Notlage der Tukudh-Mission ward ihm vorgestellt, er hörte darin die Frage Gottes: „Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein?" Und seine Antwort war: „Hier bin ich, sende mich!" Am 30. Juni 1865 reiste er ab, und am Weihnachtsmorgen, als der Gottesdienst beginnen sollte, traf er zu Kirkbys freudigster Überraschung in Fort Simpson ein.

Seine Reise ging über New-York, Chicago, Red River, Cumberland, Stanley und Portage la Loche, wo er am 12. Oktober ankam. Da zu dieser Jahreszeit keine Brigade mehr nach Norden reist, so mußte er ein Kanoe mit zwei französischen Halbkanadiern mieten, das ihn bis Fort Chipewyan am Athabaskasee brachte. Trotzdem sie schon mit Eis zu kämpfen gehabt hatten, entschloß sich Mr. Bompas dennoch zu schleuniger Weiterreise auf dem Sklavenflusse. Doch am 8. Tage war der Fluß voll von Eis, durch welches sie sich stellenweise mit der Axt den Weg bahnten. Am nächsten Morgen war das Eis so stark, daß sie die Kanoefahrt aufgeben, Kanoe und Gepäck „en cache" am Ufer zurücklassen und zu Fuß durch die Wälder sich nach Fort Resolution durcharbeiten mußten, dessen Lichter sie am zweiten Abend erblickten. Hier mußte Bompas wohl oder übel drei Wochen lang warten, bis das Eis des Sklavensees die Reise mit Schneeschuhen und Schlitten gestattete. Die Zeit benutzte er, um das Gehen auf Schneeschuhen zu lernen und Charakter und Sprache der Chipewyans zu studieren. Schmerzlich berührte es ihn, daß der ganze Athabaska-Distrikt den römischen Priestern überlassen war, während die Kompaniebeamten, fast alle protestantisch, die Dienste eines protestantischen Missionars dringend begehrten und ihm kräftige Hilfe zusagten. Mr. Bompas Ankunft in Fort Simpson ward als ein kostbares Weihnachtsgeschenk begrüßt. „So etwas, wie eine Ankunft hier mitten im Winter, ist unerhört," schrieb Kirkby, „und spricht außerordentlich für die Thatkraft und Entschlossenheit des lieben Bruders."

In der That charakterisiert Kirkby im voraus mit diesen Eigenschaften die ganze Wirksamkeit dieses hervorragenden Missionars.

In Fort Simpson kam man Bompas mit der Nachricht entgegen, daß Mc Donald seine Gesundheit wieder gewonnen habe und nach einem kurzen Besuche daselbst zu seiner Arbeit unter den Tukudh-Indianern zurückgekehrt sei.

So war denn Bompas in die Lage versetzt, als Reisemissionar ohne festen Wohnsitz unter den Chipewyans des Mackenzie- und Athabaska-

Distrikts zu wirken, und als solchen finden wir ihn noch heute, bekleidet mit dem Bischofsamte, bald im Norden, bald im Süden seines ungeheuren Sprengels den Indianern dienend. Bis Ostern 1866 blieb er in Fort Simpson, vorwiegend mit Sprachstudien beschäftigt. Dann machte er sich zu längerem Besuche bei den Hundsrippen-Indianern am Großen Bärensee auf, an dessen Südwestecke neuerdings das Fort Norman angelegt war.[1]) Hier hatte Kirkby schon früher sechs Wochen lang gearbeitet und vor seiner Abreise den Grund-„Block“ zu einer hölzernen Schulkapelle gelegt, die demnächst von seiten der Fortleute errichtet wurde.

Die Temperatur an den Ufern des Sees ist sogar im Sommer kalt. Wohl giebt es einige warme Tage von (+ 76° F. 19—20° R.), an denen die Moskitos plagen, aber meist herrscht kühle Luft, besonders solange das Eis des Sees nicht völlig verschwunden ist (Ende Juni). Der See ist sehr fischreich. Bei Fort Norman wird namentlich der Häring gefangen, der hier doppelt so groß wird wie der Salzwasser-Häring, und die Forelle, die 10—15, bisweilen 30 Kilogramm wiegt und im Herbste Lampenöl liefert. Im Frühling werden wilde Gänse gejagt. Das Hauptnahrungsmittel ist Renntierfleisch. Rudel von Tausenden dieser Tiere kommen im Winter über den See. Im Sommer wandern sie nach den barren grounds der Eismeerküste, vermutlich um den Moskitos, die dann die Wälder bevölkern, zu entgehen. Die Indianer folgen ihnen dorthin, bis der erste Schnee der Sommerjagd ein Ende bereitet. Außer dem Renntier jagen die Indianer für die Kompanie den Biber, Marder, Fuchs und andere Pelztiere, für welche sie Kleider, Kessel, Äxte, Perlen, Tabak u. a. eintauschen. Für Renntierfleisch werden sie nur mit Munition bezahlt. Infolge ihres Verkehrs mit den Europäern haben Erscheinung und Betragen der Eingebornen viel von ihrem wilden Charakter verloren; daß sie aber in moralischer, intellektueller und socialer Hinsicht durch den Handel auf eine höhere Stufe gehoben wären, kann nicht behauptet werden. Während die Indianer, die eine bedeutende Kunstfertigkeit in der Herstellung ihrer Birkenrinden-Kanoes, ihrer Schneeschuhe und Ledermokassins, in der Bereitung von Fischernetzen und Tauwerk und in Arbeiten aus Stachelschweinkielen und Perlen entwickeln, die Europäer diese Künste gelehrt haben, oder sie in deren Dienste ausüben; so ist auf der andern Seite nicht ersichtlich, was die Europäer dagegen die Indianer gelehrt haben außer rauchen und Karten spielen. Und noch mehr wird der Vergleich zu Gunsten der „Wilden“ ausschlagen, wenn man hinzunimmt, daß, so wenig auch von der Moralität der Heiden gerühmt werden kann, dennoch ihnen auch in dieser Hinsicht der Vorrang vor den weißen Männern einzuräumen ist. Wenigstens haben die Eingebornen mehr Böses als Gutes von jenen gelernt, und doch ist der schlimmste Verwüster der Indianerrasse, der Alkohol, von den Europäern in dieser Gegend noch gar nicht eingeführt. (Int. 1867, 275 ff.)

[1]) Später scheint dieses Fort den Namen Fort Franklin erhalten zu haben. Nach den neusten Karten der Ch. M. S. ist die Mission derselben nach dem alten Fort Norman, in der Nähe der Mündung des Bärenflusses in den Mackenzie verlegt. Vgl. auch Vahls Miss.-Atlas, XII; Werner, Kathol. Miss.-Atlas, 2. Aufl. 1885, Nr. 12.

Am Bärensee blieb Bompas gegen acht Monate. Im Oktober und November wohnte er, drei bis vier Tagereisen von Fort Norman entfernt, bei den Indianern in ihren Zelten, wo sie ihn mit der die Indianer dieses ganzen Gebietes auszeichnenden Gastfreundschaft beherbergten und mit Kaninchen- und Renntierfleisch bewirteten, ohne andere Belohnung zu erwarten als ein wenig Tabak und Munition.

Im Januar 1867 folgte er der Einladung des Gouverneurs von Fort Rae, das an einer nördlichen Ausbuchtung des Großen Sklavensees liegt. Zwanzig Tagereisen auf Schneeschuhen brachten ihn dorthin. Unterwegs traf er eine große Brigade von Hundsrippen-Indianern, welche, von römischen Priestern getauft, seitdem, wie sie erklärten, ihre heidnischen Laster aufgegeben hatten, aber, obwohl ihnen der Unterschied zwischen Gut und Böse gezeigt war, doch den Namen Jesus nicht kannten. In Fort Rae fand er die meisten Indianer von den Katholiken getauft, und seine Thätigkeit beschränkte sich vorzugsweise auf die protestantischen Fortleute und die vom Romanismus noch nicht beeinflußten Indianer.

Im Sommer 1867 finden wir Bompas in Fort Chipewyan am Athabaskasee, wo seit fünfzehn Jahren römischer Einfluß herrschte, während die protestantischen Bewohner, damals im ganzen Bezirke nur 40 Erwachsene mit 20 Kindern, immer vergeblich nach einem Missionar ihres Glaubens gerufen hatten. Es schnitt Bompas durchs Herz zu sehen, was unter jenem Einflusse aus den Heiden und zum Teil auch aus den Protestanten geworden war. Er beschreibt gelegentlich in sarkastischer Weise die Bekehrungsmethode dieser Oblaten der unbefleckten Empfängnis, welchem Orden sämtliche römische Missionare in Britisch-Nordamerika angehören.

„Jeder Indianer, der einem Priester in die Hände fällt, erhält zuerst eine um den Hals zu hängende Kupfermedaille, die auf einer Seite den Buchstaben M, auf der andern ein Bildnis der Jungfrau trägt; sodann einen Rosenkranz mit seinen Ave Maria- und Paternoster-Perlen; drittens ein großes buntes Bild der Maria mit an dieselbe gerichteten Gebeten darauf und viertens, wenn er getauft wird, ein kleines Kruzifix. Sorgfältig wird ihm beigebracht, diese Sachen zu verehren. Wenn man ihn dann außerdem gelehrt hat, er werde, wenn er einen protestantischen Missionar besuche, sogleich sterben und in das große Feuer kommen, so ist die religiöse Erziehung des armen einfältigen Indianers vollendet." — „In ihrem heidnischen Zustande waren die Indianer vergleichungsweise frei von der Sünde des Götzendienstes, sie anerkannten einen guten und bösen Geist. Jetzt werden sie angeleitet auf die Jungfrau, die Engel, die Heiligen zu vertrauen, und mehr als das, auf die französischen Bischöfe und Priester, welche hier vor den Indianern mehr als der Papst beanspruchen Gottes mächtige Vikare und Repräsentanten zu sein und die Verehrung, wenn nicht gar die Anbetung der Indianer an Gottes Statt zu

empfangen. Als Heiden erwarteten die Indianer Lohn oder Strafe jenseits des Grabes, jetzt werden sie sicher gemacht mit einem dritten Orte, der für die teils Guten, teils Bösen da sei, zu welcher Klasse die Indianer sich einbilden zu gehören; aus diesem Fegefeuer glauben sie dann durch die Gebete der Priester nach ihrem Tode befreit zu werden. In ihrem heidnischen Zustande war der Charakter der Indianer einfältig, offen, vertrauensvoll, ehrlich, ja oft großmütig. Was sie durch die Priester sich aneignen, ist Argwohn, Mißtrauen, Eigendünkel, Feindschaft gegen das Evangelium und, wie ich fürchte hinzusetzen zu müssen, Unehrlichkeit. Ihre sterbenden Augen werden auf einen Buntdruck der Jungfrau Maria gerichtet, zu welcher, wie sie gelehrt sind, keiner jemals vergeblich um Hilfe schreit. Der Aberglaube der Indianer ist eher vermehrt als vermindert durch die Priester. Sonst pflegten die heidnischen Indianer mit dem Toten eine Decke oder dgl., um den Körper warm zu halten, zu begraben; jetzt wird das alles durch die Kreuze, die Kerzen, das Weihwasser u. a. in Schatten gestellt. Die Indianer nennen mit richtigem Gefühl, ohne Bewußtsein von der Ungehörigkeit des Ausdrucks, die komplizierten Verrichtungen des Priesters „religiöses Medizinmachen", und es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Indianer sagt: „Der Priester hat mir Religions-Medizin viele Male gegeben (d. h. ich habe oft das Sakrament empfangen), aber es hat nichts geholfen." (Int. 1869, 144.) In der That, die alten Medizinmänner der Indianer haben ihr Handwerk niedergelegt, aber andere sind an ihre Stelle getreten.

Von Fort Chipewyan aus machte Bompas 1868 einen viermonatlichen Besuch in Fort Vermillion am Peace River. Auch hier war noch kein protestantischer Missionar gewesen, obwohl seit längerer Zeit eine Kolonie protestantischer Indianer, 60 Köpfe stark, die in den Missionsschulen des Red-River-Gebietes erzogen waren, in dieser Gegend Ackerbau, Rindvieh- und Pferdezucht trieben. Denn die Gelände am Peace River, namentlich an dessen weiter südlich liegendem Oberlaufe bei Fort Dunvegan, sind wegen ihres verhältnismäßig milden Klimas und guten Bodens die einzigen Plätze in Athabaska, die dem Farmer noch Aussicht auf Erfolg bieten. Die Biber-Indianer, welche in diesen Gegenden hausen und gute Beute an Elentieren und Bibern machen, sind zwar aufgeweckte und gutmütige Leute, aber träge und liederlich, und nur wenige sind von den importierten Krankheiten verschont geblieben.

Nachdem Bompas dann während der zweiten Hälfte des Jahres 1868 in Fort Simpson Kirkbys Stelle, der seiner Gesundheit wegen einen Besuch in England machte,[1]) vertreten hatte, sehen wir ihn 1869 an der Seite Mc Donalds in der Tukudh-Mission.

Hier hatte Mc Donald, seit er zur Freude seiner Indianer 1865

[1]) Er kehrte nicht wieder nach Fort Simpson zurück, sondern ward 1870 nach Yorkfaktory versetzt (vgl. Anm. S. 547).

mit gekräftigter Gesundheit zurückgekehrt war, in reichem Erntesegen gestanden. Wohl waren seine ersten Pflichten sehr schmerzlicher Art gewesen. Scharlachfieber, von Süden her durch die Herbstboote eingeschleppt, hatte im Mackenziethal gewütet und seinen Weg auch über die Berge nach dem Jukon gefunden und überall die Indianer decimiert. Von den Tukudh-Indianern wurden gegen 300 in Mc Donalds Missionsbezirke hingerafft, bei einer Gesamt-Seelenzahl von kaum 3000. Mc Donald stand täglich an Kranken- und Sterbebetten, leibliche und geistliche Hilfe reichend. Aber die Anfechtung lehrte aufs Wort merken beide, die Sterbenden und die Überlebenden. Mc Donald konnte oft Bekenntnisse hören gleich diesem: wie viel glücklicher sie sich jetzt fühlten, nachdem sie von der Liebe Gottes gehört hätten, daß sie sich nicht grämten um ihre am Scharlachfieber gestorbenen Verwandten, vielmehr Gott dankten, daß sie den Weg zum Leben kennen gelernt und nun die Seligkeit im Himmel gefunden hätten. Nun glaubte Mc Donald die Zeit gekommen, diejenigen Indianer zu taufen, die seit vier Jahren von ihm besucht und unterrichtet waren und sich als aufrichtig und standhaft bewiesen hatten. So wurden im Laufe der nächsten Jahre viele hunderte getauft, teils am Peel River, teils in La Pierres Haus, teils in Fort Jukon, teils auch in ihren Winterlagern, wo Mc Donald sie aufsuchte. Welch ungeheure Anforderungen der Besuch der verschiedenen Plätze und Stämme an die Kräfte des einen Missionars stellte, läßt sich aus der Thatsache ermessen, daß er im Jahre 1866 gegen 1100 deutsche Meilen im Kanoe oder auf Schneeschuhen zurücklegte. Im Juni dieses Jahres machte er u. a. eine Reise den Jukon hinab bis zur Mündung des Tananaflusses bei Fort Njuklakejit (150° w. L. v. Gr.), begleitet von den bald darauf getauften Häuptlingen Rothose von den Schwarzfluß-Kuitschin und Sahnjati von den Kutscha-Kuitschin, um die am unteren Jukon verkehrenden Stämme der Tates-, Tang- und Han-Kuitschin näher kennen zu lernen; und vier Jahre später fuhr er den Jukon bis zu dessen Mündung hinab und besuchte Fort Michael im Norton Sund.

Wie treu und erfolgreich Mc Donald unter den Jukon-Indianern gearbeitet hatte, zeigt die Standhaftigkeit, mit welcher diese den Konversionskünsten der römischen Priester begegnen, die sich hin und wieder auf Mc Donalds Station sehen ließen und namentlich seit der Übergabe Alaskas an die Amerikaner ihr Augenmerk auf den unteren Jukon richteten. So muß Pater Lecorre in den „Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens“ in einem Berichte aus Fort Njulato am unteren Jukon bekennen: „Die Indianer am Tanana, fanatisiert durch den langen Aufenthalt protestantischer Prediger, hielten sich fern von uns und wünschten mit unserer Lehre nicht bekannt zu werden; sie zeigten die äußerste Abneigung, ja Furcht vor unserer heiligen Religion. Unsere Cere-

monien schienen sie eher abzuschrecken als anzuziehen." Beim Versuche, die Indianer der benachbarten Zelte zum Singen zu sammeln, „kamen nur drei junge Leute mit ihren Weibern, aber sie stimmten zu meinem größten Erstaunen die Gesänge des Predigers Mc Donald an, worauf ein Gebet in ihrer Sprache folgte. Am nächsten Morgen versuchte ich am andern Ufer die Indianer zu überreden ihre Kinder taufen zu lassen. Mit Gottes Hilfe erhoben sie keinen Widerspruch, und zehn Kinder wurden wiedergeboren; das war alles, was ich an diesem Platze thun konnte." „Als wir hier ankamen, hatten wir die 116. Taufe registriert. Wie viele kleine Engel sind zum Himmel emporgeflogen und werden Gott um Erfolg für die neuen Missionen bitten!" (Record, 1875, 4 ff.)

Als Mc Donald nach zehnjähriger Arbeit im höchsten Norden 1872 eine Reise nach England unternahm, da konnte er seinem Stellvertreter Bompas eine Schar von über tausend getauften Christen und Katechumenen übergeben und nach England wertvolle Silbenschrift-Manuskripte mitbringen, die vier Evangelien, die Episteln St. Johannes, Teile des Prayerbook und ein Gesangbuch, von ihm in die Tukudhsprache übersetzt, die in London unter Beihilfe der Bibelgesellschaft und der Soc. for Prop. Christ. Knowl. gedruckt wurden. Der Kompanie-Gouverneur des Mackenzie-Distrikts schrieb damals: „Welch ein bemerkenswerter Kontrast zwischen den hiesigen (Fort Simpson) Indianern und den Tukudhs vom Peel River und Yukon, von denen eine Anzahl diesen Herbst hier war. Ich möchte, Sie hätten sie sehen und hören können, wie sie ihre Andachten in ihrer eigenen Sprache hielten. Jeder weiße Mann, der gegenwärtig war, hatte allen Grund sein Haupt in Demut und Scham zu beugen angesichts der Thatsache, daß dieses arme Volk, noch vor wenigen Jahren in Barbarismus und Aberglauben versunken, jetzt ein Vorbild christlicher Frömmigkeit und aufrichtigen Glaubens giebt. Mr. Mc Donald verdient alle Anerkennung für seine Arbeit unter den Tukudhs."[1])

Bompas hatte nach seinem ersten Aufenthalte in der Tukudh-Mission (1869) im folgenden Frühjahre, von zwei Eskimos begleitet, auf Schneeschuhen den Mackenzie bis zu seiner Mündung hinabreisend, bei den dortigen, vom Christentum noch unberührten Eskimos einen Besuch gemacht, bei dessen höchst interessanten Einzelheiten wir uns leider nicht aufhalten dürfen. Dann war er wieder nach Athabaska geeilt und hatte von Fort Chipewyan aus verschiedene Missionsreisen, u. a. den Peace River hinauf bis zur Rocky Mountain Portage, unternommen, bis er 1872 aufgefordert ward, Mc Donalds Stelle während dessen Abwesenheit in England zu vertreten, so daß Athabaska wieder ohne protestantischen Missionar war.

[1]) Ann. Report 1873, 191.

In der Tukudh-Mission brachte er fast das ganze Jahr bei den Indianern in ihren Lagern zu. „Jeder Tag war wie ein Sonntag; die Indianer umdrängten mich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, Gebete, Gesänge und Schriftstellen lernend. Ich habe niemals so ernstes Verlangen nach Gottes Wort getroffen, noch habe ich je eine so glückliche Zeit verlebt, seit ich England verließ."

Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Ch. M. S. Mission im hohen Norden bezeichnet das Jahr 1874. Nach Mc Donalds Rückkehr in sein altes Arbeitsfeld ward Bompas nach England berufen, um zum Bischof von „Athabaska" konsekriert zu werden. Seine Diöcese, die er auf seinen großen Missionsreisen nach allen Richtungen kennen gelernt hatte, reichte vom Missinippi bis an die Mündung des Mackenzie und von der Alaskagrenze bis an die Diöcese Moosonee, ward aber 1884, wie schon im zweiten Kapitel (S. 498) bemerkt, durch die Abzweigung des südlichen Teiles (unter dem Namen Diöcese Athabaska mit Bischof Young an der Spitze) auf das eigentliche Mackenzie-Gebiet beschränkt (Diöcese Mackenzie). Beide Diöcesen umfassen zusammen nur 10 000 Seelen, deren eine Hälfte von Rom reklamiert wird. Als Bischof Bompas sein Amt antrat (1874), bestand sein Klerus nur aus zwei Personen, Rev. W. D. Reeve, der seit Kirkbys Abgang in Fort Simpson stationiert war, und Rev. R. Mc Donald, den der Bischof zu seinem Archidiakon ernannte. Aber seitdem vermehrte sich unter des Bischofs energischem Bemühen die Zahl der Missionare fast alljährlich, so daß gegenwärtig in beiden Diöcesen, die Bischöfe eingeschlossen, 14 ordinierte Missionare im hohen Norden in der Arbeit stehn.

In der Diöcese Athabaska hat die Ch. M. S. nur drei Stationen. Fort Chipewyan, wo jetzt der ebengenannte Missionar Reeve, seit 1884 Bischof Youngs Archidiakon, seinen Wohnsitz hat, besitzt eine protestantische Kirche, Schulhaus und Missionshaus; doch wegen der geringen Zahl der protestantischen Bevölkerung ist der Kirchenbesuch niemals erheblich, und die Schule kann sich nur eben auf der Frequenz halten, welche Bedingung für den Regierungszuschuß ist.[1]) Reeve hat kürzlich die schon in Fort Simpson vollendete Slavi-Übersetzung der vier Evangelien in Silbenschrift übertragen und zum Druck nach England gesandt. Auf den beiden andern Stationen, Vermillion am mittleren und Dunvegan am oberen Peace River, wo Missionskirchen im Bau begriffen sind, arbeitet neben je einem Missionar und Schullehrer auch ein Farmer, der

[1]) Extr. of Annual Letters, 1887, 141.

die Biber-Indianer lehrt, von der Fruchtbarkeit ihres Grund und Bodens Nutzen zu ziehen und sich an seßhaftes Leben zu gewöhnen. Die bisherigen landwirtschaftlichen Erfahrungen scheinen die Erwartung zu rechtfertigen, daß binnen kurzem im Peace River-Gebiete sich Ansiedler in noch größerer Zahl als bisher niederlassen würden. Bischof Young, der erst im Sommer 1886 in seiner Diöcese eingetroffen ist und in Fort Vermillion seinen Wohnsitz nehmen wird,[1]) sucht auf seinen ausgedehnten Reisen die einsamen Missionsarbeiter zu stärken und ihre Konkurrenzfähigkeit gegen die an äußeren Mitteln bei weitem überlegenen Oblaten der unbefleckten Empfängnis zu erhöhen. Die Zahl der getauften protestantischen Indianer in der Diöcese Athabaska beträgt nur 304, worunter 15 Kommunikanten.

Bischof Bompas hat gegenwärtig in seiner Diöcese Mackenzie 7 ordinierte Missionare, von denen 5 auf der letzten Synode im Sommer 1886 zu Fort Simpson gegenwärtig waren. In Fort Simpson, wo seit Reeves Versetzung Missionar Spendlove steht, residiert der Bischof, soweit man das von ihm sagen kann, da er fast das ganze Jahr hindurch auf seinen Visitationsreisen unterwegs ist, die ein Jahresbericht der Ch. M. S. mit Recht quite unprecedented and unparalleled nennt. Er hat endlich auch die Genugthuung gehabt, die Forts Rae am Sklavensee und Norman am Bärensee, wo bisher nur eingeborne Lehrer thätig waren, mit ordinierten Missionaren zu besetzen. Unser Interesse, so wenig wir es auch den andern mit Heidentum und Romanismus gleicherweise im Kampf liegenden Missionen vorenthalten, nimmt jedoch in größtem Maße fortdauernd die Tukudh-Mission in Anspruch.

Nachdem 1869 die Hudsonsbai-Kompanie aus Fort Jukon vor den Amerikanern hatte weichen und sich auf britisches Gebiet zurückziehen müssen, wo sie nahe der Grenze, auf halbem Wege zwischen La Pierre's Haus und Fort Jukon, einen neuen Handelsposten am Porcupinefluß, Rampart Haus, errichtete; schien es auch der englischen Mission, obwohl sich die amerikanischen Herren über die Fortsetzung derselben günstig aussprachen, dennoch vorteilhafter, den Schwerpunkt der Jukon-Mission gleichfalls nach Rampart Haus zu verlegen, während Mc Donald sein Hauptquartier in Peel River Fort, neuerdings Fort Mc Pherson genannt, aufschlug, wo ein Missionshaus gebaut wurde. Nichtsdestoweniger ward die Arbeit unter den Tukudh-Stämmen jenseit der Alaskagrenze mit ungeschwächter Kraft und gleichem Erfolge von Mc Donald fortgesetzt. Wiederholt unter-

[1]) Die Bewohner von Vermillion machten ihm ein Weihnachtsgeschenk von 200 Doll. für sein neues Haus (M. Leaves. 1887, 180).

nahm er selbst oder sein Bruder Kenneth, der ihn von 1873—1878 als Laienprediger unterstützte und ihm dadurch für seine Übersetzungsarbeiten Muße schuf, Missionsreisen nach Fort Jukon und von da den Jukon hinab bis zur Tanana-Mündung oder den Jukon hinauf zu den südlicheren Stämmen, besonders darauf bedacht, die für die einzelnen Stämme bestellten Ältesten (leaders) in ihrer Erkenntnis zu fördern. Diese entsprachen zum größten Teile vollauf den an sie gestellten Erwartungen, und obwohl Mc Donalds Wunsch, behuf besserer Ausbildung derselben eine Art Seminar einzurichten, noch nicht in Erfüllung gegangen ist, so konnte er doch schon 1878 melden, daß die meisten gelernt hätten, das Wort Gottes in ihrer Muttersprache zu lesen, so daß sie beim Unterricht und Gottesdienst nicht mehr von ihrem Gedächtnis allein abhängig sind. Und seitdem die gedruckten Tukudh-Evangelien größere Verbreitung unter dem Völklein gefunden haben, sind schon viele andere zu der gleichen Fähigkeit gelangt. Als Bischof Bompas 1881 seine zweite Visitationsreise in der Tukudh-Mission machte, war es für ihn „eine Wonne, auf jedem Missionsposten sowohl Erwachsene wie Kinder aus ihren Tukudhbüchern lesen zu hören."

Ein schwerer Verlust traf die Tukudh-Mission im Jahre 1885. Als Mc Donald 1882 teils seiner angegriffenen Gesundheit wegen, teils um das ganze Neue Testament, dessen Übersetzung er inzwischen vollendet hatte, in England drucken zu lassen, sich nach dem Süden aufmachte, waren zwei jüngere Missionare an seine Stelle getreten: Rev. T. H. Canham, der von Fort Mc Pherson aus sich besonders der bis dahin noch wenig beachteten Eskimos an der Eismeerküste annehmen sollte, und Rev. V. C. Sim, der seinen Wohnsitz in Rampart Haus am Porcupinefluß aufschlug und für die Tukudh-Mission bestimmt war, während La Pierre's Haus noch unbesetzt blieb. Mit jugendkräftigem Eifer warf Sim sich in die Arbeit. Die Wintertage, an denen die Sonne hinter den Bergen verborgen bleibt, und man bei bewölktem Himmel auch Mittags die Kerzen nicht auslöschen, bei klarem nur zwei Stunden bei Tageslicht lesen kann, benutzte er in Rampart Haus zum Erlernen der Tukudhsprache und zu Besuchen der näheren Indianer in ihren Lagern. In den Sommermonaten fuhr er im Kanoe den oberen Jukon fast bis Fort Selkirk hinauf, den unteren bis Fort Njulato hinab, auch den Tanana 40 deutsche Meilen aufwärts, wohin noch kein Missionar vor ihm gekommen war. Überall kamen ihm die Indianer, die zum größten Teile noch nichts vom Evangelium gehört hatten, mit herzlicher Freude, ja mit stürmischem Verlangen entgegen. Am Tanana traf er eine Schar, unter der großer Nahrungsmangel herrschte,

so daß viele halbverhungert waren; aber sie wollten ihn nicht unter zehn Tagen ziehen lassen; er sei der erste Betlehrer, sagten sie, der in ihre Gegend käme, darum dürfe er nicht so schnell davoneilen, so hungrig sie auch wären. Am unteren Jukon, zwischen Fort Njuklakejit und Njulato, fand er die Indianer sehr verwildert, namentlich die Weiber, und zwar durch Schuld der weißen Männer, die sämtlich mit Indianerinnen in wilder Ehe lebten. Doch ward er meist gut mit ihnen fertig und fand eifrige Schüler, die ihn baten zu bleiben und wiederzukommen. Die Schiffsmannschaft auf dem amerikanischen Dampfer, den er zur Rückfahrt nach Fort Jukon benutzte, Indianer von der Jukonmündung, die er während der Fahrt unterrichtete, klagten ihm, wie wenig der dortige russische Priester sich um die zahlreichen Indianer bekümmere, und waren sehr betrübt, daß Sim ihnen keinen Besuch für das nächste Jahr versprechen konnte. Mit herzergreifenden Worten bat Sim in seinen Briefen um wenigstens einen neuen Missionar für die Indianer am unteren Jukon, da diese sonst den römischen Priestern in die Hände fallen würden, die in der nächsten Zeit sich in Niuklakejit niederzulassen gedächten; und Bischof Bompas, der abermals die Tukudhmission besuchte, unterstützte seine Bitte: „Ein Jukon-Indianer, der in mich drang, seinen Stamm wieder zu besuchen, wies mit der Hand auf ein verglimmendes Feuer und sagte: So wie dies habt ihr uns gelassen. Ihr zündetet das Feuer des Evangeliums unter uns an, aber ihr habt es ungepflegt wieder aussterben lassen. Warum habt ihr das gethan?" — Aber Sim erlebte die Erfüllung seiner Bitte nicht mehr. Ehe die Hilfe kam, war er in Rampart Haus einer schmerzlichen Krankheit erlegen, einer Folge seiner übermäßigen Anstrengungen während der Jukonreise und seiner Entbehrungen, die er sich im darauf folgenden Winter auferlegte, indem er seine Vorräte mit den beim Kirchbau beschäftigten Indianern teilte. Er starb im Frühling 1885, noch in seinen letzten Stunden dem herbeigeeilten Canham seine Bitte an das Komitee für seine Jukon-Freunde ans Herz legend.[1])

Zwei Sommer hindurch haben die Indianer am Jukon vergeblich auf ihren treuen Freund gewartet, bis ihnen im dritten die Kunde von seinem Heimgang wird gebracht worden sein. Erst Ende 1886 ist Ersatz für den Heimgegangenen gekommen: Archdeacon Mc Donald, der mit seinen literarischen Schätzen auf seinen alten Posten zurückgekehrt ist, hat zwei frische Kräfte in die Tukudh-Mission eingeführt, die Missionare Ellington und Wallis. Von zwei Seiten sucht nunmehr das Evan-

[1]) A voice from an arctic grave, Int. 1886, 88 ff.

gelium den mächtigen Jukonstrom zu erobern; an der Mündung beg
neuerdings die protestantisch-bischöfliche Kirche der Vereinigten Staaten i
Arbeit, und vom oberen Jukon her arbeiten ihr Mc Donalds Pion
in die Hände. Wills Gott, werden die Indianer nicht mehr über „
glimmendes Feuer" klagen.

Getaufte Indianerchristen sind in der Diöcese Mackenzie 2000,
denen mehr als drei Viertel auf die Tukudh-Mission kommen. Die
der Anhänger wird gleichfalls auf 2000 angegeben, der Kommunika
nur auf 70. (Schluß folgt.)

Zur Hygieine in den Tropenländern.

Bemerkungen zu dem Artikel S. 405 ff.

Von D. Grundemann.

Daß Pastor Zippel mit seinem Artikel über die Bekämpfung
Malariafiebers einen höchst wichtigen Gegenstand behandelt hat, und
auch eine Missionszeitschrift gerade ein geeigneter Ort für solche Be
lungen ist, wird hoffentlich keiner von unsern Lesern bestreiten. W
die Versuche, welche durch diesen Artikel wahrscheinlich angeregt wer
auch nur ein wenig beitrügen, die Malaria-Frage ihrer Lösung näher
bringen, so würde auch der Mission damit ein wichtiger Dienst gel
sein. Es wäre dankenswert, wenn gerade von einer Missionszeitschr
wie dieser, die Sache weiter und immer gründlicher behandelt wür
Hoffentlich werden Missionare in nicht langer Zeit aus eigner Erfahr
über die Erfolge von Versuchen berichten können. Aber auch weitere
örterung von medizinischer Seite sollte willkommen sein.

Ich meinerseits darf freilich nicht wagen, irgendwie entscheidend i
diese Frage mitzusprechen. Doch möchte ich versuchen, einige Fragezei
in Bezug auf bisher, wie es scheint, wenig oder gar nicht beachtete P
hinzustellen, deren Beantwortung von kompetenterer Seite der Sache f
derlich werden dürfte. Von der Behandlung der zum Ausbruch gelang
Krankheit absehend, beschränke ich mich lediglich darauf, die Prophylax
ins Auge zu fassen.

Daß für die letztere eine sorgfältige Hautpflege von größter W
tigkeit ist, steht fest. Nur die abnorme Schließung der Millionen v
Öffnungen unsrer Haut erzeugt ja die Temperaturerhöhung, welche d
Charakteristikum des Fiebers ist. Mag nun diese Schließung vorzug
weise eine (krankhaft-) organische sein, so wird doch immerhin auch j
mechanische Verschließung durch zurückbleibende Absonderungen höchst na
teilig wirken. Man kann dem Verfasser des gedachten Artikels also n
zustimmen, wenn er (S. 417) alles Gewicht legt auf die Entfernung d
auf der Hautfläche — und ich füge hinzu: zum Teil auch noch in de
Poren — angehäuften Stoffe, deren Masse bei der stärkeren Absonderun
unter den Tropen ungleich größer ist als in einem gemäßigten Klima

ie Fortschaffung dieser Stoffe durch tägliche Bäder und Waschungen ist ollig einleuchtend. Doch ich erlaube mir zu fragen, ob sie auch ge- igend ist?

Ich möchte dies nämlich fast bezweifeln, wofern, wie ich annehme, as reine Wasserbad gemeint war. Die Ausscheidungen unsrer Haut sind imlich zwiefacher Art: nicht bloß wässrige, deren Produkte teils verdunsten, ils in reinem Wasser sofort löslich sind, sondern auch fettige, die Ab- nderungen der Talgdrüsen, Hautschmiere oder Hauttalg genannt. Letzterer t jedenfalls durch ein bloßes Bad oder Abwaschung mit reinem Wasser cht zu entfernen. Im Gegenteil könnte die letztere, wenn sie in Form ner scharfen Abreibung geschieht, sogar dazu beitragen, daß die Poren och schlimmer verstopft werden.

Erfolgreich werden diese abgesonderten Stoffe nur unter Hinzunahme ner Substanz, welche Fett zu lösen imstande ist, sich entfernen lassen. ie Seife ist bei allen Kulturvölkern zu diesem Zwecke gebräuchlich; aber ewöhnlich wird ihre Anwendung auf die mehr oder weniger entblößten örperteile angewendet. Mir scheint die Frage nicht überflüssig: Soll icht die Tropenhygieine die Anwendung der Seife auf die gesamte Haut- äche, wenn auch mit Bevorzugung derjenigen Partien ausdehnen, welche ie Talgdrüsen in besonderem Maße enthalten?

Durch meine Frage möchte ich allerdings nicht zu irgend einem Ver- uch übertriebener Anwendung der Seife Veranlassung geben. Eine tägliche arke Abseifung könnte recht nachteilig wirken, indem sie nicht bloß die erbrauchten Fettstoffe entfernte, sondern der Haut überhaupt zu viel von hrem Fettgehalt entzöge. Letzteres dürfte gerade in Tropenländern be- enklich sein. Dies führt mich auf eine andere Frage.

Unser Artikel hat die prophylaktischen Forderungen Dr. Hauschkas S. 407) nicht näher beleuchtet. Nr. 1 derselben, „man soll bei der Ankunft in einer gefährdeten Gegend ohne Zögern die eigentümliche Lebens- veise der Eingebornen annehmen," könnte leicht zu den drolligsten Konse- uenzen führen, die sich jeder, der etwas von der Lebensweise verschiedener Naturvölker weiß, ausmalen mag. In dieser Fassung ist diese Verhaltungs- naßregel absolut unbrauchbar und wird jeden Europäer, der sie befolgen will, ur in die peinlichste Verlegenheit setzen. Nicht die Lebensweise der Eingebornen st anzunehmen, sondern die prinzipiellen Momente derselben sind als Finger- eige für eine zweckmäßige Umgestaltung der europäischen Lebensweise zu eachten. Als ein solches u. z. von hervorragender Bedeutung erscheint ei allen Tropenvölkern die Salbung. Sie ist bei ihnen die Haut- pflege und wird in viel ausgedehnterem Maße angewendet als bei uns ewöhnlich irgend eine andere Pflege dieses Organs. Es verlohnt sich zu ragen und zu Versuchen betreffs der Frage anzuregen, ob und in velchem Maße nicht auch von Europäern unter den Tropen die Salbung ngewendet werden könnte?

Auch hierbei möchte ich zu keiner Übertreibung Veranlassung geben. Unsre Haut wird nicht die Behandlung vertragen, wie die der Eingebornen, velche von Jugend auf daran gewöhnt sind. Ich vermute aber, daß ein

maßvoller Gebrauch guten Öls abwechselnd mit der Anwendung milder Seife einen recht wohlthätigen Einfluß ausüben könnte.

Auch möchte ich noch auf einen andern Punkt aufmerksam machen, der hier und da auch bei Naturvölkern erwähnt wird, aber bei einigen tropischen Kulturvölkern in ausgedehntester Weise in Gebrauch steht: die Massage. „Pitjil,“ wie man sie mit dem malaiischen Namen nennt, ist in holländisch Indien eine ganz allgemeine Gesundheitsmaßregel, an welche sich dort auch die Europäer bald derart gewöhnen, daß sie dieselbe nicht entbehren mögen. Hiermit sind wir bereits über das Gebiet der Hautpflege hinausgekommen. Die Massage greift tiefer. Sie befördert die normale Bewegung des Blutes in den Muskelpartien und damit den Stoffwechsel, dessen Verlangsamung im Tropenklima ein erheblicher Faktor für die Disposition zur Erkrankung ist. Ich habe nicht davon gehört, daß diese Maßregel im tropischen Afrika angewendet wird. Sollte sie nicht auch dort am Platze sein? Es wäre dankenswert, wenn von kompetenter medizinischer Seite näheres über die zweckmäßigste Form der Massage unter den dortigen Verhältnissen mitgeteilt würde.

Auf die Bekleidungsfrage wage ich nicht einzugehen. Die Wolle scheint sich der wichtigsten Empfehlungen zu erfreuen. Ich kann nur aus eigener Erfahrung sagen, daß es mir in Griechenland, wo doch auch schon eine ganz tüchtige Hitze herrscht, nicht möglich war, mich an wollene Unterkleidung zu gewöhnen und daß die wiederholten Versuche, welche ich auf das Drängen erfahrener Freunde anstellte, immer nur einen tüchtigen Schnupfen zur Folge hatten. Dagegen habe ich später die wohlthätige Wirkung der Netzunterkleider[1]) erfahren, die ich allen denen aufs wärmste empfehlen möchte, denen es etwa schwer wird, sich an die Wolle zu gewöhnen.

Von hoher Wichtigkeit für die Prophylaxe ist eine zweckmäßige Ernährung, wie von allen Seiten anerkannt wird. Sehen wir uns aber die betreffenden Ratschläge näher an, so zeigt sich, daß sie zum Teil viel zu allgemein sind, zum Teil erkennt schon der gesunde Menschenverstand in denselben Verkehrtes. „Eine gemischte, doch vorwiegend vegetabilische Diät“ — diese Forderung giebt doch zu wenig Anhalt für die specielle Ausführung und schließt keineswegs Fehlgriffe aus, die recht nachteilig werden können. Eine Prophylaxe aber, die den Genuß des Obstes und der Milch verbietet, dürfte mit Recht dem andern obigen Urteile anheim fallen. Die Milch ist und bleibt eines der naturgemäßesten Nahrungsmittel für den Menschen und wird auch in den Tropen vielfach einen so wichtigen Faktor der Ernährung bilden, daß man sie ohne Nachteil nicht entbehren dürfte. Hat sie sich in neuerer Zeit als eine arge Bacillenträgerin herausgestellt, so läßt sich diese Gefahr doch durch Abkochung und sonstige richtige Behandlung beseitigen. Ebenso ist das Verbot des Obstes, mit dem der gütige Gott den Tropenländern ein herrliches Erquickungsmittel gegeben hat, unter Umständen geradezu grausam.

[1]) Metz & Söhne, Freiburg i. B. Am besten sind die den ganzen Körper einschließenden Netzhosenjacken.

Freilich unrichtiger Gebrauch der Milch wie des Obstes kann gefährlich werden, ebenso wie jeder Mißgriff hinsichtlich der Diät in Tropenländern viel schlimmere Folgen hat als bei uns. Wenn man unsre Kochkunst mit einigem Verständnis für Chemie und Biologie etwas genauer ansieht, so kann man sich nicht verhehlen, daß sie von Mißgriffen wimmelt. Was z. B. die Zusammensetzung der Speisen nach dem richtigen Verhältnisse der verschiedenartigen Stoffe, aus denen unser Körper sich aufzubauen hat, betrifft, so ist es kaum glaublich, wie täglich ungerügt die gröbsten Verstöße vorkommen und erst, wenn es sich um Krankendiät handelt (und leider auch da oft genug nicht), rationell verfahren wird. Für alle Zweige unsrer Viehzucht ist das richtige Verhältnis der Proteinstoffe, der stickstofffreien Extraktstoffe und der Fettsubstanz längst festgestellt, und in Bezug auf alle Futtermittel genau berechnet. Ein rationeller Landwirt weiß, daß er mit jeder Überschreitung des Verhältnisses sicher Summen, die sich unter Umständen sehr steigern können, zum Fenster hinauswirft.

In der Kochkunst ist meines Wissens noch nichts geschehen, um ähnliche Verluste zu verhüten, mit denen auch die ökonomische Hausfrau ihr genau berechnetes Wirtschaftsgeld ohne es zu wissen zum Teil vergeudet. Aber es ist nicht der pekuniäre Verlust allein. Die verfehlte Zusammensetzung der Speisen legt dem Magen und andern Organen einerseits eine Überlast von Arbeit auf, die dem Körper nichts fruchtet, während sie ihn andrerseits, vielleicht sogar bei scheinbar guter Lebensweise, Mangel leiden läßt.

Die Wissenschaft kennt diese Mißstände wohl; aber sie wagt nicht den Kampf mit dem Geschmack, so wenig sie in andrer Beziehung den Kampf mit der Mode energisch aufnimmt. In ersterer Beziehung werden wir meist damit getröstet, daß im ganzen ein guter Takt doch das Richtige treffe. Durch die Bildung (oder soll man sagen Verbildung des Geschmackes?) freilich ist dieser natürliche Takt des Menschen sehr beeinträchtigt. Es ist überraschend, wie wenigstens in einem Beispiele, Völkerschaften Centralafrikas noch viel richtiger durch jenen Takt geleitet werden als unsre Köchinnen. Livingstone berichtet, wie sie ihren Cerealien immer ein kleines Quantum Leguminosen zufügen. Diese Zusammenstellung dürfte ein recht befriedigendes Verhältnis der erforderlichen Substanzen ergeben.

Diese ganze Betrachtung aber liegt der Aufgabe dieser Zeitschrift keineswegs so fern, wie vielleicht mancher auf den ersten Blick denken möchte. Viele Missionare werden in den Tropen frühzeitig dahin gerafft infolge einer für klimatische Krankheiten entstandenen Disposition, in der höchst wahrscheinlich die Mißgriffe unsrer Kochkunst einen erheblichen Faktor ausmachen. Denn vieles, was bei uns ohne merklichen Schaden ertragen wird, dürfte unter den Tropen sehr nachteilig wirken. Ein Beispiel genüge. Es steht fest, daß Eiweiß, sobald es über 60° R. erhitzt wird, unverdaulich ist. Mit wie manchen gekochten und gebackenen Eierspeisen wird also der Magen nicht bloß betrogen, sondern auch noch obenein höchst unnötigerweise belästigt. Bei uns macht das für einen gesunden Menschen nicht so viel aus. In Tropenländern aber ist die peinlichst accurate Behandlung der menschlichen Organe gerade nur accurat genug.

Sollte es für die Missionare unsrer tropischen Missionsfelder nicht ein dringendes Bedürfnis sein, eine specielle Diätetik aufzustellen? Solange es noch keine derartige Arbeit giebt, sollte es keiner derselben versäumen, Dr. Wiels diätetisches Kochbuch (ersch. in Freiburg i. B.) event. desselben Tisch für Magenkranke (Karlsbad) zu benutzen.

Ich füge diesen Bemerkungen D. Grundemanns sofort noch eine weitere bei der Redaktion eingegangene Korrespondenz des längere Zeit in Buenos Aires stationiert gewesenen Pastors Zollmann hinzu: „Zur Bekämpfung des Malariafiebers." Wck.

Zollmann schreibt: Der so treffliche Artikel des Pastors Zippel klagt: „Warum macht man nicht einen ernstlichen Versuch bei der Malariakrankheit mit der Naturheilmethode?" Ich möchte ihn mit kurzen Worten ergänzen aus meiner Erfahrung heraus — zu Nutz und Frommen zunächst unsrer Missionare.

In den Schrecknissen des gelben Fiebers in Buenos Aires während der ersten Monate des Jahres 1871 bin ich, der ich bis dahin auch an medikamentöse Behandlung glaubte, zur Naturheilmethode bekehrt. Viele Ärzte waren geflohen. Unser tüchtigster deutscher Arzt erklärte mir: „Ich bin nur meiner Ehre halber noch hier, denn ich sehe, daß ich nichts leiste." Zu derselben Zeit erzielte — wie ich mich durch Augenschein überzeugt habe — ein Lehrer unsrer deutschen Schule, festgegründet im Christentum und in der Naturheilmethode, die glänzendsten Erfolge bei solchen, die von vornherein sich naturärztlich behandeln ließen, und selbst bei einer ganzen Anzahl von solchen, bei denen es bei medikamentöser Behandlung erst schlimmer geworden war. Mein eigener Gelbfieberanfall ist auch auf diese Weise leicht und schnell vorübergegangen. Auffallend war der Unterschied unter den Genesenden: die naturärztlich Geheilten waren in kurzer Zeit frisch wie früher; von den medikamentös Behandelten sah man viele noch monatelang mit ihrer gelben Farbe auf den Straßen der Stadt herumwanken.

Von der eigentlichen Malaria kann ich eine recht bezeichnende Thatsache berichten. Mein Neffe, der Ingenieur Uhlich, ging als Direktor einer Zuckerfabrik nach S. Salvador in Mittelamerika, in eine Gegend, wo die eigentliche Malaria herrscht. Ich hatte ihn mit einigen naturärztlichen Wahrheiten im Kopfe und einigen naturärztlichen Schriften im Koffer versehen. Er bekam die Malaria, und „alle Eingebornen und alle Deutschen und alle Ärzte" rieten dringend von jedem Gebrauch des Wassers ab. So schluckte er Chinin, quälte sich monatelang herum und ging zum Arsenik über. Da endlich (auf erneute ernstliche Mahnung meinerseits hin) entschließt er sich, nach naturärztlicher Vorschrift zu handeln — und siehe da, am nächsten Tage ist es besser; er fährt fort und genest. Es sind noch ein paar Mal Fieberanfälle wiedergekehrt, aber leicht und schnell vorübergegangen. — Seine Frau, die drüben die Malaria nicht bekommen, wird jetzt bei ihrem Besuche in Deutschland von ihr heimgesucht. Wie sie erzählen, so ist es drüben bekannt, wie in solchen Fällen die armen Kranken sehr schwer wieder frei werden können; hier aber wird die Frau naturärztlich behandelt und in einigen Tagen ist sie gesund.

Inhalt.

I. Geschichtliches und Ethnologisches.

II. Theoretisches und Apologetisches.

III. Religionsgeschichtliches.

IV. Missionsrundschau.

V. Literatur-Bericht.

Beiblatt:

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1887.

Aus der Geschichte der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

Von Dr. Vietor.

II.

In dem Beiblatt zum Septemberheft dieser Zeitschrift ist erzählt worden, wie im Jahre 1851, gleich nachdem Bremen die Leitung in der Norddeutschen Mission übernommen hatte, eine schwere Heimsuchung nach der andern über unsere Gesellschaft gekommen ist. Schon gleich die erste Nummer unseres Monatsblattes mußte die Nachricht bringen, daß unsere ganze Station auf der neuseeländischen Insel Ruaputki durch Feuer völlig zerstört sei, und daß unsere Missionare sich in der schwersten Notlage befänden. Die dritte Nummer mußte mitteilen, daß alle unsere Missionare aus West-Afrika ungerufen zurückgekehrt seien. Endlich die achte Nummer mußte das Schwerste berichten, daß der Rechnungsführer unsrer Mission als der ärgste Betrüger war offenbar geworden, der mit allen von ihm verwalteten Staats- und Kirchengeldern auch das ganze damalige Vermögen unsrer Mission, etwa 27000 Mk. gestohlen und durchgebracht hatte.

Sah es nicht aus, als müsse nun die Norddeutsche Mission, die damals das Spottlied auf allen Gassen bei uns war, ein elendes Ende nehmen? Aber in diesem Artikel soll gezeigt werden, wie eben das, was das Verderblichste schien, unter des Herren gnädigem Leiten zum reichsten Segen für unsre Mission geworden, und wie durch sie der Anlaß gegeben ist, daß an der Sklavenküste und im Togoland ein blühender deutscher Handel ins Leben gerufen ist.

1) Sehr bald nachher, als der schändliche Betrug war offenbar geworden, trafen die beiden in Basel ausgebildeten und von Basel uns überlassenen Missionare, Daeuble und Menge, in unsrer Stadt ein. Einen besondren Weg hatte der Herr den zuerst genannten geführt. Mit Afrika war schon im Baseler Seminar sein Herz und Sinn auf das Innigste verwachsen. Sein und seines Freundes Menge Gebet war es schon lange Zeit gewesen, daß sie nach Afrika möchten gesendet werden. Die Baseler Missionare, die auf der Goldküste arbeiteten, waren vom Seminar her Daeubles genaueste Freunde. Eine seiner Schwestern war an einen von diesen verheiratet, und auch die Missionare dort hatten oft gemeinsam darum gebetet, daß Daeuble auch nach Afrika möge gesendet werden. Das hatten sie dem Inspektor Josenhans geschrieben. Da läßt der Inspektor Daeuble kommen, teilt ihm das Schreiben der Brüder in Afrika mit und sagt ihm: „Das kann aber nicht sein. Du wirst bald ausgesendet werden, aber nach Afrika können

wir jetzt keinen neuen Arbeiter schicken." Nun ergiebt sich Daeuble, so schwer es ihm auch wird, in den Willen des Herrn, bleibt aber bei seinem Beten: Ich bin bereit, zu gehen, wohin du, Herr, mich sendest; doch kann es sein, so schicke mich nach Afrika! Kaum sind wenige Wochen vergangen, da ruft ihn der Inspektor wieder in sein Zimmer und sagt ihm: Jetzt thut sich dir eine Thür nach Afrika auf! Er hatte den Brief unsrer Komittee in der Hand, in dem sie in Basel anfragte, ob sie uns zwei Missionare überlassen könnten, und in der Baseler Komittee war der Beschluß gefaßt, uns die beiden Brüder Daeuble und Menge, wenn sie zu gehen bereit seien, zuzusenden. Da war beider Herz, wie sie immer den Wunsch gehabt hatten, zusammen unter den Heiden, und zwar in Afrika, zu arbeiten, voll Freude, voll Lob und Dank gegen den treuen Herrn, der Gebet erhört!

Als nun beide auf dem Missionsfest in Leonberg bei Stuttgart ordiniert waren, traten sie ihre Reise nach Bremen an. Wovon sollte nun aber ihre Ausrüstung und Aussendung bestritten werden, da auch kein Pfennig in der Missionskasse war? Aber wie bald zeigte es sich klar, daß des Herrn Absicht es nicht gewesen, den Ruf, den er an die Missionare hatte ergehen lassen, in solcher Weise wieder zurückzunehmen, sondern daß er nur das der Missionsgesellschaft und den Missionaren hatte zeigen wollen, daß sie ihre Zuversicht nicht auf irgend etwas Vergängliches setzen sollten, das man verlieren kann, ehe man die Hand umdreht, sondern auf ihn allein, der da spricht: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. **Darum** gehet hin u. s. w. Es war noch kein Monat vergangen, da war fast die ganze geraubte Summe durch die Liebe der Christen wieder ersetzt. Der Eifer der Liebe war thätig geworden in einer Weise, wie sie in der Missionsgeschichte Deutschlands damals wohl fast ohne Beispiel war. Wer hätte da dem Bitten der Brüder wehren dürfen, die, als sie mitten in der schweren Zeit zu uns kamen, doch getrost sprachen: „Haltet uns nicht auf! Dessen sind wir gewiß, der Herr hat uns berufen und gesandt. Gehen wir nicht reich, so gehen wir arm!" Da hat denn Daeuble, als die Abordnung der beiden Brüder geschah, sehr ergreifend davon geredet, daß die Gedanken, mit denen sie hinausziehen, Siegesgedanken seien, denn wo in Jesu Namen gekämpft und gearbeitet, und wo das Panier des Kreuzes erhoben werde, da könne der Sieg nicht fehlen. Er redete dann weiter davon, daß sie es sich nicht verhehlen, daß in West-Afrika, dem Lande, in dem schon über 100 Gräber der Missionare seien, auch ihnen vielleicht nur eine kurze Arbeitszeit und ein frühes Grab bestimmt sei, aber daß sie auch festhalten an dem Worte des Herrn: Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, wer aber sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben. An die Missionsgemeinde aber richtete er die Bitte: Ist uns ein früher Tod in Afrika bestimmt, dann lasset nicht das Gras der Wildnis auf unsren Gräbern wachsen. Dann werdet nicht verzagt und gebt den Kampf nicht auf. Es sind eben Kriege des Herrn, die die Mission zu führen hat, und im Kriege fallen viele. Da müssen neue Streiter einrücken,

und der Sieg kann dem nicht fehlen, auf dessen Gebot ihr sendet, auf dessen Gebot die Streiter gehen und dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden.

Mit solchem Sinne sind die ersten Missionare, die Basel uns überlassen hat, in das Todesland hinausgegangen. Gott sei Lob und Dank, der Sinn ist auch bei den später hinausgegangenen und den gegenwärtig auf der Sklavenküste arbeitend Missionsgeschwistern, denen nun auch ein Neffe unsres seligen Bruders Daeuble zu Hilfe gesandt ist, nicht ausgestorben, und wie fangen nun die Siegesgedanken unsrer Missionare an sich zu erfüllen! Unser Monatsblatt giebt die erfreulichsten Berichte darüber. Hier sei nur das Eine erwähnt, daß in diesem Jahre in 10 größeren oder kleineren Gemeinden aus den Negern das Weihnachtsfest auf der Sklavenküste und im Innern des Ewelandes wird gefeiert werden.

Natürlich kann und soll hier nicht erzählt werden, was ja in großen Zügen in der Festschrift, herausgegeben von Funcke, Zahn und Leipoldt geschehen ist, wie es den damals ausgesendeten und den später ihnen nachgezogenen Brüdern und Schwestern in ihrer Arbeit ergangen ist, und wie die meisten von ihnen bald oder nach längerer Arbeitszeit aus dem Leben gerufen sind. Das aber soll nicht verschwiegen sein, daß nicht einen einzigen von ihnen allen es je gereut hat, daß sie nach Afrika gegangen sind, sondern daß sie ohne Ausnahme, wenn auch nicht den Worten, doch dem Sinne nach die Bitte Daeubles an uns gerichtet haben: Lasset nicht das Gras der Wildnis auf unsren Gräbern wachsen und gebt Afrika nicht auf.

Während nun unsre Brüder in der Heidenwelt ihr Werk trieben mit der Treue, die um des Herrn willen alles erträgt und duldet und bereit ist, auch Gesundheit und Leben um seinetwillen aufzuopfern, ging in der Heimat die Arbeit für die Mission fröhlich vorwärts. Die Missionsstunden, namentlich in Bremen, wo sie Mallet hielt, waren äußerst zahlreich besucht, und in Blumenthal kamen so viele, daß die Versammlung in dem geräumigen Unterrichtssaal, der an 200 Kinder faßte, keinen Platz hatte, sondern in die Kirche verlegt werden mußte. Die Nähvereine wuchsen an Zahl und Teilnehmerinnen. Der Bazar für die Mission brachte jährlich größere Summen auf. In wie mannigfaltiger Weise erwies da die Liebe sich erfinderisch! Ich denke da mit besonderer Freude an das Bohnenfest zurück, das zuerst in Blumenthal, dann später auch in Hastedt und andern Orten in der Nähe Bremens gehalten wurde. Es verhielt sich aber so damit, wie nun erzählt werden soll. In der damaligen Zeit war in Bremen die Rhederei in Segelschiffen eine sehr bedeutende. Alle Auswandrer wurden in Segelschiffen nach Nordamerika befördert. Die Rheder ließen nun in ihren Packhäusern den Proviant beschaffen, das Fleisch und den Speck pökeln, die Kartoffeln, Kohl, Erbsen u. s. w. dort zusammenbringen, und dann wurde durch die Weserkähne alles nach dem Hafen und auf die großen Schiffe gebracht. Unter den Lebensmitteln aber, die auf See gebraucht wurden, waren auch gesalzene grüne Bohnen, die in Fässer gepackt waren. Wenn nun

die Schneidebohnen zeitig waren, dann wurde von Mund zu Mund in der Gemeinde bekannt gemacht, wem reichlich Bohnen zugewachsen seien, die möchten doch, was sie davon verschenken könnten und wollten, in das Pastorenhaus bringen und selbst kommen und schneiden. Es solle das so Gewonnene zum Besten der Mission verkauft werden. Es kamen da in manchen Jahren wohl an 50 Frauen und Jungfrauen zusammen. Die meisten schnitten die Bohnen, einige trugen das Geschnittene in Mulden zusammen und einige packten es mit Salz in die meistens uns geschenkten Fässer. Dabei wurde gesungen und vorgelesen und über die Mission und über die Geschwister draußen geredet. Durch solche Arbeit, die für alle große Freude war, daß oft noch lange nachher von solch einem Bohnenfeste mit fröhlicher Erinnerung geredet wurde, kamen in manchem Jahr wohl an 200 Mk. zusammen und das war noch nicht die Hauptsache! Alles, wofür man etwas thut, legt sich einem noch anders auf das Herz, als das, wovon man nur hört. Man wird treuer im Gebet für eine solche Sache und man besinnt sich auch, ob man nicht auch in andrer Weise für sie Hilfe leisten könne. So ging es in Blumenthal auch. Es finden sich in dem Einnahme-Verzeichnis in den Monatsblättern aus den ersten Jahren Gaben für verkaufte Kartoffeln, Gurken, Karotten, Gartenfrüchte, Eier, auch wohl für ein verkauftes halbes Kalb u. s. w. Auch die Kinder thaten mit Freuden das ihre, die Mädchen machten in den Schulen unter Anleitung ihrer Lehrerinnen allerlei Handarbeit und verkauften sie zum Besten der Mission. Die Knaben sind ja weniger in der Lage, in ähnlicher Weise helfen zu können. Wie aber doch ein kleiner Junge von 10 oder 12 Jahren es möglich zu machen wußte, das will ich im folgenden erzählen. Vielleicht findet sein Beispiel, wenn andern Knaben davon erzählt wird, Nachfolge.

Es lebte in Blumenthal eine arme Seemannswitwe, die mir oft solche Gaben für die Mission durch ihren kleinen Jungen schickte, daß ich nicht begreifen konnte, wie sie dazu sollte imstande sein. Nun hörte ich aber, sie hätte Schulden und bezahlte sie nicht. Natürlich ging ich nun zu ihr und sagte ihr, sie thue ganz unrecht, sie schenke ja Geld weg, das gar nicht ihr, sondern das denen gehöre, denen sie noch etwas schuldig sei. Der Apostel sage, man solle geben von dem, was man hat, nicht von dem, was man nicht hat. In Zukunft könne ich nicht eher wieder eine Gabe für die Mission von ihr nehmen, bis sie alle ihre Schulden bezahlt habe. Nicht lange darauf begegnet mir ihr kleiner Junge, der mir immer von ihr das Geld gebracht hatte. So wie er mich sieht, kommt er mit großen Sprüngen auf mich zu, hält ein preußisches Zweithalerstück in die Höhe und ruft mir mit dem fröhlichsten Gesichte zu: Dat is vor de Heiden! Ich sage ihm: Ne, leewe Junge, bring et Mutter wedder. Se weet all Bescheed! Da antwortet er aber: Ne, Herr Pastor, dat Geld gehört nich Mutter, dat Geld gehört mi! — Wat, sage ich ihm, Junge, dat Geld gehört di? Wo hast du et denn her? Je, antwortet er, ick bin en paar Weeken lang int Holt gohn un hew Himbeeren plückt. De hew' ick up der Apteke verkofft un hew' dat Geld tosammen schont. Dat

schöllt nu de Heiden hebben! Ich habe da die Gabe mit Freude genommen.

Einen anderen Fall aus dieser Zeit möchte ich auch noch erzählen, wie mir eine Gabe für die Mission gegeben ist, die mich damals tief beschämt hat und die mich immer wieder beschämt, so oft ich daran denke. Es mag andern, die das folgende lesen, wohl auch so gehen. Es war nämlich eine Frau aus einem der Dörfer am Harz nach Blumenthal gekommen, um bei einem Manne in der Gemeinde, der Schafe hielt, die Wolle zu spinnen. Sie hatte in dem Hause Wohnung und Kost frei und einen Tagelohn von 8 guten Groschen, also eine Mark. Zu Hause hatte sie einen lahmen Mann und 3 oder 4 kleine Kinder, für die sie sorgen mußte. Nun hatte ich eines Sonntags-Abends in der Kirche die Missionsstunde gehalten. Gleich darauf tritt die Frau in meine Stube. Sie legt einen Tagelohn auf den Tisch und sagt mir, das solle für die Heidenmission sein. Ich kannte ihre Verhältnisse und sagte ihr, ich glaube nicht, daß sie eine solche Gabe geben dürfe; sie habe an Mann und Kindern genug zu versorgen. Da sah sie mich ganz traurig an, dicke Thränen kamen ihr in die Augen, und sie sagte mir: „Ich habe es gar nicht gewußt, daß noch Heiden in der Welt wären! Ich weiß von unsrem lieben Heiland, ich habe Gottes Wort, ich habe alle Tage die gute Kost und habe den schönen Taglohn, soll ich nichts für die armen, unglücklichen Heiden thun dürfen? Soll meine kleine Gabe verschmäht sein?" Da waren mir die Thränen nahe genug und ich nahm die Gabe mit großem Dank.

Es ist aber in dem kleinen Kreise, der damals die Mission auf betendem Herzen trug, wie unter manchen Armen so auch bei manchem Reichen ein großer Eifer gewesen, der gern nach Kräften die heilige, große Sache hat fördern wollen. Auch davon soll ein Beispiel erzählt sein, das ich nie vergessen kann. Im Jahre 1854 war unser Bruder Daeuble (dessen Leben und Arbeiten wohl einer Beschreibung wert wäre) am Sonnenstich, der bei dem Bau des Missionshauses ihn getroffen hatte, gestorben. Unsre Brüder Plessing, Brutschin und Schlegel standen nun allein und noch in demselben Jahr sandten wir ihnen den Bruder Schauffler zu Hilfe. Kaum aber ein Vierteljahr hatte dieser an der Sklavenküste in der Arbeit gestanden, da wurde auch er aus dem Leben gerufen. Die Nachricht erschütterte uns auf das tiefste. Es war damals auch bei vielen Missionsfreunden — woran jetzt kein Mensch mehr denkt, da wir gerade in diesen Gegenden, in Togoland, eine Kolonie und viele Faktoreien haben — es war damals noch großer Zweifel, ob es denn auch zu verantworten sei, Missionare in das Todesland zu senden und von wie vielen mußten wir den Vorwurf hören, daß wir Mörder seien! So ging ich denn — ich war damals schon Pastor an U. L. Frauen in meiner Vaterstadt geworden — mit tief bekümmertem Herzen einen einsamen Weg am Stadtgraben hin. Mich quälte der Gedanke, wie werden nun die Vorwürfe gegen unsre Mission wieder laut werden, und wie viele werden uns nun ihre Hilfe entziehen! Da höre ich schnelle Schritte hinter mir. Eine Hand legt sich auf meine Schulter, und ein mir bekannter Herr sagt mir: „Haben Sie Zeit, so kommen Sie

doch bald einmal zu mir. Ich habe 6000 Thlr. Gold (das sind 20000 Mk.) liegen. Die sind für die Mission bestimmt." Und so schnell er gekommen, so schnell geht er wieder!

Das muß man sagen, so weit Menschen sehen können, nie wäre es ohne die schweren Heimsuchungen, die im Jahre 1851 über unsre Norddeutsche Missionsgesellschaft gekommen sind, so mit ihr vorwärts gegangen, wie es nun doch unter dem Segen des Herrn geschehen ist. Der Brand auf Ruaputki weckte zunächst eine neue Lust und Liebe zum Helfen auf. Ohne die ganz unerwartete Rückkehr aller unsrer Missionare aus West-Afrika und ohne daß dadurch unsre ganze Arbeit dort in Frage gestellt wurde, wäre wohl nie unsre innige Verbindung mit Basel zustande gekommen, das bis diese Stunde fast alle auf unsren Stationen arbeitenden Brüder uns gestellt hat. Unsre Mission hätte, da wir niemanden zu senden hatten, elendiglich zu Grunde gehen müssen. Und ohne den schändlichen Betrug unsres Rechnungsführers würde wohl nie die Bereitwilligkeit zum Geben und Helfen in mannigfaltiger Weise eine so große geworden sein, wie es danach der Fall geworden ist. Ehe Bremen die Leitung in der Norddeutschen Mission übernahm, war manchmal die Jahreseinnahme für die Mission in unsrer Stadt nur 500 Thlr. Gold gewesen. Nach dem Betruge war sie, außerdem daß alles Gestohlene reichlich rasch ersetzt war, nie unter 3000—4000 Thlr. Gold, und jetzt pflegt sie zwischen 30000 und 40000 Mk. zu sein. Ja, der Herr thut noch immer nach dem Wort, daß, wer sich demütigt unter seine gewaltige Hand, daß er den erhöhet zu seiner Zeit, so daß es sein Dank- und Loblied werden muß: „Ich danke dir, daß du mich demütigst und hilfst mir!

2. Es hat aber unsre Norddeutsche Mission nicht allein dazu gedient, des Herrn Sache in der Heimat und in der Heidenwelt in ihrem geringen Maße zu fördern, sondern sie ist auch die Veranlassung geworden, daß ein blühender deutscher Handel an der Sklavenküste und im Togolande entstanden ist. Das ist aber so zugegangen.

In der Festschrift ist erzählt, daß unsre Mission in Peki, etwa 3 Tagereisen ins Land hinein, auf der Sklavenküste im Ewelande ihren Anfang genommen. Dreimal haben wir es versucht, wenn unsre Brüder von dort zurückkehrten, doch an eben diesem Ort festen Fuß zu fassen. Aber als unsre Missionare zum dritten Male von dort durch Krieg vertrieben waren und als die Kriegesunruhen sich nicht legten, da mußten wir, so schwer es uns auch wurde, Peki aufgeben und das Gras der Wildnis auf den Gräbern unsres Bruders Menge und des Kindleins von Quinius wachsen lassen. (Gott sei Dank, jetzt wächst kein Gras mehr auf diesen Gräbern. Eine Gemeinde von etwa 100 Seelen aus den Eingebornen ist jetzt in den Ortschaften, die zu Peki gehören, unter eingebornen Katechisten und Lehrern.)

Das sahen wir nun wohl ein, eine Arbeit in dem Innern Afrikas sei nicht möglich ohne eine Küstenstation. Den Baselern war es unmöglich, auf die Dauer von Akkra aus unsre Brüder im Innern zu versorgen. So stimmten wir denn dem Vorschlage unsrer Brüder Daeuble, Plessing und Brutschin zu, daß sie nach dem Rate der

Baseler Brüder eine Station in Keta (auf den Karten wird der Name Quitta geschrieben), das unmittelbar am Meere liegt und die Lagune hinter sich hat, gründen möchten. Aber wie verfehlt schien in den nächsten Jahren dieses unser Thun!

Keta war früher eine Dänische Besitzung gewesen und lange Zeit wurde von dort aus ein schwunghafter Sklavenhandel betrieben. Unsre ersten Brüder haben noch in Blokuso, einem Keta nahegelegenen Orte, die Baracken gesehen, von denen aus die Negersklaven bei Nacht und Nebel, auch als schon die Engländer mit ihren Kreuzern die Küste bewachten, auf die Schiffe geschafft wurden, um heimlich in den Südstaaten Nord-Amerikas, in West-Indien oder Rio Janeiro ans Land gebracht und verkauft zu werden. Keta war früher eine nicht unbedeutende Stadt gewesen, aber in einem Kriege, den der dortige Stamm mit den Dänen hatte, war sie zusammengeschossen worden und nur wenige Negerhütten waren neben dem Fort stehen geblieben. Bald darauf war dieser Landstrich in den Besitz der Engländer übergegangen, und diese beabsichtigten, das für den Handel wohl gelegne Keta wieder zu einer großen Stadt werden zu lassen. Sie kamen darum unsren Brüdern, als diese dort eine Station gründen wollten, mit großer Freundlichkeit und Bereitwilligkeit entgegen. Sie schenkten uns zwei große Stücke Landes unter der Bedingung, daß innerhalb dreier Jahre auf dem einen ein Missionshaus und auf dem anderen eine Kapelle gebaut werde. Unsre Brüder gingen nun mit aller Energie an den Bau des Missionshauses, aber ob dieses auch vollendet wurde — nicht ohne das schwere Opfer, daß Daeuble wie vorher erwähnt ist, beim Bauen vom Sonnenstich getroffen wurde und einen frühen Tod fand — es stellten sich keine Neger ein, die sich dort niederlassen wollten. Damals wußten weder die Engländer noch wir, daß die Neger sich sehr schwer dazu verstehen, an einer zerstörten Stätte sich wieder anzubauen. Und als nun von den Engländern im Jahre 185~~6~~ Christiansborg auf der benachbarten Goldküste bombardiert und dem Erdboden gleichgemacht war, da schwand vollends die Aussicht, daß in Keta eine große Bevölkerung sich sammeln werde. Es blieben da nur neben dem Fort die wenigen Negerhütten, und so wüst war die Gegend, daß unsre Brüder um das Missionsgehöft eine Mauer aufziehen mußten, um das Vieh, das sie halten mußten, gegen die Nachstellungen der Hyänen und Leoparden zu sichern. Was sollte doch eine Mission an einer solchen wüsten Stätte? Aber doch hat es sich ausgewiesen, daß das Leiten des Herrn, der gut macht, was wir verwirren und wo wir ohne Schuld fehl greifen, gerade zu der Wahl dieses Platzes unsre Brüder und unsre Komittee geführt hat. Denn einmal wurden wir dadurch, daß es in Keta so sehr an Menschen fehlte, gezwungen, mit unsrer Missionsarbeit ins Innere zu gehen, so daß in wenigen Jahren außer Keta die Stationen Waya, Anyako und Ho entstanden. Und dann, wie ist es im Laufe der Zeit mit Keta selbst ein so ganz anderes geworden! Jetzt stehen dort außer dem Fort zwei große, schöne Wohnhäuser für die Missionsgeschwister, ein Haus für Seminar und Schule, mehrere große deutsche Faktoreien und solche, in welchen reiche Negerkaufleute namentlich aus Sierra-Leone

/4

Handel treiben, und an der Stätte, die früher so menschenleer war und oft nur als Sandkopf bezeichnet wurde, lebt nun außer einer Anzahl Haussa-Soldaten, die ein besondres Lager neben der Stadt haben, eine Bevölkerung von 1700 Seelen! Wodurch aber allmählich es dahin gekommen ist, das soll im folgenden dargelegt werden.

Schon in den ersten Nummern des Monatsblattes war darüber geschrieben, wie es doch im höchsten Maße wünschenswert sei, daß wir eine Schiffsverbindung nach West-Afrika haben möchten, und manche Gaben kamen auch für ein Missionsschiff ein. Es fuhren zwar auch damals schon englische und deutsche Segelschiffe nach West-Afrika und trieben Handel, indem sie bald hier, bald dort an der Küste vor Anker gingen. Aber solche Reisen dauerten sehr lange und man konnte nie wissen, wann die Schiffe ankommen oder abgehen würden. Unsre Komittee erkanntte es ja natürlich an, wie gut und auch wie not es sein würde, wenn wir ein eignes Missionsschiff haben würden und damit unsrer Mission zunächst, dann aber auch den Baselern dienen könnten. Aber auf eine Frage fanden wir keine Antwort. Wenn nämlich das Schiff so fahren würde, daß ein Gewinn dabei herauskäme, dann würden wir ja gut wissen, wohin mit dem Überschuß. Wenn aber das Schiff mit Verlust fahren sollte, wer sollte dann den Schaden tragen? Das dürfte doch nicht aus der Missionskasse bezahlt werden. So blieb denn die Sache beruhen, und alles schien auch damit erledigt, daß von England aus eine eigene Dampferlinie nach West-Afrika ins Leben gerufen wurde, die auch Akkra anlief, von wo aus die Missionare leicht Keta erreichen und die übersandten Sachen dorthin geschickt werden konnten. Aber es zeigte sich bald, daß durch die Einrichtung dieser Dampferlinie uns wenig oder nichts geholfen war. Einmal waren die Preise für die Passagiere und für Fracht furchtbar hoch, und dann wurde ganz unverantwortlich mit den Sachen, die wir nach Afrika schickten, auf den englischen Schiffen umgegangen. Es wurde in der unverschämtesten Weise gestohlen, die Getränke, die wir den Brüdern sandten, wurden ausgetrunken, andere Sachen, Konserven u. s. w. wurden verdorben, daß Klage über Klage uns von unsren Geschwistern kam. So standen wir nach Jahren wieder vor derselben Frage, ob wir nicht selbst eine Schiffverbindung nach West-Afrika haben müßten.

Da trat etwa Mitte des Jahres 1856 mein ältester Bruder in meine Stube und sagte mir: Nun weiß ich Rat, wie wir zu einer Schiffsverbindung mit der Sklavenküste kommen können! Es ist im Beiblatt zum Septemberheft erzählt worden, wie wir Beide, er und ich, als es in Frage stand, ob die Norddeutsche Mission sich auflösen solle, in die Komittee berufen waren. Mein lieber seliger Bruder hatte nicht immer zu denen gehört, denen die Mission unter den Heiden eine Herzenssache gewesen war. Wenn ich ihn wohl von Blumenthal aus besuchte und ihm sagte: Karl, wir müssen ganz anders zur Mission helfen! Dann stand er wohl mit dem Rücken gegen den Ofen, sah in die Luft und antwortete: „Innere Mission! Wichern! Das ist es!" Natürlich stimmte ich ja dem auch zu, sagte ihm aber: Du weißt doch, das letzte Wort des Herrn auf dieser Erde ist ein Missionsbefehl an seine Jünger. Dürfen wir dem uns entziehen? Und wie es sein wahrhaftiges

Trachten und Beten war, Gottes Wort in allem seine Regel und Richtschnur sein zu lassen, so wurde auch das Interesse für die Heidenmission immer lebendiger in ihm. Mit Freuden nahm er in jener entscheidungsvollen Zeit den Ruf an, in die Missions-Komittee einzutreten und unter reichem Segen des Herrn hat er für die heilige Sache gearbeitet.

Meines Bruders Gedanke, wie er denn auch so ausgeführt ist, war der: Die Firma Friedr. M. Vietor Söhne, deren Chef er mit meinem jüngsten Bruder war, läßt auf ihre Rechnung einen Schooner bauen. Das sollte kein Missionsschiff sein, aber es sollte der Mission dienen. Gewinn oder Verlust bei den Fahrten solle nicht die Mission sondern die Firma angehen, aber um 40% billiger sollte das Schiff die Passagiere und die Güter an die Sklavenküste befördern. An einen Handel nach West-Afrika dachten wir damals noch so wenig, daß es unsre Absicht war, wenn die Dahomey — den Namen sollte das Schiff tragen — die Missionare und die Güter nach Keta gebracht hätte, dann solle sie nach Rio Janeiro laufen, um als Rückfracht Kaffee einzunehmen. In unsrer Komittee wurde natürlich dieser Vorschlag mit Freuden angenommen.

Der 20. Februar 1857 soll für unsre Mission ein unvergeßner Tag sein! In Rönnebeck an der Weser, Gemeinde Blumenthal, war das Schiff gebaut und lag zum Ablaufen bereit auf den Helgen. Von seinem Maste wehte eine Flagge, die im roten Felde eine weiße Taube mit dem grünen Ölzweige im Schnabel zeigte. Eine junge Dame, eine Freundin unsrer Mission, hatte sie gemalt. Die Glieder der Komittee mit ihren Frauen und eine große Zahl Missionsfreunde aus der Stadt und aus der Gemeinde Blumenthal waren versammelt, um der Feierlichkeit des Ablaufs des Schiffes beizuwohnen. Es wurde dabei vor dem Ablauf ein Gottesdienst im Freien gehalten, bei dem es folgendermaßen zuging.

Es wurde begonnen mit dem Gesang der ersten beiden Verse von

Herr Jesu, du regierst
Zu deines Vaters Rechten u. s. w.

Dann sprach ich nach dem Gebete das nachstehende.

Es ist bei uns ein Neues, daß wir bei dem Ablaufen eines Schiffes zu Gesang und Gebet, und unsre Herzen aus Gottes Wort zu stärken, uns vereinigen. Aber wie könnten und dürften wir anders thun in diesem Falle? Es ist mit diesem Schiffe auch ein Neues. So viele Schiffe am Weserstrand gebaut sind, es ist zu solchem Zwecke, wie der ist, dem dieses dienen soll, noch keins gezimmert worden. Und wissen wir bei allem, was wir beraten und thun, daß ihm kein wahrer Segen nachfolgt, wenn nicht der Gott alles Segens sein Ja und Amen dazu spricht, wie könnten wir das Schiff, das gebaut ist, den Zwecken seines Reiches zu dienen, seinen Lauf ins Wasser nehmen sehen, ohne ihm laut und freudig zu danken, daß er so weit geholfen und ohne ihn zu bitten, er wolle das Schiff und alle, die auf ihm fahren mögen, behüten und wolle zu unsrem Wünschen und Beten und Hoffen, es möge durch dasselbe der Ausbreitung seines Reiches viel Dienst geschehen, sein segnendes Amen sprechen!

Nach kurzer Erwähnung dessen, daß die Bremer Flagge auf allen

Meeren und an allen Küsten zu sehen sei, daß noch immer bei uns, auch wo die schwersten Gefahren drohen, das alte Wort vor unsrem Seefahrtshause gelte: Zur See fahren ist not, zu leben ist nicht not, daß darum noch viel mehr zum Dienst des Herrn geschehen solle, was man um Gut und Gewinn wage, und nach kurzem Rückblick auf die bisherige Geschichte unsrer Mission, hieß es dann in den Schlußworten weiter:

Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit. Das Wort hat einen zwiefachen Sinn. Zuerst einen buchstäblichen. Beim Handel und bei der Seefahrt sehen wir seine Wahrheit vor Augen. Was den Völkern in fremden Landen not und gut ist, das wird ihnen hinüber gesendet über das Meer, und es kommt wieder das volle Schiff mit dem, was wir bedürfen, und mit Gewinn zurück. Es hat aber das Wort auch seinen geistlichen Sinn. Wer von dem seinen hingiebt um des Herrn willen, daß es ist, als hätte er es hingegeben wie über das Wasser, und er sieht nun nichts mehr davon und weiß nicht, was daraus wird: Das ist dem Herrn geliehen. Der ist ein guter Schuldner, der keine Schuld unberichtigt läßt, der, was ihm gethan ist, vergilt nicht allein in der Zeit, sondern in Ewigkeit!

In diesem zwiefachen Sinne — das gebe der Herr nach seiner Gnade — mag es mit diesem Schiffe gehen nach jenem verheißungsvollen Wort! Wo es gebraucht wird, redlichen Handel und Verkehr mit den Söhnen Afrikas oder wo sonst zu treiben, da lasse er alles wohl geraten, denen, die kaufen und die verkaufen, auch zum irdischen Gewinn und Segen. Und wenn zu des Herrn Dienst das Schiff fährt, daß unsre Gesellschaft auf ihm die Boten des Friedens sendet, die das rechte Brot, das den Hunger der Seele stillt, den armen Heiden bringen sollen, da behüte er sie und segne ihr Werk und lasse Frucht ihrer Arbeit erwachsen, die da bleibet. Er lasse alle, die mit Gebet und Liebesgaben zu dem heiligen Werke der Mission helfen, schon hier es sehen mit unsren Brüdern, daß ihre Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn und lasse einst auch sie um alles, was sie um seinetwillen an den armen Heiden gethan, den Gnadenlohn mit Freuden in seinem Reich aus seiner Hand empfangen, und lasse es sie selig erfahren, er macht sein Wort wahr: Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit! Amen!

Mit dem letzten Verse von: Herr Jesu, du regierst u. s. w. wurde dann die Feier geschlossen, und mit frohem, weitschallendem Hurra! glitt dann das Schiff von den Helgen hinab, daß die Wellen hoch aufschäumten.

Weit über Bitten und Verstehen hat dann der Herr nach alle dem gethan, was bei dem Ablaufen der Dahomey geredet und gebetet ist. Dieses Schiff ist das erste deutsche, das um der Mission willen und ihr zu dienen gebaut ist. Später sind ja an der Elbe und Weser eigentliche Missionsschiffe gebaut, die Candace von Hermannsburg und von Basel die Palme und andre. Aber die Dahomeh macht doch den Anfang in der Reihe der Schiffe, die nie gebaut wären, wenn nicht die Mission den Anlaß dazu gegeben hätte. Und wie ist es nun anders mit dem Schiffe gegangen, als wir gedacht hatten! Auf eine Rückfracht von

Keta rechneten wir nicht. Aber bald zeigte es sich, daß die Neger, wenn auch zuerst nur wenige in Keta sich fest niederließen, doch gern ihre Waren, Palmöl, Kerne, Elfenbein u. s. w. dorthin brachten und gegen europäische Waren und bald auch gegen Geld sie umtauschten. So wurde dann von der Firma, der die Dahomey gehörte, dort eine Faktorei gebaut, zu der damals noch alles Material, Holz und Steine, von hieraus hinübergeschickt wurde, und ein Handel wurde eröffnet, der bald solche Ausdehnung gewann, daß das eine Schiff durchaus nicht mehr zureichte. Es wurden im Laufe der Jahre noch drei andre Schiffe mit dem ersten in die Fahrt gestellt, nämlich die Volta, die Emma und ein früheres, von der Firma angekauftes, schnell segelndes Sklavenschiff, der Schooner Johann Karl. Jetzt aber hat diese Fahrt mit den Segelschiffen ganz aufgehört. Englische und deutsche Dampfschiffe, letztere von der Wörmannschen Linie, vermitteln nun in viel besserer und pünktlicherer Weise auch den Verkehr der Sklavenküste mit Europa. Während unsre ersten Brüder in Afrika oft lange Monate auf Nachrichten von der Heimat warten mußten, ist jetzt ziemlich sicher darauf zu rechnen, daß sie wenigstens alle 14 Tage Nachrichten von uns erhalten und uns senden können. Ja, auch ein Telegraph geht jetzt von Madeira an die Goldküste, und bald wird auch die ganze Sklavenküste und Togoland telegraphisch mit Europa verbunden sein.

Der Handel aber, der so von Bremen aus nach der Sklavenküste getrieben wurde, ist nicht auf Keta beschränkt geblieben. Außer andern Handelshäusern, die ebenfalls Faktoreien an der Küste errichtet haben, hat die Firma Friedr. M. Vietor Söhne noch eine Faktorei. Denn an der Sklavenküste und drei Faktoreien, Lome, Bagida und Little Popo im Togolande. Weil aber die Firma der Mission auch durch den Handel dienen wollte und es für unrecht hielt, irgendwie die Eingebornen zu schädigen, so stand es ja von vornherein fest, daß nicht solche Dinge dürften eingeführt werden, die dem Volke zum Schaden und Verderben werden müßten. Eine Zeit war es fraglich, ob unter den Einführungsgegenständen auch Gewehre, Pulver und Waffen sein dürften. Aber die Kriege hören ja in diesem Weltlauf nicht auf und zur Jagd auf Hyänen und Leoparden u. s. w. haben die Neger ja auch solche Waffen nötig. So werden diese Dinge auch heute noch in Keta und den anderen Faktoreien eingeführt, aber mit Rum und Branntwein hat die genannte Firma nie gehandelt! Und ist das nicht merkwürdig, während dieser Handel gerade der allergewinnbringendste ist und oft 200% abwirft, geht es mit den Bremer Faktoreien gut vorwärts, während andre Häuser, die solchen Gewinn nicht verschmähen, mehrfach gefallen und zu Grunde gegangen sind!

Auch den großen Gewinn bringt dieser Handel den Eingebornen, daß sie arbeiten lernen! Während bis in die letzte Zeit meistens alle Arbeit auf den Faktoreien durch gemietete Kru-Neger besorgt wurde, fangen jetzt auf den Bremer Faktoreien die Eingebornen an, gegen Lohn die Arbeit zu thun. Man redet so viel davon, wie man die Neger, an fleißigeres Arbeiten gewöhnen könne. Die einfache Antwort ist: Helft

nur mit, daß sie wahrhaftig Christen werden, und daß ein redlicher Handel, der sie nicht durch Branntwein verderbt, mit ihnen getrieben werde. Dann wird auch bei ihnen die Arbeit nicht mehr eine Schande sondern eine Ehre sein! Wir haben jetzt auf unsren Missions-Stationen und unter unsren Christen Ziegler, Maurer, Zimmerleute und Schreiner, während das Schmiedehandwerk schon früher von den Eingebornen getrieben wurde.

Was ist für ein Unterschied zwischen den Zuständen auf der Sklavenküste vor 50 Jahren, als unsre Gesellschaft zuerst ins Leben trat, oder vor 40 Jahren, als unsre Arbeit in West-Afrika begann und jetzt! Der Herr, der uns bis soweit geholfen, helfe uns weiter und wecke an vielen Orten die Herzen auf, unsre geringe Kraft zu stärken, daß bald auch im Togolande und weit im Innern ihm die Lob- und Siegeslieder mit Freuden mögen gesungen werden!

Was haben wir gewagt?[1])

Ein Rückblick auf einiges im Jahr 1886 Unternommene.

Ich kannte einst einen Pfarrherrn, der jungen Leuten gegenüber gern das Wort im Munde führte: „Hören Sie, heiraten kann man bloß entweder im Leichtsinn oder im Glauben!" Dieses „entweder im Leichtsinn oder im Glauben" hat dem Schreiber dieser Zeilen nicht bloß fürs Heiraten, sondern für gar manche andere wichtige Frage des Lebens zur Klarheit und hernach zu mutigem Anfassen im Glauben geholfen; aber so oft ist es ihm doch früher kaum in den Sinn gekommen wie seit der Zeit, da er das Werk der Mission aus der Nähe mitansehen darf. Und nun vollends in diesem Jahr! Was ist heuer nicht alles beschlossen und begonnen worden, wo man bei jedem einzelnen Unternehmen und noch mehr, wenn man alle zusammen übersieht, sagen muß: es wäre ein Leichtsinn, wenn es nicht Glaube ist!

Wir haben durch Gebet und Prüfung den Weg des Glaubens zu finden und ihn im Gehorsam zu betreten begehrt: aber das Begonnene muß nun auch durch Glauben und Gebet gehalten und getragen werden — sonst wäre es ein Leichtsinn, der bald ein Ende mit Schrecken nehmen könnte. Laßt uns eins werden in dem Gebet für unsre Mission: „Herr, stärke uns den Glauben und erhalte unsern Gang auf deinen Fußsteigen, daß unsre Tritte nicht gleiten." Es ist so manche neue Aufgabe und Sorge

[1]) Evang. Heidenbote 1886, Nr. 12. — Ich bringe diesen trefflichen „Rückblick" wesentlich darum hier zum Abdruck, weil er Fernerstehenden einigermaßen einen Einblick in die Ausdehnung einer Mission und in die Erwägungen gewährt, welche bei dieser Ausdehnung maßgebend sind. Gerade heute, wo man von gewissen Seiten es fast für ein Unrecht erklären möchte, wenn eine alte Mission sich auf ihrem alten Missionsgebiet ausdehnt, statt in einer deutschen Kolonie ein neues zu übernehmen, ist dieser Einblick lehrreich, Basel hat „im Glauben" beides gethan. Hoffentlich lassen nun die deutschen Kolonialfreunde seine neue Kamerunmission, die so stürmisch verlangt worden ist, nicht im Stich. (Leider nötigte der Mangel an Raum den 2. Teil dieses „Rückblicks," auf den es hier gerade ankam, für die folgende Nummer zurückzustellen).

im Laufe dieses Jahres zu den alten hinzugekommen und es könnte einem gar wohl bange werden, ob wirs auch haben werden hinauszuführen, aber „alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet!" —

Da steht vor uns zuvörderst:

1. Der Beginn der Mission in Kamerun.

Am 27. Oktober haben wir den Geschwistern Munz, die nach Kamerun ausziehen, Lebewohl gesagt. Br. Munz war schon früher in Afrika. 1880 wurde er auf die Goldküste ausgesandt, gesundheitshalber mußte er 1883 heimkehren. Er wurde dann, da eine baldige Rückkehr nach Afrika nicht möglich schien, im November 1884 als Reiseprediger in Kassel stationiert; die gesundheitlichen Bedenken verschwanden im Lauf der Zeit; und die Komittee wollte und konnte seinem Wunsch wieder hinauszuziehen, nicht länger entgegen sein. Er wurde nach Kamerun bestimmt und soll zugleich als „Präses" die Oberaufsicht über die dortige Mission übernehmen. Am 3. November ging das Schiff in Liverpool ab, das ihn mit seiner Frau und zugleich die 3 jungen Brüder Becher, Bizer und Dilger, die schon im August nach England vorausgegangen sind, nach Afrika bringen soll. In London galt es vor der Weiterreise noch allerhand mit den Leitern der Baptistischen Missionsgesellschaft und einigen zur Erholung daheim weilenden Missionsleuten aus Kamerun zu besprechen. Auf der Goldküste soll wiederum ein Halt gemacht werden: wir hoffen, ein Aufenthalt von 2—3 Wochen werde durch Besprechung mit den dortigen Brüdern und namentlich für die jungen Brüder durch die Gelegenheit afrikanisches Missionsleben hier zum erstenmal kennen zu lernen, fruchtbringend für die Arbeit in Kamerun sein. Gar zu groß dürfen wir uns übrigens die Ähnlichkeit dieser zwei Missionsgebiete nicht denken, denn wenn es auch von ferne hier wie dort eben recht „afrikanisch" aussieht, in der Nähe besehen ist alles doch wieder ganz eigenartig gestaltet.

Bei uns denkt etwa einer, mit Geld wollte er überall durchkommen, sogar in Kamerun. Gut, nur muß er sich sein Geld vorher wechseln lassen und zwar nicht in Silber und Nickel, sondern in allerlei Artikel, welche für den Tauschhandel dort nötig sind. Denn die Eingebornen wollen für ihre Arbeit, die sie leisten und für die Waren, die sie bringen, nicht in Münze, sondern durch Waren bezahlt sein. Wir hören hie und da, daß in entlegenen Gegenden der Goldküste ein Missionar sich auf der Reise sein Essen schon um so und so viel Zündhölzchen hat kaufen müssen. Ähnlich ist es in Kamerun sogar noch an der Küste: wenn auch die Leute nach Mark und Pfennig oder nach englischem Geld rechnen, so wollen sie doch in der Regel weder Mark- noch Pfennigstücke nehmen, sondern man zahlt sie etwa mit einem Stück Zeug, das so und so viel Mark bei ihnen gilt oder mit so und so viel Schrauben, Nägeln, Drahtstiften, Messern, Sägen, Äxten u. s. f. Die beliebtesten Tauschmittel sind leider Tabak und Schnaps. Natürlich kommt man auch ohne Branntwein durch, aber einen Vorrat von andern Tauschwaren müssen sich unsre Brüder doch halten, und das ist ein ziemlich bedeutender Beitrag zu den vielerlei äußern Geschäften, die ihnen zufallen. Da sind wir nun froh, in Br. Josua Leuze, einem Schwiegersohn des bekannten 1876 verstorbenen Missionars von der

Goldküste, Johannes Zimmermann, einen Mann gefunden zu haben, der lange als Kaufmann in Westafrika thätig war, und nun im Dienst unsrer Mission den übrigen Missionaren als unser „Ökonomieverwalter“ für Kamerun die mannigfache äußerliche Arbeit, so gut es geht, abnehmen, daneben aber natürlich nach Kräften auch in der eigentlichen Missionsarbeit mithelfen soll. Er wird dafür sorgen, daß die Geschwister mit allem Nötigen für sich und für den Verkehr mit den Eingebornen ausgerüstet werden und wird namentlich auch der vielen baulichen Arbeiten sich annehmen, die es unter der Sonne und den Regengüssen Westafrikas immer giebt.

Doch wenn wir uns nun unsre Brüder glücklich geborgen und mit dem Nötigen versorgt denken, so ist damit ja im Grunde die Arbeit selbst noch gar nicht angefangen. Und ehe man so ganz und voll anfangen kann, muß man zuvor die Sprache der Leute verstehen. Vor der Hand werden unsre Brüder freilich mit Hilfe des Englischen, das in den baptistischen Gemeinden vielfach verstanden wird, schon etwas leisten können, aber sie müssen doch sich möglichst schnell der Landessprachen bemächtigen. In Bethel, am Kamerunflusse selbst, wo die Brüder Dilger, Bizer und Leuze ihren Wohnsitz aufschlagen werden, spricht man Dualla, und da giebt es ja schon eine Duallabibel, und ein kleines Duallagesangbuch; auch Bunyans Pilgerreise ist in Dualla übersetzt und an Hilfsmitteln zum Erlernen der Sprache ist manches vorhanden, natürlich so, daß noch vieles zu verbessern sein wird. Aber drüben in Viktoria, im Gebirge und hinter dem Gebirge spricht man Bakwiri, in Bimbia und teilweise auch in Viktoria Isubu. Da werden die Brüder Munz und Becher, die dort stationiert werden sollen, jedenfalls Bakwiri lernen und sehen müssen, ob sie auch noch Isubu brauchen. Mit Sammlung der Bakwiriwörter und Übersetzung des Neuen Testaments in diese Sprache ist erst ein Anfang gemacht, mit der Kenntnis des Isubu ist es noch schwächer bestellt. Doch darf man nicht denken, diese Sprachen seien von einander verschieden wie Deutsch und Französisch, hoffentlich nicht einmal wie Französisch und Italienisch: jedenfalls sind die wesentlichen Sprachgesetze und ein guter Teil des Wortsvorrats gemeinsam.

Aber werden die (ungefähr 200) Getauften, welche durch die Missionsarbeit der Baptisten aus den Heiden gewonnen, und also selbst baptistische Christen sind, uns verstehen und aus Wort und Wandel unsrer Missionare die Sprache heraushören, welche die Jünger des Jesus von Nazareth verrät? Wir wissen es nicht, wir können es nur hoffen. Selbstverständlich muß unser Ziel das sein, daß die Lehre und die Ordnungen des christlichen Lebens, welche auf allen unsern andern Missionsgebieten eingeführt sind, auch hier in Kamerun herrschend werden; aber für jetzt haben wir unsre nächste Aufgabe doch darin, daß wir den baptistischen Christen, Predigern und Lehrern, das gemeinsame Evangelische, das sie und uns verbindet, zum Bewußtsein bringen und ihnen Vertrauen zu der Echtheit des von uns vertretenen Christentums erwecken. „Auf dem so gewonnenen Boden des Vertrauens,“ heißt es in der Instruktion für die nach Kamerun entsandten Brüder, „läßt sich dann leichter eine Verständigung erzielen, und wenn sie nur lernen, unsre Praxis als berechtigt anzu-

erkennen, so ist ein Zusammenwachsen mit unsrer Mission und den durch sie zu gewinnenden Christen möglich. Selbstverständlich aber ist, daß von einem Verzichten auf unsre Praxis der baptistischen Praxis zulieb, wenn einmal Taufen solcher, die durch unsre Mission gewonnen sind, notwendig werden, nicht die Rede sein kann." Die eingeborenen Prediger, welche willens sind in unsern Dienst zu treten, werden wir annehmen, sofern sie die uns und ihnen gemeinsame evangelische Wahrheit verkündigen und vertreten wollen, ohne für ihre baptistischen Sonderlehren zu werben. Kindertaufen, Taufen durch Besprengung statt durch Untertauchen, und wenn sonst etwas ihnen Gewissensbedenken machen sollte, werden ihnen nicht zugemutet, sondern etwa vom Missionar selbst übernommen werden. Jede Agitation aber gegen unsre Lehre oder Praxis müßte natürlich zur Entlassung des betreffenden Predigers oder Lehrers führen. Ebenso wie die Gewissen der Angestellten, sollen überhaupt überall die Gewissen geschont werden. Demnach „ist den baptistischen Eltern kein Hindernis in den Weg zu legen, wenn sie bezüglich ihrer Kinder der baptistischen Übung folgen wollen; ebenso wenig ist denjenigen Personen, welche unter baptistischer Einwirkung sich vom Heidentum ab- und dem Christentum zugewandt haben, die baptistische Form der Taufe zu versagen. Überhaupt wird man keinem unsre Form und Praxis aufdrängen dürfen. Es gilt hier Geduld zu haben." Sollte es sich jedoch zeigen, was wir zwar nicht hoffen, aber doch auch als denkbar in Aussicht nehmen müssen, daß die Christen oder ein Teil derselben sich der Leitung unsrer Mission und den Grundsätzen unsrer „Gemeindeordnung" nicht fügen wollen, so soll der Errichtung selbständiger baptistischer Gemeinden nicht gewehrt, „aber die Herstellung eines freundlichen Verhältnisses zu denselben angestrebt und ihnen der Genuß der Segnungen unsrer Mission (z. B. der Besuch unsrer Schulen) nicht erschwert werden." — Alle diese Anordnungen ruhen auf dem Grundsatz, den die erwähnte Instruktion so ausspricht: „Als allgemeine Regel für eine evangelische, des biblischen Rechts ihrer Grundsätze sich bewußte Mission gilt, daß sie einerseits gegenüber einer andern konfessionellen Richtung keinen Gewissenszwang üben, andrerseits aber auch die eigene evangelische Überzeugung nicht verleugnen darf."

Wir können in allen diesen Fragen für unsre Brüder nur um Weisheit in der Einfalt und Liebe in der Wahrheit bitten, und auf die herzenlenkende Kraft des göttlichen Geistes hoffen. — Herr wir warten auf dein Heil! laß uns nicht zu schanden werden! (Schluß folgt.)

Ein Brief aus Japan.[1])

Am 16. Juli c. fand zu London das Montly Meeting der S. P. G. statt. Auf demselben verlas Rev. J. Foß einen von der Native Church Comittee in Kobe, Japan, an die S. P. G. gerichteten Brief, der also lautet:

„Liebe Herren! Wir, die wir einst in Finsternis und Schatten des Todes gelebt, unbekannt mit dem Licht Gottes, und jetzt durch den lieb-

[1]) M. Field 1886, 259.

reichen Unterricht des Reverend H. J. Foß, eines durch die besondere Gunst Euer verehrten Gesellschaft ausgesandten Missionars, der Kirche Christi verbunden, Glieder geworden von jenem Zweig der Bischöflichen Kirche, welcher in Kobe gepflanzt worden ist, und die wir Gnade und Frieden durch Gott, den Vater und den Herrn Jesum Christum empfangen haben, bitten hierdurch um die Erlaubnis ein inniges Dankschreiben für Eure große Liebenswürdigkeit an Euch richten zu dürfen.

Unsere armen Landsleute dienten seit alten Zeiten, vor mehr denn zweitausend Jahren weder dem einen wahren Gott noch kannten sie die Liebe des Heilands der Welt, sondern wandelten weit weg in eitlem Aberglauben, dienend zu ein und derselben Zeit vielen falschen Göttern, und lebend in der Finsternis und Blindheit des Irrtums; aber jetzt haben mehr als 90 Personen, durch die freundliche Lehre von Mr. Foß, die Taufe empfangen und sind eingetreten in die heilige Kirche. Wenn ihr nach dem Zustande dieser 90 Brüder fragt — vor zehn Jahren waren sie dem bösen Aberglauben hingegeben, dienend falschen Göttern und auf sich selbst den gerechten Zorn des Allmächtigen Gottes ladend und versunken in Sünde und Unreinigkeit, sich selbst ewigem Verderben preisgebend; aber jetzt! Gott sei's gedankt! sind sie der Liebe des Heilands teilhaftig geworden und auf das Licht Gottes schauend, haben sie den Weg gelernt, um dem kommenden Zorn zu entrinnen. Und wem, nächst Gott, ist ihre Erkenntnis und Glückseligkeit zu danken? Wahrlich, sie müssen danken der tiefen Liebe Euer verehrten Gesellschaft, die sich der traurigen Lage ihres armen umnachteten Volkes erbarmt und der geduldigen Erziehung Eures Missionars, Mr. Foß.

Wir, Eure christlichen Brüder, die wir solche Eure große Barmherzigkeit empfangen haben, von dieser Zeit an, können, wiewohl wir uns bewußt sind wie weit wir noch zurück sind, nicht vergessen, daß wir geworden sind als eine Stadt auf einem Berge und als ein Salz auf Erden und sehnen uns danach, wenn auch nur einen tausendsten Teil Euer Freundlichkeit zu vergelten.

Wir vermögen nicht unsere Gefühle völlig in einem Briefe auszudrücken, aber wir beten, daß durch die Liebe Christi und die Gnade Gottes Eure verehrte Gesellschaft beständig gedeihen und ihr wertgeschätztes Werk weiter ausbreiten möge; und wir beten auch, daß Mr. Foß behütet werden möge, um wiederum in unser Land kommen zu können zu rechter Zeit, und daß wir christlichen Brüder dadurch möchten viel Trost empfangen und im Glauben gefördert werden. — Wir bitten Euch beständig auf uns freundlich acht zu haben als auf die geringste Herde Christi; und was kann dann unser Glück übertreffen? Wir können nicht hoffen, richtig der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die aus unsern vollen Herzen überwallt; aber befehlen uns selbst und unsere schwachen Dankesbezeugungen Euer freundlichen Nachsicht.

Gezeichnet zu Gunsten aller Glieder der Bischöflichen Kirche zu Kobe, Japan:

Murayama Wasuke
Takada Sokichi,
Hirase Junzo

Kirchenkomittee.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1887.

Was haben wir gewagt?

(Schluß.)

2. Neue Stationen in Indien.

Wir verlassen Afrika und werfen einen Blick auf Indien. Wohl wäre auch von der Goldküste manches zu sagen; seit fast 3 Jahren plant man dort ein weiteres Vordringen nach 3 Richtungen: den Volta hinauf, Kumase zu, ins Fanteland hinein. Die Pläne bestehen noch und die Verwirklichung bahnt sich auch in erfreulicher Weise fürs Fanteland an; Br. Bohner leitet von Christiansborg aus die dortige Arbeit. Kumase zu gehen die Gedanken Br. Ramseyers, der sich mit seiner Frau in diesen Tagen, am 13. November wieder nach der Goldküste einschiffen will; ob und wie weit sich seine Wünsche erfüllen können, steht ja freilich in Gottes Hand. Die Gedanken an ein Vorgehen den Volta hinauf sind auch nicht vergessen, aber sie mußten zurücktreten, als Krankheiten und Todesfälle die Reihen unsrer Geschwister in so ungeahnter Weise lichteten.

Mehr in die Augen fallend sind die Vorstöße, welche in Indien gewagt wurden. Wir richten unsern Blick zuerst nach Südmahratta. Das jetzige Südmahratta umfaßt drei Distrikte: Belgaum, Dharwar und Kaladgi oder (seit der Sitz der Regierung von Kaladgi nach Bidschapur verlegt wurde) Bidschapur. Belgaum ist von der Londoner Mission, die zwei andern Bezirke sind von uns besetzt. Die Seelenzahl unsres Missionsgebiets in Südmahratta finde ich auf rund zwei Millionen angegeben, so daß sie die des Königreichs Württemberg etwas überstiege. Im April v. J. haben wir vom Bau des Missionshauses berichtet, das sich in **Bidschapur** zwischen den Trümmern alter mohammedanischer Paläste, Bethäuser und Grabdenkmäler erhebt. Gerade gegenwärtig liegt auch der Plan für ein kleines Schulhaus in Basel, das Br. Warth dort bauen will. Es soll eine Predigthalle damit verbunden werden, um Heiden und Mohammedaner, welche zum Markte gehen oder vom Markte kommen, einzuladen, hier unterwegs die neue christliche Lehre zu hören. Wir haben in Bidschapur wohl den nördlichsten Punkt unsrer Mission in Südmahratta und damit überhaupt unsrer indischen Mission erreicht. Ihr Gebiet geht bis an die Bhima und jenseits dieses Flusses beginnt dann das Arbeitsgebiet der amerikanischen Missionare von Scholapur aus (vergl. Heidenb. 1885, März); auch kommen wir damit an die Grenze der kanaresischen Sprache, die dort vom Mahratti abgelöst wird. Gegen Osten aber haben wir gleichfalls einen Schritt vorwärts gewagt und zwar einen bedeutsamen: wir haben das Gebiet der englischen

Regierung verlassen und sind in das Reich eines mohammedanischen Fürsten eingedrungen: in das Land des Nisām von Haiderabad. „Nisam" heißt Staatsordner und war der Titel für die Statthalter der Provinzen im Großmogulreich von Delhi. Aber der Statthalter von Haiderabad machte sich im Jahre 1717 frei und während die Reiche seiner Herren von Englands Herrschaft verschlungen wurden, fristet seine Regierung noch ihr Dasein, und zwar ist er der mächtigste aller einheimischen Fürsten, wenn er auch unter der englischen Oberhoheit steht und in Sikanderabad in der Nähe seiner Hauptstadt eine englische Besatzung dulden muß. Er herrscht, um es ganz ungefähr zu sagen, zwischen den Flüssen Godawari im Norden und Krischna im Süden; im Westen ist sein Land von dem Distrikt von Scholapur, im Osten von der Gebirgskette der Ostghats begrenzt. Sein Reich ist etwa zehnmal so groß als Württemberg, hat aber nur wenig über 9 Millionen Einwohner (nicht wie früher einmal angegeben: 19 Millionen). Der Nisam selbst und die regierende Klasse mit ihm sind Mohammedaner, doch bilden heidnische Hindu weitaus die Mehrzahl seiner Unterthanen. Es ist kein beneidenswertes Los, Unterthan des Nisam zu heißen. Man sieht und spürt das sofort, wenn man aus dem englischen Gebiet von Südmahratta her die Grenze überschreitet. Straßen, an denen sich menschliche Kunst gemüht hätte, giebt es nicht mehr, sondern nur Naturwege, die durch vieles Fahren entstanden so lange benützt werden, bis es einem Fuhrmann paßt, mit seinem Karren daneben ein neues Geleise zu bahnen. Wir sind eben in ein Land eingetreten, wo die Kultur aufhört. Für Schulbildung geschieht nichts oder fast nichts, und die Empfindung dieses Mangels hat schon seit mehreren Jahren die Leute, welche an der Grenze gegen Südmahratta hin wohnen, getrieben, unsre Missionare um Sendung von Lehrern zu bitten. Unter den Mohammedanern, welche die herrschende Klasse sind, ist der Fanatismus für ihre Religion und der grimmige Haß gegen das Christentum sehr lebendig. In die Hauptstadt selbst darf kein Missionar kommen. Da dürfen wir froh sein, daß die kleine Ecke des Landes, in die wir eingedrungen sind, ziemlich entfernt von der Residenz liegt. Geht man von unsrer östlichen Station Südmahrattas, Bettigeri, noch weiter nach Osten, so kommt man in die südwestliche Ecke des Nisamlandes, dort, wo dasselbe über den Krischnafluß hinübergreift und bis an dessen Zufluß, die Tungabhadra, sich erstreckt. Etwa in einer Tagereise erreicht man von Bettigeri aus die Grenze und nach einem weitern Tag **Koppala**, die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks, in der ein Beamter des Nisam seinen Sitz hat. Dort soll nun Br. Ernst, der bis jetzt in Bettigeri steht, eine Missionsstation gründen. Es ist das nicht so plötzlich und unvermittelt gekommen. Seit langem gelangte von dort her der wiederholte Ruf nach Bettigeri: „Kommt herüber und helft uns!" In der Januarnummer von 1885 ist geschildert, was unsere Brüder zuerst in jene Gegend getrieben hat. Es mag vor ungefähr neun Jahren gewesen sein, da kam, durch einen Traktat angeregt, ein Heide aus Katarki nach Bettigeri, mit der dringenden Bitte, man möge doch in seiner Heimat das Evangelium verkündigen. Es ist am angeführten Ort erzählt, was für Hindernisse dazwischen kamen, der man ließ die Gegend doch nicht außer acht, und so oft man dahin

kam, wurden neue Bitten laut, und zwar so herzlich und dringend, daß die Brüder sich verpflichtet fühlten, so bald als möglich sich der Leute anzunehmen. Doch vergingen acht Jahre, bis man ihnen 1885 wenigstens einige junge Lehrer und Katechisten schicken konnte, die in den Ortschaften Kinnal und Katarki stationiert und so weit es eben möglich war, von dem 15 Stunden entfernten Bettigeri aus beaufsichtigt wurden. Und nun, wie ging's? Wir können dies vielleicht ein andermal näher erzählen, doch werden sich's die Leser auch von selbst ein wenig denken. Nach anderthalb Jahren stand man vor der Wahl: entweder vorwärts oder rückwärts! Dem schönen Anfang folgten bald Schwierigkeiten. Als einige Leute wirklich ernst machten und Christen werden wollten, erhob sich Haß und Verfolgung, und da fehlte nun für die eingebornen Gehilfen in ihrer schwierigen Lage und für die angefaßten Seelen unter den Drohungen und Quälereien ihrer Landsleute ein fester Rückhalt. Man sah, daß die Arbeit einen europäischen Missionar erfordere. So ergab sich sowohl den Brüdern draußen als der Komitee daheim der Entschluß, einen Schritt vorwärts zu thun durch Besetzung der als gesund geschilderten Stadt Koppala, des Hauptortes jener Gegend. Wir hoffen dort ein Haus kaufen zu können, das einst ein Beamter der alten ostindischen Kompanie für sich erbaut hat, das aber längst in die Hände Eingeborner übergegangen ist. Die Stadt hat ungefähr 5000 Einwohner und liegt an der Eisenbahn, welche von Bellari aus durch Südmahratta (über Bettigeri) an die Westküste führt.

Nicht eine eigentliche Erweiterung unsres Missionsgebiets, aber eine vollständigere und nachdrücklichere Bearbeitung eines alten Feldes bedeutet die Besetzung von **Kasergod** in Südkanara durch einen europäischen Missionar. Es wird damit nur endlich ausgeführt, was schon lang als Bedürfnis erkannt und mehrfach angeregt worden war. Von Honor in Nordkanara an bis nach Kodakal im Süden, in Malabar, hat unsere Mission die ganze Küste besetzt; es bedeutet das ein Gebiet von etwa 100 Stunden Länge. Auf dieser Strecke liegen an der Küste 10 Hauptstationen: Honor, Basarur (Kundapur), Udapi, Mulki, Mangalur in Kanara, Kannanur, Talatscheri, Tschombala, Kalikut, Kodakal in Malabar. Zwischen Mangalur und Kannanur sind wohl Außenstationen, welche einzelne Christenfamilien zählen, auch Filialen, welche Katechisten und Lehrer haben, so Kasergod, Kawaneschwara, Bekal, Hosadurga. Aber für eigentliche Missionsarbeit geschieht zu wenig, so lang auf dieser Strecke von ungefähr 26 Stunden Länge kein Missionar wohnt. Auch die Pflege der bestehenden Gemeinden, die zu Mangalur gehören, leidet unter diesem Mangel, da es nicht so leicht ist, von der Mutterstation regelmäßig hieher zu kommen. Die vielen, natürlich nicht überbrückten Flüsse, die hier den Weg kreuzen und die in der Regenzeit gewaltig anschwellen, erschweren das Reisen sehr. So hat denn zu Ende vorigen Jahres die Distriktskonferenz von Kanara aufs neue den Antrag gestellt, es möge in jener Gegend ein europäischer Missionar stationiert werden. Als sein Wohnort wurde Kasergod, 9 Stunden südlich von Mangalur gewählt. „Es ist dies der Hauptort im Süden unsres Kanaradistrikts," heißt es in einer Beilage zum Protokoll jener Konferenz; in den beiden Amthäusern kommen

2*

täglich eine Menge Leute aus der Umgegend zusammen. Die Einwohner von Kasergod selber sind zwar ziemlich gleichgiltig, aber im ganzen doch eher freundlich gegen uns. Ein Brahmane z. B., der in seinem Haus eine Bibel hat und hin und wieder darin zu lesen scheint, sagte mir, als ich ihn näher anzufassen suchte, mit einem Seufzer, der wirklich aus tiefstem Herzensgrund zu kommen schien: „Ach ja, wir sollten freilich Christen werden! Wenn nur unsre Frauen auch wollten, aber die wollen eben gar nichts davon hören. Ja, wenn die Regierung einen Befehl erlassen würde, dann würden sich wohl auch unsre Frauen fügen; aber so wie die Sachen jetzt stehen, können wir Männer allein nichts machen." — Das klingt nun freilich nicht sehr hoffnungsvoll, doch haben wir in jener Gegend schon über 80 Christen und unsre Schulen in Bekal und Hosadurga sind von über 130 Heidenkindern besucht. Br. Hermelink, der in diesen Tagen wieder mit seiner Frau nach Indien zurückkehrt, soll als erster Missionar in jener Gegend hauptsächlich die Arbeit unter den Heiden kräftiger als bisher geschehen konnte, betreiben. Schwierig ist sein Distrikt besonders dadurch, daß im nördlichen Teil derselben Kanaresisch und Tulu, im Süden dagegen Malayalam gesprochen werden muß, also dreierlei Sprachen!

Noch sind wir nicht zu Ende mit neuen Unternehmungen in Indien. Auch Malabar ruft laut um Gründung einer neuen Station. Wie in der ganzen Mission, so klingt zu allermeist auf dem indischen Missionsgebiete der Ton nach, den mit neuer Kraft Herr Inspektor Schott seit einer indischen Visitationsreise (1880 auf 1881) angeschlagen hat: wir müssen vorwärts, hinein unter die Heiden. Fühlbar blieb dieser Zug nach vorwärts seit jenen Jahren, aber es mußte einige Zeit vergehen, bis als sichtbare und greifbare Resultate sich diese neuen Unternehmungen ergaben.

In Malabar ist es der Süden, die Gegend landeinwärts von Kodakal, wo wir mehr für die große heidnische Bevölkerung in dem Distrikte Wallawanadu thun möchten. Es sind dort über 300 000 Heiden, die von Kodakal und namentlich von der landeinwärts gelegenen Station Palghat aus schon seit langer Zeit auf Predigtreisen aufgesucht werden, aber das Ergebnis dieser Reisen war schließlich immer das: man sollte in dieser Gegend eine eigene Station haben; denn Palghat ist zu weit entfernt und hat in dem Distrikt Palghat und in einzelnen zu Kotschin gehörigen Landesteilen mit fast 450 000 Einwohnern der Arbeit genug. Schon in den sechziger Jahren wies Inspektor Josenhans die Brüder darauf hin, sie sollen den belebten Marktort **Waniankullam**, wo ein empfänglicher Boden vorhanden zu sein scheine, für Gründung einer Missionsstation im Auge behalten. Im Jahr 1873 war Br. Linder auf einer Predigtreise von Kodakal aus auch ins Wallawanadu gekommen. Er schreibt darüber: „Abends um Sonnenuntergang erreichten wir Waniankullam und quartierten uns in dem seit etwa 10 Jahren der Eisenbahn wegen beinahe unbenützt stehenden Reisehaus ein. Das Reisehaus befindet sich auf einem Hügel und gewährt eine hübsche Aussicht auf das umliegende Land. Ich ließ mir erzählen, wie schon vor 20 und mehr Jahren unsre Brüder in dieser Gegend gereist seien, in diesem Reisehaus gerastet und das Wort des Lebens verkündigt haben. Am folgenden Tag war auf dem Markt, am Fuß des Hügels

eine Menschenmenge versammelt, wie ich sie in Indien nie gesehen habe. Von 11 Uhr vormittags bis nachmittags 3 Uhr wurde unausgesetzt an verschiedenen Stellen gepredigt. Es war eine Freude zu sehen, wie viele Leute den Redenden geradezu das Wort vom Munde nahmen und von einem Predigtplatz auf den andern nachfolgten, um noch weiter zu hören. Meine Begleiter und ich lebten neu auf bei dem, was wir sehen und wahrnehmen durften." So schrieb vor 13 Jahren der Bruder, der jetzt als kranker Mann in Nordamerika drüben kaum mehr die Botschaft recht vernehmen wird, daß hier nun eine Station gegründet werden soll.

Als im Jahr 1883 die Missionare unsres Malabardistrikts die Notwendigkeit, sich jener Gegenden anzunehmen, wieder ernstlich auf einer Konferenz besprochen hatten, wurden einige Brüder beauftragt, sich an Ort und Stelle noch mehr zu vergewissern, wo wohl am besten eine Station gegründet würde. Sie kam überein, Wanianfullam dafür vorzuschlagen, das etwa 10 Stunden östlich von Kodakal, 8 Stunden westlich von Palghat, nahe dem Ponaniflusse liegt.

Ehe in diesem Jahre (1886) von Palghat aus eine christliche Schule in Wanianfullam gegründet und ein eingeborener Prediger dort stationiert wurde, gab es im ganzen Gau keinen christlichen Unterricht noch Gottesdienst, ja nicht einmal einen einzigen Christen, der bleibend dort gewohnt hätte. Dagegen haben wir auf der Station Kodakal eine Reihe von Christen, auch etliche christliche Familien, welche aus ihrer Heimat, dem Fürstentum Kawalapara, dahin übersiedelten, um Christen zu werden. Von andern hörten wir, daß sie nach dem Süden gegangen seien, um in Trichur sich in die dortige Gemeinde der englisch-kirchlichen Mission aufnehmen zu lassen.

Wir haben nun dort ein Schulhaus hergerichtet, das zugleich Platz für zwei eingeborene Gehilfen enthält, können aber unter den jetzigen eigentümlichen Verhältnissen daselbst kein Land wirklich kaufen, sondern nur auf „12 Jahre pachten": fast alles Land ist Eigentum des Fürstenhauses, und solange dessen Vertreterin, eine Frau von 21 Jahren, noch unter (englischer) Vormundschaft steht, wird davon nichts verkauft, und der einzige Mann, der auch eigenen Grundbesitz neben dem Fürstenhaus besitzt, ist durch die Brahmanen so in Angst vor den Missionaren versetzt worden, daß er sich weigert, durch käufliche Abtretung eines Grundstücks ihnen zu einer Niederlassung zu verhelfen: er fürchtet, alle Sitte und aller Gehorsam falle durch sie dahin und um seine Stellung sei es geschehen, da die niedern Kastenleute dann nicht mehr seine höhere Kaste respektieren werden. Ob sich ein Weg finden wird, doch einen Bauplatz so zu erlangen, daß man nicht in 12 Jahren fortgejagt werden kann, wissen wir noch nicht. Sobald das möglich wäre, würde unter Leitung Br. Ruhlands ein Missionshaus dort begonnen, wenn nicht, so wird man inzwischen nur ein Haus, wie es unsre Katechisten haben, jedoch etwas größer, bauen und Br. Ruhland schreibt, er wolle dann gern in diesem Haus oder im obern Stockwerk des Schullokals seine Wohnung aufschlagen. Die Komitee hat dieses Anerbieten für den Notfall angenommen; wie sich die Dinge inzwischen weiter entwickelt haben, wissen wir noch nicht.

3. Ausdehnung der Arbeit in China.[1])

Kayintschu muß immer noch mit einem Fragezeichen unter unsern Stationen stehen: unsere Brüder haben seit Jahren dort einen **Bauplatz**, aber der Verkäufer des Platzes, ein Christ unsrer dortigen Gemeinde, sitzt im Gefängnis, weil er den „fremden Teufeln" diesen Platz verkauft **hat**, und die Frage: werden wir bauen dürfen oder nicht? ist noch völlig ungelöst. Inzwischen wohnen die beiden ledigen Brüder Dilger und Kutter in einer Mietwohnung bei Chinesen, die wenig einladend ist, und an der sie doch herzlich froh sein müssen; wie oft schon wollte man sie hinauswerfen, wie vielfach wurde dem Hausbesitzer gedroht, man zünde ihm sein Haus an, wenn er noch länger die Fremden beherberge; das Ende vom Lied war bis jetzt immer, daß die Hausherren etwas Gehöriges auf den Mietszins draufschlugen, und „vorläufig" die verhaßten Mietsleute behielten.

Kayintschu ist aber ohne Frage doch eine Baseler Missionsstation und wird, so Gott will, es auch bleiben: denn die Zahl der Christen wächst, und ist auch in der großen Präfekturstadt selbst der Boden hartgetreten, die Bevölkerung teils eingeschüchtert, teils in den Haß gegen die Missionare hineingezogen, so zählten doch die von Kayintschu aus bedienten Gemeinden zu Ende vorigen Jahrs 124 Seelen und haben sich unter Gottes Segen auch heuer vermehrt.

Kayintschu liegt etwa 24 Stunden nordöstlich von Tschongtshun, das bis zum Jahr 1883 unsre nördlichste Station war; nun hat sich auf halbem Weg, in der Nähe der Kreisstadt **Hinnen** nicht bloß eine Thür zu vielen Herzen aufgethan, sondern vielleicht hat sich dort auch eine Thür für unsre Brüder geöffnet, wo sie bleiben könnten, wenn sie in Kayintschu weichen müßten. Ein großes chinesisches Haus in dem eine gute Stunde nördlich von der Stadt gelegenen Dorfe Phyang-thong, in welchem sich alles einrichten ließe, was wir brauchen, zwei Missionarswohnungen, Schule und Kapelle, ist feil, ja ist bereits von Br. Dilger angekauft, — nur wissen wir noch nicht, ob der Kaufbrief schon amtlich gestempelt ist oder ob der Mandarin dort, dem Vorbild seines Kollegen in Kayintschu folgend, auch dem Kauf die rechtliche Anerkennung verweigern wird. Da fehlt freilich noch fast gerade die Hauptsache. Gelänge es, dieses Haus wirklich zu kaufen, so würde Br. Dilger vermutlich nach Hinnen ziehen, um unter der dichten und zur Zeit für das Evangelium zugänglichen Bevölkerung zu wirken und wir hätten eine neue chinesische Station Hinnen, statt — oder hoffentlich neben — Kayintschu, denn von beiden Orten aus hätte man reichlich Arbeit auf weitem, dichtbevölkertem Gebiet. Br. Kutter wird auch so lange, als es ihm nicht unmöglich gemacht wird, vor der Hand allein in Kayintschu auszuhalten haben: Gott schütze, stärke und segne ihn!

Doch noch eine Station ist im Entstehen begriffen: **Hokschuha** im Kreise Lyungtschhon. Die Leser mögen diesen Namen wohl unterscheiden von Hoschuwan im Kreise Yunon, wo seit 1885 auf dem seiner Zeit unsrem alten Atsungpak (siehe Kollektebl. Nr. 143) gehörigen Grunde auch

[1]) Die Stationen der Baseler M.-G. liegen (Hongkong ausgenommen) sämtlich der Kantonprovinz.

ein Missionshaus steht, das von Br. Ayun bewohnt wird. Früher war Hoschuwan ein Filial der 10 Stunden weiter nach Nordosten gelegenen Station Nyenhangli. Doch also zurück nach Hokschuha, das von der 5½ Stunden entfernten Station Tschongtshun aus unter der Leitung Br. Schaibles gegründet wird. Wieder ein neuer Bezirk wird damit betreten, wer oder was weist uns dahin? Die Komitee hat im Jahr 1884 und nochmals 1885 darüber beraten und schließlich die wiederholte Bitte der Brüder gerechtfertigt gefunden. Den ersten Anstoß gab dazu der Umstand, daß für die Arbeit in Tschongtshun offenbar ein Missionar nicht genügte. Man richtete im dortigen Missionshaus zu ebener Erde eine zweite Wohnung ein, aber diese erwies sich als so eng und dazu so feucht, daß weder europäische noch eingeborene Missionare auf längere Dauer darin wohnen können.

Nun ergab sich den Brüdern der Gedanke, ob nicht besser, statt daß man in Tschongtshun eine zweite Wohnung baue, in Hokschuha eine solche errichtet würde. Man hatte in jener Gegend Christen, die man pflegen mußte und doch war das keine so einfache Sache. „Tschongtshun," schreibt Br. Heinrich Ziegler, „ist sehr hoch gelegen, nach allen Seiten hin führen die Wege steil ins Thal hinab. Die Wege, die ins Tschonglok-gebiet, also nach Sungthëu und Nyenhangli führen, sind passabel, weil sie mehr benützt werden. Dagegen sind alle Wege, die nach Lyungtschhon führen, sehr schlecht. Will man nur einen Weg von 1 Fuß Breite dahin haben, so muß man ihn selbst machen lassen, weil außer den Missionaren, den Christen und Heiden, welche die Station Tschongtshun besuchen, und Leuten, die Gras und Holz sammeln, kein menschliches Wesen in jene unbewohnten Gegenden kommt. Ferner führen die Wege nicht nur ins Thal hinab, wie die nach Sungthëu und Nyenhangli, sondern über hohe Berge und tiefe Schluchten und sind, einmal geöffnet, nach kurzer Zeit wieder verwachsen. Fast jedesmal habe ich mein Messer und meine Säge gebraucht, um Baumäste und Gesträuche aus dem Wege zu schaffen. Auf dem 3½ Stunden langen Weg nach Pokschakha (im Lyungtschhonkreis, mit gegen 200 Christen) trifft man weder ein Dorf noch ein Dörflein, ja keine einzige menschliche Wohnung. Es muß einleuchten, daß bei solchen Verhältnissen — zumal da auch die Mundart im Lyungtschhonkreis ziemlich verschieden von der im Tschonglokgebiet ist — es viel besser wäre, wenn der im Lyungtschhongebiet arbeitende Missionar auch dort wohnen könnte. Die Ebene um Hokschuha ist sehr bevölkert und mit der 4½ Stunden entfernten Stadt Laulung am Ostfluß in regem Verkehr."

Und damit kommen wir auf einen weiteren Punkt. Laulung ist für unsere Missionare, die im Oberland arbeiten, d. h. für die Stationen Tschongtshun, Nyenhangli, Kayintschu der Ort, wo sie sich einschiffen, wenn sie in den Süden, an die Küste oder nach Europa reisen, und über Laulung gelangen sie alle auf ihre Arbeitsposten. Wir haben von Br. H. Ziegler gehört, daß es mit den Straßen nicht überall glänzend im Lande China bestellt sei; dagegen benützt man in China ausgiebig die natürlichen Wasserstraßen der Flüsse oder die künstlichen Wasserstraßen der Kanäle. Kein Land der Erde hat so viele künstliche Wasserstraßen, wie das südliche und östliche China. Sie sind teilweise Jahrtausende alt. Freilich

eine besonders angenehme Fahrt ist es nicht, wenn man in eines der Boote kriechen muß, auch wenn die „Boote mit Personenbeförderung" noch etwas bequemer eingerichtet sein sollten. Doch man reist nun einmal so und unsre Oberländer Missionsleute wandern auf dem Ostfluß vom Unterland ins Oberland. Laulung ist der Endpunkt ihrer Flußreise und sie müssen von da aus den Weg zu Land vom Lyungtschhondistrikt ins Tschonglokgebiet suchen. Reisen sie aber durch ein solches Gebiet, so wird es ihnen nicht bloß wohlthun, ein gastliches Missionshaus daselbst aufsuchen zu können, sondern man hat auch Anlaß genug in der Gegend, durch die man reist, Mission zu treiben. Bringt aber einmal das Missionieren Früchte, wie es nun schon geschehen ist, so genügt ja natürlich die mehr zufällige Arbeit von Durchreisenden nicht mehr. Darum freuen wir uns nun auch dort eine wirkliche Missionsstation zu haben, für die wir Gottes Segen erhoffen und erbitten.

* * *

Das also hat unsere Mission in jüngster Zeit gewagt. Nicht daß die Pläne zu allem dem erst in den letzten Monaten aufgetaucht und dann rasch auch ins Werk gesetzt worden wären. Es ist bei dem, was nun auf einmal begonnen vor uns steht, im Grunde langsam, weit langsamer gegangen, als wohl viele denken. Wie unsre Mission zur Übernahme von Kamerun kam, ist ja bekannt; und wie lange Zeit brauchte es, bis der Gang der Dinge in Indien dahin trieb, nun alte Gedanken wirklich in That umzusetzen. Waniankullam und Bidschapur erkannte schon Inspektor Josenhans in seinem Geist als künftige Stationen, im Land des Nisam wäre wohl schon längst die Arbeit begonnen worden, hätten nicht die große Hungersnot in Südmahratta und ihre Nachwirkungen daran gehindert; eine Station in der Gegend von Kasergod zu haben, war ein Wunsch, der seit alter Zeit sich eigentlich jedem nahe legen mußte. In Hinnen in China ein Haus zu erwerben, wurde den Brüdern schon im Juni 1884 gestattet; die Sache schien sich zu zerschlagen, nun können sie plötzlich das Haus, das sie damals ins Auge gefaßt hatten, doch noch erwerben.

Der Gang der Dinge selbst trieb zu den neuen Unternehmungen; gleichzeitig aber geht, wie wir schon andeuteten, seit den achtziger Jahren aufs neue spürbar ein Zug „nach vorwärts" durch die Reihen unsrer Missionare, in Indien nicht nur, sondern auch in China und Afrika. Die Arbeit selbst treibt voran, die Geister treiben vorwärts: gehen wir aber vom göttlichen Geist getrieben kindlich auf göttlich gewollten Wegen und mit dem Schritte gehorsamer Knechte voran? Und haben wir das nötige Kapital zu dem allem? Wollten wir nur mit Zahlen und mit Geldsummen, die vorhanden sind, rechnen, so müßte das Ergebnis lauten: nein! Wollten wir auf die „Begeisterung" für die Mission zählen, die jetzt zumal durch Deutschland geht oder gehen soll, so müssen wir anerkennen, an sichtbarer, greifbarer Hilfe trägt sie uns bis jetzt gar wenig ein: die Gaben für Kamerun fließen im ganzen spärlich und es ist als ob die Gabe des einen deutschen Freundes, der zum Ankauf von Viktoria eine große Summe gab, von vielen „deutschen Freunden" als an ihrer Statt gegeben betrachtet würde. Auch hierin geht es uns, trotz

mancher reichen Ermunterung, welche die letzten Jahre durch einzelne Gaben gebracht haben, doch im Grunde nicht anders als es früher einmal in den Zeiten des seligen Inspektors Josenhans ging, der ohne die Mittel zu sehen, doch sah, wir müssen voran. Als ein Freund ihn mahnte, doch „zu sparen und die Mission klein zu halten", da trat er ihm mit den Worten entgegen: „Sie vergessen ja das Kapital, das wir haben, das größte und sicherste für die Missionsgesellschaft: das Glaubenskapital!" Und damit ist er nicht zu Schanden geworden. Der Herr erhalte und mehre uns und allen, welche in unsrer Mission arbeiten und sie lieb haben, vor allen Dingen den Glauben, damit er auch an der Baseler Mission erweisen könne, wie er zu seiner Verheißung stehe: Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet!

Festrede am Tauftage.[1])

Gehalten am 21. Februar 1886 von (dem Berliner) Missionar Kahl.

Text: Evangelium Matth. 20, 1—16.

Zu fünf Zeiten ruft Gott die Arbeiter. Er ruft Christen und Heiden von Marapyane auch zu fünf verschiedenen Hauptzeiten. Er ruft sie mit Sonnenaufgang, das ist bei der Geburt. Er ruft sie zur Frühstückzeit, d. h. Jünglinge und Jungfrauen. Er ruft Mittag zwischen 12 und 1 Uhr, das sind die Männer und Frauen. Er ruft am Spätnachmittag, wenn die Schatten lang werden, das sind die Matronen und Greise. Gott rufet einen jeglichen hier in Marapyane, wenn seine Sonne untergeht, das ist auf dem Sterbebette. Habt ihr das vernommen, ihr Leute von Marapyane? Ich rede zu Christen und Heiden, zu euch allen, die ihr heute vor mir sitzet in diesem Gotteshause.

Gott läßt seinen Wagen vorfahren[2]) und ruft durch die Stimme der Glocke draußen und durch die Stimme des Wagentreibers, durch den Lehrer: Steiget ein in Gottes Wagen, das ist in die Kirche; es ist nun Zeit. Eilet und verziehet nicht, wir fahren zur Hauptstadt im Himmel droben. Wollt ihr zurück bleiben? Viele Eltern hören den Ruf und bringen ihre neugeborenen Kindlein zur Kirche und erbitten die heilige Taufe. Dann schicken sie ihre Kinder in unsere Schule jahrelang. Also sitzen die Kinder in Gottes Wagen. Manche fahren heim zum Herrn Jesu, dem großen Kinderfreund, wenn sie noch im zarten Alter sind. Kein Schmutz der Welt kann ihnen mehr schaden, denn sie sind heim gefahren.

Der Wagen Nr. 2 kommt an um 9 Uhr am Morgen. Der Treiber (= Lehrer) ruft Jünglinge und Jungfrauen der Heiden und sagt zu ihnen: Steigt ein in Gottes Wagen. Tretet hinein in des Herrn Tempel. Bekehret euch von der Finsternis zum Licht. Werdet Christen! Leider

[1]) Als eigentliche Taufrede kann man die nachfolgende Ansprache nicht betrachten, da sie sich mit den Täuflingen selbst und mit der Taufe fast gar nicht beschäftigt. D. H.

[2]) Man versteht nicht, woher auf einmal der Wagen, der in der ganzen Rede eine große Rolle spielt. D. H.

finds immer nur einzelne junge Leute, welche hören, viele verachten den Ruf, sie wollen nicht hören. Der Wagen wird verschlossen und fährt hinweg. Etliche von Neuhalle fuhren mit ihm von dannen, der ewigen Heimat entgegen. Unter ihnen erwähne ich Anna, Tochter des Martinus und Sophia, Tochter des Zebedäus.

Ihr Jünglinge und Jungfrauen, die ihr bisher die Schule besucht habt und konfirmiert seid, ihr sitzet im Wagen Gottes. O ich bitte und ermahne euch: gehet nicht heraus, bleibet drinnen! Werdet nicht ähnlich dem armen Jüngling Habakuk Lebelloane, der trotz Lehren und Ermahnungen den Wagen verlassen hat und nun wie ein verlornes Schaf ohne Hirten in der Welt umherirrt. Was wird sein Ende sein? Und ihr Jünglinge, die ihr in die Klasse gehet und die Taufe begehrt, ihr sitzet bereits im Wagen, o bleibet darinnen und werfet nicht weg, was Gott euch giebt. Ihr wisset, daß so mancher Jüngling müde geworden im Lernen und Glauben, wie z. B. Paul Motlebeni, oder Mochibedu und Nkuba. Vielleicht wird für jene Ausreißer nie mehr der Wagen geöffnet von Gott. Und dann?

Der dritte Wagen kommt an, zwischen zwölf und ein Uhr Mittag. Das ist der Ruf Gottes durch den Lehrer an heidnische und christliche Männer und Frauen. Bekehret euch, steiget ein. Bleibet drinnen. Verziehet nicht zu kommen, noch ist es Zeit!

Manche heidnischen Eheleute wollen kommen, um einzusteigen durch Lernen und Glauben. Da sagen die heidnischen Freunde und Brüder und Schwestern: Was? auch du willst zu den Madiaken laufen? Laß sein, gehe nicht in den Wagen. Dieser Bauer-Lehrer belügt euch. Bleibet was eure Väter gewesen sind, Bakhatla! Aber werdet keine Bauern! Viele hören auf den falschen Ruf und bleiben zurück. Etliche hören Gottes Ruf und steigen ein. Viele bleiben im Wagen Gottes bis zu ihrem seligen Ende wie z. B. David, Zebedäus, Stefanus, Jakob, Samuel, Nehemia und Seth und andere Männer und wie die liebe Priscilla, des alten Markus Frau. Ja, wohl ihnen, sie fuhren heim und ruhen in Gott.

Wagen Nr. 4 kommt an. Jetzt brennt die Sonne nicht mehr heiß. Jetzt steht sie nicht mehr im Mittag. Jetzt wirft sie ihre Strahlen schräge und die Schatten werden lang. Jetzt fängt mancher Mann und manche Frau bereits an zu zittern und langsam zu laufen. Ihr Blut wird kalt, sie frieren. Dennoch sind sie für Gottes Wagen noch nicht zu alt. Ihr, die ihr in der Jugend und am Mittag das Einsteigen versäumt, kommt herzu. Gott ruft euch alle. Alle ohne Ausnahme. Wenn so die Alten mich hören, wenn sie am Abend aus den Gärten kommen und wenn ich sie zur Kirche rufe — was antworten sie dann? Ich bin alt. Ich habe keine Ohren zu hören; habe keine Beine zu laufen (doch laufen sie drei Stunden weit in den Garten). Mein Haar ist weiß, mein Herz ist alt und runzelig meine Haut. Wie kann Gott ein altes Weib oder einen alten Mann rufen? Du Lehrer bist ein Narr! Laß mich laufen, ich lerne nicht mehr!

Und ich? Gott sucht nicht deine Füße, Ohren, Haare ꝛc., sondern er sucht dein Herz. Denn ihr Bakhatla sagt ja selbst: moriri mosueu letsoao, ba barioe ba shule, ba o duma, d. h. weißes Haar ist ein

Merkmal, andere sind gestorben und hatten sie begehret, d. h. sie hätten gern noch gelebt trotz weißen Haares. Steigt in Gottes Wagen, noch ist es Zeit. Etliche alte Väter und Mütter bitten: „Kind, hilf mir in den Wagen steigen. Meine Gebeine zittern und sind schwach, aber dennoch will ich in Gottes Arche einsteigen. Doch mußt du mir helfen, der du bereits im Tempel des Herrn anbetest. Ich bin wie ein klein Kindlein, ich werde nicht selbst mir helfen können."

So helfen die gläubigen Kinder ihren alten Eltern in den Wagen Gottes hinein und sie fahren zusammen glücklich in die Hauptstadt, in das Jerusalem, das droben. Gedenket ihr noch der alten Mutter des Markus, die zwar bei ihren Christenkindern auf dem Schulplatze wohnte, aber ohne Glauben und Taufe starb und zu den Heiden außerhalb des Kirchhofes begraben worden! Ja das gab einen Schreck und drei alte Frauen baten um die Taufe. Und heute ist eine von jenen Großmüttern schon selig heimgefahren und außer ihr auch Anna, und die alte liebe Martha und Sara, die Frau des alten Johannes.

Bakhatla merket auf! Der Nachtwagen hält vor eurer Thür. Bei einem früher, beim andern später. Ihr werdet mal alle auf dem Sterbebett liegen. Ich bin nun sechs Jahre hier in eurem Lande in Marapyane, habe aber noch keinen heidnischen Mokathla gesehen, der in den Nachtwagen eingestiegen wäre, d. h. der auf dem Sterbebett sich bekehrt hätte zum Herrn Jesu. Sie haben es bisher noch alle versäumt zu glauben im letzten Augenblick. Die Sonne des Lebens ging ihnen unter. Sie fuhren in ihren eignen Wagen dahin in die finstre Nacht und können in alle Ewigkeit das himmlische Licht nicht mehr schauen, denn sie haben es hier im Leben verachtet.

Wohlan, ihr Leute, höret drei Beispiele von heidnischen Männern, euren Brüdern, die alle Gottes Wagen versäumt und auch den Nachtwagen verachteten angesichts des Todes. Sie haben ihr Leben mit Essen und Trinken und eitlen Dingen verbracht — dann fuhren sie hin in die ewige Nacht. Ramothuba. Ihr alle habt ihn gekannt, den großen Mann! den Freund und Schwiegervater des Kapitän Maubane. Ist er denn nicht der Vater unsers Sem? Ist er nicht auch der Schwiegervater unseres Hesekiel? Immer saß er in der Hauptstadt unter den Großen. Sein Wort galt im Rat der Heiden stets etwas. Wie stand es aber sonst mit ihm? War und blieb er nicht ein Heide sein Leben lang? Kam je in seinem Leben der Wagen Gottes bei ihm vorgefahren? O ja, mehr als einmal. Bereits der Mittagswagen kam zu ihm. Hat er nicht mit euch allen schon im Tshuaneng Gottes Wort gehöret, als Herr Sachse euch lehrte? Das war Gottes Wagen. Er stieg nicht ein, warum nicht? Er wollte nicht, denn er war noch zu stark am Leibe und zu stark mit seinem stolzen heidnischen Herzen. Seine Tochter Filippine wurde eine Christin. Sem Ramasodi, sein Sohn, wurde ein Christ. Aber der Vater Ramothuba ließ sie allein im Wagen sitzen, er blieb im Heidenwagen. Da kam für ihn der Abendwagen und hielt lange an hier in Marapyane. Umgeben von gläubigen Kindern und einem gläubigen Schwiegersohn, umgeben von hunderten von Christen hätte er wohl ein Christ werden können. Oft genug hörte er aus Hesekiels, Sems und aus meinem Munde den

Ruf Gottes: „Vater Ramothuba, steige ein in Gottes Wagen, denn deine Sonne wird untergehen und dann ist es zu spät.“ Er stieg nicht ein. Er war noch zu sehr geehrt beim Heidenkapitän Andries Maubane, der mit dem Kopf bibelgläubig, mit dem Herzen aber ein Erzheide ist. Alle Heiden ehrten ihn. Er wollte kein Christ werden. Da fing seine Sonne an hinabzusinken, er wurde sehr krank, Brustkrankheit war es. Petrus und ich besuchten ihn; er hatte noch seinen gesunden Menschenverstand. Ich wies ihn hin in seinem Jammer und mit seinen großen Schmerzen zu dem lebendigen Gott und dem Heiland Jesus Christus; ich wies ihn hin aufs Gebet; ich reichte ihm Medizin. „Ja, sagte er, mühsam nach Atem ringend, ich bin sehr schwach. O Mynheer hilf mir doch! O hilf mir mit Medizin und Gebet, vielleicht werde ich noch mal gesund.“ — Auch er hoffte auf Besserung seines Leibes, aber Gesundheit und Rettung seiner armen Seele suchte er nicht. Ich glaubte, er würde ernst machen mit Beten zu Gott angesichts des Todes und im letzten Augenblick in Gottes offnen Wagen steigen, der jetzt vor ihm hielt. Ach, er that es nicht. Traurig verließ ich ihn. Übermorgen war er tot und fuhr im eignen Wagen hin in die finstre Todesnacht. — Er kommt nicht wieder, ihr Leute von Marapyane! habt ihr das vernommen?

Höret Nummer zwei. Tobodi, ihr kennt ihn alle, den Mann mit den zwei Frauen. Auch ihn lud Gottes Wagentreiber, Herr Sachse, ein, in Gottes Wagen zu kommen, dort in Tshuaneng und hier in Marapyane. Er stieg nicht ein. Ich rief ihn auch zur Kirche oft genug. Er hörte nicht. Von zwei Frauen eine entlassen, glauben lernen, nein, das ist doch allzuschwer. Der Wagen hielt nicht an.

Er hatte mal ein Gewächs auf der dritten Zehe seines rechten Fußes, so groß wie eine breitgedrückte Feige. Man brachte ihn zu mir, elend wie er war, denn laufen konnte er nicht, auf einem Schlitten. „O, Mynheer, flehete er, könnte ich doch gesund werden, ich bin sehr elend. Laufen kann ich seit Monaten nicht mehr. Bitte hilf mir, heile mich.“ Ich und mein alter Petrus wir sagten ihm: So du betest und glaubest, mag es wohl geschehen. Ich will es versuchen, ob ich dich heilen kann; aber, fuhr Petrus fort, Tobodi, ich frage dich, wirst du auch Gott danken, wenn du gesund bist? Wirst du lernen und glauben? O ja, ich werde Gott danken, antwortete der von entsetzlichen Schmerzen gefolterte Kranke. Nun heilte ich ihn in etlichen Wochen Zeit; er wurde wieder kerngesund. Er lief munter und fröhlich umher wie früher; jetzt aber ein Wunder vor Heiden und Christen; denn er ist dem Tode entlaufen, so schreien die meisten allhier.

Wie hat Tobodi Gott gedankt? Gar nicht dankte er. Undank ist auch der Kaffern Lohn, das wissen wir Missionare schon längst. Er kam nie in die Kirche. Er ging mir wohl von weitem aus dem Wege. Er ging immer seine eignen Wege. Mir gab er später mal, als ich ihn und seinen alten heidnischen Vater besuchte, acht Hühnereiner. Damit glaubte er die Stimme des Gewissens zu beschwichtigen. Nun dachte er wohl, der Lehrer ist bezahlt, was scheert mich sein Gott. Der englische Doktor hätte wenigstens 200 Mark verlangt für jene Operation. Ich heile umsonst, um die Heiden zum Herrn Jesu zu ziehen. Ich erinnerte

ihn also an den Dank durch Bekehrung. O, ich komme noch, war seine Antwort. Eines Tages traf Petrus ihn und sagte: „Tobodi, wenn du nun nicht glaubst und betest und Gott dankest wie du selbst gelobet und versprochen in deiner Krankheit, so wird Gott eine andere Krankheit über dich schicken und du wirst nicht mehr aufstehen vom Lager, sondern als ein Heide in die ewige Finsternis fahren! Danke Gott und werde ein Christ! O, denke nach." — Das war auch Gottes Wagen, ihr Bakhatla! Aber Tobodi stieg nicht ein.

Ein andermal begegnete ich ihm im Felde. Er kam mit einer Frau daher. Er wollte ausbiegen, er konnte nicht. Beschämt blickte er zu Boden, grüßte und wollte weitergehen. Sein Gewissen tadelte ihn jetzt. Ich erinnerte ihn an seinen Dank durch Glauben und Bekehrung. Er machte allerlei Ausflüchte und? ging vorbei an der offnen Wagenthür. „O Tobodi, Tobodi, höre des Herrn Wort, wenn ich dich wiedersehe, dann ist es zu spät! o steige ein." — Wieder ein Jahr. Ich mache Kraalbesuche. Tobodi ist sehr, sehr krank. Abgezehrt und mit fahler Gesichtsfarbe liegt er da, ein Jammerbild. „Tobodi, willst du nicht mehr gesund werden?" Ach ja, Mynheer, hauchte der Kranke.

„Tobodi, da nimm hin Medizin, aber sie wird nicht mehr helfen! du bist schon zu krank! Tobodi, noch ist es Zeit, steige ein in Gottes Wagen. Er fährt bald, bald ab. Tobodi, deine Sonne geht unter." Tobodi sahe mich an, ach so traurig, so hilflos. Das Herz hätte mir mögen brechen um den armen Mann. Seine Weiber saßen dabei so steif und starr wie steinerne Puppen. Mynheer, o Mynheer, ich bin sehr, sehr krank, seufzte traurig der Kranke. Thränen traten in meine Augen; „Tobodi, ich sehe es, du bist sehr elend. Aber hilft dir Gott nicht, ich kann nicht mehr helfen. Noch ist es Zeit zum Beten und Glauben, o fliehe zu deinem Erlöser, der Herr Jesus nimmt dich noch auf und an, steige ein." Es erfolgte keine Antwort, nur ein tief trauriger Blick traf mich noch aus diesen glanzlosen, todesmüden Augen.

Sehr traurig verließ ich ihn. Nach etlichen Tagen höre ich: Tobodi o sepetse (d. h. Tobodi ist gegangen)! Wohin ist Tobodi gegangen? In die finstre Ewigkeit. Er kann nicht mehr wiederkehren. Gemeinde von Neuhalle, o merke auf! Gott ruft auch dich zur Wachsamkeit. Denket doch nicht, ihr sitzet fest im Wagen. Gar mancher von euch sitzt nicht fest. Fraget euch mal, wie sitze ich denn eigentlich in Gottes Wagen? Vergesset doch nicht über den Tobodi eure eignen Seelen; habt ihr das verstanden, Bakhatla?

Nummer drei: Motsomi (= Jäger). Nicht wahr, den kanntet ihr alle? War er denn nicht eine Zeit lang einer der euren? Ist er denn nicht mit etlichen von euch bis auf das Tritteisen des Gotteswagens gestiegen? Hat er denn nicht, wie es schien, versucht, die Reise mit dem Gotteswagen mitzumachen? Freilich wohl, aber er saß stets draußen, denn nur durch Taufe und Glauben kommt man in den Wagen Gottes hinein, und nur durch wahrhaftige, tägliche Reue und Buße bleibt man im Wagen sitzen. Sitzet ihr also im Wagen? He, ihr Bakhatla?

Wohlan, höret die Geschichte des Motsomi. Gott rief Motsomi, euren Bruder und Freund; er rief ihn in Tshuaneng durch Herrn Sachse;

er rief ihn hier durch mich, euren Lehrer. Und Motsomi, er hörte den Peitschenknall. Verwundert fragte er die Freunde: was ist das? Ach, das ist nichts, riefen die Heiden, es ist Ohrentäuschung. Und wieder knallte Gottes Peitsche, da riefen die Christen: Motsomi, Gott rufet dich, o höre! — Eilig sprang er zum Wagen, mit einem Fuß stellte er sich aufs Trittbrett, den andern ließ er an der Erde nachschleifen. Das ging so jahrelang, von Anfang bis Januar 1881. Er lernte und lernte und, er hinkte, d. h. er war nur mit halbem Herzen beim Lernen und Glauben. Ich sagte ihm freundlich, aber ernst: „Motsomi, du hast sehr unregelmäßig die Stunden besucht, hast in der letzten Zeit dreiundzwanzigmal gefehlt im Unterricht.“ Das ist nicht wahr, schrie mit funkelnden Augen Motsomi mich an. „Du hast auch vor, deine Tochter in die Beschneidung gehen zu lassen, weil du sie dann für Kühe an den rechten Mann bringen willst. Das hast du selbst ausgesprochen.“ Das ist nicht wahr, fuhr er wieder grob mich an. „Warte noch eine kleine Zeit und zeige mir mit der That und Wahrheit, daß ich gelogen. Besuche regelmäßig den Unterricht und beweise dich in Worten und Werken als ein Christ, so werde ich dich nach dieser Probezeit taufen.“ — Mit Zorn verließ er mein Haus. Und ich? ich habe ihn nie wiedergesehen. Jetzt war er vom Trittbrett des Gotteswagens auf den breiten Heidenweg gesprungen, da wandelt man ja so schön bequem bei Biertöpfen und Festlichkeiten. Und beim Heidenlärmen kann das arme vom Lehrer und von Gott stets gequälte Gewissen so schön schlafen. Ach so süß. Nicht wahr, ihr Bakhatla? O nein, merket nur auf. Schlafen sollen auch eure Gewissen nicht, wachet auf heute! Motsomi ist seine Wege gegangen. Er ließ nun Gottes Wagen fahren und ließ sich nie mehr vom Peitschenknall und Weckruf des Treibers erschrecken. Wie lange ist das so gegangen? Bis der Nachmittagswagen des großen Gottes vor Motsomi hielt. Wo denn? im Kriege der Bauern mit Mepop. Ja, damals segnete ich euch ein zum Kriege mit Gebet und heiligem Abendmahl, ihr Männer von Marapyane: Ja, damals beteten wir auch für eure heidnischen Brüder von hier, die mit euch in den Kampf zogen. Darunter war auch Motsomi, der Jäger. Im Kriege mit Mapoch, da sahe er den Tod vor sich, hinter sich und neben sich, aber Gott ließ den Motsomi nicht fallen. Keinen von euch hat Gott fallen lassen, alle seid ihr gesund und fröhlich wieder heim gekommen. Und gerade ihr habt den Sieg erkämpfen helfen. Aber Motsomi war nicht unter den Siegern. Er sahe sich umgeben von christlichen Brüdern, die da glaubten und beteten auch mitten im Kampfesgewühl. Motsomi aber, er betete gewiß nicht, deshalb war er auch so feige, deshalb kämpfte er auch nicht. Hat er denn nicht das Gewehr weggeworfen? Ist er denn nicht geflohen? Hat denn nicht der Kommandant ihn ein „Weib“ gescholten und gesagt: man soll ihm, der kein Mann sei, sondern ein feiges, elendes Weib inmitten von Männern, man soll ihm einen Kirri geben und ihn vom Schlachtfelde treiben? Mußte dieser Motsomi, dieser Jäger nicht ausreißen wie verjagtes Wild?

Gottes Wagen war ihm aber nahe bei. Vielleicht hätte gerade diesen Feigling eine Kugel niedergestreckt. Es sollte nicht sein. Damals in der Stille der Nacht ließ Gott für Motsomi einen Treiber erstehen, der ihn

mit Gottes Peitsche schrecken und wecken sollte. Wie hieß der Treiber? Dort sitzt er zwischen euch, Elias Leballo ist sein Name. Dieser Elias hat den Motsomi vorgenommen in stiller Nacht, beim funkelnden Glanz der Sterne und während der Donner der Kanonen die armen Mapocher nicht schlafen ließ, klopfte Elias mit dem Donner des göttlichen Wortes an das verhärtete Herz des Motsomi. Ja, die Mapocher, sie haben sich ergeben, aber Motsomi ergab sich nicht. Motsomi, ob er gleich Tod und Verderben von allen Seiten sahe, er ließ den Wagen fahren und blieb draußen in der Nacht. Ja wohl, in der Nacht. Eine Zeit verging, da ward es Nacht um Motsomi! Hört ihr das? — Seit dem Kriege sind etliche Jahre vergangen; Motsomi wurde krank. Ich hatte schon längst nicht mehr an jenen Mann gedacht. Auch haben leider viele von euch, ihr schlafenden Christen, mir keinen Wink gegeben, daß ich mal zu Motsomi gegangen wäre. Als nun Motsomi krank geworden, da habt ihr Christen ihn besucht, aber keiner von euch kam zu mir, um zu melden: Mynheer, Motsomi ist sehr krank. Hilf ihm mit Medizin! Das sage ich euch zur Schande. Ihr denkt aber, ich soll als Lehrer alles selbst wissen. Dennoch hoffe ich, ihr habt den armen Kranken auf Gott und seinen früheren Glauben hingewiesen. Unrecht und Sünde wäre es, wenn ihr es nicht gethan hättet. Aber ich weiß, es sind etliche Wagentreiber Gottes unter euch; diese haben gewiß ihre Christenpflicht gethan.

Der Nachtwagen stand nun vor Motsomis Thür. Ach, er glaubte es nicht. Jeremias, sagte er einst auf seinem Sterbelager, noch einmal will ich gesund werden; ach, nur diesmal noch; dann bete und glaube ich! „Bete jetzt, heute; deine Zeit geht bald vorbei," erwiderte der alte Jeremias. Motsomi ließ den Wagen halten, ohne einzusteigen. Nach dem Lehrer, nach der Taufe, nach der Vergebung der Sünden sprach er kein Verlangen aus. Nur am Leibe nochmal heil werden, das war sein einziger Wunsch. Da ging die Sonne unter. Und finster ward es um Motsomi. Seine Brust hob und senkte sich; seine Augen wurden gläsern; sein Mund murmelte noch, dann blieb er offen stehen; der Atem stand still, Motsomi ist gegangen, ja auch er, gleich Ramothuba und Tobodi. — Acht Christen saßen an seinem Sterbebette, unter ihren Gebeten war sein armer Geist entflohen; die Heiden hatten ihn alle verlassen. Ihr Christen habt nicht geduldet das Geheul der heidnischen Weiber; das habt ihr schön gemacht. Ihr habt eurem armen verirrten Bruder daheim unter seines Daches Traufe das Grab gegraben. Auch das habt ihr gut gemacht. Habt ihr an seinem Grabe gebetet? „Nein, Mynheer, das haben wir nicht gethan!" — Nun, so sage ich euch, das habt ihr nicht schön gemacht. Christen, welche einen Toten begraben, brauchen sich des Gebets beim Grabe nicht zu schämen vor den Heiden; merkt euch diese Worte, Bakhatla.

Aber nun, was meint ihr jetzt? Im Wagen Gottes war Motsomi nicht. Wohin ist er denn gegangen? In die finstere, ewige Nacht. Er kehret nie wieder. Ein Anfänger im Glauben war er, aber er vollendete nicht. Der arme Mann, er flohe Gottes Wagen. Und doch hieß er Motsomi, d. h. Jäger. O hätte er bedacht, daß Gott ihn erjagen will, wie ein edles Wild; aber daran dachte er nicht. Nun ist er dem hölli=

schen Jäger in die Arme gelaufen und drinnen geblieben auch im Tode. Ist das nicht zum Weinen, ihr Christen?

Ramothuba, Tobodi, Motsomi, merket euch diese Namen; diese drei Männer flohen Gottes Wagen und Gottes Licht und gingen auf eignen Wagen hin in die finstere ewige Nacht und wir?

Was soll ich noch sagen? Sitzet ihr alle im Wagen Gottes durch die Taufe? — Wirklich? sitzet ihr auch alle im wahrhaftigen Glauben in Gottes Wagen? Sind nicht der Getauften etliche aus Gottes Wagen geflohen wie Thomas Rahebilo, Rebekka Malebo; Benjamin Modikoa und noch andere? Und sind nicht etliche, die den Wagen Gottes verlassen haben mit dem Herzen, hier anwesend mit dem Leibe? O ja, sie haben gesündigt; sie sind verirret; kehret um, die ihr irre ginget! Kehret um durch Reue und Buße, steiget aufs neue ein! Der Herr sagt: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.

Und ihr alle, Große und Kleine, Alte und Junge, ihr müßt nicht pochen und sagen: O, es hat keine Gefahr! wir sind getauft, wir bleiben im Wagen. Wer glaubet, d. h. mit Herzen, Mund und Händen den Glauben beweiset, und dann getauft ist, der nur wird selig. Auch muß er ausharren bis zum Nachtwagen; zum Tode.

Heut sollen nun neun Große und sieben Kinder in den Wagen Gottes aufgenommen werden durch die Taufe. Der Herr helfe, daß sie alle drinnen bleiben im wahren Glauben bis ans Ende.

Ich habe jetzt nichts mehr zu sagen. Ich bin am Ende mit dieser Predigt, aber noch nicht mit meiner Arbeit. Diese wartet noch. Lasset uns alle im Wagen Gottes bleiben durch tägliche Reue und Buße. Macht den alten Adam täglich tot durch Gottes Kraft, die ihr erhaltet durch Gebet, Predigt, Taufe und Abendmahl und durch Aufmerken auf euch selbst. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, alle diejenigen Christen, welche also täglich gegen ihre bösen Lüste und Begierden angehen, denen wird der Heiland helfen und sie werden selig heimfahren in die ewige Herrlichkeit; ins Reich des Lichts und der Freude, wo es Lohn giebt nach dem Maß des Glaubens. Viele sind berufen, wenige auserwählt. Die Bakhatla sind alle berufen und oft genug seit über zwanzig Jahren gerufen, sie werden einst keine Entschuldigung haben. Ein Wort zum Schluß, wohl zu merken: Ihr Christen, die ihr im Wagen Gottes, in seiner heiligen Kirche, sitzet. Gedenket ihr denn derer, welche noch immer draußen sitzen im Schatten des Todes? O helfet euren Brüdern und Schwestern, die noch Heiden sind. O helfet euren armen alten heidnischen Eltern. O helfet euren Freunden und Verwandten, daß auch sie hören und in den Wagen kommen. Gottes Wagen ist groß, sehr groß. Es ist noch Raum da. Wenn alle, alle drinnen, dann erst giebt es eine fröhliche Heimfahrt.

Auf, ihr Christen, höret mich an. Steiget ein in Gottes Wagen mit ganzem Herzen; lasset nicht das halbe Herz draußen. Und wer im Wagen sitzet, der bleibe drinnen. Folget mir, der euch rufet schon sechs Jahre. Ich rufe nicht in meinem Namen, sondern im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Habt ihr das vernommen? Amen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1887.

Drei Helden.[1])

Von Generalsuperintendent D. Schultze.

Teure Missionsgemeinde, — und was soll der Schluß sein? „Erst heißt der Freund die Seele ruhn, dann essen und hernach was thun; die Seele thuts, und hat sies dann gethan, denkt sie gemeiniglich nicht weiter dran." So Zinzendorf in jenem Liede vom neuen Leben. Ein schöner Schluß, dünkt mich, auch für eine Missionskonferenz.

Erst ruhen und genießen, danach aber handeln. So hat einst auch der edle Henhöfer, der Konvertit, den Weg des Heils gepredigt: „Hab ehedem gemeint, daß die Leute erst brav werden müßten, ehe sie zum Heiland kämen, aber es ist nicht so. Erst essen und dann arbeiten! heißt's im Reich Gottes. Es ist, wie im siebzehner Jahr, im Hungerjahr; da war groß Elend. Da hat in Mühlhausen die Herrschaft beschlossen, einen neuen Weg zu bauen. Jetzt hat man den Leuten die Hacken und Schaufeln gegeben zum Arbeiten, und nach der Arbeit sollten sie Geld und zu essen haben. Aber nach zwei Stunden sind sie gekommen und haben die Schaufeln hingestellt und gesagt: Wir können nicht arbeiten, wir sind zu kraftlos, gebt uns zu essen. Dann haben wir ihnen zuerst gekocht, und sie haben sich satt gegessen, und dann sind sie hingegangen und haben gearbeitet, daß es eine Lust war. Seht: erst Gnade, erst am Tisch sitzen bei Jesu und essen, und dann arbeiten; erst selig und dann heilig." —.

Eine Missionskonferenz: heißt das eine Leistung? ein Opfer? oder ist es nicht ein Genuß? heißt es nicht ruhen und essen? Freunde! so ein Missionstag ist doch ein Sabbath und noch keine Arbeit, ein Saatkorn und noch keine Ernte. Man grüßte einmal wieder die alte gute Stadt; man sah einander und schüttelte sich die Hände; man stärkte und erquickte sich an der Gemeinschaft, empfing Anregungen und empfand Anwandlungen die Hülle und die Fülle, an dem so reich gedeckten Tisch wurde uns voll eingeschenkt, so daß an uns nur das Nehmen war, — und nun? Ich denke, jetzt kann der Bauherr billig sagen: nun an die Schaufeln, an die Hacken! erst essen und hernach was thun! Der große Kriegsheld kann Ordre geben: nun zu den Waffen! Das Himmelreich erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit thue!

Auch eine Heeresvorlage, und zwar von Gottes Gnaden, — hier ist sie: erhöhte Kriegsbereitschaft im Reich Gottes; Vermehrung der

[1]) Schlußansprache in der Abendversammlung der Halleschen Missionskonferenz am 15. Febr. d. J.

Missionsstreiter, neue Legionen von Evangelisten; Erhöhung des Missions-
etats! — wird dieser Reichstag vor mir um Jahre und um Jahr-
markten? Nein, der sagt Ja: mit Herz und Mund; denn sind w
du Sohn Davids: nimm, was du gegeben hast, und gieb, was d
befiehlst!

Ach! Freilich an Widerspruch und Widerstand fehlt es auch unser
Werk nicht. Reptilien ohne Zahl, die an der Wurzel des Entschlu
nagen! Der „Freisinn" fragt: Mission, wozu dient dieser Unt
Heiden selig machen, und dem armen Manne das Brot verteuern?
haben zu Hause mehr als genug zu thun! Kultur, nicht Kultus, -
heißt die Losung; wir wissen besser, was dem Volke not ist. Das
der eine Gegner. Und dann, im Herzen des alten Menschen, im „Centrum
der Selbstsucht, so ein böser Alliierter: der legt die Hand auf den B
„principiell" auf den Beutel, wo sein armes, engherziges Interesse
mit im Spiel ist; denn er kennt die Parole nicht: „mein Vaterland m
größer sein". Aber das Herz des Volkes ist, wo des Königs Fah
wehen; und wenn sie fest und treu gestanden, die Wacht am Rhein, -
auch die soll treu und fest stehen: die Wacht der heiligen Mission!

Erhöhte Kriegsbereitschaft, je länger je mehr: denn es gilt,
zuhalten und zu behüten, was wir errungen, ja was er selbst, der e
König, mit seinem Blute teuer erworben, — das „Reichsland" jen
der Meere!

War es gemaltes Feuer, das Feuer kolonialer Begeisterung,
schnell verglimmende Flamme nur, die unser Volk ergriffen? Oder
der kalte Wasserstrahl der Karolinen das Feuer gedämpft? Schon
es not, daß Deutschland der Mahnung sich erinnere: das Los, das
aufs lieblichste gefallen, — was du ererbt, erwirb es, um es zu besitz

Erhöhte Kriegsbereitschaft: und doch nur ein Geringes, woran all
hängt. Als David einst, im Kampf mit den Philistern, vor Durst
schmachtend nach einem Labetrunk begehrte: „wer will mir zu trink
holen aus dem Brunnen unter dem Thor?" da rissen drei seiner Helden
mitten ins feindliche Lager, auf Leben und Tod, des Königs Seele
erquicken. Drei Helden, im Kampf auch der Mission,
denen Sieg und Segen hängt.

Der erste reißt in das Herz der Welt. Auf seinem Wappenschild
die Devise: Confiteor, ich will bekennen. Mehr Zeugnis, ihr lieben
Christen! Ein Zeugnis für die Mission ist eine That für die Mission.
Noch sind die Zeiten nicht vorüber, wo Poeten und Phantasten vo
Heidenunschuld und Heideneinfalt träumten: als wären die Straßen
Aschanti, die schädelgepflasterten, ein Idyll; der Skalp ein Gedicht;
Los des Hinduweibes, des zertretenen, ein Paradies voll Sonne! Un
wiederum auch da, wo man die Heiden kennt, so wie sie sind, ihr Elend
ihre Finsternis, den Angstschrei aus ihren tausend Wunden, — noch
der Wahngedanke epidemisch: als könnten Irrlichter das ewige Li
ersetzen, es könnte Kultur und Bildung den Sumpf der Sünde austrocknen
und drüben die Leidenschaften bändigen, deren sie im eignen Hause nicht
einmal Herr wird! als wüchse die Pflanze Gerechtigkeit wild auf Erden

Friede ohne Friedefürst, Heil ohne Heiland; oder als könnte auf dem alten Heidenkleid der Lappen von neuem Tuch den Riß aufhalten! Hinein, ihr Brüder, ins Herz der Welt, hinein, frisch, frei und fröhlich, mit dem Missionsbekenntnis: „es ist in keinem andern Heil!" mit offnem Visir, — auch mit dem stillen Zeugnis der Teilnahme an den Missionsstunden, — nicht hinterm Berg gehalten, furchtsame Seele, daß sie es von dir wissen: du bist „auch einer von denen", auch von den „Schwarzen" einer, „denn deine Sprache verrät dich!" —

Der zweite Held wagt Größeres noch. Der reißt ins eigne Herz; sein Heldenstück heißt: Offero, ich will dem Herrn opfern. Aber es muß auch ein Stück vom Herzen sein. Der König Jesus dürstet, wie nach frischem Wasser, nach den Seelen der Verlorenen, nach dem Heil der Heiden; er ruft, und seine Helden reißen in des Todes Rachen: unter die Eisberge des Nordens, in den Glutwind des Mittags, in dem brennenden Herzen die Losung: „Laßt uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben!" Dies Wachen und Fasten, dies Ringen, diese Thränen, diese Geduld, dies Brandopfer eines ganzen Lebens: — erstatten sie damit nicht an ihrem Fleisch, was wir dem Herrn und den Heiden schulden? erfüllen sie nicht, was der Gemeinde Jesu mangelt an Trübsalen (Kol. 1, 24)? ja opfern sie sich nicht an unser Statt? Freunde, faßt den Gedanken, — und wie armselig erscheint in diesem Licht das Opfer der Gemeinde! vor dieser königlichen Narde, dem Herrn gegossen, wie kläglich unsere Habe! — Wir erquicken uns so gern an dem Bilde des verlornen und wiedergefundenen Sohnes; aber warum folgt unmittelbar darauf das Exempel des ungerechten, nun klug gewordenen Haushalters? Da siehst du, sagt der Meister der Schriftauslegung, daß „der Festin für die Wiederkehr des Verlorenen nicht immer währt, — nun muß er sich auch Freunde machen mit dem ungerechten Mammon!" Erst essen, und hernach was thun. Dem Handelsgeist ists ein Geringes, um einen einzigen Kanal 600 Millionen zu opfern: um einen Panamakanal, wenn es einen Weltteil zu durchstechen, wenn es zwei Meere zu verbinden gilt, — wer aber gräbt dem Wort das Bette durchs Felsenthor der Heidenwelt! Ich rede zu einer Konferenz, die von dem weiten Herzen, von der offnen Hand schon große Proben gab, — und ich sage: Zion, fahre fort. Hinein ins Herz der Welt: das hilft. Hinein ins eigne Herz gerissen, zum Opfer frisch, frei und fröhlich, tief hinein: das ist noch besser.

Aber das beste thut doch der dritte Held. Der reißt hinein in Gottes Herz; auf seinem Harnisch leuchtets groß und golden: Adoro, ich will den Herrn anrufen mein lebelang. Freunde! hier vor allem gilt es, erhöhte Kriegsbereitschaft, daß die Missionsgemeinde wieder eine Betgemeinde werde, wie vor alters, wie zur Zeit der ersten Liebe. Ein „Mann mit Gott", der heilige Hände aufhebt ohne Zorn und Zweifel; ein Weib auf den Knieen, ein Jüngling, der auffährt mit Flügeln wie die Adler, ist da ein ganzes Heer. Wie haben sie gebetet, die Wenigen, als die Missionsgemeinde noch ein armes, geringes Häuflein war! Gestehen wirs: der Duft fehlt unsrer Narde. „Da aber der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen," — nicht bloß die

thörichten, auch die klugen; das ist die Signatur der Zeit: auch in den frommen, treuen Jüngerseelen ein Geist des Schlafs, ein Niedergang des inneren Lebens, ermattender Gebetstrieb, gedämpftes Feuer, erkaltende Liebe. O es liegt eine Macht in dem Geist, der in der Luft herrscht; die Stickluft dringt durch die Fugen des Hauses, bis ins innerste Heiligtum: der Geist der Unruhe und Vielgeschäftigkeit verdrängt die Sammlung, stört das Stillesein. Auf! daß wir Beter werden; Leute, wie Gott der Herr sie sucht: „Ich suchte unter ihnen, ob jemand sich zur Mauer machte und wider den Riß stünde für das Land" (Hes. 22); Helden, die ins Herz Gottes reißen und wider den Riß stehen, in heißem Ringen um der Heiden Seelen, daß er die Starken zum Raube habe und große Menge ihm zur Beute werden, zum Lohne seiner Schmerzen!

Die Hand darauf, ihr Brüder: das wollen wir thun. Dreifache Heldenarbeit: es fehle nicht an dem Confiteor, nicht an dem Offero, nicht an dem Adoro! Und wenn das Saatkorn des Missionstags diese Frucht gebracht, so leuchte darüber das Siegel, das aller Arbeit und aller Opfer Krone ist:

„Die Seele thuts, — und hat sies dann gethan,
Denkt sie gemeiniglich nicht weiter dran!" Amen.

Eine Diasporareise nach den Diamantfeldern Südafrikas.[1])

Auch in unsern Missionsgebieten, zumal in den älteren, giebt es eine Diasporaarbeit und eine innere Mission, gerade wie in unsrer Heimat. Nur daß dort in den Heidenländern diese Thätigkeiten mit weit mehr Hindernissen zu kämpfen haben, wie bei uns, oft auch innerlich, was das Herz betrifft, schwerer ans Ziel gelangen.

Im Norden des Kaplandes, auf wüstem, steinigem Hochland, noch jenseits des Oranjeflusses, etwa da, wo der Vaalfluß vor dem Zusammenfluß einen spitzen Winkel mit dem Oranje bildet, im West-Griqualand, liegen die berühmten Diamantfelder. Kimberley heißt der Hauptort jener Gegend, und von ihm hat auch der ganze Distrikt seinen Namen. Dort arbeiten jahraus jahrein eine Menge Gnadenthaler[2]) Männer, ebenso an der Eisenbahnstrecke, die dorthin führt. Es mögen über 300 Männer sein, die so aus ihrem Heimatort weit entfernt in der Zerstreuung leben, eine Diaspora ganz eigener Art. Zum Teil haben sie auch ihre Frauen mitgenommen, oder wenigstens zeitenweise wohnen letztere bei ihnen. Sie meinen, dort einen besseren Verdienst zu haben, als an ihrem Heimatsort, wo allerdings gegenwärtig der Verdienst sehr knapp ist. Nun

[1]) Missionsblatt der Brüdergemeinde 1887 Nr. 4.
[2]) Gnadenthal ist Missionsstation der Br.-G. im Kaplande.

lag es Br. Hettasch schon lange sehr am Herzen, diesen seinen Gnadenthalern in die Zerstreuung nachzugehen, nach dem Stand ihres geistlichen Lebens sich umzuschauen und ihnen Erquickung und Anfassung aus dem Worte Gottes zu bringen. Aber wie das anfangen? Der Weg ist weit und die Reise kostspielig. Eine Eisenbahnstrecke muß durchfahren werden etwa in der Ausdehnung wie von Herrnhut bis Riga. Mehrere Wochen gehen darüber hin, und das Leben in dortigen Hotels erfordert größere Ausgaben wie bei uns in Europa. Und dazu kam, daß er den Diasporaarbeiter Stephanus Prins unbedingt mitnehmen mußte. Dennoch, es mußte gewagt werden. Der erste Anstoß wurde gegeben von den an der Eisenbahn Arbeitenden. Sie schickten Br. Hettasch 60 M. und baten um einen Besuch; ja sie versprachen die gleiche Summe wenn er dort sein werde. Ende September des vorigen Jahres brach Br. Hettasch dorthin auf, nachdem er zuvor noch an der Einweihung der neuen Kirche in der Kapstadt teilgenommen. Schon von Gnadenthal aus hatte er bei der Eisenbahndirektion das Gesuch um ein Freibillet erst für die ganze Strecke, dann wenigstens für die Hälfte, eingereicht, aber vergebens. In der Kapstadt dachte er schließlich noch einmal einen Versuch zu machen, wenn auch ziemlich aussichtslos, und sich persönlich darum zu bemühen. Und siehe da, wider alles Erwarten und ohne alle Umstände erhielt er ein solches bis Beaufort-west hin und zurück und noch dazu 1. Klasse, giltig für einen Monat, eine Ersparnis von 100 M. Freilich liegt Beaufort-west erst in der Mitte des Weges, und die zweite Hälfte mußte bezahlt werden. Die erste größere Station nordwärts der Kapstadt ist Worcester. Jenseits derselben steigt die Bahn auf den Terrassen des Hexriviergebirges (5000' hoch) in prachtvoller Umgebung empor. Noch waren die Kämme des Gebirges in dieser Jahreszeit mit Schnee bedeckt. Auf der Höhe des Gebirges angelangt, einem nach Norden sich allmählich senkenden Plateau, vermißt man nun freilich die Schönheit der Auffahrt, denn jetzt beginnt eine öde Felstrümmerwüste, die große Karroo, die dem Auge nichts als nackte Felsenkämme, Sand und dürftiges Strauchwerk bietet. Die erste Station, auf welcher Br. Hettasch seine Reise unterbrach, um nach den zerstreuten Schäflein Umschau zu halten, war Tows-Rivier-Station. Mit Einbruch der Nacht langte er hier an. Der nächste Tag war Sonnabend, und über Sonntag gedachte er zu bleiben. Der Ingenieur der ganzen Bahnstrecke bis Beaufort, der hier am Tows-Rivier stationiert ist, und dem Br. Hettasch seine Ankunft zuvor gemeldet, nahm ihn sehr freundlich auf und war ihm auf alle Weise behilflich, seinen Zweck zu erreichen. Er telegraphierte an 4 Stationen auf- und abwärts, daß am Sonnabend abend alle entbehrlichen Arbeitsleute mit den in Tows-Rivier sich begegnenden Zügen unentgeltlich kommen könnten; auch für Herberge würde gesorgt werden. Lassen wir Br. Hettasch von diesen beiden folgenden Tagen selbst erzählen:

„Am Sonnabend besuchte ich zunächst die an der Station wohnenden Farbigen. Ich fand sie in ausrangierten Eisenbahnwagen einlogiert, die man vom Axengestell heruntergenommen und auf den kahlen Boden gesetzt hatte. In solch einem Wagen wohnten bis 8 Personen, und hatten

Wohnstube, Schlafstube und Küche alles in demselben Raum. Viel Raum zum Stehen und Sitzen gabs da nicht, wohl aber boten die sechs Thüren viel Gelegenheit, sich rasch zu entfernen. Von Gnadenthaler Leuten fand ich hier niemand, außer einem Mädchen, das sich vor einigen Monaten mit einem Gnadenthaler Mann hatte verheiraten wollen, auch schon dreimal aufgeboten worden war, dann aber wegen Unfriedens mit ihren Eltern sich samt dem Bräutigam aus dem Staube gemacht hatte. Sie war etwas verlegen, mich ihres Orts zu sehen. Doch bekam das kindliche Gefühl bald die Oberhand, und ich kündigte ihr an, daß ich sie am nächsten Tag trauen würde. Dagegen hatte sie denn auch nichts einzuwenden. Für den folgenden Tag überließ man mir bereitwillig, nachdem ich die übrigen Beamten und auch den Geistlichen der englischen Kirche besucht, das einzige geräumige Lokal des Ortes, das als Schule und Kirche dient, so daß ich mit dem englischen Geistlichen abwechselnd daselbst Gottesdienst halten sollte. Am Sonnabend gegen Abend kamen denn meine Gnadenthaler an. Da gabs viel Freude. Gottlob! gaben die Beamten unsern Leuten ein recht gutes Zeugnis. Am Sonntag Morgen 8 Uhr wurde das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes gegeben, indem mit einem Eisenstab an eine hängende Eisenstange geschlagen wurde. Erst war die Taufe eines Kindes, dann Litanei und Predigt und zum Schluß die erwähnte Trauung. Nachmittags um 3 Uhr hielt ich den Nachmittagsgottesdienst. Ich hatte beide Male gegen 100 Zuhörer. Zwischenein gabs viel mit den einzelnen zu sprechen. Leider hatte ich nur ein halbes Dutzend Neue Testamente bei mir, die schnell vergriffen waren. Am Abend schieden wir. Der Ingenieur aber ersuchte mich, alle 3 Wochen meinen Besuch zu wiederholen. Für freie Fahrt werde er sorgen, und bei ihm solle ich Logis nehmen."

Wie mancherlei Leute doch an solchen Orten zusammenströmen! Br. Hettasch traf hier unter anderen auch eine ziemlich verkommene junge Deutsche aus Hamburg, die an einen Hindu, den Koch im Hotel, verheiratet war. Am Montag Morgen um 6 Uhr ging die Reise in der Richtung nach Nordost weiter, immer in der gleichen trostlosen Gegend. Da seit Jahr und Tag fast kein Regen gefallen war, erschien alles wie verbrannt; selbst die Sträucher waren blätterlos. Außer den Stationsgebäuden nur ganz selten hie und da eine menschliche Wohnung; keine Menschen, keine Gärten, keine Felder. Von Tieren kamen nur einige magere Ziegen, Esel und vier Strauße dem Reisenden zu Gesicht. Die Bahn würde nicht gebaut worden sein, wenn nicht ihr Ziel die Diamantfelder wären. So gings den ganzen Montag und die folgende Nacht in einem Strich fort. Am Montag Abend war Beaufort-west passiert worden, ein Dorf von etwa 400 Einwohnern, das einzige Dorf, das die Bahn auf der ganzen Strecke von Worcester bis Kimberley berührt. Am Dienstag Morgen erreichte man die Aar. Dies ist der Punkt, wo die von Port Elisabeth, also von Südosten, heraufkommende Bahn mit der Bahnstrecke Beaufort-Kimberley zusammentrifft. Abermals die gleiche öde Gegend. An den Stationsgebäuden sind überall Brunnen gegraben, 80 is 100′ tief, teils um den Menschen den Aufenthalt möglich zu machen,

teils um die Lokomotiven mit Wasser zu speisen. Aber das Wasser dieser Brunnen ist meist salzig oder schwefelhaltig. Dienstag Mittag gegen 12 Uhr wurde der Oranjefluß überschritten. Eine schöne eiserne Brücke, 1/4 engl. Meile lang, verbindet die zerissenen felsigen Ufer des Flusses. Das breite und tiefe Flußbett läßt erkennen, welche ungeheure Wassermassen der Strom hier zuweilen hindurchwälzt. Jetzt aber floß nur ein wenig grünliches Wasser in der Tiefe dahin. Nun wird die Gegend wieder etwas belebter. Menschen und Vieh kommen in Sicht, und gegen Abend war Kimberley erreicht. Auf einer der letzten Stationen vor Kimberley traf Br. Hettasch ein Gnadenthaler Mädchen. Aber sie war ganz verkommen an Leib und Seele, und dabei zufrieden mit ihrem Los. „Der verlorene Sohn (Luk. 15)," sagt Br. Hettasch, „bekam doch Heimweh bei den Träbern der Säue, diese verlorene Tochter empfand keines."

Kimberley liegt inmitten einer fürchterlichen Staubwüste. Der leiseste Wind treibt diesen roten Staub zu dichten Wolken auf. Auf einem Flächenraum von etwa 2 deutschen □ Meilen wohnen hier gegen 40000 Menschen. Alle möglichen Nationen sind vertreten: Engländer, Deutsche, Franzosen, Italiener, Hottentotten, Kaffern, auch Hindus und Chinesen. Ein Sprachgewirr, wie beim Turmbau zu Babel, nur daß hier die Verwirrung der Sprachen die gemeinsame Arbeit nicht hindert. Jeder bemüht sich, ein wenig englisch zu radebrechen, denn das ist die Sprache des Verkehrs, des Handels, des Geldmachens. Unheimlich und sinnverwirrend ist das Getreibe, denn Tag und Nacht, auch Sonntags, krachts im Innern der Erde, wo tief in den Schachten das harte Gestein mit Dynamit gesprengt wird. Oben an der Luft wird das Gestein mürbe, und mit Wasser gelöscht zerfällt es wie Kalk. Aus diesem werden die Diamanten herausgewaschen. Was davon in den ehrlichen Handel kommt, beläuft sich monatlich auf 5 bis 6 Millionen M. Aber daneben geht der Handel mit gestohlenen Diamanten, und nach Schätzung der Detektives erreicht derselbe die Höhe von etwa 2 Millionen M. im Monat. Die Diebe sind meist Farbige, die in den Minen wie in den Wäschereien arbeiten und dabei auf unerklärliche Weise die kostbaren Steinchen sich anzueignen wissen. Aber den eigentlichen Gewinn in diesem Handel machen die weißen Kaufleute, die das gestohlene Gut durch Druck und Erpressung für einen Spottpreis an sich bringen. Und es ist charakteristisch, daß die meisten dieser unehrlichen Händler Juden sind. Natürlich hat dieser ganze Nebenhandel etwas entsetzlich Demoralisierendes. Und wie alles edlere Gefühl unterdrückt und zunichte gemacht wird, sieht man namentlich bei den Unglücksfällen. Solche ereignen sich nämlich sehr häufig beim Sprengen in den Minen. Aber wenn sie nicht einen größeren Umfang annehmen und zumal wenn sie nur Farbige betreffen, wird kein Aufhebens davon gemacht. Als Br. Hettasch dort anwesend war, fanden 12 Kaffern beim Sprengen mit Dynamit auf einmal den Tod. Das war denn etwas „interessanter", und man sprach davon.

Gottlob! überläßt man diese Menschen in geistlicher Hinsicht nicht ganz und gar sich selbst. Die Liebe Christi ist auch in diese Wüste ein-

gedrungen, und seit Jahren arbeiten Boten des Evangeliums unter ihnen. Vor allen hat sich die englische Kirche hier etabliert und Gotteshäuser gebaut. Aber auch Missionare der verschiedensten Gesellschaften arbeiten unter den Farbigen, so namentlich die Wesleyaner und die Berliner Mission. Zu diesem Zweck sind eine ganze Anzahl kleiner Kirchen gebaut, aus Eisenplatten zusammengeschraubt, sehr provisorischen Charakters. Wenn die Sonne heiß auf die Wände und Dächer dieser Kirchen scheint, eignen sich die Räume freilich, wie Br. Hettasch sagt, mehr zum Abbacken von Obst, als zum Anhören einer Predigt. Doch sind die Farbigen nicht so empfindlich gegen die Hitze, wie wir.

Br. Hettasch schlug alle gastfreien Einladungen angesehener weißer Leute in Kimberley dankend aus und nahm sein Quartier bei einem Farbigen. Denn nur so konnte er hoffen, daß die Gnadenthaler ungeniert zu ihm kommen und ihn besuchen würden. Dieser farbige Mann, ein ehemaliger Gnadenthaler, war freilich ein sehr wohlhabender Mann und sein Haus ein durchaus stattliches und behagliches, mit breiter Veranda und Vorgarten. Er hat sich heraufgearbeitet, wie man das sonst selten bei Farbigen antrifft, zumal in dieser Gegend. Er hat außer diesem noch ein zweites Grundstück von 3000 Morgen, besitzt 20 Pferde, 80 Ochsen 2c. Seinen Hauptunterhalt gewinnt er durch Lohnfuhren. Er ist ein sehr braver, der Gnadenthaler Gemeinde von Herzen zugethaner Mann und freute sich mit seinem ganzen Hause unbeschreiblich, als plötzlich so unerwartet sein geliebter Lehrer in einer Droschke vor seinem Hause vorfuhr. Auch Br. Hettasch fühlte sich bei ihm sehr bald heimisch. Der großen Entfernung wegen konnte Br. Hettasch von hier aus nicht wohl zu Fuß seine Leute aufsuchen. Das war aber auch nicht nötig. Denn sein Hauswirt stellte ihm ein nettes mit zwei Pferden bespanntes Wägelein und einen Kutscher zur Verfügung. Stephanus Prins stieg mit ein und machte den Wegweiser. Lassen wir von diesen Besuchen wieder Br. Hettasch selbst erzählen:

„Nur der kleinere Teil unserer Leute war erfreut, mich zu sehen. Die meisten erschraken gar gewaltig und hatten auch alle Ursache dazu. Denn obgleich ich nur liebevoll und freundlich mit ihnen sprach, so war es doch ihr Gewissen, das, durch mein Erscheinen veranlaßt, ihren Wandel und Herzenszustand verdammte. Bald war denn auch die Kunde ringsum verbreitet, daß ich da sei, und man ging mir aus dem Wege, wo und wie man konnte. Ich änderte daher meinen Plan, ließ Stephanus Prins vorarbeiten und folgte ihm dann nach. Manchmal gings bis spät in die Nacht hinein, und wir kamen in allerhand Schlupfwinkel, in Ställe 2c. Daß ich viel Elend würde zu sehen bekommen, wußte ich vorher. Aber es war doch in der That über die Maßen groß. Und das äußere Elend war nicht das schlimmste. Tiefbetrübend war es, zu sehen, in welches Lasterleben, in welche geistige Stumpfheit viele unsrer getauften Gemeindeglieder bei ihrer guten Heilserkenntnis herabgesunken waren. Kimberley mit seinen Diamantfeldern ist augenscheinlich weit demoralisierender als die Kapstadt und als die Arbeit an der Eisenbahn. Die alten verführen stets die neuen Ankömmlinge. Kartenspiel ist der erste Köder, dann folgt

der Branntwein und so gehts fort; ein Laster reicht immer dem anderen die Hand. Und gerade am Sonntag wird in diesen Spelunken dem Teufel am meisten gedient. O daß sich Gott erbarme! Das arme Volk bekommt am Ende gar noch dieses elende Sündenleben lieb. Einem jungen Mann, den ich gern sofort aus seiner Umgebung herausgerissen und in seine Heimat geschafft hätte, versprach ich, ich wolle 80 M. für ihn kollektieren, wenn er gehen wolle. Nein, er wollte nicht. Missionare anderer Gesellschaften laden sie zu sich in die Kirche und zum Anschluß an ihre Gemeinden, doch die Träber der Säue sind ihnen lieber als die Speise aus des Vaters Haus. Ein freundlicher Missionar hatte mir für den Sonntag Nachmittag sein Kirchlein abgetreten. Mit großer Mühe hatte ich endlich gegen 100 Gnadenthaler zusammengebracht, denen ich nun ernst und liebevoll, wie es mir eben gegeben war, predigte. Danach sprach ich noch mit den einzelnen und ermahnte sie, des Abends, wo sie doch Zeit hätten, mich zu besuchen, da ich doch um ihretwillen gekommen sei. Sie versprachen es alle, haben es aber, mit Ausnahme einiger weniger, nicht gehalten. Das arme Gnadenthaler Volk! Auf der einen Seite werden sie als Arbeiter überall geschätzt und bekommen den besten Lohn, auf der anderen Seite leben sie schändlicher als die Heiden. Sie sind eben zu lange von Hause weg und ohne Aufsicht. Vor kurzem war einer von ihnen wegen Straßenunfugs vor den Magistrat gebracht worden. Dieser fragte ihn, woher er sei. Und auf die Antwort: „von Gnadenthal“ erwiderte er: „Ich würde dich mit einer Woche Arbeit gestraft haben, aber weil du von Gnadenthal bist, gebe ich dir vier Wochen, denn du hast einen guten Unterricht genossen.“ Kann man unser Volk erst aus der schlechten Umgebung herausreißen, so sind sie bald wieder die besten Menschen. Das erfuhr ich auch hier. Ein junger Mann saß im Gefängnis und war zu vier Jahren verurteilt, weil er als Diamantendieb ertappt worden war. Ich bekam vom Magistrat die Erlaubnis, ihn zu besuchen. Aber ich fand ihn nicht bei den anderen. Er wurde als Diener in dem Haus eines Beamten gebraucht, der ihn sehr schätzte. Des Abends, und ganz besonders des Sonntags, nimmt dieser junge Mann seine Bibel vor und liest seinen Mitgefangenen daraus, die ihm gern zuhören. Die eigentliche Bosheit und Schlechtigkeit unsrer Leute ist gar nicht so groß. Verderblich wird ihnen hauptsächlich ihre Charakterschwäche. Wie viel Elend und Sünde könnte man verhüten, wenn man diesen Leuten zu Hause einen angemessenen Verdienst und Beschäftigung verschaffen könnte. Das große Elend, in das sie hier geraten, ist die Frucht der Zerstreuung aus Mangel an Verdienst. Und selbst hier wäre manchem noch geholfen, und mancher könnte gerettet werden, wenn jemand da wäre, der ihnen mit ausdauernder Liebe und Geduld nachginge. Auch fühlen die besseren unter ihnen gar sehr das Bedürfnis nach einem eigenen ständigen Lehrer unter ihnen. Für den ersten Anfang genügte wohl ein farbiger Missionsgehülfe, der zugleich auch eine kleine Schule bedienen könnte. Unser altes Ortsgemeinsystem wird doch — wenigstens in unsrer hiesigen Missionsprovinz — über kurz oder lang zusammenstürzen. Es ist daher von der größten Wichtigkeit für unsre Wirksamkeit in der Zukunft, daß wir den Leuten dorthin nachgehen, wo sie ihren Ver-

dienst finden. In der Kapstadt haben wir den Anfang gemacht. Das werden dann unsre künftigen Gemeinen in der Welt sein. Bis jetzt aber sind unsre Ortsgemeinen noch ein großer Segen. Und könnten wir nur Arbeit und Verdienst für die Leute schaffen, so müßten wir beten, daß die Ortsgemeinen nie aufhören möchten."

Noch ein höchst eigentümlicher Schluß des Aufenthaltes in Kimberley stand unserm Br. Hettasch bevor, ihm selbst unerwartet und durchaus befremdlich. Es lag nämlich dem besseren Teil der Gnadenthaler sehr an, daß die Reisekosten für Br. Hettasch und seinen Begleiter, Stephanus Prins, von denen aufgebracht werden möchten, denen die ganze Reise gegolten. Sehr beträchtliche Gaben einzelner waren schon eingelaufen. Aber die Hauptsache sollte am Abend vor Br. Hettaschs Abreise ins Werk gesetzt werden, und zwar durch ein sogenanntes tea-meeting. Als Raum, in welchem es gehalten werden sollte, war ein in der Nähe befindliches, einem englischen Prediger gehörendes Kirchlein erbeten und bewilligt worden. Aber die Sache nahm spät ihren Anfang. Schon war die Finsternis des Abends hereingebrochen, und noch fehlten alle Anstalten zur Eröffnung. Endlich in der zehnten Stunde brannte ein großes Feuer im Freien dicht neben der Kirche, und bald sah man einen großen eisernen Topf aufsetzen, in welchem das Wasser für den Thee gekocht werden sollte. Auch schaffte man ein großes prächtiges Harmonium in den Saal, das dem Hauswirt des Br. Hettasch gehörte, und das seine tausend Mark gekostet hatte. Endlich in der elften Stunde wurde Br. Hettasch gebeten, das Meeting zu eröffnen. Er konnte sich kaum hindurchdrängen zu dem erhöhten Platz, wo sein Stuhl stand. Etwa 60 Menschen würden den Saal gerade gefüllt haben, aber an 100 hatten sich schon eingedrängt, nachdem jeder eine Mark Eintrittsgeld gezahlt. Der eigentliche Macher bei der ganzen Sache war ein Kaffer, bei den Schotten in Lovedale gebildet. Er sprach außer seiner Muttersprache auch englisch und holländisch, ja selbst das Griechische und Lateinische war ihm nicht fremd. Er war früher Schulinspektor gewesen beim Griquakönig, Adam Kock, und später sein Geheimsekretär. Aber er war von dieser Höhe herabgekommen, zumal seit er nach dem Tode seiner Frau sich das Trinken angewöhnt. Jetzt erteilte er farbigen Kindern Musikunterricht. Aber er hatte ein unverkennbares organisatorisches Talent, das zeigte er auch bei diesem Meeting. Er hatte die ganze Masse der Gäste in vier Teile geteilt, je nach Nation und Sprache, und jeder Teil hatte wieder sein Sängerchor. Freilich wogte zunächst noch alles bunt durcheinander, und jeder ließ sich laut in seiner eigenen Sprache vernehmen. Als jedoch Br. Hettasch seinen Sitz eingenommen hatte und ein Sängerchor seine Weise anhob, begann eine gewisse Ruhe sich zu verbreiten. Vollständig wurde dieselbe, als Br. Hettasch zu kurzem Gebet sich erhob und dann eine längere Ansprache hielt. Er legte derselben drei Fragen zu Grunde, die er gleichsam den Zuhörern, als an ihn gerichtet, in den Mund legte: Wer bist du? Wo kommst du her? Was willst du? Nach der Rede wurde Thee und Kuchen herumgereicht. Aber bei dem Gedränge konnte das nicht so ordnungsmäßig, wie in unsern Liebesmahlen, geschehen. Man reichte die Tassen über die Köpfe

hinweg und niemand durfte sich wundern, wenn er die Hälfte des Inhalts auf die Schulter bekam. Selbst dem Br. Hettasch auf seinem erhöhten Platz wurde der Thee auf die Kniee gegossen. Auch Gesang und Unterhaltung drängte sich durcheinander, indessen wurde nirgends Anstand und Sitte auch nur im geringsten gefährdet. Aber die eigentliche Überraschung stand unserm Br. Hettasch noch bevor. Vor ihm stand ein Tisch und auf demselben befand sich ein leerer Teller, in welchen Br. Hettasch schon längere Zeit mit Befremden hineingeschaut hatte. Da plötzlich tritt während des Gesanges ein Kaffer unter fürchterlichen Gestikulationen, die wie Zuckungen sich ausnahmen, an den Tisch heran, wirft 1 Schilling (1 M.) in den Teller und trommelt mit beiden Fäusten auf den Tisch. Br. Hettasch erschrickt und wirft ihm einen äußerst mißbilligenden Blick zu. Aber zu seiner Verwunderung begegnet er nirgends einem ähnlichen Blick. Alles ist heiter, zufrieden und voll Freude. So kommen denn auch bald drei andere, und treten, wie jener, zu gleichem Zweck und in gleicher Weise an den Tisch, nur daß jeder sich mit einer halben Mark begnügt. So gehts weiter, während Lärm und Freude wachsen. Etwa um Mitternacht entfernte sich Br. Hettasch und konnte bereits 60 M. dem Teller entnehmen. Für ihn nämlich war das Geld gemeint, obgleich die Ehre davon den Sängern galt, denn jedesmal, wenn mit besonderem Beifall gesungen worden war, mehrten sich die Einlagen. Zum Schluß waren, alles in allem, einschließlich des Eintrittsgeldes, 180 M. beisammen, aber die gesellige Feier hatte auch bis in die 6. Stunde des Morgens gedauert.

Unstreitig hatte man mit diesem Meeting dem Br. Hettasch und seinem Besuch große Anerkennung erweisen wollen, wenn auch vieles Fremdartige mit unterlief und die ganze Sache unserm geläuterten christlichen Geschmack nicht gerade entspricht. Br. Hettasch konnte sich denn auch über den finanziellen Erfolg in der That freuen, denn wenn er die anderen Einzelgaben hinzunahm, blieb nach Deckung der Reisekosten noch viel übrig, das wohl für spätere Besuchsreisen verwendet werden wird. Dennoch verließ er Kimberley nach zehntägigem Aufenthalt in sehr niedergeschlagener Stimmung. Denn, so mußte er sich sagen, wieviel treue Evangelistenarbeit, wieviel mühevolle geistliche Pflege wird hier zunichte gemacht! Pflanzen, die zum Teil schon für den Heiland zu grünen angefangen hatten, werden hier zu trockenem Holz, um einst im ewigen Feuer zu brennen. Ja, der Glaube an die erbarmende Liebe Gottes wird schwer geprüft. Wir verstehen des Herrn rätselhafte Wege nicht.

Auf dem Rückweg hielt Br. Hettasch noch einmal an einer Eisenbahnstation den zusammengerufenen Gnadenthaler Leuten Gottesdienst und am 20. Okt. langte er wohlbehalten in Gnadenthal an, nachdem er im ganzen, mit Einschluß des Aufenthaltes in der Kapstadt, einen Monat lang abwesend gewesen.

Fruchtlos wird seine Reise sicherlich nicht gewesen sein. Tows-Rivier-Station wird fortan als eine Außenstation von Gnadenthal angesehen und alle 2 bis 3 Monat besucht werden. In Kimberley hat man den Berliner Missionar gebeten, sich unsrer Leute einstweilen nach Kräften anzunehmen, bis man einen passenden eingeborenen Gehülfen wird gefunden

haben, den man zu dauerndem Aufenthalt dorthin senden kann. Vor allem aber seien die irrenden Schafe dem größten und treusten Hirten anempfohlen, der sie mit seinem Blut erworben und der sie auch in der Irre noch lieb hat, wie sonst kein Mensch sie lieb haben kann.

Die heidnischen Priester in Indien.[1])

Das heidnische Priestertum in Indien ist ein sehr mächtiges und tief in das Volksleben eingreifendes Institut. Der heidnische Priester hat göttliche Autorität, nennt sich und wird genannt: Menschgott. Er mag noch so lasterhaft leben, er bleibt unantastbar; er steht beim Volke im Rufe größter Heiligkeit, weshalb er, wie die Götter, thun und lassen kann, was er will, ohne daß ihm eine Sünde zugerechnet werden darf. Aus dem Grunde haben die Priester eine große geistliche wie weltliche Macht erlangt.

Die weltliche Macht besteht hauptsächlich darin, daß die Priester die Aufsicht über die Kasten führen, indem sie die Ausführung der besonderen Kastenregeln, sowie der Gebräuche, die sämtlichen Kasten gemeinsam sind, durch harte Strafen au den Widerspenstigen erzwingen. Die Macht, aus der Kaste auszustoßen, und ausgestoßene wieder aufzunehmen, besitzt allein der Priester. In neuerer Zeit haben sich unter den durch die europäische Bildung beeinflußten Hindus manche Dinge zum besseren geändert. So z. B. trachtet ein großer Teil der europäisch gebildeten danach, die Kinderheirat abzuschaffen und die Witwen von ihrem schweren Joche zu befreien, so daß sie wieder heiraten dürfen, austatt zeitlebens unter dem schweren Joche eines verachteten Witwentums zu schmachten. Ihrer neuen Erkenntnis gemäß heiraten junge Leute junge Witwen, um so ihre neuen Ideen ins praktische Leben auch einzuführen, aber sie erfahren großen Widerstand von seiten der Priester, welche sie mit ihrem ganzen Geschlecht aus der Kaste stoßen, und unter Androhung derselben Strafe dem Volke verbieten, irgend einen Umgang mit ihnen zu pflegen, so daß sie von allen und von jedem als Geächtete angesehen werden, daß sie nicht kaufen und verkaufen können, daß sie von keinem angeredet und von jedem gemieden werden, wie weiland die Aussätzigen im Volke Israel. Die Energie zur Einführung besserer gesellschaftlicher Sitten wird dadurch sehr in Zaum gehalten, obgleich es den Priestern doch nicht gelingt, die Früchte der europäischen Bildung ganz zu unterdrücken. Die Priester wissen aber, daß, wo sie solchen Neuerungen im indischen Volksleben freien Raum lassen, es bald mit der uralten indischen Religion zu Neige gehen wird, daß ihre Macht bald dahin sein wird; und daß dem Christentum es dadurch erleichtert wird, um so schneller einzubrechen in die festgeschlossenen Volksgemeinschaften der Kasten. Darum schleudern sie den Bannstrahl selbst gegen vornehme Leute. In unsrer

[1]) Hermannsburger Missionsblatt 1887 Nr. 1.

Naidupeter Gemeinde haben wir einen Christen, der aus einer hohen Sudrahkaste stammt. In seiner Jugend verliebte er sich in ein Mädchen von niederer, oder richtiger, von gar keiner Kaste, eine Madige. Trotz des Widerspruchs seiner Verwandten heiratete er das Mädchen, das sehr schön war und ihn ganz umgarnt hatte. Madigeblut in die Kaste bringen, geht aber bei den Heiden nicht, so wurde der junge Mensch verklagt, und der Priester sprach den großen Bann über ihn aus und degradierte den hohen Sudrah zum niederen Madige. Es geschieht immer, daß, so jemand ein Mädchen aus einer Kaste, die niedriger ist als seine eigene, heiratet, er in die Kaste der Frau erniedrigt wird, mit seiner ursprünglichen Kaste aber keine Gemeinschaft mehr haben darf.

Außer dieser weltlichen Macht, die nie vom eigentlichen Volke in Frage gestellt wird, haben die Priester eine eben so große geistliche Macht, die sich hauptsächlich in der großen Ehrerbietung, wie auch der großen Scheu der Laien vor ihnen offenbart. Hat der Laie etwas auf dem Gewissen, oder will er auch nur der Gunst des Priesters sich versichern, so macht er vor ihm Saschtangam, d. h. er wirft sich vor ihm auf die Erde, so lang er ist und berührt mit 8 Gliedern den Boden, nämlich mit der Stirn, der Brust, beiden Schultern, beiden Händen, beiden Knien. (Saschtangam = mit 8 Gliedern.) Setzt der Priester ihm dann den rechten Fuß auf den Nacken und spricht seinen Segen aus, so erwirkt das Saschtangam Vergebung der Sünden. Gefällts dem Priester aber nicht, das Saschtangam anzunehmen, was wohl selten, aber doch bei widerspenstigen Naturen vorkommt, so bleibt auch die Wirkung aus. Auch kleine segenspendende Gaben teilen die Priester aus, z. B. Kuhdüngerasche, womit sich die Leute die Stirn schmücken; Blumen, die vorher den Götzen geopfert wurden; auch Reste von ihren Mahlzeiten, oder Wasser, womit sie ihre Füße gewaschen haben, welches Wasser sich die Empfänger teils über den Kopf gießen und den Rest austrinken. Solche kleine Gaben sollen auch die Kraft haben, vor Übel und Unglück zu bewahren. Wie diese Gnadenerweisungen das einfältige dumme Volk mit Respekt und Ehrfurcht vor den Priestern erfüllen, so erfüllt der Fluch der Priesters es mit Scheu und Schrecken vor ihnen. Kein Hindu liebt seinen Priester, sondern hat nur große Ehrfurcht, Scheu und Schrecken vor ihm. Hat er nichts mit ihm zu thun, so geht er ihm gern aus dem Wege, da er gewiß glaubt, daß schon der einfache Blick des Priesters Übles oder Gutes wirken muß. Der Blick könnte ja im gegebenen Fall Böses wirken, also ist es am sichersten, ihm auszuweichen, wenn nicht irgend eine Notwendigkeit die Begegnung fordert. Wo aber der Begegnung nicht auszuweichen ist, da wird versucht, durch ehrerbietige Haltung und Worte des Preises, bei dem Priester wohlgefällige Gedanken zu erwecken, und so etwaiges Übel abzuwehren. In Gudur hatten Mauerleute einen Bogen über den Eingang zu einem Tempelhof gemauert. Zufällig kam der älteste Priester des Ortes dazu, als gerade der Bogen fertig war. Er schaute die Arbeit an und ging weiter ohne ein Wort gesagt zu haben. Eben war er fort, da stürzte der Bogen ein. Die Mauerleute erzählten mir nachher, daß das nur vom Blick des Priesters gekommen sei, der, ohne ein gutes Wort zu sagen, die Arbeit anschaute

und wieder fortging. Sie ließen sich nicht von dem Glauben abbringen, daß im Menschenauge, besonders eines Priesters, solche Kraft sei, die Böses wirken müsse, wenn er nicht durch gute Gedanken und Worte diese Kraft machtlos mache. Der Fluch aber, den ein Priester mit seinem Munde ausspricht, ist nach der Überzeugung der Hindus nie ohne Wirkung, mag er als gerechte Strafe oder aus Bosheit ausgesprochen sein. Die heidnischen Bücher sind voller Fabeln, welche diesen Aberglauben befestigen, und die Angehörigen, Diener und der sonstige Anhängsel der Priester, die alle an dem Erfolge derselben sehr interessiert sind, sind aus Eigennutz eifrig, viele wunderbare Geschichten von den Priestern zu erzählen, von denen sie selbst Augen- und Ohrenzeugen gewesen zu sein vorgeben. Um des Betruges nicht überführt werden zu können, werden die Scenen der Wunder in entfernte Gegenden verlegt. Das Volk aber ist so leichtgläubig, daß es alles, auch das Ungereimteste glaubt; und wenn jemandem, auf den der Priester nicht gut zu sein Ursache hat, ein Unglück passiert, so wird dieses dem Fluche des Priesters zugeschrieben. Erzählungen wie diese sind landläufig: Irgendwo ist durch den Fluch des Priesters ein Mensch tot zur Erde niedergestürzt; einem andern überkam an allen Gliedern ein Zittern, das nicht eher aufhörte, bis der Priester den Fluch aufhob; einem andern Menschen starb all sein Vieh durch den Fluch des Priesters; noch ein andrer wurde in einen Stein verwandelt, noch ein andrer in ein wildes Tier. Es ist kein Wunder, daß, die solchen Geschichten Glauben schenken, mit überspannter Scheu vor den Priestern erfüllt sind. Sorgfältig vermeiden sie alles, was den Priestern mißliebig sein könnte und geben ihnen, was sie verlangen. Einmal, auf einer Predigttour, stand ich vor einer einsamen Hütte eines Feldhüters. Über der Hütte rankte eine Kürbispflanze, an der 3 oder 4 Kürbisse hingen. Als ich den Mann, mit dem ich gesprochen, verließ, kam ein Priester des Weges. Er sah die Kürbisse und bekam Lust dazu. Was der Priester aber haben will, darf ihm nicht verweigert werden. Als darum der fettleibige Mann, mit seinem geschorenen Kopf und nacktem Leibe, den armen Mann erblickte, sagte er: „Gieb mir einen Kürbis!“ Der arme: „O himmlischer Herr! ich habe nur die paar.“ Der Priester: „Was willst du damit, gieb mir einen.“ Und widerwilligen Herzens, wie man dem Manne vom Gesichte absehen konnte, ging er hin und schnitt den besten Kürbis, den sich der Priester ausersehen hatte, ab, legte ihn auf den Boden und entfernte sich ein paar Schritte. Darauf ging der Priester hin, hob den Kürbis auf und ging davon, ohne auch nur ein Wort des Dankes zu sagen. Der arme Mann warf ihm ärgerliche Blicke nach und ich nicht weniger. Eines Tages kam der Sohn eines Priesters zum Missionshause und forderte einen Bogen weißes Schreibpapier. Ich hatte nicht viel und entschuldigte mich, daß ich ihm nichts geben könne. Ganz verwundert sagte der junge Mensch: „Ich bin ja Brahmine!“ Der Sinn war: Mir darf doch nichts verweigert werden. Ich mußte lachen und sagte: „Was gehts mich an, daß du Brahmine bist.“ Eines Abends im Bazar in Naidupett, als ich dort war zur Straßenpredigt, machte ein der Priester unverschämte Forderungen an die Kaufleute, die, obwohl

sie sich erst wehrten, ihm schließlich doch gaben, was er haben wollte. Ich sagte zu einem: „Warum gebt ihr diesen unverschämten Menschen alles, was sie haben wollen?“ Die Antwort war: „Wer würde ihrem Fluch entrinnen können?“ Selbst großen Erpressungen unterwerfen sich die Hindus mit großer Geduld lieber, als daß sie sich dem Fluch der Priester aussetzen.

Die Beschäftigung der Priester besteht in täglichen Opferungen und Waschungen. Die größte Notwendigkeit der Priester für das Volk besteht aber darin, daß sie für die Ceremonien bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen und vielen andern Vorfällen in der Familie unentbehrlich scheinen. Solche Ceremonien werden für wirksam in sich selbst gehalten und können nur von Priestern vollzogen werden, die sie als reiche Einnahmequellen benutzen. Ich weiß von einem Priester in Naidupett, der z. B. für die Ceremonie bei der Namengebung eines Kindes 20 M. bekommt.

Jede Kaste und jede Sekte hat ihre besonderen Priester. Außer den nichtsektiererischen Hindus, die in allen Kasten vertreten sind, sind da zwei Sekten, die Vischnuiten und Sivaiten, die auch in allen Kasten vertreten sind. Die nichtsektiererischen Hindus jeder Kaste haben ihre besonderen Priester, ebenfalls die Vischnuiten in jeder Kaste haben ihre besonderen Priester, desgleichen die Sivaiten. So viele religiöse Gemeinschaften, so viele kleine Papsttümer giebt es hier. An der Spitze der Priesterschaft steht der Oberpriester, der wie ein Papst regiert in seinem Gebiete. Von ihm leiten die Priester ihre Autorität ab, und er kann sie ein- und absetzen. Der Ort, wo die Oberpriester residieren, wird Simhasanam oder Thron genannt. Jede Kaste und jede Sekte hat ihren besonderen Simhasanam, von wo aus ihr Oberpriester sie beherrscht. Behufs der Visitation bereist der Oberpriester ab und an sein Gebiet, das oft recht groß ist, da die Kasten und Sekten überall durcheinander wohnen und darum weit verbreitet sind. Es giebt in demselben Gebiet darum auch verschiedene Oberpriester und Priester, die einander nicht ins Amt pfuschen, da sie außerhalb der Kaste oder Sekte, zu der sie gehören, keine Macht haben. In einer andern Kaste oder Sekte würden die Leute Segen wie Fluch der ihnen nicht angehörenden Priester mißachten. Die einem Oberpriester untergebenen Priester wohnen zerstreut im Gebiet. Die Sekten der Vischnuiten und Sivaiten haben die zahlreichsten Priester. Von den Priestern sind manche verheiratet, andre nicht. Alle, besonders aber die nichtverheirateten, stehen im Rufe großer Unkeuschheit. Das Volk ist aber so von der unantastbaren Heiligkeit der Priester überzeugt, daß der unkeusche Wandel ihnen nicht als Sünde zugerechnet wird. Der Priester sündigt überhaupt nicht, einerlei was er begeht. Und — was die Hauptsache ist — was dem heiligen Priester keine Sünde ist, kann unter Umständen auch der Laie thun, ohne zu sündigen. Ist der Priester verheiratet, so geht, wenn er stirbt, sein Amt und seine Würde auf seinen Sohn über, wenn er einen hat; hat er keinen, oder war er nicht verheiratet, so ernennt der Oberpriester den Nachfolger. Die Oberpriester pflegen sich bei Lebzeiten einen Adjunkten beizugeben, der bei ihrem Tode ihr Nachfolger wird. Die Brahminen betrachten sich als das eigentliche Priestergeschlecht

und erkennen die Sudrahpriester nicht als Priester an. Doch sind nicht alle Brahminen Priester, im Gegenteil, der Brahminenstamm ist so zahlreich, daß, so groß die Zahl der Brahminenpriester auch ist, doch nur ein Bruchteil der Brahminen aus Priestern besteht. Jeder Brahmine hat aber durch die Geburt schon das Recht, Priester zu sein. Die Priester der Vischnuiten und nichtsektiererischen Hindus sind sämtlich Brahminen, dagegen die Priester der Sivaiten sind Sudrahs. Letztere kümmern sich nicht darum, daß sie von den Brahminen nicht anerkannt sind als Priester, da ihr Volk, die Sivaiten, sie anerkannt, die Brahminen aber in der Sekte der Sivaiten nichts zu sagen haben, und auch weder ihr Segen noch Fluch bei den Sivaiten Wirkung haben. Die Sudrahpriester der Sivaiten genießen das volle Ansehn und alle Vorteile, die das heidnische Priesteramt in Indien überhaupt bietet.

Die heiligen Bücher der Hindus dürfen nur die Priester lesen, und ihr Orden schreibt ihnen strenge Gesetze vor, gewisse Zeit mit stillen Betrachtungen und Lesen ihrer heil. Schriften zu verbringen.

Außer den einzelnen Kasten und Sekten haben auch Könige und andre große Herren ihre eignen Haushalts- oder Hofpriester, die immer um sie sind. Jeden Tag empfangen sie den Segen und eine kleine segenspendende, vor Unglück bewahrende Gabe vom Priester, und bei allen Vorkommnissen in der Familie spielt der Hofpriester eine Hauptrolle. Diese Hofpriester werden von den Fürsten und Rajahs sehr geehrt und mit großer Pracht umgeben. Außer den Geld- und andern Geschenken, welche sie bekommen, um ihren Rang und ihre Würde aufrecht zu erhalten, werden ihnen meistens auch größere oder kleinere Güter für den Unterhalt angewiesen, die sie dann durch einen Verwalter bewirtschaften lassen, der alles Land an Bauern verpachtet und wie der Haushalter im Evangelio wirtschaftet. (Schluß folgt.)

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1887.

Welche Fortschritte hat das Werk der Mission in 25 Jahren in Imerina[1]) gemacht?

Am 15. August 1886 waren es 25 Jahre, seit Madagaskar der Mission wieder offen steht, nachdem es uns eine eben so lange Zeit verschlossen gewesen ist (1836—1861). Ranavalona I. hat 33 Jahre geherrscht und lange und mit Sehnsucht haben wir auf ihren Tod und die Nachfolge ihres Sohnes Rakòton-d-Radàma gehofft. Endlich nahte das Ende ihrer Herrschaft. „Seit einiger Zeit war die alternde Königin kränklich. Die Wahrsager wurden eifrig um Rat befragt. Zaubermittel und Wunderkräuter waren angewendet worden, aber ohne Erfolg. Im Spätsommer 1861 wurde es allgemein bekannt, daß der ernste Augenblick gekommen sei." Dortige Berichte sprechen von „geheimnisvollen Feuerzeichen, welche auf den die Hauptstadt umgebenden Bergen erschienen seien und von Tönen gleich Musik, die von Isòtry bis Andohàlo erklang." Die Königin fragte ihre Umgebung ängstlich, was diese Zeichen zu bedeuten hätten. Einer antwortete: „Das ist nicht das Feuer der Menschen, das ist das Feuer Gottes." Mutigere nannten diese Zeichen Vorboten des Todes. Aber während die sterbende Königin voll Angst zu ihren Götzen, auf welche sie ihr Vertrauen setzte, schrie, waren in ihrer Umgebung auch solche, die dem Kronprinzen zuflüsterten: „Das Feuer ist das Zeichen des Jubeljahrs, um die Verstreuten zu sammeln und die Verlorenen zu erlösen." Und so war es. Die alte Königin starb in der Freitagsnacht, am 15. August. Früh am Morgen des 16. verbreitete sich die Nachricht durch die Hauptstadt, und ihr Sohn wurde als Radàma II. zum König proklamiert. Eine der ersten Thaten des neuen Herrschers war, daß er Religionsfreiheit verkündigte; den gefangenen Christen wurden die Ketten abgenommen und die Verbannten zurückgerufen. Viele kamen, die lange in der Verbannung oder in Verstecken gelebt hatten; den Freunden, die sie längst tot geglaubt hatten, schien ihre Wiederkehr wie eine Auferstehung von den Toten. Die Freude der Christen war groß. Die lange Zeit des Druckes war endlich vorbei; es war kein strafbares Verbrechen mehr, zum Gottesdienst zusammen zu kommen oder christliche Bücher zu besitzen. Am Abend dieses ersten Freitages kamen einige ältere Christen in einem Hause in Anàlakèly zusammen

[1]) Chron. 1886, 396 ff. — Imerina ist die Centrallandschaft von Madagaskar. Sie ist klein, aber volkreich; und da sie die Heimat der Howas ist, deren Herrschaft sich über den größeren Teil der Insel erstreckt, ist sie die weitaus wichtigste von allen.

und brachten die Nacht mit Beten und Loben und dem Lesen des Propheten Jeremias zu; sein Buch scheint eine besondere Anziehungskraft für die verfolgte Kirche zu haben. Sonntags-Gottesdienste wurden zunächst in elf Privathäusern gehalten; aber bald vereinigten sich die kleinen Häuflein zu drei großen Gemeinden in Ambàtonakànga, Ampàribè und Anàlakèly.

Radàma II. liebte den Verkehr mit Ausländern; er gab den Christen die Erlaubnis, nach England zu schreiben und um Missionare zu bitten. Er schrieb selbst an die Londoner Missionsgesellschaft und sprach dieselbe Bitte aus. Der Rev. John Lebrun, der Sohn des ehrwürdigen Missionars, welcher noch auf Mauritius wohnte, machte einen kurzen Besuch in der Hauptstadt, um die Christen zu ermutigen und ihnen zu versprechen, daß sie die so sehr gewünschte Hilfe bald erhalten würden. Schon am 20. November verließ Mr. Ellis England und kam, da er während der ungesunden Jahreszeit auf Mauritius bleiben mußte, im Juni 1862 in Antanànarìvo an. Schon im Frühlinge 1862 sandte die Londoner Missionsgesellschaft 7 Missionare für Madagaskar ab. Außerdem befanden sich auf dem Schiffe 10600 Neue Testamente und einzelne Teile des Alten Testaments, eine Liebesgabe der Brittischen und Ausländischen Bibelgesellschaft; 3000 Ries Druckpapier; die Liebesgabe der Traktatgesellschaft: 20600 Traktate und christliche Bücher, wie „Komm zu Jesu;" „Der eifrige Forscher;" „Pilgerreise;" Lesebücher, Rechenbücher &c.; ein Vorrat von Arzneimitteln und Schulbedürfnissen und eine Druckerpresse. Diese Missionare kamen am 9. August in Tamatàve an und erreichten Antanànarìvo in zwei Abteilungen am 28. August und am 2. September. Da ich[1]) von diesen zuerst Ausgesandten der einzige bin, welcher noch in Madagaskar ist, so bin ich aufgefordert worden, einen kurzen Abriß über die Fortschritte und die Erfolge unserer Arbeit seit dieser Zeit zu schreiben. Ich darf wohl ein Wort, welches unsere Eingebornen so sehr lieben, als Überschrift wählen: „Und das Land wurde Licht!"

Liebevoll und herzlich wurden wir von den madagassischen Christen bewillkommt. Am ersten Sonntage (7. September) hielten wir einen Abendmahls-Gottesdienst in Ampàribè. Die Glieder der drei Gemeinden füllten fast das rohe und unansehnliche Gebäude, welches damals an der Stelle stand, wo jetzt die neue Schule gebaut worden ist. Das Gebäude bestand aus einem rohen Schilfdach, auf Lehmwänden ruhend, die den Grund und Boden umschlossen, auf dem einst die ersten Gottesdienste gehalten wurden (das Haus Rainikòto's). Aber trotz der Kleinheit und Unansehnlichkeit des Gebäudes und trotz der seltsamen und absonderlichen Kleidung und Erscheinung vieler, die sich dort versammelt hatten, war für uns, die wir so viele hundert Meilen über Land und Wasser gekommen waren, um dem Werke Gottes auf dieser Insel Handlangerdienste zu thun, dieser Gottesdienst tief ergreifend und erweckte in unsren Herzen neuen Dank und neue Hoffnung. Hätten diese selben Menschen es vor einem Jahre gewagt, sich zum Gottesdienste zu versammeln, so

[1]) Nämlich Missionar W. E. Cousins.

wären viele von ihnen Kinder des Todes gewesen; jetzt konnten sie sich frei und offen zum Gottesdienste sammeln; niemand wagte, ihnen ein Leid zu thun. 7—800 Kommunikanten waren gegenwärtig. Als im Jahre 1836 die erste Mission aufgegeben werden mußte, schätzte man die Zahl der Kommunikanten auf 200. 25 Jahre lang hatte die Königin Ranavalòna die Christen verfolgt; viele waren als Zeugen Jesu Christi gestorben, noch mehrere hatten viel um seinetwillen gelitten und nun — ein Jahr nach dem Tode der Königin — gab es allein in der Hauptstadt vier mal so viel selbständige Gemeindeglieder Jesu als auf der ganzen Insel gewesen waren, da die ersten Missionare dieselbe verlassen mußten. Bei unsrer Ankunft 1862 gab es in Madagaskar ungefähr 5—7000 Christen; außer den drei großen Stadtgemeinden gab es noch gegen 20 kleine Gemeindlein in den umliegenden Städten und Dörfern.

Der Eifer des Volkes zum Lernen war groß. Vom Morgen bis zum Abend waren wir von Scharen von Besuchern belagert. An Bord des Schiffes schon hatten wir uns bemüht, madagassisch zu lernen; aber fanden an Griffith Grammatik durchaus keine Förderung. Allein vom Tage unsrer Landung in Tamatàve an brachten wir unsre Zeit in fast ununterbrochenem Verkehr mit den Eingebornen zu. Dadurch wuchs unser Wörtervorrat schnell und durch die Hilfe einiger unsrer Freunde (nämlich des jetzigen Gouverneurs von Tamatàve — Manjàkandrìanòmbàna — und seines verstorbenen Bruders Rabeàrana), welche englisch sprechen konnten, fing es bald an für uns licht zu werden, wo bis dahin alles dunkel gewesen war, und in wenigen Wochen machten wir den ersten Versuch, das Volk in seiner Muttersprache anzureden. Ich versuchte es zum ersten Mal in Anàlakèly am 5. Oktober 1862, dem 5. Sonntag nach meiner Ankunft in Antanànarìvo, und die andern Missionare fingen zu gleicher Zeit an, zum Volke zu reden. Meine erste Ansprache war sehr kurz, aber Sonntag für Sonntag sagte ich etwas, und nach einigen Monaten konnte ich schon den ganzen Gottesdienst halten. In jenen Anfangstagen schien es, als ob die Christen nie lange genug im Gotteshause weilen könnten. Nach so vielen Jahren der Verfolgung, wo nur in der größten Verborgenheit Versammlungen gehalten worden waren, war es ihnen die größte Freude, bei hellem Tageslichte dem Worte Gottes zuhören zu können, gemeinsam zu beten, ihre Choräle zu singen ohne Furcht, daß ein Feind sie höre und anzeige. Oft waren sie schon am Morgen um sechs in der Kirche und blieben bis 11 Uhr; nach einer Zwischenzeit von 2 Stunden kamen sie wieder und verließen das Gotteshaus erst mit Sonnenuntergang. Zuweilen wurden in einem Hauptgottesdienst 5—6 Ansprachen gehalten.

Schulen gab es damals noch nicht, außer der „Schule des Königs“, in welcher einige Jünglinge der höheren Stände etwas Unterricht erhielten. Bücher waren natürlich sehr selten. Glücklich schätzte sich, wer nur einige Blätter des Neuen Testaments oder des Psalters oder ein Choralbuch oder einen Katechismus besaß, befleckt und zerlumpt wie sie auch sein mochten. Nur noch sehr wenige Bibeln, vielleicht ein Dutzend, waren erhalten; aber so abgenutzt und beschmutzt sie auch waren, so wurden sie

doch als der wertvollste Schatz angesehen. Bei unsrer Ankunft sprach sich große Enttäuschung aus, weil die erwarteten Bibeln und anderen Bücher nicht gleich mit uns ankamen. Aber bei der Nähe der Krönung des neuen Herrschers war es uns unmöglich gewesen, die nötige Zahl von Trägern zu bekommen. Im November kamen endlich die so sehnlich erwarteten Bücher an; und während dreier Tage, vom 11. bis 13. November, waren diejenigen von uns, welche in Ambòdiu Andohàlo, wo jetzt die Mädchen-Hauptschule ist, wohnten, vom Morgen bis zum Abend thätig, um die, welche Bücher verlangten, zu befriedigen. Während dieser 3 Tage verteilten wir 922 Neue Testamente und 515 Teile des Alten Testaments und mehrere tausende anderer Bücher und Traktate; für die meisten wurde bezahlt. Der Eifer der Leute und ihre strahlenden Gesichter, wenn sie Besitzer des kostbaren Buches wurden, nach welchem sie sich so lange gesehnt hatten, war ein Anblick, der alle Freunde der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft mit Wonne und Hoffnung erfüllt haben würde.

Der Anfang unsrer Missionsarbeit war voller Glanz und Freude. Radàma wurde von seinem Volke fast vergöttert. Am 23. September 1862 wurde er in Gegenwart einer ungeheuren Menge von Eingebornen und einer großen Zahl von Europäern, unter ihnen die Gesandten Englands und Frankreichs, gekrönt. Die, welche dieser Krönung beiwohnten, ahnten nicht, daß eine Herrschaft, die mit solcher Freude und Begeisterung begann, so bald ein so trauriges und tragisches Ende nehmen würde. Schon am 12. Mai 1863 wurde er von seinem eigenen Volke ermordet und seine Witwe Rabòdo folgte ihm unter dem Namen Rasohèrina auf den Thron.

Die 5 Jahre der Regierung Rasohèrinas sind für die Geschichte des Christentums in ihrem Reiche sehr wichtig geworden (1863—1868). Es war eine Zeit stillen Pflanzens und Säens, welche die Zeit der reichen Ernte vorbereitete, die unter ihrer Nachfolgerin anbrach. Ehe Rasohèrina von den Hofbeamten als Königin proklamiert wurde, hatte sie eine Urkunde unterzeichnen müssen, welche 7 Artikel enthielt, von denen einer in den schärfsten und klarsten Worten festsetzte, daß das Christentum nie wieder von der Regierung von Madagaskar verboten oder gehindert werden dürfe. Obgleich persönlich der christlichen Religion abgeneigt, wich sie während ihrer fünfjährigen Regierung nie von dieser Bestimmung ab, deren Annahme die Bedingung ihrer Thronbesteigung gewesen war. Obwohl den Christen keine Gunst erwiesen wurde und obwohl sie oft kleinen Quälereien von denen, die die Macht hatten, ausgesetzt waren und durch Gerüchte von neuen Verfolgungen erschreckt wurden, so konnte doch das Missionswerk ohne Unterbrechung und Hinderung seinen Fortgang haben. Unsre Hauptthätigkeit bestand darin, in Stadt und Land zu predigen, die Entwicklung des kirchlichen Lebens zu überwachen und zu fördern, die vielen, welche um die Taufe und Aufnahme in die Kirche baten, zu unterrichten, die Sonntags- und die Tagesschulen zu beaufsichtigen und zu fördern und vor allem die Bibelstunden zu halten, denn dieses war jetzt der wichtigste und fruchtbarste Teil unsrer Arbeit.

Die Missionare pflegten die Bibelstunden in der Stadt an verschiedenen Tagen zu halten, so daß viele von den ernstesten Jünglingen fast alle besuchen konnten. Ich erinnere mich, wie einmal ein Prediger in unsrer gemeinsamen monatlichen Betstunde, als er die religiösen Vorrechte der Einwohner von Antanànarìvo rühmte, diese verschiedenen Bibelstunden aufzählte und den Leuten sagte, daß sie am Montag in diese, am Dienstag in jene gehen könnten. So ging er die ganze Woche durch, bis er zum Sonnabend kam; für diesen Tag konnte er keine besondere Erbauungsstunde anführen, da sprach er von der allgemeinen Pflicht der Reinlichkeit als einer passenden Vorbereitung für den Sonntag und nannte den Sonnabend, was er auch in Antanànarìvo wirklich ist, den „Waschtag".

Aber zu den oben erwähnten Thätigkeiten kommt noch die Arbeit an der Druckerpresse, welche sich unter Mr. Parrett mehr und mehr entwickelte, und die ärztliche Arbeit des Dr. Davison; dazu die Aufsicht der Missionare über den Bau der beiden Gedächtniskirchen. Alle diese Arbeiten wirkten mit zur Schwächung des Aberglaubens und zum Wachsen der Erkenntnis; sie legten ein in die Augen fallendes wertvolles Zeugnis ab für den festen Stand, den die christliche Religion jetzt einnahm.

Unser Arbeitsfeld war damals, wie im ganzen auch jetzt noch, vorzugsweise unter Namenchristen; aber wie oft drängten sich die Heiden an die offnen Fenster unsrer Kapellen und horchten neugierig auf die seltsamen Dinge, die da innen gesprochen wurden.

Als ich im März 1867 bei der Einweihung einer Kapelle in Ambònilòha zugegen war, hatten sich über 500 Menschen, meist Heiden, vor der Kapelle versammelt. Die Prediger, Andriambèlo und mein Bruder, der Rev. George Cousins, stellten sich in die Thür, damit alle hören konnten; bald darauf wurden, eine Frucht dieses Gottesdienstes, zwei neue Gemeinden in benachbarten Dörfern, aus welchen viele der Leute gekommen waren, gegründet. Oft hatten wir auch Gelegenheit, zu den Heiden zu reden bei den großen Versammlungen, die die Begräbnisse meist veranlaßten. Da stellte sich der Prediger auf das meist 5 bis 6 Fuß über den Erdboden erhöhte Grab und predigte den hunderten, ja manchmal tausenden, welche versammelt waren. So bahnte sich das Evangelium nach vielen Richtungen hin seinen Weg; und ob auch viele, welche in hohen Ämtern standen, sich zurückhielten, so fanden sich fast in all unsern Gemeinden Glieder ihrer Familien, und wir durften sehen, wie je länger je mehr die Jugend, die Kraft und die Begabten des Landes sich uns zuwandten. Das Heidentum zog sich ins Dunkel zurück, beschämt und unfähig, sich noch zu verteidigen, und die Lebensmacht des Christentums machte sich als die einzige Fortschrittsmacht geltend. Der wirkliche Sieg des Evangeliums wurde in diesen Jahren der stillen Arbeit gewonnen. Viele von denen, die jetzt die wichtigsten Stellungen in Staat und Kirche einnehmen, gehörten zu den ernstesten unsrer jungen Bekehrten in diesen Anfangstagen.

Einen neuen Aufschwung erhielt die Sache Christi auf eine Weise, an die wohl niemand gedacht haben würde. Im Jahre 1866 veranstaltete Rasohèrina einen Königszug nach der Ostküste. Am 20. Juni verließ

sie Antanànarìvo, begleitet von 30—40000 Menschen. Nach länger als 6 Wochen wurde das Ziel der Reise, Ikàlombalàla, ein Ort in der Nähe von Andòroránto, erreicht, am Sonntage dem 4. August. Der Ort erhielt einen andern Namen, Tànimàndry („das Land hat Frieden"), und das königliche Hoflager wurde für 4 Wochen dort aufgeschlagen. Abgesandte der verschiedenen Stämme kamen von Norden und Süden, um das gebräuchliche „hasima" als Zeichen ihrer Ergebenheit darzubringen. Es sollen dort mehr als 60000 Menschen beisammen gewesen sein. Ehe die Reise angetreten wurde, wurde in der Gedächtniskirche in Ambàtonakànga eine große Gebetsversammlung gehalten und die Königin mit ihrer Begleitung dem Schutze Gottes befohlen; während der ganzen Reise hielten die Christen ihren Gottesdienst im Lager. Diese Gottesdienste, welche man im Freien halten mußte, und denen große Volksmengen beiwohnten, machten die Hauptlehren des Evangeliums sehr bekannt; und viele, die zu furchtsam gewesen waren, um in Antanànarìvo an den Gottesdiensten teil zu nehmen, gaben ihre Zurückhaltung auf und wohnten ihnen regelmäßig bei. Die Nähe von Gefahren auf der Reise und die häufigen Todesfälle im Lager machten die Herzen empfänglicher, als sie sonst gewesen sein würden. Während das Hoflager in Tànimàndry war, predigten die Missionare der Kirchlichen Missionsgesellschaft, Rev. Campbell und Rev. Maundrell, mehrere Male ungeheuren Versammlungen und mit großem Erfolg. Die Rückreise wurde am Sonntag dem 1. September angetreten und an einem Sonntage, am 1. Oktober, zog die Königin wieder in ihrer Hauptstadt ein. Einige Tage danach wurde in Ambàtonakànga wieder eine Gebetsversammlung gehalten, um vereint Gott Dank zu opfern für seinen gnädigen Schutz. Auch fühlten alle Christen, wie sehr sie Grund hatten, Gott für den günstigen Einfluß zu danken, den diese Reise auf das Bekenntnis zum Christentum gehabt hatte, denn viele, die sich bis dahin zurückhielten, sind offne und bekennende Nachfolger Christi geworden.

Gegen Ende der Regierung Rasohèrinas (im März 1867) wurden auf eine Aufforderung des Missionsdirektoriums genaue statistische Erhebungen über die Ausdehnung unsres Werkes veranstaltet. So haben wir genaue Daten, mit denen wir den Fortgang unsrer Arbeit in den folgenden Jahren vergleichen können. Im März 1867 hatten wir in unsrer Pflege 92 Gemeinden, 8 davon in Antanànarìvo, 101 Pastoren, 437 Prediger, 5255 volle Gemeindeglieder, 13682 Zuhörer und 18 Schulen mit 811 Schülern.

In den nächsten Jahren wuchs unser Werk auf erstaunliche Weise. Rasohèrina starb in der Nacht des 1. April 1868 und früh am Morgen des 2. April wurde ihre Cousine Ramòna unter dem Namen Ranavàlona II. zur Königin ausgerufen. Es fehlt uns an Raum, um im einzelnen die rasche Folge der Ereignisse zu schildern, welche nach wenigen Monaten zur Taufe der Königin und ihres ersten Ministers, dann zur Gründung der Kirche im Palaste und endlich zum Verbrennen aller Götzenbilder in Imerina und an vielen andern Orten der Insel führten. Im September 1869 waren alle äußeren Zeichen und Sinnbilder des

Götzendienstes aus Imerina verschwunden. Die Götzen waren, wie die Eingebornen sagten, „in Rauch aufgegangen" (lasan-ko setroka) und das ganze Volk drängte sich in die Kirche wie eine Herde Schafe.

Die schnelle Zunahme unsrer Zuhörer war sehr bemerkenswert. Im Jahre 1867 gab es, wie oben gesagt, 92 Gemeinden, 5255 volle Gemeindeglieder und 13682 Zuhörer. Im Dezember 1869 war diese Zahl auf 468 Gemeinden, 10546 Gemeindeglieder und 153000 Zuhörer gestiegen. Im Jahre 1879 hatten wir 1142 Gemeinden, 70125 Gemeindeglieder und 253182 Zuhörer. Die Zahl der Zuhörer wird wohl nie höher gestiegen sein; aber die Zahl der Gemeinden würde ohne Zweifel bei genauer statistischer Erhebung ein Wachstum zeigen, denn es bilden sich fortwährend neue Gemeinden.

Die Zahl der Missionare wurde natürlich nach den Ereignissen der Jahre 1868 und 1869 erhöht. Im Jahre 1870 wurden die Missionskräfte der Londoner Missionsgesellschaft sehr verstärkt, und in den folgenden Jahren kamen immer noch neue Arbeiter auf dieses Erntefeld. In den Jahren 1873 bis 1876 haben durchschnittlich stets 30 Missionare dieser Gesellschaft auf diesem Arbeitsfelde gestanden. Aber hier arbeitet nicht nur die Londoner Missionsgesellschaft, sondern außer ihr haben noch folgende Missionsgesellschaften ein wichtiges und ausgedehntes Arbeitsfeld: 1. die Quäker haben 10 Missionare; 2. die Norwegische Missionsgesellschaft 25; 3. die Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums 10—12 Missionare.[1])

Die Arbeit der Buchdruckereien hat auch einen außerordentlichen Aufschwung genommen; außer der sehr gut eingerichteten und einflußreichen Druckerei unsrer Gesellschaft in Imerina sind noch 3 evangelische Druckereien thätig und außer diesen giebt es noch eine römisch-katholische Druckerei, eine Regierungsdruckerei und die Druckerei der „Madagaskar Times". Auch die ärztliche Mission hat sich ausgedehnt. Außerdem, was schon in den früheren Jahren von ihr geleistet und eingerichtet worden ist, giebt es jetzt 2 eingeborne Ärzte, welche im Lande praktizieren; einer von ihnen, Dr. Rajònah, ist Arzt am Königlichen Armen-Krankenhause; der andere, Dr. Andriànaly, ist Oberarzt im Lager von Tamatàve. In Antanànarìvo sind 4 Missionsärzte in Thätigkeit und mehrere europäische Krankenpflegerinnen, denen viele Eingeborne, Studenten und Pfleger thätig und helfend zur Seite stehen.

Der Bezirk, über den sich unsre Arbeit erstreckt, hat sich auch sehr erweitert. Obgleich das Hauptarbeitsfeld der Londoner Missionsgesellschaft Imerina (die Centralprovinz) ist, so haben wir auch ein ausgedehntes und wichtiges Arbeitsfeld, jetzt ungefähr 200 Gemeinden und 22000 Zuhörer, in Bètsilèo im Süden und eine kleinere, aber auch wichtige Mission unten den Sihànaka im Norden. Außerdem stehen eine Menge einzelner Gemeinden an der Ostküste und an verschiedenen Punkten der Westküste mit uns in Verbindung. Die Madagassische Missionsgesellschaft hat Sendboten im Norden bis nach Màndritsàra und Anònibè hinauf, 200 bis

[1]) Die Kirchliche Missionsgesellschaft hat sich von Madagaskar zurückgezogen.

300 Meilen von Antanânarivo und andere im Westen und Süden. Die Norwegische Missionsgesellschaft konzentriert ihre Kraft besonders auf Nord-Betsilêo. Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums hat ihre Arbeit besonders in der Hauptstadt und deren Umgebung und an der Ostküste. So hat sich das Werk ausgedehnt und so, hoffen wir, wird es sich ferner ausdehnen, bis das Evangelium von Christo Jesu jeden Stamm dieser großen Insel erreicht hat.

Und was können wir nun über die Erfolge unsrer Arbeit berichten? Zuerst können wir hinweisen auf manches auch äußerlich sichtbare Zeichen von dem, was unter dem Volke gewirkt worden ist. Als ein Zeugnis, wie „es einen Fremden überrascht", darf ich wohl anführen, wie der tüchtige und bei seinem Tode tief betrauerte Korrespondent des Standard seinen Eintritt in Antanânarivo beschreibt: „Am nächsten Morgen machten wir uns auf, um noch das letzte Stück unsres Weges zur Hauptstadt zurückzulegen. Antanânarivo lag vor uns; deutlich konnten wir die Glasfenster des Palastes sehen, welche in der Morgensonne auf dem Gipfel des sich lang hinstreckenden Hügels, auf welchem die Stadt gebaut ist, glitzerten. Es war Sonntag, und das Volk drängte sich auf den Fußpfaden, die zur Kirche führten; viele saßen auch schon auf den Grasplätzen vor den Kirchen, auf den Beginn des Gottesdienstes wartend, wie es bei uns die Landleute wohl auch thun. Die Frauen, welche die Mehrzahl der Kirchgänger bildeten, trugen weiße, baumwollene Gewänder, oft zierlich gestickt, und weiße oder schwarz und weiß gestreifte Lambas, anmutig über die Schultern geworfen. Die Männer waren auch in Baumwolle gekleidet; weiße baumwollene Beinkleider, baumwollene Lambas und Strohhüte mit breiten, schwarzen, seidenen Bändern geschmückt. Das Farbenspiel in der Landschaft war beim Morgensonnenschein überaus lieblich. Die dunkelgrünen Hügel, belebt von den glänzend roten Ziegelhäusern der Bewohner, deren weiße Gewänder die Straßen und Wege bunt machten, kontrastierten mit den helleren, smaragdgrünen Reisfeldern in den Thälern. Der Erdboden ist überall dunkelrot, und wo die Wege und Fußpfade über die Hügel führen, leuchten sie hervor, als habe man mit einem Malerpinsel das Land mit breiten roten Streifen bemalt. Darüber die Türme der fremdartigen, auf dem Rücken des Hügels erbauten Stadt, als Hintergrund den tiefblauen Himmel, erhöhten noch die Schönheit des Anblicks. Es war schwer, sich vorzustellen, daß diese friedliche Landschaft mit ihren hübschen Häusern und ihren unzähligen Kapellen, deren Glocken jetzt eben zum Gottesdienst riefen, und den Scharen weißgekleideter Männer und Frauen, die auf den Ruf herbeieilten, das grausame Madagaskar von vor 20 Jahren war. Die hervorragendsten Gebäude, welche nächst dem Palast der Königin und dem Hause des Premierministers das Auge des Fremden bei der Ankunft fesseln, sind die vielen Kirchen und Schulen, und unter ersteren sind die Gedächtniskirchen die bedeutendsten."

Könnte jemand, der diese Stadt kannte, wie sie bei unsrer Ankunft im Jahre 1862 war, heute plötzlich hineinversetzt werden, dann würde ihn Erstaunen erfüllen über die wunderbaren Veränderungen und Ver-

besserungen, die sich seitdem vollzogen haben. Nicht etwa, daß Antanànarìvo eine schöne und gut gebaute Stadt wäre oder ein schöner und angenehmer Wohnort. Die schlechten Straßen, das unordentliche und unfertige Aussehen vieler Häuser, wie Nester an den Abhängen der Hügel hängend, die rohen, runzligen Lehmmauern der Gebäude, die mangelnden Rinnsteine machen Antanànarìvo für jeden frisch aus Europa Ankommenden durchaus nicht zu einem anziehenden Orte. Aber im Vergleich mit seinem Aussehen vor 25 Jahren hat es erstaunliche Fortschritte gemacht. Wegen seiner Lage an den Bergen kann es nie eine bequeme Stadt werden, aber fortwährend wird es verbessert, und nach abermals 25 Jahren wird es seinem jetzigen Zustande so unähnlich sein, wie heute dem vom Jahre 1862. Es ist ein Trieb in die Leute gekommen, mit allen Kräften ihre äußeren Verhältnisse zu verbessern, und die Missionare sind gewiß nicht unbescheiden, wenn sie glauben, daß sie viel dazu beigetragen haben, diesen Trieb zu erwecken.

Nicht nur die Hauptstadt hat sich so gehoben, sondern die ganze Umgegend zeigt uns, wenn auch in geringerem Maße, ähnliche Fortschritte. Hin und her in Imerina finden sich Kapellen und Schulen, von denen viele hübsche Ziegelbauten mit Ziegeldächern sind; überhaupt finden sich jetzt in jedem Dorfe gut gebaute steinerne Häuser.

Aber ich muß nun zu den weniger in die Augen fallenden Erfolgen unsrer Arbeit übergehen. Es ist nicht möglich, in diesen wenigen Zeilen eine Schilderung der mancherlei Thätigkeit zu geben; ich muß mich auf kurze Skizzen beschränken. Die Missionare der verschiedenen Gesellschaften arbeiten eifrig und treu durch Predigt und Lehre, durch Leitung der Gemeinden der Eingebornen, durch Hilfe bei Verbesserung ihrer Einrichtungen und Arbeiten, durch Ausbildung von Lehrern und Evangelisten, durch Überwachung der Presse und Bearbeitung von Büchern, durch Pflege der Kranken und Ausbildung von eingebornen Studenten der Medizin, durch Ermutigung und Aufhilfe aller Art für das Vorwärtskommen des Volkes in Wissen und Sitte; unleugbar hat ihre Arbeit großen Einfluß auf die Entwicklung des Volkslebens.

Um ein Beispiel von dem, was unsre Arbeit leistet, anzuführen, wollen wir von unsern Bemühungen, eine Volksliteratur zu schaffen, mit einigen Worten reden. Erst nach dem Jahre 1820 wurde den Madagassen die Kunst des Lesens und Schreibens bekannt. Ihre Schriftsprache verdanken sie den ersten Missionaren unsrer Gesellschaft. Natürlich ist ihre Literatur auch jetzt noch in den ersten Anfängen; aber bringen wir den kurzen Zeitraum, seit ihre Sprache eine Schriftsprache geworden ist, und die durch die lange Verfolgung herbeigeführte Unterbrechung einer ruhigen Entwicklung, in Anschlag, so können wir, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, sagen, daß ein guter Grund gelegt ist. Schon die ersten Missionare übersetzten die Bibel und sie, sowie auch einige Schulbücher und Traktate wurden gedruckt; neulich habe ich darüber berichtet, was in der letzten Zeit von dem Komitee der Bibelrevision geschehen ist, um die Übersetzung zu vervollkommnen. Ebenso bemühen wir uns fortwährend, unsre Missionsliteratur zu verbessern und zu vermehren. In einem

kürzlich von Rev. J. Sibree veröffentlichten madagassischen Bücherkatalog nehmen allein die Titel von Büchern in der madagassischen Sprache 29 Oktavseiten ein, und diese sind fast alle von den Missionsgesellschaften herausgegeben. Dies beweist wohl, daß die Missionare eine lobenswerte Thätigkeit entfaltet haben, um die Aufklärung des ihrer Pflege anvertrauten Volkes zu fördern. Die meisten dieser Bücher sind natürlich religiöse Schriften und Schulbücher; aber Wissenschaften, Musik und Journalistik sind auch vertreten. In Bezug auf letztere muß ich erwähnen, daß noch vor wenigen Jahren Zeitungen für Antanànarìvo eine Unmöglichkeit gewesen waren; aber jetzt haben wir ein Missionsblatt „Kirche und Schule“, sehr tüchtig redigiert von Mr. H. E. Clark; eine Regierungszeitung; eine englische wöchentlich erscheinende „Madagaskar Times“ und eine gleichlautende madagassische Ausgabe, welche alle vierzehn Tage erscheint. Das Interesse, was viele jüngere Nationen für Nachrichten aus der Fremde zeigen, giebt Zeugnis von einem geistigen Erwachen, was wohl seine Nachteile haben mag, aber jedenfalls einem Zustande der Unwissenheit und Gleichgiltigkeit vorzuziehen ist.

Werfen wir nun einen Blick auf das Erziehungswerk, so sehen wir, daß wir einen großen Schritt vorwärts gekommen sind. Mr. Thoone zeigt in einem sehr genau und sorgfältig ausgearbeiteten Bericht in der letzten Nummer des „Antanànarìvo Annual“ den Fortgang, den das Erziehungswerk genommen hat und giebt Nachrichten über den jetzigen Stand der Elementarschulen, welche von den evangelischen Missionaren geleitet werden. Aus diesem Bericht erfahren wir, daß 140 000 Schüler die evangelischen Schulen besuchen, von denen 86 000 regelmäßig kommen und die Hälfte von letzteren kann lesen. Außer diesen stehen ungefähr 30 000 Erwachsene allein mit unsrer Mission in Imerina in Verbindung, welche auch lesen können. Über die höheren Schulen in Imerina ausführlich zu berichten, gestattet mir der Raum nicht, aber soviel will ich sagen, daß die evangelischen Missionare an höheren Schulen und Colleges erfolgreich arbeiten, um das Land mit gründlich unterrichteten jungen Männern zu versorgen, die einst ihrem Vaterlande in Staat und Kirche gute Dienste leisten werden. Schon jetzt findet man in allen Teilen des Landes Regierungsbeamte und Offiziere, Lehrer und Evangelisten, welche ihre Ausbildung den Erziehungsanstalten der Mission verdanken, und ich darf wohl sagen, daß unter diesen Anstalten das College unsrer Mission das erste ist. Was den Religionsunterricht der Kinder betrifft, so ist es darin in den letzten 3 Jahren merklich besser geworden; die Zeit, in welcher das Land vom Kriege heimgesucht war, werden wir immer als die ansehen müssen, in welcher die Bewegung für die Sonntagsschulen Wurzel schlug, und die Liebe und Kräfte der jungen Männer in und um Antanànarìvo in Bewegung setzte. Mit allen Kirchen in der Stadt sind jetzt Sonntagsschulen verbunden und auch in vielen Landgemeinden finden wir welche. Ein Sonntagsschulverein ist gegründet worden, um diesen hoffnungsvollen Zweig unsrer Arbeit zu fördern und zu leiten. Am Evangelisationswerke sind natürlich die Missionen aufs innigste beteiligt und viele eingeborne Evangelisten und Missionare sind über das ganze Land zerstreut. Im

letzten oder vielmehr in den letzten zwei Jahren ist eine Gesellschaft gebildet worden, und zwar ganz selbständig von den jungen Männern der Hauptstadt, welche den Zweck hat, den umliegenden Dörfern das Evangelium zu bringen und, wenn es später die Mittel gestatten, auch den ferneren, noch heidnischen Teilen des Landes.

So wächst das Werk Gottes in Madagaskar auf mancherlei Weise. Aber ach! wie viel muß noch gethan werden, ehe diese Insel auch nur als eine äußerlich christliche angesehen werden kann. Es giebt ausgedehnte Gegenden und ganze Stämme, die noch in tiefem Dunkel sitzen. Unsre Hoffnung ist, daß der Missionssinn sich mehr und mehr vertiefe und ausbreite, bis endlich eingeborne Sendboten des Evangeliums ihren Weg in jeden Teil dieser großen Insel finden.

Wir bitten alle Freunde Madagaskars um ihre Fürbitte und helfende Hand. Betende Herzen und gebende Hände zu gewinnen, ist der Zweck dieses Berichts. Wir wollen diese heidenchristlichen Gemeinden der treuen Hut dessen empfehlen, der in den trüben Jahren der Verfolgung über sie wachte. Leider scheinen sich jetzt Wolken um die Sache der evangelischen Mission zu sammeln. Der Schutzvertrag trägt Keime von Gefahren in sich, welche, wenn der Geist der Ruhelosigkeit die Franzosen mal wieder erfaßt, sich als ernste Hindernisse für einen großen Teil der Arbeit, die uns am meisten am Herzen liegt, erweisen möchten. Unser Glaube und unsre Hoffnung hängt an dem Herrn Jesus Christus, dem Schutz und Schirm seines Volkes. Zwar haben manche Ereignisse der letzten Zeit bewiesen, daß die madagassischen Christen wohl nicht leicht von dem Glauben, den sie angenommen haben, abgewendet werden können. Als der Krieg drohte, gab es viele, welche prophezeiten, daß der erste Ton der französischen Geschütze die Insel wieder in die alte Barbarei zurückwerfen würde. Aber diese Prophezeiung ist nicht wahr geworden; im Gegenteil haben die letzten drei Jahre der Trübsal die Selbständigkeit, die Energie und den Eifer der eingebornen Christen auf das deutlichste gezeigt. Selbst unter dem Donner der französischen Geschütze hat die Arbeit in Kirche und Schule ihren guten Fortgang gehabt. „Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken.“ „Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz.“ „Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden; ich will Ehre einlegen auf Erden.“

Das nötigste, was in jetziger Zeit Menschen für die Mission thun können, ist ernstes, dringendes, beharrliches, allgemeines Gebet in allen Kirchen der Heimat. In den Heidenländern ist alles bereit, den Segen des Evangeliums aufzunehmen. Möge nur das Volk Gottes den Thron der Gnade mit inbrünstigem Flehen für eine verlorene Welt bestürmen.

Ein Palawer am Kongo.[1])

Missionar Banks (amerikanischer Baptist) war vom Könige und den vornehmsten Häuptlingen aufgefordert worden, nach Banana hinunter zu kommen, um ihr Verfahren bei Gericht kennen zu lernen. Es war ein sogenannter „Volankanu“ Fall und handelte sich um ein Mädchen, welches ein junger Mann heiraten wollte. Wie es scheint, hatte dieser sich bei der Mutter erkundigt, wieviel er zu bezahlen hätte und sobald ihm der Preis genannt worden war, derselben ein Geschenk als Angeld auf die geforderte Summe gegeben; darauf hatte er sich entfernt, um den Kaufpreis für sein künftiges Weib herbei zu schaffen. Indessen wurde die Mutter von einem andern jungen Manne gebeten, ihm ihre Tochter zu verkaufen und da dessen Anerbieten günstiger war, ließ sie dem ersten Bewerber sagen, er müsse außer dem für das Mädchen festgesetzten Preise noch einen Sklaven liefern, welche Nachforderung aber verweigert wurde. Die Mutter schickte sich nun an, ihre Tochter dem zweiten Freier zu verkaufen; sobald dies der erste erfuhr, erklärte er den Krieg und die beiden Städte kämpften eine Zeit lang, ohne daß Jemand verwundet wurde. Man kam nun überein, den Fall dem Urteilsspruch des Königs und der obersten Häuptlinge zu unterwerfen.

„Als ich die Stadt erreichte,“ erzählt Missionar Banks, „fand ich ungefähr fünfhundert Leute unter Bäumen versammelt, welche ein Viereck bildeten, das sie mit weit ausgebreiteten Zweigen beschatteten. Eine Seite dieses Viereckes war für den König und die Häuptlinge bestimmt, hinter ihnen saß ihr Gefolge und vor ihnen, in der Mitte des Platzes, standen auf einem Leopardenfelle, d. h. einem europäischen Teppich, auf dem ein Leopard eingewoben war, zwei Kruzifixe. Davor war das königliche Scepter und auf beiden Seiten desselben zwei Kreuze aus gespaltenem Bambusrohr in die Erde gesteckt worden. Diese sollten die Hauptpunkte der zu erörternden Frage vorstellen.[2]) An zwei entgegengesetzten Ecken des Quadrates hatte man zwei häßliche, mit Farbe und Nägeln bedeckte Götzenbilder aufgestellt, wovon das eine, eine weibliche Figur, rot bemalt war: sie gehörten den beiden streitenden Städten, welche eine halbe Tagereise entfernt lagen. Als ich den Platz betrat, wollten einige jener Städter, denen ich unbekannt war, Einwendungen machen; aber der König beschwichtigte sie, indem er ihnen mitteilte, daß ich seinem Wunsche zufolge sehen sollte, wie ihre Palawer geschlichtet wurden. Nachdem ich die verschiedenen Häuptlinge begrüßt, wurde mir ein Stuhl auf die linke Seite des Platzes gebracht, wo der König mit seinen Häuptlingen auf Matten saß.

Die Verhandlungen wurden nun mit Trommelwirbel und Gesang eröffnet; dann trat ein sogenannter Redner langsam in die Mitte des Platzes, sah mit halb schlauen, halb komischen Seitenblicken um sich, warf abwechselnd Arme und Beine in die Höhe, fing dann an zu tanzen und schilderte zugleich

[1]) The Baptist Missionary Magazine, 1886, 447 ff.

[2]) Schade, daß Missionar Banks weder erklärt hat, woher die Kruzifixe stammten noch inwiefern die genannten Gegenstände die Hauptpunkte der zur Erörterung stehenden Frage „repräsentierten.“

in wildem Gesang die ganze Geschichte des Palawer. Auf die Zeit zurückgehend, da die Mutter des bestrittenen Mädchens geboren wurde, erzählte er, wie sie gelebt, wie viele Kinder sie zur Welt gebracht und wie sehr ihr Mann sie geliebt habe. Nachdem er der Mutter Lebensgeschichte bis zur Geburt der Tochter vorgetragen hatte, besang er das Leben Beider und während er sang, fragte er dazwischen nach beiden Seiten hin, ob, was er gesagt, wahr sei oder nicht. Immer wurde ihm durch verlängertes Jauchzen beigestimmt. Dann schloß er mit einem Tanz und einem Liede, forderte zuerst die eine und dann die andere Partei auf, im Chor einzufallen, da jeder Vers einen andern Schlußreim hatte. Während des Singens schlugen alle den Takt mit den Händen. Als er geendet, machte er mit Händen, Armen und Beinen einen großen Schwung und sprang aus dem Viereck hinaus.

Nun trat ein andrer Mann auf und benahm sich ebenso wie der erste Sprecher; doch wurde er mit weniger Begeisterung aufgenommen als sein Vorgänger. Während seines Vortrages knieten Neuangekommene gesenkten Hauptes vor dem Könige nieder und klatschten in die Hände, bis der König eines der Kruzifixe aufnahm, den Knieenden vorhielt und dann langsam vor seinem gebeugten Kopfe hin und her bewegte. Als diese Begrüßung vorüber war, verließen die Ankömmlinge das Quadrat und ließen sich auf den verschiedenen Seiten nieder. Dann wurde eine Pause durch mehrere Tänzer ausgefüllt, welche in der Mitte des Platzes sich nach dem Takte der Musik bewegten und in allerlei Tänzen ihre Körper auf wunderbare Weise verdrehten.

Jetzt erhob ein Redner die Klage gegen des Mädchens Mutter. Ihm folgten andere, welche zu ihrer Verteidigung sprachen. Die Erörterungen wurden lebhaft und dauerten beinahe den ganzen Tag, wurden aber mitunter durch Gesang und Tanz unterbrochen. Da gegen Abend das Palawer nicht beendigt war, verlegte man es auf den nächsten Tag.

Am folgenden Morgen wurden die Verhandlungen ziemlich in derselben Art weiter geführt wie zuvor; nur gab es noch mehr Unterbrechungen, weil ein Jeder das Recht hat, in die Mitte zu treten, durch Tanzen und Singen das Verfahren aufzuhalten und zu bleiben, bis die beteiligten Parteien ihm ein Kleidungsstück verabreichen; wer gut tanzt oder singt, unterbricht so lange, bis er mehrere Kleider erhalten hat. Erst spät trennte man sich für die Nacht. —

Als ich am folgenden Tage hinab kam, waren die Verhandlungen um etwas vorgeschritten. Nachdem die Frage nach beiden Seiten hin so viel als möglich besprochen worden war, entfernte sich der König mit den obersten Häuptlingen ungefähr eine halbe Meile weit, um mit ihnen über den Fall zu beraten und über den Urteilsspruch einig zu werden. Auf ihr Verlangen schloß ich mich ihnen an. Nach kurzer Unterredung kamen sie zu dem Beschlusse, daß die Mutter des Mädchens den Prozeß verloren habe, weil sie vom ersten Freier, der um ihre Tochter geworben, ein Geschenk angenommen hatte. Wir kehrten sodann zur Stadt zurück und einer der Häuptlinge erzählte noch einmal von Anfang bis zu Ende den ganzen Verlauf des Palawer; die Partei der Mutter wurde gefragt, ob sie bei

den Verhandlungen gelogen habe oder nicht, zog sich für einige Zeit zur Beratung zurück und gestand dann ein, daß es eine unwahre Behauptung war, als sie versichert hatte, keine Bezahlung erhalten zu haben; denn das Geschenk, welches der junge Mann der Mutter gegeben, war eigentlich eine teilweise Abzahlung.

Der oberste Häuptling, oder wie er gewöhnlich genannt wird, der zweite König, verkündigte nun der Partei des jungen Mannes, der zuerst um das Mädchen gefreit hatte, daß sie das Palawer gewonnen hätte, worauf drei von ihnen vorwärts sprangen, sich vor das Leopardenfell hinwarfen und, das Gesicht auf die Erde gedrückt, den Staub zu des Königs Füßen küßten. Hier lernte ich noch einen ihrer eigentümlichen Gebräuche kennen. So Jemand einen Prozeß gewonnen hat und vorwärts kommt, um dem Könige für seinen gerechten Urteilsspruch zu danken, so kann irgend einer aus des Königs Gefolge herzutreten und dem Daliegenden etwas wegnehmen, was zur Kleidung nicht unumgänglich notwendig ist. Bei dieser Gelegenheit wurde nur ein Messer und eine Scheide genommen. Der König ließ die drei Männer ungefähr zwei Minuten am Boden liegen, streckte dann seine Hand aus und hieß sie aufstehen, worauf sie auf ihre Plätze zurückkehrten. Die Partei der Mutter beobachtete während dieses ganzen Auftrittes vollkommenes Stillschweigen.

Der zweite König wandte sich nun an diese Partei und sagte zu dem Wortführer: „Mein Sohn, Ihr habt das Palawer verloren; Ihr habt gelogen; denn da der junge Mann um Nyinga (so hieß das Mädchen) warb, willigtet Ihr ein, und nahmet Bezahlung an und dann versuchtet Ihr, sie einem andern Manne zu verkaufen. Ihr habt verloren, mein Sohn, Ihr habt verloren!“ Als der König ausgeredet hatte, herrschte eine halbe Minute lang tiefe Stille, dann rief ein Mann aus der unterliegenden Partei: „Es ist gut! Es ist wahr!“ Der König und die Häuptlinge freuten sich sehr über diese Ausrufe, welche bewiesen, daß das Palawer wirklich beendet war.

Die Aufregung, welche nach Verkündigung des Urteils herrschte, verhinderte mich, zu den Leuten zu sprechen. In der Überzeugung jedoch, daß Vielen von ihnen noch niemals das Evangelium gepredigt worden war, suchte ich sie einige Tage nachher in ihren Städten auf. Durch Gottes Gnade gelang es mir, vor mehreren großen Versammlungen die unerforschlichen Reichtümer der Liebe Christi zu verkünden.“

Zwei Bekehrungsgeschichten aus dem Bassutolande.[1])

Die Missionarsfrau Mme. Mabille schreibt an ihren Vater Herrn Casalis:

Morija den 8. Dez. 1886.

Habe ich dir schon von Schoapane, einem der vornehmsten Unterthanen Letsies, geschrieben? Nun es durch Gottes Gnade gelungen ist,

[1]) Missions Évangéliques. 1887. S. 58 f. u. 99 f.

dieses verhärtete Herz zu erweichen, dürfen wir an niemandem mehr verzweifeln.

Als er vor einigen Tagen unserm Gottesdienste beiwohnte, fragte ihn mein Mann, wann er den Taufkandidaten beizutreten gedenke. Er antwortete: „Ich löse ganz allmählich die Bande der Sünde, welche mich gefesselt halten, ich bin nicht mehr jung und die Knoten, welche ich geschlungen habe, sind schwer aufzuknüpfen.“ Es wurde ihm gesagt: daß Jesus es an seiner Statt thun würde. Darauf erzählte er mir: „Als ich unlängst Steine ausgrub, fragte in mir eine Stimme, vielleicht war es mein Gewissen: was ist die Bekehrung? Bei der Bekehrung, sagte ich, muß es ungefähr so zugehen, wie vor einigen Jahren, als ich Letsies Unterthan werden wollte. Ich bin nämlich Kaffer von Geburt. Ich suchte damals Letsie auf und sagte zu ihm: Ich will dir angehören, worauf er erwiderte: Ich bin damit einverstanden. Seitdem bin ich sein; er befiehlt und ich gehorche. Geht nicht bei der Bekehrung ein Sünder zu Gott und spricht: „ich will dein sein und Gott willigt ein und nimmt ihn an?“

„Schließlich,“ fuhr Schoapane fort, „hörte ich noch die Frage: Was ist die Taufe? Die Taufe, dachte ich, muß dem Merkmale ähnlich sein, womit man das Vieh bezeichnet. Letsie erläßt eines Tages den Befehl, eine Herde zu bezeichnen, man thut es und die Herde ist des Königs Eigentum, kein anderer hat Anspruch darauf. So muß wohl die Taufe das Zeichen Gottes sein, man wird getauft, d. h. mit Gottes Zeichen versehen, man gehört ihm von nun an für immer.“

Das sind die Betrachtungen, die der alte Schoapane für sich macht; allmählich wird der Geist Gottes dieses, von den Lastern des Heidentums verfinsterte Gewissen aufklären und erleuchten.

Könntest du ihn doch sehen, wie er im Hause des Herrn sitzt und, die Augen auf den Prediger geheftet, begierig jedem Worte lauscht! Auf dem Heimwege sagt er dann zu mir: „Das alles hat mir gegolten, ich habe Gott verstanden, als er zu mir sagte: Der Mann bist du!“

Missionar Dyke erzählt aus dem Filiale Thupa-li-Kaka, wo er den Sonntag zubrachte: „Bald nach meiner Ankunft versammelten sich 1500—2000 Christen und Heiden aus den benachbarten Dörfern, um 26 Bekehrte ihr Glaubensbekenntnis ablegen zu hören. Der Morgengottesdienst war mir übertragen, und ich wählte als Text die Geschichte der Frau, welche viel erlitten hatte von vielen Ärzten und all ihr Gut darob verzehret hatte und half ihr nichts, sondern vielmehr ward es ärger mit ihr (Mark. 5, 24—29). Nach meiner Predigt überraschten mich mehrere mir gänzlich unbekannte Personen mit der Erklärung, daß sie sich auch schon an verschiedene Ärzte gewandt, aber daß ihr Übel sich nur verschlimmert habe, weil es nicht körperlicher sondern moralischer Natur war.

Nach dem Gottesdienste legte eine Frau Namens Morato ein öffentliches Bekenntnis ab, aus welchem ich hier folgendes mitteile. Sie besuchte in ihrer Kindheit eine unsrer Schulen, wurde von ihren Eltern herausgenommen, bald darauf verheiratet und lebte nun in heidnischer

Weise. Aber sie hatte den guten Samen in sich aufgenommen und der heilige Geist ließ ihn aufgehen, während sie friedlich ihren Hausfrauenpflichten oblag.

Als sie nun krank wurde, erwachte ihr Gewissen, sie fühlte sich sehr unglücklich, wurde körperlich immer schwächer und sehnte sich nach unserm Gottesdienste. Ihre Eltern glaubten im Gegenteil ihre Genesung nur durch Austreiben eines bösen Geistes erreichen zu können. Zu diesem Zwecke suchten sie Hilfe bei Teufelsbeschwörern und Zauberern; man quälte sie, indem man ihr Blut entzog, Arzneimittel unter die Haut spritzte und große Mengen Kräuterthee zu trinken gab. Aber trotz aller Weisheit der Gelehrten und obgleich Moratos Freunde denselben zwei Ochsen, zwei Schafe, eine Ziege und einen Sack Getreide als Bezahlung gegeben hatten, erlangte sie ihre Gesundheit nicht wieder.

Man beschloß nun neu erfundene Beschwörungsmittel einer berühmten Seherin zu gebrauchen, deren wunderlicher Aberglaube heidnische Gebräuche mit biblischen Worten und Gedanken vermengt. Dieselben wirken auf die Einbildungskraft und zerrütten vollständig das Nervensystem.

Die Seherin kommt, von ihren Jüngerinnen und den Eltern der Kranken geleitet, an. Alle Nachbarn eilen herbei. Schafe mit schwarzen Köpfen werden getötet und zur Bewirtung zubereitet. Dann folgt Gesang und Tanz. Die Vorfahren der Patientin werden hierauf angerufen, und während die Beschwörungsformeln gesungen werden, muß sich die Kranke rasch im Kreise herumdrehen und dabei unverrückt an ihre Vorfahren denken, bis sie hinfällt. Fällt sie auf die linke Seite, so hat sie sie gesehen und alles wird gut.

Der armen Morato gelang es nicht, diese zu Göttern erhobenen Wesen zu sehen; doch endlich gab ihr Mann ihren Bitten nach und erlaubte ihr, den wahren Gott wieder anzubeten und bei unserm Katecheten, dem alten Simon, Unterricht zu nehmen. Sie hat Frieden in Jesu gefunden und nach genügender Vorbereitung in der heiligen Taufe den Namen Jerita erhalten.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1887.

Biblische Ansprache

über Eph. 1, 3—14.[1])

Von D. Löber, Eichenberg bei Orlamünde.

Es sind Worte anbetenden Lobpreises, die wir soeben vernommen haben, eines Lobpreises über all dem, was Gott nicht bloß an Paulus, sondern an all denen gethan, was er denen allen gegeben hat, die mit Paulus an Christum glauben und in Christo eines göttlichen Segens teilhaftig geworden sind, von dem die außerchristliche Welt keine Ahnung und Erfahrung haben kann, und den sie doch nach Gottes gnädigem Willen durch die Verkündigung des Evangeliums gleichermaßen erfahren sollen. Des Apostels Herz bricht im Anfang des Epheserbriefes, dieses an einen sehr großen und weiten Kreis christlicher Gemeinden, die in Ephesus ihren Mittelpunkt hatten, gerichteten Briefes, vor allen Dingen in den Lobpreis Gottes aus über das, was Gottes Kinder in Christo Jesu schon haben, und er beschämt damit die verbitterte, grollend zur Seite stehende Art so vieler Christenleute auch in unsern Tagen, die immer nur zu schelten und an der ganzen Lage der Dinge Kritik zu üben wissen, ohne es je zu einer dankbaren Freude über dem zu bringen, was wir trotz allem, was zu wünschen bleibt, in Christo Jesu jetzt schon haben. Der Apostel, wenn er spricht: „Gelobet sei Gott u. s. w." sieht vor allen Dingen den reichen Segensstrom himmlischer Gaben und Gnaden, der sich von dem himmlischen Thronsitz des erhöhten Menschensohnes in die Wüste der Heiden- und Völkerwelt ergossen und sie in einen Garten Gottes umzuwandeln begonnen hat; und gerade sein, des Heidenapostels Amt, sein Missionsberuf legte ihm nahe, ja drängte ihn auf einen Vergleich zwischen sonst und jetzt bei den jungen Christengemeinden, den er ohne Lob und Preis der alles neumachenden Gottesgnade nicht anstellen kann. Und es dürfte auch wohl allen denen, welche in der alten Christenheit mit dem Gang kirchlicher Entwicklung und der Gestaltung kirchlicher Verhältnisse unzufrieden und mißvergnügt sind, kein besserer Rat gegeben werden, als auf dem Gebiet der Mission sich von der völkerverändernden und Menschenherzen umgestaltenden Gotteskraft zu überzeugen, die auf allen evangelischen Missionsgebieten mit Händen zu greifen ist; vielleicht entzündet sich an diesem Anblick das Bedürfnis, Gott zu preisen über den tausendfachen Segen, den wir und unser Volk vom Evangelium Christi haben, und den wir doch so leicht übersehen und vergessen.

[1]) Auf der Thüring. Miss.-Konf. in Roda am 29. Juni cr.

1. Der Apostel verfolgt den Segensstrom, der in Christo von seinem Evangelium durch die Welt und Zeit hindurchgeht, bis zu seiner letzten Quelle, seinem ersten Anfang — und diese letzte Quelle ist nichts anderes, als ein freier, vor der Erschaffung der Welt gefaßter Ratschluß göttlicher Erbarmung, gnädiger Erwählung, ein Ratschluß, der in dem eingebornen Sohne der Liebe gefaßt, an ihn gebunden ist — wie er uns erwählet hat in ihm, ehe der Welt Grund gelegt ward — und dieser Ratschluß freier göttlicher Erbarmung zielt darauf, daß solche, die an sich selbst tot in Sünden, verlorne, verdammte Menschen sind und ewig bleiben würden, in Christo, um seinetwillen, heilig und unsträflich werden, würdig, in Jesu Gottes Kinder, Heilige und Geliebte Gottes zu heißen, wie der Apostel schreibt: Und in Liebe hat er uns verordnet (so ist zu übersetzen) zur Kindschaft gegen ihn selbst, durch Jesum Christum nach dem Wohlgefallen seines Willens zu Lobe seiner herrlichen Gnade. Wo irgend in der Welt, sei es daheim in der alten Christenheit, oder draußen auf dem weiten Missionsfeld treue, gläubige Jünger, lautere Kinder Gottes sich finden, da sind dieselben sozusagen eine Verkörperung, eine leibhaftige, handgreifliche Bestätigung des in Ewigkeit in Christo Jesu gefaßten Rates der göttlichen Erbarmung und Begnadigung der Sünder, für welchen es keine andere Erklärung giebt, als das freie, an kein Verdienst unsererseits gebundene Wohlgefallen des göttlichen Willens, welcher in Jesu Christo die ganze verlorene Welt umfaßt, ohne daß er doch durch Schuld menschlicher Verblendung an allen zur Erfüllung kommt. Mögen diejenigen, die sich durch die Liebe Gottes in Christo überwinden und zu Gottes Eigentum gewinnen lassen, ihrer zeitlichen, irdischen Stellung nach noch so gering, niedrig, verachtet sein, wie es nach des Apostels eigenem Zeugnis die überwiegende Zahl der apostolischen Christen gewesen sind, wie es namentlich in den alten Kulturländern, Indien und China, heute noch im großen und ganzen der Fall ist, — eines Menschen Bekehrung und Erneuerung ist ein so großes Wunder göttlicher Erbarmung und allmächtiger Gnadenwirkung, daß darüber Engel Gottes in die Harfen greifen und noch viel mehr mitbegnadete Sünder, Gottes Kinder auf Erden, diesen gnädigen Erbarmer im Himmel loben und preisen sollen.

2. Aus dem ewigen verborgenen Rat göttlicher Erbarmung und Wahl ist all der geistliche Segen geflossen, über dem der Apostel Gott lobt und preist, an Christi Person ist er gebunden, durch ihn und in ihm fließt er der Welt zu, und nun geht der Apostel dazu über zu sagen, wie dieser gnädige Rat Gottes thatsächlich, objektiv sich ausgewirkt in Christo über den Sündern und wie er durchs Evangelium in den Menschenherzen zum Vollzuge kommt. Er hat uns angenehm gemacht in dem Geliebten, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden nach dem Reichtum seiner Gnade. Die wunderbaren Gnadengedanken des Ratschlusses unserer Seligkeit, unserer Gotteskindschaft haben den Sohn der Liebe, den Geliebten, an dessen Person und Namen unsere Begnadigung gebunden ist, ans Kreuz gebracht. — Jesu Kreuz, daran er hängt als ein Fluch Gottes und der Menschen, daran er sich verblutet, ist der Altar unserer Erlösung — weil Christus am Kreuz sein teures Blut

vergossen, darum haben, die an ihn glauben, an ihm die ἀπολύτρωσις, eine Erlösung aus dem Bann der Schuld, aus der Schuldhaft Gottes und ihres eigenen Gewissens, an Jesu Kreuz hängt die zerrissene Handschrift, die wider uns lautete, weil der Gekreuzigte für uns bezahlt hat, darum kann der heilige und gerechte Gott die Sünde vergeben denen, die durch den Glauben Jesu Eigentum geworden — am Kreuze Jesu thut sich auf ein Blick der Hoffnung für die ganze, jetzt noch verlorene Sünderwelt, thut sich auf ein Meer göttlichen Gnadenreichtums, das nie ausgeschöpft werden kann. Alle Heilsgewißheit, die wir als Christen haben, aller Trost persönlichen Heils- und Gnadenstandes wurzelt in dem an Jesu Kreuz zum Vollzug gekommenen Gnadenrat Gottes, alle Hoffnung für die noch in Sünden erstorbene außerchristliche Welt steht auf der am Kreuz für die ganze Welt erworbenen Blutgerechtigkeit des Erlösers. Eine Mission, in deren Mittelpunkt nicht Christi Kreuz stände, wäre von vornherein ein totgebornes Kind, und es ist bezeichnend, daß gerade die Mission der Brüdergemeinde so schöne Erfolge aufzuweisen hat, weil sie, wie kaum eine andere der evangelischen Christenheit, das Kreuz zum Mittelpunkt, zum Ein und Alles ihrer Missionspredigt macht. Aber diese im Kreuz Jesu zusammengefaßten Gnadengedanken Gottes werden ausgelegt, kundgemacht durch das Evangelium, welches der auferstandene Herr dem Jüngerkeis, und in ihm der Kirche weiterzutragen befohlen hat, und durch welches mit allerlei Weisheit und Verständnis das dunkle Menschenherz, die verfinsterte Menschenwelt erleuchtet wird. Die am Kreuz erworbene Erlösung und Vergebung widerfährt zu allerlei Weisheit und Verständnis den Menschen, indem Gott ihnen kundthut das Geheimnis seines Willens nach seinem in Christo zuvor beschlossenen Wohlgefallen. Wie sich der Karfreitagssegen und Ostersegen in den Strömen pfingstlicher Predigt und pfingstlichen Zeugnisses über Jerusalems Bewohner ergoß, so ists noch heut, so wirds bleiben bis ans Ende. Im Worte geistgesalbter Predigt wird der am Kreuz erworbene Schatz der Erlösung, der Sündenvergebung, der Erleuchtung ausgespendet an die Leute, die das Wort hören. Des Evangeliums Inhalt ist, wie der Apostel sagt, das Geheimnis des göttlichen Willens, selig zu machen alle, die an den Namen seines eingebornen Sohnes glauben. — Dieser göttliche Gnadenwille ist ein Geheimnis, das niemand von sich aus hätte finden können, ein Geheimnis ist und bleibt das Kreuz Christi, durch welches die Ausführung des göttlichen Gnadenwillens ermöglicht ward, ein Geheimnis bleibt der Wille Gottes, durch die Predigt von einem gekreuzigten Christus die Welt selig zu machen — durch seinen Geist löst er das Geheimnis im Worte, und soviele Menschen wirklich zum Glauben kommen, die wissen, daß es eine That Gottes ist — er hat ihnen die Binde von den Augen genommen, nach seiner göttlichen Barmherzigkeit, er hat das Herz aufgethan, daß man das Wort fassen und in ihm, das dem natürlichen Menschen wie Thorheit klingt, den Abgrund göttlicher Liebe erkennen lernt.

3. Es giebt Ströme, deren Wasser bei ihrer Mündung so weit und breit dahinfließen, daß man nicht sagen kann, wo der Flußlauf aufhört und das unermeßliche Meer anfängt — so läuft auch das, was der Apostel von dem göttlichen Gnadenwillen in Christo mit anbetender Seele gesagt,

hinaus auf das ewige, gottgesetzte Weltziel, welches nur anfangsweis
Erden, völlig in der Ewigkeit erreicht wird. Nicht in der Einzelbekehr
auch nicht in der Christianisierung der einzelnen Völker geht der gött
Gnadenwille auf, sondern jede Einzelbekehrung, jeder Einzelsieg des Ev
geliums ist nur ein Angeld, ein Pfand dafür, daß zuletzt das gottge
Hauptziel erreicht werden wird — das sagt der Apostel in dem V
welcher nicht lautet, wie Luther übersetzt hat, daß solches gepredigt w
da die Zeit erfüllet war, sondern: zur Ausrichtung, Herbeiführung
Vollmaßes der Zeitperioden, also zur Inswerksetzung des im Lauf
Weltperioden sich erfüllenden Endziels, alle Dinge zusammen unter
Haupt für sich zusammen zu fassen, das im Himmel und auf Erden
Also auf eine in Christo geeinte Welt Gottes, auf ein Himmel und E
umspannendes Reich Gottes zielt Gottes Wille, eine Welt, in welcher
durch die Sünde herbeigeführten Zertrennungen und Spaltungen nicht m
bestehen, eine Welt Gottes, in welcher der heilige Wille des Hauptes
und alles bestimmt und eint, das ist das Ziel, das Vollmaß göttl
Gnadengedanken in Christo über der Welt. Wir sehen, dies Ziel
vollkommen erreicht in der Vollendung der Welt, wenn der neue Him
und die neue Erde gekommen ist, auf welcher alle Spur der Sünde
des Fluchs verschwunden ist, auf welcher Gerechtigkeit wohnt — in
Tagen des Apostels, unter dem Segenseinfluß des Evangeliums, voll
sich schon Zusammenfassungen, Vereinigungen in Christo, die immer
das anbetende Staunen des Apostels hervorriefen, so die Vereinigung
Juden und Heiden, die seit Jahrtausenden scharf geschieden waren
den Zaun des Gesetzes, zu einer Kirche Gottes — wie er spricht:
welchen wir zum Erbteil Gottes gekommen sind, daß wir etwas seien
Lobe seiner Herrlichkeit, wir Juden, die wir zuvor schon längst auf Chr
hofften, und durch welchen ihr Heiden das Wort der Wahrheit, das Ev
gelium von eurer Seligkeit vernommen habt, so daß sie nun beide, Ju
und Heiden, eine Wahrheit bekennen, eine Hoffnung des himmli
Erbes haben, nämlich die völlige Erlösung des in Christo zum Eigen
Gottes gewordenen, in Christo geeinten Gottesvolkes. Diese Hoff
ist dem Apostel verbürgt durch das, was er in seinem apostolischen
in der Vereinigung Israels und der Heidenwelt zu einem Volk Go
erfährt — sowie der Besitz des heil. Geistes, der uns zu Kindern Go
macht, ein Pfand des himmlischen Erbes ist, das wir in Christo
werden, so ist alles, was das Evangelium Christi jetzt in der Völker
ausrichtet, indem es zu denen, die jetzt schon oder seit lange auf Chri
hofften, neue Völker hinzufügt, die vordem in heidnischer Finsternis
ein Pfand dafür, daß schließlich eine Herde unter einem Hirten,
schließlich die ganze Welt eine Welt Gottes werden wird. Indem
an der Mission mit arbeiten, arbeiten wir mit an dem Vollzug des ew
Gnadenrates unsers Gottes, arbeiten wir mit an dem großen Werke Go
das er am Pfingsttag begann, und das mit dem Ende der Zeit voll
wird, an dem Werke, zu dessen Ausrichtung überhaupt die Welt erb
wird, helfen mit zum Siege dessen, dem zum Lohn seiner bis in den
getreuen Liebe die ganze Welt zur Beute gegeben ist. Amen.

Der Missionar auf der Senepur Mela.[1])

Rev. Ewen kommt eben von der Senepur Mela zurück und teilt uns folgendes über die Entstehung derselben mit:

Vor Jahrhunderten badete im Ghuneti ein Elefant und wurde von einem Krokodil überfallen und am Beine gepackt. Er suchte lange sich zu befreien, aber vergeblich; die Kräfte drohten ihn mit dem Blute zu verlassen, das aus seinen Wunden quoll, und er war nahe daran zu erliegen. Da erhob er seine Stimme und rief in seiner Not „Hare" um Hilfe an. Der Gott erschien und befreite ihn aus dem schrecklichen Rachen des Gegners und seitdem ist dieser Ort im Rufe großer Heiligkeit geblieben. So geringer Ursache hat es bedurft, um den größten Jahrmarkt der Welt zu gründen. Ich sage absichtlich Jahrmarkt, denn die Senepur Mela ist nichts anders als ein Jahrmarkt, obgleich die herbeigepilgerten Hindus am vollen Mittag in dem heiligen Wasser baden. Mit der gläubigen Menge zugleich kommen Kaufleute von nah und fern mit Waren aller Art aus allen Weltteilen. Wer das nie gesehen hat, kann sich keinen Begriff davon machen; denn man kann sich eine 500 000 Einwohner zählende, wie ein Pilz aus dem Erdboden herauswachsende Stadt fast gar nicht vorstellen. Aber es ist wirklich so.

Die Bazare enthalten alles, was man haben will. In den Mina Bazaren z. B. kann man die kostbarsten Goldstickereien von Kaschmir und Delhi, eherne Götzenbilder aus Benares und Muthra kaufen, auch englische Schnittwaren, Produkte jeglicher Art aus Maradabad, deutsche und französische Spielsachen, Huntley und Palmer's Zwiebäckchen, welche als solche Leckerbissen gelten, daß ihnen gegenüber sogar die Kastenvorurteile nicht standhalten; ferner Morton und Co's Zuckerbäckereien, Elfenbeinschnitzereien, Pflüge, Küchengeräte, Stiefel und Schuhe, Hüte und Mützen, Flaschen in allen Gestalten, antiquarische Bücher in verschiedenen Sprachen, eingemachte Früchte, Zelte und, ich darf wohl sagen, alle übrigen Handelsartikel, welche zum Gebrauche oder zum Schmucke dienen. Im Urdu Bazar, wo allen möglichen Lastern gefrönt wird, gibt es Fleischerläden, Gemüseständе, Bäcker, Speisehäuser rc. Im Chiriya Bazar werden alle Arten Vögel feil gehalten. Daneben sind mindestens über 5000 Pferde in Reihen aufgestellt, zahllose Mengen Ponies, Kamelherden und hunderte von Elefanten, klein und groß, deren schmetterndes Brüllen Tag und Nacht ertönt. In den europäischen Reihen kommt man zu einer prächtigen Rennbahn, welche meines Wissens auf Kosten der Regierung erhalten wird.

Am Flußufer, an der südöstlichen Ecke des großen Lagers haben wir unsere Zelte aufgeschlagen. Zu beiden Seiten von uns werden für die verschiedenen Glaubensbekenntnisse Altäre errichtet und Opferstätten aufgebaut, so hat, wie alles andere, auch die Religion ihren eigenen, ihr zugewiesenen Platz und jedermann weiß, wo er sie zu suchen hat.

Ich verließ Benares am Donnerstag und erreichte noch am nämlichen Abend Bankipur, wo ich unsern Bruder Broadway über Reisevorbereitungen

[1]) Missionary Herald of the Bapt. M. S. 1886, 164 ff.

traf, welche erst Freitag abends beendigt waren. Am Samstag reisten wir ab; aber alles schien uns hinderlich zu sein. Ein Gefährt war bestellt, das uns um 1 Uhr 30 zur Eisenbahnstation bringen sollte, aber bedeutend später und in so schlechtem Zustande ankam, daß wir uns nicht ohne Angst demselben anvertrauten. Die Sprungfedern waren zerbrochen und mit schlechten Schnüren zusammengehalten, das Geschirr war mit schwacher Baumwolle gebunden und zerriß dreimal, ehe wir die Station erreichten. Wir nahmen Billete bis Senepur, aber in Digaghat erfuhren wir, daß das Dampfschiff erst um sechs Uhr abends und der Bahnzug auf der andern Seite nicht vor dem nächsten Morgen abgehen würden. Wir entschlossen uns deshalb, ein Boot zu mieten und stromabwärts zu fahren.

Wir erreichten gegen sieben Uhr abends die Stelle, wo die beiden Flüsse sich vereinigen. Hier schlug Herr Broadway als erfahrener Reisender vor, auszusteigen und zu Fuß unsern Weg fortzusetzen, um diese nicht ungefährliche Stelle zu vermeiden. Nach langem Marsche sahen wir das Lager vor uns, aber der Weg dahin war durch einen zwanzig Meter breiten Strom versperrt, der unsern Pfad kreuzte. Wir standen ratlos und waren nahe daran, an unserm Fortkommen zu verzweifeln, als wir ein Boot stromaufwärts kommen sahen. Wir winkten und hatten bald die Freude, es unserm Ufer zusteuern zu sehen. Der einzige Insasse war ein Europäer in seiner Nachtkleidung, welcher eben einer Gefahr entronnen war. Er hatte die unheilvolle Ecke, welche die vereinigten Flüsse bilden, arglos umschifft; das Boot war an die Sandbänke hingetrieben und beinahe zerschellt worden, so daß er froh sein durfte, durchnäßt mit heiler Haut davongekommen zu sein. Er war so gefällig, uns am andern Ufer zu landen und nach einigen Minuten hatten wir unsern zeitweiligen Bestimmungsort erreicht.

Am Montag kamen auch noch die Amtsbrüder Price, Grieff, Jordan, Dann und Robinson von Serampur und am Donnerstag Bruder Evans aus Monghyr.

Montag Abend fuhren wir über den Fluß nach Hajipur — dem alten Patna — und fingen unser Werk im kleinen an, trafen auch höfliche und aufmerksame Zuhörer. Am Dienstag verteilten wir uns und predigten morgens in den Bazaren. Ermutigt durch die Erfolge des vorhergehenden Tages beschlossen wir, am Abend wieder am jenseitigen Ufer in Hajipur zu predigen. Wir nahmen unsern Standpunkt an einem Platze, der für unser Vorhaben geeignet schien. Es fehlte uns nicht an Zuhörern; dieselben waren aber viel weniger freundlich als am Tage zuvor. Aus dem Hause, vor welches wir uns gestellt hatten, wurde fortwährend auf uns heruntergespuckt und ein lärmender, aufgeregter Pundit that sein Äußerstes, die Predigt zu unterbrechen.

Diese abschreckenden Erfahrungen hinderten uns nicht, am Mittwoch Abend wieder in dieser Stadt und zwar an derselben Stelle zu predigen. Die Störungen waren geringer als das letzte Mal und es war uns vergönnt, einen hindostanischen Schulinspektor zu treffen, der nach unserer Lehre verlangte. Wie bei den meisten seiner Standesgenossen, war ihm Religion mehr Sache des Verstandes als des Herzens und wir versuchten nach

Kräften, ihm den rechten Weg zu weisen. Wir trennten uns von ihm mit aufrichtigen Wünschen für seine geistliche Wiedergeburt und hinterließen unsere Adresse, so daß wir weiteres von ihm erfahren können.

Bei unserer Rückkehr eröffneten unsere Nachbarn ihre Gottesdienste; einstweilen waren sie mit Errichten ihrer Altäre und Aufstellen ihrer Götzen beschäftigt gewesen. Nun war alles bereit; die Feier sollte beginnen und wir konnten dieselbe ungesehen beobachten. Die stattlichen Stämme der schönen Mangobäume bildeten die Pfeiler eines prachtvollen Domes, dessen Laubwölbung der Mond mit seinem sanften, ruhigen Lichte erleuchtete und diesen von der Natur so herrlichen zubereiteten Tempel hatten sie zur Verherrlichung ihres Dämonendienstes auserlesen.

Vor dem Altar nahmen die Mönche ihre Plätze ein; in einer Ecke standen zwölf Musikanten, zu beiden Seiten je ein Knabe, der Maske und Anzug eines Affen trug und mit einem vergoldeten Knüppel bewaffnet war, in der Mitte tanzten ein Mann und zwei Knaben in Frauenkleidern. Nicht nur in der Kleidung, sondern in dem ganzen Aussehen und mit allen Bewegungen seines Körpers ahmte der Mann getreulich die indische Tempeldirne nach. Ich unterlasse hier eine eingehende Beschreibung, welche sich nicht zur Veröffentlichung eignen würde; es genügt zu sagen, daß der Gottesdienst aus unzüchtigen Gebärden bestand. Nach Beendigung der sogenannten Hymne wurde etwas Weihrauch auf den Altar gestreut und unter kräftigem Schlagen und Blasen der Instrumente zündete der Abt die Lichter des siebenarmigen Leuchters an und bewegte denselben vor dem Altar hin und her. Als er das siebenmal wiederholt hatte, trat ein Mönch hervor, empfing den Leuchter aus des Abtes Hand und schwang denselben über die übrigen Mönche.

Am Donnerstag zerstreuten wir uns früh und abends in die Bazare. Die versammelten Zuhörer benahmen sich sehr gut; nur bemerkte ich, daß viele sich zurückzogen, sobald der Name Christi ausgesprochen wurde, als ob dieser Name eine Beschuldigung gegen sie enthielte, doch hoffe ich später zu zeigen, daß das nur in den Verkaufshallen geschah.

Von unserm Abendgang zurückgekehrt, trafen wir einen Raum teilweise mit Fakiren besetzt, von denen jeder einzeln sich neben einem brennenden Holzklotze niedergelassen hatte. Ganz in der Nähe unseres Zeltes stießen wir auf einen dieser Büßer, der auf einem mit Stacheln versehenen Bette lag. Diese Selbstpeinigung war übrigens gering, denn die Nägel waren dicht aneinandergesteckt und an den Stellen, da sie den Körper berühren mußten, mit kleinen Polstern belegt, so daß das Lager sehr wenig oder gar nicht unbehaglich war. Als wir am Montag Herrn Jordan zur Bahn begleiteten, hatten wir Gelegenheit, uns das bewußte Bett näher zu betrachten. Es war mit einem Gepäckzettel versehen und wir waren höchst belustigt, die alte und die neue Zeit so vereinigt zu finden.

Ehe ich fortfahre, muß ich noch etwas erzählen, das sich am Donnerstag ereignete. Es ist Ihnen wohl schon bekannt, daß Herr Broadway für einen geschickten Arzt gilt. Mit allen möglichen Beschwerden kommen die Leute zu ihm; aber groß war sein Erstaunen und seine Heiterkeit, als ein Elefantentreiber zu ihm kam und um Arznei für seinen Elefanten bat.

„Was fehlt ihm?“ fragte Herr Broadway. „Auf unserer Reise“, erwiderte der Mann, „wurde der Elefant von einem Schakal gebissen und wenn Elefanten von Schakalen gebissen werden, erkranken sie und erbrechen junge Schakale.“ Wir konnten uns eines Lächelns über die außergewöhnliche Leichtgläubigkeit des Mannes nicht enthalten, aber er blieb bei seiner Behauptung: „Ganz gewiß, ich habe es mit eigenen Augen gesehen!“

Am Freitag predigten wir in den Bazaren und am Samstag ging unsere schwere Arbeit an. Ich muß erklären, was ich darunter verstehe. Das Predigen in den Bazaren ist keineswegs leicht; im Vergleich aber mit der Samstags- und Sonntagsarbeit ist es leicht, ich möchte fast sagen, unbedeutend. An diesen Tagen begannen wir, um sieben Uhr morgens, vor großen Mengen zu predigen und Bücher zu verkaufen und bis Sonnenuntergang predigten und verkauften wir ohne Unterbrechung weiter. Zu unsern Versammlungen kamen viele Fakire und waren regelmäßig unsere aufmerksamsten Zuhörer. Einer von ihnen fiel mir besonders während meiner Predigt am Sonnabend auf, und ich beschloß eine Unterredung mit ihm zu suchen. Die Gelegenheit ließ nicht lang auf sich warten, da er mir zum Buchladen in Bankipur folgte. Ich ließ mich gleich in ein Gespräch mit ihm ein und erfuhr, daß er auf einer Wallfahrt vom Berge Abu in Radschputana zum Mahasager oder „großen Mere“ begriffen sei. „Wie können wir sündhaft sein?“ fragte er, „wenn Gott wirklich, wie gesagt wird, Paramatma, d. h. die Seele des Weltalls ist?“ Ich erhob vor allem Einwand gegen diese falsche Ausdrucksweise, welche leicht irrtümliche Begriffe erwecken könnte und machte ihm klar, daß wir Gott für unser Leben auf Erden verantwortlich sind. Wir wurden unterbrochen, doch stand er kurz darauf wieder neben mir. Ich nahm das Gespräch wieder auf und sagte ihm, daß, wenn wir unserer Schuld uns bewußt sind, dieselbe reuevoll bekennen und uns bekehren, unsere Sünde für immer vertilgt würde. Er hörte aufmerksam zu und ich bekräftigte meine Aussage durch das Gleichnis vom verlorenen Sohne, wobei über die Asche, welche sein Gesicht bedeckte, Thränen rollten. Er schien sehr ergriffen und alle Anwesenden sahen, daß seine Rührung von Herzen kam. Sobald ich geendet hatte, forschte er weiter und in seinen Augen schimmerte ein Glanz neuer Hoffnung. Da nahte sich ein christlicher Sipahi, der sich zufällig im Lager befand und dessen Hauptpflicht im Leben es zu sein schien, Fragende zum Schweigen zu bringen; er fuhr den Fakir in rauhem Tone an, der Sache ein Ende zu machen. Dieser zögerte einen Augenblick, dann zog er sich zurück und verlor sich in der Menge. Ich schaute ängstlich nach ihm aus; er wagte sich nicht mehr heran, nur am Montag blickte er schüchtern ins Zelt herein. Ich eilte sofort hinaus, aber er war verschwunden.

Dieser Fall führt mich zu der Bemerkung, daß nur durch das Evangelium und zwar durch das Evangelium allein Menschen gewonnen werden können. Greift man Ram, Krischna oder Mahadeo an, oder führt man Stellen aus dem Ramayama an, welche gegen den Hinduismus und dessen Götter zeugen, so werden die Hörer dadurch zum Widerspruche gereizt; Kündiget man ihnen aber in aller Einfachheit die evangelische Botschaft,

so hören sie still und aufmerksam zu. Die Macht, welche das Gleichnis vom verlorenen Sohne ausübt, zeigte sich auch noch bei Herrn Jordans Predigt. Ein hochgewachsener Fakir stand, begierig jedem Worte lauschend, neben ihm und schluchzte wie ein Kind, als Herr Jordan den reumütigen Sohn schilderte. Einer der Missionare zeigte dem weinenden Manne ein Bändchen geistlicher Lieder, welches dieser nahm und den Umstehenden erklärte.

Am Montag trat ein alter Brahmine aus der Menge hervor und erzählte, was er dem Evangelium verdankte. Seit er es in einer benachbarten Stadt von deutschen Missionaren hatte verkünden hören, glaubte er an Christum. Er war heimgekehrt und hatte auch seiner Umgebung davon erzählt, mußte deshalb viel Verfolgung erdulden, ließ aber um Christi willen gern alles über sich ergehen. Er hat eine klare, deutliche und genaue Erkenntnis des Evangeliums, so weit er es gelesen hat. Wir gaben ihm ein vollständiges Neues Testament und behielten seine Adresse. Die Taufe hat er nicht empfangen.

Am nämlichen Tage warf sich ein Mann zu Füßen Prem Chands, der eben gepredigt und rief: „Ihr habt mein Herz getröstet."

Solche Zwischenfälle ermutigten uns, vorwärts zu gehen. Wenn erst einmal die sozialen Schranken weichen, welche noch so manche zurückhalten, dann wird — das fühlen wir zuversichtlich — der Andrang zum Reiche Christi groß sein. Gegenwärtig müssen wir uns damit begnügen zu wissen, daß viele ihr Vertrauen auf Jesum setzen, welche nicht wagen, ihn offen zu bekennen.

Von unserem Lager aus konnten wir gut auf den Fluß sehen. Allabendlich wurden von Frauen und Jungfrauen, welche zur Mela gekommen waren, zahlreiche Lichter auf die Oberfläche des Wassers gesetzt. Die Wirkung war eine wunderbar schöne, wenn diese leuchtenden Punkte auf dem raschen Strom nacheinander vorbeieilten.

Am Tage bot sich dem Auge ein ganz anderes Bild dar. Tausende von Gästen drängten sich am entgegengesetzten Ufer und warteten der Überfahrt und weiter oben konnte man eine Anzahl Elefanten sehen, welche, je acht bis zehn nebeneinander, herüberschwammen. Es war ein Schauspiel, das uns unvergessen bleiben wird. Die Weibchen schlangen ihre Rüssel um ihre Jungen und durchkreuzten die flutenden Wellen. Wenn sie, an den Sandbänken angelangt, wieder Grund unter den Füßen fühlten, ließen sie ihre mächtigen Trompetentöne durch die Lüfte schallen.

Die Polizeibehörde war sehr zuvorkommend und gewährte uns jeglichen Schutz. Bei Tag und bei Nacht bewachten vier Schutzmänner unser Eigentum; aber mit all ihrer Vorsicht war es auch ihnen nicht möglich, uns vor Schrecken zu bewahren. Ich hatte mich am Sonntag eben für die Nacht zurückgezogen, als die ganze Mela in Aufruhr zu geraten schien. Ein Kamel hatte sich losgemacht und stürzte durch die Reihen Schlafender, um sein Junges zu suchen, das man ihm Tags zuvor genommen hatte. Da der Käufer zufällig einer unserer nächsten Nachbarn war, brach es, von einer aufgeregten Menge verfolgt, trotz aller Polizeiregeln, in unser Lager ein.

Nun ist es vorüber und wir sind wieder daheim. Herr Dann und ich kehrten mit einander zurück; aber erst nach einem weiteren Abenteuer erreichten wir unser Ziel. Der „Tikkaghari“, in dem wir zur Bahn fuhren, stieß mit einem „Ekka“ zusammen. Infolge des Stoßes stürzte das Pony vor dem letzteren und ich wurde mit großer Gewalt vorwärts geschleudert, so daß ich jetzt durch ein steifes Knie an das Zimmer gefesselt bin.

Ich bedaure nur, nicht Besitzer eines guten photographischen Apparates zu sein, da man weder mit Worten noch mit dem Zeichenstifte die mannigfaltigen, rasch wechselnden Auftritte wiedergeben kann. So ging ich z. B. am Montag Abend im Mina Bazar an einem Elefanten vorüber, der auf jedem seiner Fangzähne eine Laterne trug. Das Bild war fesselnd, aber verschwunden, ehe ich es hätte zeichnen können. —

Ich muß noch, ehe ich schließe, Ihnen sagen, wie wacker unsere eingeborenen Brüder arbeiten. Kaum könnte eine andere Mission eine Anzahl so gediegener Männer aussenden. Aus Herrn Broadways Gemeinde kamen zwei Tuchhändler jeder einen Tag herüber, um durch Predigt und Bekenntnis Christi Werk zu fördern.

Eine Missionsreise in Nordindien.[1])

Es war im Dezember 1884, Januar und Februar 1885, daß Missionar Traill diese Reise machte. Er besuchte in diesen drei Monaten über 250 Städte und Dörfer, bereiste mehr als 700 Meilen Landes, hielt 670 Versammlungen und predigte vor 38 000 Zuhörern.[2]) Er war von einem Colporteur und zwei eingebornen Predigern begleitet und wurde von ihnen in seiner Arbeit unterstützt. Der Weg führte zuerst über alten Boden, wo mancherlei Merkmale des Fortschrittes zu erkennen waren; er traf viele, die von ihren Götzen abgefallen waren und offen den einigen, lebendigen und wahren Gott bekannten. Aber der zweite Teil der Reise führte meistens über neuen Boden, an viele Orte, wo noch kein Weißer gesehen worden war; Traill fand jedoch überall freundliche Aufnahme und es gab kein Dorf, in welchem nicht eine Versammlung gehalten wurde. Der Maharadscha von Dscheypur hat mehrere kleinere Radschas unter sich und Missionar Traill suchte die Hauptstädte von vieren dieser Herrscher auf, stellte sich ihnen persönlich vor und erhielt Erlaubnis zu predigen, wo er wollte. Unter seinen Zuhörern waren Pundits und Maulwi (hindostanische und mohammedanische Lehrer) zahlreich vertreten.

Missionar Traill macht uns mit der Arbeit eines seiner Tage bekannt:

Ich wähle aufs Geratewohl den 29. Januar 1885. Mein Zelt stand damals in Narnaul, etwa hundert Meilen nördlich von Dscheypur. Ich war am 27. Januar nach einem Ritte von zwanzig Meilen nach

---

[1]) The Missionary Record of the United Presb. Ch. 1886, 19 ff.

[2]) Weniger Orte zu besuchen und in den einzelnen Städten und Dörfern länger zu verweilen, wäre gewiß fruchtbarer gewesen. D. H.

Sonnenuntergang, gerade vor Ausbruch eines schweren Gewittersturmes, hier angekommen. Ich erinnere mich nicht, jemals dichtere Finsternis und grellere Blitze gesehen oder lauteren Donner gehört zu haben. Der Regen ergoß sich in Strömen, welche den Erdboden aufwühlten und den Damm durchbrachen, der das Zelt beschützte und alles aus demselben fortzuschwemmen drohte zum großen Unbehagen unseres Schami Gunga Das, welcher sein Bett darin aufgeschlagen hatte. Wir besserten den Schaden aus, leiteten den Strom ab und waren sehr froh, als der Sturm sich etwas später legte.

Das Wetter am 28. Januar war wunderschön. Ich prüfte in Narnaul die englischen Landesschulen, hielt Versammlungen in verschiedenen Stadtteilen und zuletzt stellte ich die laterna magica im Schulhofe auf, wo über 1500 Personen das Evangelium verkündet wurde. Narnaul grenzt an Dscheypur, gehört dem Maharadscha von Patiala und zählt 25—30 000 Einwohner, Hindus und Mohammedaner, im Verhältnis von vier zu eins. Noch nie zuvor war die Lehre vom Kreuze dort gepredigt worden. Das Land umher ist gut bebaut und das Volk scheint glücklich und wohlhabend. Früher gehörte dieses kleine Königreich einem mohammedanischen Fürsten, der sich bei dem Aufruhre beteiligte und deshalb alles verlor. Noch zeugt die schön gebaute Stadt von mohammedanischem Einfluß; stolz erhebt die Moschee ihre Kuppel und Minarets, während der Tempel sich in Dunkelheit zu verbergen scheint. Nach dem Aufstande wurde der treue Maharadscha von Patiala mit Verleihung des Königreichs belohnt, und er bewährt sich als guter Regent. In den größeren Dörfern hat er Schulen errichtet und in der Stadt eine Armenapotheke, ein Krankenhaus und eine englische Landesschule, in der ich mehr als 250 Knaben vorfand, denen die drei dort üblichen Sprachen gelehrt werden: Hindostanisch, Urdu und Englisch. Ich prüfte die meisten Klassen und fand die Schule in vortrefflichem Zustande. Dann versprach ich, im sehr geräumigen Schulhofe den Knaben die laterna magica zu zeigen, welche Nachricht sich durch die ganze Stadt verbreitete, so daß ich bei meiner Ankunft um sieben Uhr eine große Versammlung vorfand, zu der wir, meine beiden Gehilfen und ich, zwei Stunden lang vom Evangelium sprachen. Die Bilder meiner Laterne stellen beinahe lauter biblische Scenen dar.

Während des Tages hatte ich öfter Pundits und Maulwis getroffen und besondere Zusammenkünfte mit ihnen verabredet. Als ich nun am 29. früh morgens aus meinem Zelte trat, erwartete mich der Hauptmaulwi des Ortes mit mehreren Glaubensgenossen und einigen Hindus. Nach dem üblichen Morgengruße vertieften wir uns sofort in ein religiöses Gespräch. Der Maulwi war unter den Mohammedanern der einzige Sprecher und die Hindus schwiegen. Von mir aufgefordert, begann er und stellte Fragen über Christi Person. Ich erwiderte ihm so einfach als möglich, daß er Gott und Mensch zugleich ist, daß zweierlei Naturen in einer Person vereinigt sind. Das Wort, welches im Anfang war, ward Fleisch, nahm Menschengestalt an, um die Menschen belehren und versöhnen zu können. Darauf fragte der Maulwi: „Wie kann der allgegenwärtige Gott in eine menschliche Gestalt eingeschlossen sein? Wenn dem so wäre, wer würde das Weltall regieren?" Die Mohammedaner sprechen häufig

von Gott, als von einem großen Manne, dessen Haupt im Himmel, dessen Füße in der Hölle und dessen Körper auf der Erde ist. Also sagte ich: „Aus Ihrer Frage geht hervor, daß Sie eine unrichtige Auffassung von Gott haben. Stoff und Körper können Gott nicht einschließen, und Jesus Christus, als er auf Erden war, sagte von sich selbst: „Des Menschen Sohn, der im Himmel ist.“ „Wie kann das möglich sein?“ fragte der Maulwi. „Gestatten Sie mir folgendes Beispiel,“ sagte ich; „wenn ich eine Feder ergreife, um einem entfernten Freunde zu schreiben, der sonst nichts von mir erfahren würde, kommt mein Kopf nicht in die Feder, noch beteiligen sich meine Füße und mein übriger Körper dabei. Ich nehme die Feder in die Hand und offenbare damit meinem entfernten Freunde meine innersten Gedanken. So verbarg Gottes Sohn, welcher allgegenwärtig ist, seine göttliche Herrlichkeit in einem menschlichen Körper und ward wahrer Mensch, um sich den Menschen offenbaren zu können. Niemand kann Gott sehen und leben. Für uns Sünder mußte Gottes Sohn so handeln, damit er unser Erlöser werden konnte. Der große und gelehrte Maulwi kann sein Kind, wenn es lesen lernt, nur die einfachen Buchstaben lehren; er muß mit seiner eigenen Gelehrsamkeit zurückhalten und das Kind zuerst lehren, was es begreifen kann. In dem Maße als des Kindes Verständnis an Kraft zunimmt, wird die Größe der Gelehrsamkeit des Lehrers offenbar; er spricht arabisch und persisch mit dem Schüler und wird verstanden.“ Auf dieses Beispiel, welches für seine Art, die Dinge aufzusuchen, paßte, antwortete er: „Ich habe es nie zuvor in diesem Lichte betrachtet.“ Darauf legte ich ihm noch mehr von der heiligen Schrift aus, redete von der Sünde und von unserer Erlösung durch Jesum Christum allein.

„Warum nur durch Jesum allein?“ fragte er, „ist nicht Mohammed der letzte und größte der Propheten?“ „So glauben Sie; aber womit begründen Sie das?“ „Christus“, entgegnete er, „prophezeite sein Kommen.“ „Dann trifft es sich gut“, sagte ich, „daß wir hier im Neuen Testament nachsehen können, was Jesus Christus sagt.“ Ich las nun im Evangelium St. Johannis jedes Wort über das Kommen des heiligen Geistes, vergaß auch nicht Apostelgeschichte 1, 4, wo den Jüngern geboten wird, nicht von Jerusalem zu weichen, sondern auf sein Kommen zu warten. Ich machte ihn dann darauf aufmerksam, daß einer (nicht zwei) vom Heiland verheißen worden war, daß er zu denselben Jüngern, welche Jesus im begriff war zu verlassen, und in die Stadt Jerusalem kommen sollte. Von den Jüngern waren sicherlich alle siebzig Jahre nach dieser Verheißung tot; vierzig Jahre später war Jerusalem zerstört und Mohammed kam erst 600 Jahre nach Christo. Unseres Heilandes Angaben über die ganze Thatsache würden unrichtig sein, wenn er auf Mohammed hingewiesen hätte. Ich gab dann dem Maulwi das zweite Kapitel der Apostelgeschichte zu lesen, wo wir finden, daß der heilige Geist zu diesen nämlichen Jüngern in feurigen Zungen kam. Ich fragte ihn: „Wie viele hat Christus verheißen?“ „Einen“, antwortete er, „und dieser Eine ist gekommen“, sagte ich; „warum wollt ihr eines andern warten?“ Ich zeigte ihm auch, daß Mohammed einen Raub an Christi Herrlichkeit begangen, als er in ihm nicht den mensch-

gewordenen Sohn Gottes anerkannte. Er suchte aus ihm einen bloßen Menschen zu machen, einen Propheten gleich Moses und Abraham. Mohammed zeugte nicht von Christo, er entäußerte ihn nicht nur seiner Gottheit, — er stellte auch sein Versöhnungswerk in Abrede, so daß er nicht der Heiland gewesen wäre, dessen die Welt bedurfte. In Mohammed fanden die Menschen keine Erlösung, blieben also Sklaven der Sünde und des Satans. Mohammed führte die Seelen aus dem geistlichen Leben in Christo in das äußerliche, förmliche Wesen zurück. Nicht eine Weissagung deutete auf Mohammed, alle wiesen auf Christum und wurden in ihm erfüllt. Sein Reich war ein ewiges Reich, also konnte niemand 600 Jahre später ein Nebenreich gründen, noch der letzte und größte Prophet sein. Ich lenkte seine Aufmerksamkeit noch auf andere Widersprüche und ersuchte ihn, dieselben zu widerlegen, damit ich Mohammed, wenn er wirklich ein Gottgesandter wäre, als solchen verehren könne. „Das kann ich jetzt nicht," sagte er, „erst muß ich darüber nachdenken; „aber", fügte er hinzu, „sagen Sie mir, was Sie von Mohammed und der Entstehung des Koran halten?" „Ich denke", erwiderte ich, „Mohammed war anfangs ein redlicher Heide, der mit etwas unlautern Christen verkehrte, dieselben gegen die Sünde der Abgötterei sprechen hörte und von dem alleinigen Gotte, welchen wir lieben und dem wir dienen sollen. Er eignete sich diese Lehre an und verbreitete sie, ohne den göttlichen Heilsplan nach der biblischen Wahrheit zu begreifen. Die Leute um ihn, welche nicht Christen waren, verfolgten ihn. Von den Christen aber erfuhr er weitere historische Thatsachen aus der Bibel und übertrug sie mit echt dichterischer Ausschmückung in seine schöne arabische Muttersprache. So lehrte er sie seinen Anhängern, welche sie ihren Nachkommen überlieferten; von diesen wurden sie gesammelt, gefeilt und im Koran aufbewahrt. Mohammed verteidigte sich und seine Jünger nach Kräften, kam zu Reichtum und Ehren, wie viele andere und wie gegenwärtig auch der Mahdi in Ägypten. Glauben sie dieser Erfolge wegen an ihn? Ich nicht. Vieles wurde ihm falsch hinterbracht; anderes hat er mißverstanden wie z. B. die Gottheit unseres Herrn, die Versöhnung der Sünder und mancherlei derart." Ich legte es ihm aus, suchte ihn zur Erkenntnis seiner Sünde zu bringen und das Verlangen nach einem Erlöser in ihm zu wecken. Auch gab ich ihm eine in die Urdusprache übersetzte Bibel, welche er zu lesen versprach. Von seinen nächsten Freunden begleitet, verabschiedete er sich von mir mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens.

Ehe der Maulwi uns verließ, hatte sich ein Mann Namens Jumal Bey den fortwährend sich ansammelnden Hörern zugesellt. Ich hatte ihn schon als mohammedanischen Prediger kennen gelernt. Ursprünglich Hindu, hatte er seine Religion als falsch erkannt und verlassen und war Mohammedaner geworden, von seinen nunmehrigen Glaubensgenossen, wie ich beobachtet hatte, für ziemlich ungebildet und für einen Fanatiker angesehen, wie es Proselyten häufig sind. Es ärgerte ihn, daß der oberste Maulwi mir so eifrig zuhörte, als ich von Christi Werk und Mohammeds gewöhnlicher Herkunft sprach. Er hatte sich wiederholt einzumischen versucht; aber der Maulwi wollte von seiner Weisheit nichts wissen. Nun dieser fort

war, begann Jumal Bey mit seinen Angriffen, indem er sagte: „Wie können Sie es wagen, von Mohammeds Irrtümern zu sprechen? Was wissen Sie davon?" „Ich entgegnete: „Die Bibel und der Koran sind beide in meiner Hand und erstere ist 600 Jahre vor letzterem geschrieben, hier sind beide in englischer Sprache, so daß ich sie lesen und vergleichen kann und Sie können nicht umhin zuzugeben, daß das ältere Buch, welches der beschriebenen Zeit näher liegt, einen glaubwürdigeren Bericht derselben enthalten muß." „Was sagten Sie von Mohammeds Irrtümern? er konnte nicht unrecht thun." „Er griff aber zu Kampf und Schwert, um seine Religion zu verbreiten. Käme der Mahdi nach Hindostan herüber, euch alle, die ihr nicht an ihn glaubt, zu töten, würden Sie das für recht oder unrecht halten?" „Für entschieden unrecht; denn ich glaube nicht an ihn," sagte er. „Nun wohl, wir können die christlichen und die mohammedanischen Nationen vergleichen und uns die Saat betrachten, welche jeder Lehrer gesäet." Ich ersuchte ihn, sich die verschiedenen Länder anzusehen, um die Erfolge zu prüfen. Es war nutzlos, denn er besaß nur geringe Kenntnisse und glaubte einzig und allein an die Größe der mohammedanischen Länder.

Er fuhr mit seinen Fragen fort: „Warum befolgt ihr im Essen und und Trinken nicht die Vorschrift des Alten Testaments? Warum eßt ihr von Schweinen, welches darin unrein erklärt wird?" Ich erwiderte ihm, daß Christus durch seinen Tod für die Sünder das sinnbildliche Opfer des Alten Testamentes erfüllte. Der Mensch sollte eingedenk sein, daß seine Seele nur durch das große Opfer des Gottmenschen leben kann, darum war ihm geboten, nur das Fleisch solcher Tiere zu genießen, die zum Opfer zugelassen oder feierlich rein erklärt worden waren. An sich selbst sind diese Tiere weder unrein noch sündhaft; da Gott weder Unreines noch Sündhaftes schafft. Wie das Fleisch des Opfers den Körper nährte, so speiste der wahrhaftige Geist, mit dem es dargebracht wurde, die Seele. Durch Genuß der geopferten Tiere wurde man des Versöhnungslammes teilhaftig, das nach göttlichem Ratschluß sterben mußte.

Die Tiere, welche nicht als Opfer angenommen wurden, waren den Juden unrein, bis Christus lehrte: „Es ist nichts außer dem Menschen, das ihn könnte gemein machen, so es in ihn gehet; sondern das von ihm ausgehet, das ists, das den Menschen gemein machet." Wer lügt, durch Wort oder That betrügt, ist der Unreine. Ich fragte ihn, ob er nie in seinem Leben gelogen habe; er suchte es nicht in Abrede zu stellen und viele der Umstehenden bemerkten: „Wer spricht immer die Wahrheit? leben wir doch in einer schlechten Welt." Dieses Zugeständnis benützend, predigte ich volle und freie Vergebung allen denen, die Buße thun und an Christum glauben. Ich predigte darüber beinahe eine Stunde vor einer zahlreichen Versammlung. Nachdem ich geendigt hatte, sagte mir Jumal Bey, daß er noch immer nach Erleuchtung trachte, und auch durch den Mohammedanismus nicht befriedigt sei. Er irrte noch ganz im Dunkeln und hätte sich gern von mir weiter belehren lassen. Ich ermahnte ihn, den lieben Gott um Licht zu bitten, der sein Gebet erhören würde. Er bekannte, daß er noch niemals zu Gott gebetet, sich aber immer auf seine eigene Weisheit verlassen habe. Ich gab ihm ein Neues Testament in seiner

Muttersprache und forderte ihn auf, es als einen Brief von seinem himmlischen Vater anzunehmen und zu lesen.

„Um das zu können", sagte ich, „müssen Sie sich aber aller vorgefaßten Meinungen entäußern und willig anhören, was ihnen darin gesagt wird, sonst verwerfen Sie das himmlische Licht. Er versprach, meinen Rat zu befolgen und mich abends nochmals aufzusuchen.

Es ging nun nordwärts durch wohlbebaute Felder. Der Boden war noch naß und die Luft kalt. Vier Meilen weiter kamen wir in ein hübsches Dorf, Namaz Pura oder Betstadt genannt, wo ich drei mir bekannte Beamte traf, welche zu einer Hochzeitsfeier in ihr Heimatsdorf gekommen waren. Wir mußten sie in ihre Wohnung begleiten, wo wir freundlich bewirtet wurden und ich redete zu den zahlreichen Hochzeitsgästen vom großen Hochzeitsmale des Lammes. Sie hätten uns gern den ganzen Tag behalten, aber wir verabschiedeten uns und ritten vier Meilen weiter, bis wir das Dorf Churina jenseits der Dscheypurgrenze erreichten. In der Nähe wohnt das Haupt einer neueren Hindusekte, deren Anhänger sich Premis oder „Gottliebende" nennen und von welcher ich viel gehört hatte. Sie war vor ungefähr sechzig Jahren von einem Derf Ray gegründet worden und wartet auf die zehnte, die sündlose Menschwerdung Wischnus, welcher alle Religionen der Welt vereinigen wird. Die Premis verwerfen die Kasten und gehen in der Bilderverehrung weniger weit als die andern Sekten. Sie singen mit Vorliebe und drücken in ihren Liedern sehnendes, geistliches Verlangen, auch Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Hinduismus aus. Während sie singen, schütteln sie ihre Köpfe hin und her und im Kreise herum und das so heftig, bis sie in einer Art Betäubung halb bewußtlos umfallen und einige Zeit liegen bleiben. Den Zustand des Wiedererwachens schildern sie als sehr angenehm. So zeigen sie ihre Liebe zu Gott und finden in diesem (physischen) Entzücken ihre Belohnung. Mit einigem Interesse betrachtete ich mir zum ersten Male ihre anspruchslosen Wohnstätten, die ungefähr einen Morgen Landes bedecken und von einer starken Kaktushecke umzäunt sind. Als wir durch ein kunstloses Thor in dieses Gehege traten, sahen wir rings umher kleine Lehmhütten, in der Mitte den unansehnlichen Tempel und die Singhalle von schönen Bäumen beschattet. Unter einem derselben lagerten wir uns, dem Tempel gegenüber, und während ich dem Haupte der Sekte meine Grüße entsandte und um eine Unterredung bat, konnte ich mir mit Muße alles betrachten. Ich hatte schon erfahren, daß diese Sekte meist aus Frauen bestehe, welche durch verfrühte Heirat, oder neben einer zweiten Gattin, oder als Witwen sich daheim unglücklich gefühlt hatten. Es wunderte mich, auch Männer zu gewahren und es wurde mir gesagt, daß die Anführerin und einige der andern Frauen verheiratet seien, doch gab es auch viele Jungfrauen unter ihnen, welche auf die sündlose Menschwerdung des Gottes harrten, dem sie alle verehelicht werden wollen. Einstweilen leben sie in diesen ärmlichen Hütten, arbeiten, wenn sie nicht ihre religiösen Gebräuche ausüben, oder suchen ihre Glaubensgenossen in nahen und entlegeneren Dörfern auf. Ich sah auch Frauen in gewöhnlichen Kleidern mit Putzen, Kornmahlen, Kochen oder Baumwollspinnen beschäftigt und während ich mich

mit einzelnen derselben unterhielt, ließ der Mahaut unsern eingebornen Christen Gunja Das kommen, um sich über uns zu erkundigen und einen passenden Empfang zu veranstalten. Ich wurde hierauf in den Tempel eingeladen, um Nanki, dem Haupte der Premis, vorgestellt zu werden. Ich sah bei meinem Eintritt in der Mitte ein einfaches Denkmal, unter welchem die Asche des Gründers der Sekte ruht. Auf einer Seite war ein Altar für Niskalank und sein Weib Su Schila errichtet, deren Abbildungen ich vorher nirgends gesehen hatte, weil die Menschwerdung noch bevorsteht. Gewöhnlich wird dieselbe durch ein gesatteltes, glänzend ausgestattetes weißes Roß dargestellt, das ein Reitknecht unter einem königlichen Schirm für die sündlose Menschwerdung bereit hält. Hier fand ich aber Niskalank oder den „Sündlosen" und sein Weib Su Schila „gute Gesinnung" bildlich dargestellt. Außerdem war, wie in allen Wischnutempeln ein Weihrauchfaß vorhanden, eine Lampe, ein Lager, verschiedene Abbildungen des jungen Krischna auf dem herkömmlichen Altar, an dessen rechter Seite das bekannte Pferd stand. Auch die Wandverzierungen waren die nämlichen, inmitten von Blumen, von singenden und tanzenden Engeln, die neuen Menschwerdungen Wischnus.

(Schluß folgt.)

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1887.

Ein bedeutungsvolles Bekenntnis.

Rede des Professors Sir Monier-Williams auf dem Jahresfeste der Ch. M. Soc. [1])

Mein alter Freund Rev. James Long, der kürzlich zu seiner Ruhe eingegangen ist, ein sehr geschätzter Missionar unserer Gesellschaft und Gründer der nach ihm benannten Vorlesungen über nichtchristliche Religionen, sagte wenige Tage vor seinem Tode zu mir: „Wie ich höre, sprechen Sie am Jahresfeste der Kirchlichen Missionsgesellschaft; legen Sie doch unsern Missionaren nahe, wie wichtig das Studium der nichtchristlichen Religionssysteme ist." Dieser Wink konnte für mich nur erfreulich sein, war er mir doch ein Beweis, daß ich für fähig galt, über einen schwierigen Gegenstand sprechen zu können, der umfassende Kenntnisse und Erfahrung voraussetzt. Allerdings wird uns jetzt das Studium dieser Systeme durch ganz ungewöhnliche, uns zu Gebote stehende Mittel erleichtert, denn in diesem Jubiläumsjahre der Königin hat die Universität Oxford die Herausgabe von etwa dreißig stattlichen Bänden sogenannter heiliger Bücher aus dem Orient vollendet, nämlich der Veden, des zoroastrischen Zendavesta, des buddhistischen Tripitaka, der Texte des Confucius und des mohammedanischen Korans, alle vortrefflich übersetzt. Mir scheint aber, daß unsere Missionare hinreichend von der Notwendigkeit dieses Studiums überzeugt sind; sie wissen, daß sie die falschen Glaubenssatzungen kennen lernen müssen, um sie bekämpfen zu können; muß doch auch ein Heer, das ein feindliches Land erobern will, schon vorher die Lage dieses Landes, die Stärke der Befestigungen und die Verteidigungsmittel genau kennen. Jedenfalls darf ich das alles voraussetzen und ich bin überzeugt bei diesem Anlaß mehr Gutes zu wirken, wenn ich, anstatt auf eine so selbstverständliche Pflicht hinzuweisen, in einigen Worten vor der hinter ihr lauernden Gefahr warne.

Vielleicht kann ich die Art dieser Gefahr am besten beschreiben, indem ich schildere, was in mir vorgegangen, während ich nahezu vierzig Jahre lang die sogenannten heiligen Bücher des Orients studierte. In meiner Jugend hatte ich von allen nichtchristlichen Religionen nicht anders als von „Schöpfungen des Teufels" reden hören und als ich anfing, im Hinduismus und Buddhismus zu forschen, verhehlten mir einige wohlmeinende christliche Freunde ihr Erstaunen nicht darüber, daß ich meine Zeit verlöre, in diesem schmutzigen Pfuhl des Heidentums zu wühlen. Aber siehe,

[1]) Ch. Miss. Intelligencer 1887, 342 ff.

nach kurzer Prüfung fand ich manchen glänzenden Edelstein; noch mehr! ich stieß auf leuchtende Funken des wahren Lichtes, welche hie und da aus der Finsternis hervorsprühten. Nun liegt es in der Natur eines jeden wahren Engländers, seine Gegner ehrlich bekämpfen zu wollen und je mehr ich mich in das Studium dieser nichtchristlichen Systeme vertiefte, desto fester bildete ich mir ein, sie seien unbillig behandelt worden. Ich entdeckte eigentümliche Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten mit unserm heil. Buche aus dem Orient. Kurz, ich begann an das zu glauben, was man Entwicklung und Wachstum des religiösen Gedankens nennt. Diese unvollkommenen Systeme, sagte ich zu mir, sind deutliche Stufen in der Entwicklung der menschlichen religiösen Instinkte und Strebungen. Ich sah darin interessante Anstrengungen des menschlichen Geistes, der sich aufwärts zum Christentum durchzukämpfen sucht und ich hielt es sogar für wahrscheinlich, daß sie alle dazu bestimmt waren, zu der Einen wahren Religion zu führen und daß das Christentum nichts anderes ist als die Steigerung, die Ergänzung und die Erfüllung aller.

Nun liegt unzweifelhaft in einer solchen Theorie ein großer Reiz, um so mehr, als sie auch wirklich Elemente der Wahrheit enthält. Aber ich ergreife freudig diese Gelegenheit, öffentlich zu bekennen, daß mich ihr Zauber irre geleitet hat und daß ihr Grundgedanke unrichtig ist. Die Anziehungskraft und die Gefahr beruhen nach meiner Meinung hauptsächlich auf ihrer scheinbaren Vorurteilslosigkeit, ihrem freien Standpunkte und ihrer Toleranz. In der Times vom 14. Oktober 1886 finden wir ein merkwürdiges Gespräch zwischen einem Lamapriester und einem christlichen Reisenden verzeichnet, in dem der Priester unter anderm sagt: „Christen nennen ihre Religion die beste aller Religionen, während nach einer ihrer neuen Verhaltungsmaßregeln die Buddhisten von ihrer Religion in anbetracht der Andersgläubigen niemals denken noch sagen sollen, daß sie die beste sei.“ Wer sich für diese Art Vorurteilslosigkeit erklärt, wird in diesen Tagen allgemeiner Duldung und religiösen Freihandels sicher bei einer gewissen Klasse von Denkern Beifall ernten. Auch dürfen wir nicht vergessen, was unsere Bibel uns sagt, daß Gott nicht unbezeugt geblieben ist und daß, wer Gott fürchtet und Gerechtigkeit wirket, von ihm aufgenommen wird, welchem Volke er auch angehöre. Und doch behaupte ich, daß diese flaue, verschwommene, auf beiden Seiten hinkende Toleranz mit der mannhaften Art eines wahren Christen unvereinbar ist. Ein christlicher Charakter sollte unsrer Bibel entsprechen. Nehmen wir dieses unser heiliges Buch ehrfurchtsvoll in die Hand, suchen wir darin von Anfang bis zu Ende und merken wir wohl auf den Geist, der das Ganze durchdringt. Da finden wir kein Schwanken und keine Lauheit in den Aussprüchen. Sie ist, und das müssen selbst Zweifler zugeben, welche ihren göttlichen Ursprung bestreiten, deutlich und gerade, kühn und furchtlos, streng und unerschütterlich. Jedes Blatt darin strahlt Kraft und Stärke aus. Sie lehrt uns entweder kalt oder warm sein. Ist Gott Gott, so dient ihm; ist Baal Gott, so dient ihm. Wir können nicht beiden dienen, noch können wir beide lieben, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. Nirgends wird

auf einen andern Namen, einen andern Erlöser, der besser für Indien, Persien, China oder Arabien geeignet wäre, hingewiesen.

Wie, höre ich den begeisterten Religionswissenschaft-Studierenden fragen, sind Sie ernstlich der Meinung, daß diese dreißig stattlichen Bände heiliger Bücher aus dem Orient, welche die Universität Oxford eben herausgegeben hat, wertloses Papier sind? Nein, gewiß nicht: wir heißen diese Bücher im Gegenteil willkommen und bitten jeden Missionar, deren Inhalt zu studieren und dankbar alles Wahre und Gute daraus zu nehmen. Er hüte sich aber wohl, diese nichtchristlichen Bibeln in Einklang mit irgend einer wissenschaftlichen Entwicklungstheorie bringen zu wollen und in seiner Verblendung unsere heilige Schrift bloß für den Gipfelpunkt religiöser Entwicklung zu halten. Diese nichtchristlichen Bibeln enthalten im Gegenteil alle Entwicklungen nach der falschen Richtung; sie fangen mit einigen Funken wahren Lichtes an und enden in äußerster Finsternis. Schichten Sie dieselben, wenn Sie wollen, auf der linken Seite Ihres Schreibtisches auf, aber auf die rechte Seite legen Sie Ihre eigene heilige Bibel ganz allein, unberührt von den andern Büchern.

Und nun möge man mir noch gütigst gestatten, die beiden Gründe anzugeben, welche mich ermutigten, so unumwunden gegen die Lieblingsphilosophie der Gegenwart zu sprechen. Ich ersuche die jugendlichen Forscher, die sogenannten heiligen Bücher des Orients vom ersten bis zum letzten Buchstaben durchzulesen und mir zu sagen, ob darin von Vyasa, Zoroaster, Confucius, Buddha oder Mohammed steht, was unsere Bibel vom Stifter des Christentums zeugt, nämlich: daß Er ein Mensch ohne Sünde zur Sünde gemacht war, nicht nur, daß Er die Sünde austilgte, sondern daß Er, der sündlose Menschensohn, selbst zur Sünde gemacht wurde. Vyasa und die andern Gründer des Hinduismus verordneten strenge Bußen, endlose Waschungen in geweihten Wassern, unaufhörliche Reinigungen, zahllose Gebete, mühevolle Wallfahrten, steife kirchliche Gebräuche und allerlei Opfer, nur um die Sünde los zu werden. Das sieht man aus ihren Büchern; aber steht auch darin, daß diese Männer, welche alle Mittel erschöpften, um die Sünde auszutilgen, selbst Menschen ohne Sünde, zur Sünde gemacht waren? Sowohl Zoroaster als Confucius, Buddha wie Mohammed, alle haben den Menschen geboten, mit allen Kräften gegen die Sünde und das Sündenelend zu kämpfen, aber sagen ihre Bücher, daß sie selbst sündlos waren, zur Sünde gemacht? Verstehen Sie mich wohl. Als Laie maße ich mir nicht an, den scheinbaren Widerspruch dieses Bibelverses zu deuten, wonach ein Mensch ohne Sünde zur Sünde gemacht wird. Ich will nur beweisen, daß dieses Wort einzig dasteht, unerreicht und ohne gleichen, daß kein anderes Buch, welches irgend eine Religionslehre vertritt, auch nur den Schatten einer ähnlichen Erklärung enthält. Und dann mögen die jugendlichen Studierenden diese sogenannten heiligen Bücher noch einmal von Anfang bis Ende durchsuchen, ob von Vyasa, Zaroaster, Confucius, Buddha oder Mohammed irgendwo geschrieben steht, was die Bibel vom Stifter des Christentums lehrt, daß er, ein toter und begrabener Mann zum Leben gemacht ist, nicht nur, daß er Leben giebt, sondern

6*

daß er, der Gestorbene und Begrabene, das Leben ist: „Ich bin das Leben." „Wenn Christus, unser Leben, erscheinen wird." „Wer den Sohn hat, hat das Leben." Ich erinnere noch daran, daß das Blut das Leben ist und daß unsere heilige Bibel noch die unvergleichliche, wunderbare Versicherung hinzufügt: „Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch." Auch hier will ich mich nicht erkühnen, einen so wunderbaren, staunenerregenden Ausspruch zu deuten; ich begnüge mich damit, zu behaupten, daß er einzig dasteht und daß in keinem andern Buche der Welt auch nur die leiseste Spur einer ähnlichen Erklärung zu finden ist. Erwägen wir nun noch, daß diese beiden, in ihrer Art einzig dastehenden Erklärungen in innigem, unauflöslichem Zusammenhang mit den wichtigsten Thatsachen und Lehren unserer Religion stehen, mit der Menschwerdung, Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Vyasa, Zoroaster, Confucius, Buddha und Mohammed sind tot und begraben, ihr Fleisch ist verwest, ihre Gebeine sind in Staub zerfallen, ihr Körper ist nicht mehr, das geben sogar ihre Jünger zu. Die Christenheit allein feiert alljährlich die Himmelfahrt ihres göttlichen Stifters; er ist nicht nur geistig, sondern leiblich „mit Fleisch, Gebeinen und allem, was zur vollkommenen menschlichen Natur gehört," eingegangen in den Himmel, um die ewige Lebens- und Heiligungsquelle für sein Volk zu werden.

Es bedarf in diesen Tagen schwacher Nachgiebigkeit und charakterloser Zugeständnisse einigen Mutes, unduldsam zu scheinen; aber nach meiner Meinung bilden diese beiden unvergleichlichen Aussprüche, welche ich aus unserer Bibel citiert habe, einen Abgrund zwischen ihr und den sogen. heiligen Büchern des Orients, der sie vollständig, hoffnungslos und für ewig von einander trennt, nicht einen bloßen Graben, der leicht ausgefüllt werden kann, oder über den der Christ und der Nichtchrist sich die Hand reichen im Austausch ähnlicher Gedanken über religiöse Grundwahrheiten, sondern einen wirklichen Abgrund, den weder Wissenschaften noch religiöse Gedanken überbrücken können, eine unübersteigliche Kluft, über welche keine Theorie und keine stufenweise Entwicklung führt. Geht also hinaus, ihr Missionare, im Namen eures Meisters, geht in die weite Welt und wenn ihr alle falschen Religionen und Philosophien studiert habt, so verkündet unerschrocken der erlösungsbedürftigen Menschheit die einfachen, unveränderlichen, ewigen, ich möchte fast sagen, die strengen, unnachgiebigen, unerbittlichen Thatsachen des Evangeliums. Wagt es, mit der Bibel in der Hand mutig vorwärts zu gehen und nehmt als Losungsworte Liebe, Freude, Friede und Versöhnung. Seid gerecht, liebreich und christlich; aber verhehlt es nicht, daß das Christentum nicht verwässert werden kann und darf, um es den Hindus, Persern, Confucianern, Buddhisten oder Mohammedanern mundgerechter zu machen. Wer von einer falschen Religion zu einer wahren übertreten will, soll es weder auf den morschen Brettern des Vergleichs versuchen, noch sich von den unsichern Händen schwachherziger Christen helfen lassen. Er muß sich im Glauben über den Abgrund schwingen und der lebendige Christus wird seinen allmächtigen Arm ausstrecken und ihn auf den ewigen Felsen retten.

Rede einer indischen Frau über die Lage der Frauen in Indien.[1])

Pundita Ramabai,[2]) eine indische Witwe, die erste Frau, welche Indien behufs weiterer Ausbildung verließ, schilderte in Boston folgendermaßen die unglückliche Lage ihrer (vornehmen) Landsmänninnen:

Ein indisches Mädchen darf frei umherlaufen, wird weder erzogen noch unterrichtet und im Alter von neun oder zehn Jahren verlobt. Sie kommt nun in das Haus ihres Bräutigams, welcher je nach Umständen zehn oder fünfzig Jahre alt ist, wird hier ganz der Schwiegermutter untergeordnet und ihr Leben meist ein sehr hartes. Nachdem sie bis jetzt in ungebundener Freiheit ganz ihren Neigungen gelebt, wird sie nun in die strengste Zucht genommen, sie darf nicht lachen und muß allen Familiengliedern ihres künftigen Mannes gehorchen. Mit 16 Jahren, zuweilen noch früher, wird sie verheiratet und ist nur von dem einen Wunsche beseelt, Mutter von Söhnen zu werden, weil in Indien eines Mannes Stellung im Himmel davon abhängt, ob er Söhne hat oder nicht und er hat das Recht, sein Weib zu verstoßen, wenn ihr solche versagt bleiben. Eine Frau mit Söhnen wird hoch angesehen, hat sie keine Kinder oder nur Mädchen, so wird sie verachtet.

Eine Witwe aus den höheren Kasten kann nicht wieder heiraten, auch nicht, wenn ihr Mann als Bräutigam gestorben ist. Es giebt in Indien einundzwanzig Millionen Witwen, welche ein bejammernswertes Leben führen und deren Behandlung jeder Beschreibung spottet. Eine Frau muß immer ihrem Vater, ihrem Gatten oder jemand unterthan sein und Gehorsam ist ihre erste Pflicht.

Bei Frauen hält man Bildung für überflüssig. Mein Vater, der sehr gut war und mich nicht mißhandelt sehen wollte, hielt mich ausnahmsweise zum Lernen an; aber für gewöhnlich wird es nicht gewünscht.

Eine Frau soll ihren Mann als Stellvertreter Gottes ansehen und nur in ihm die Götter verehren. Gehorcht sie ihrem Gatten nicht, so kommt sie nicht in den Himmel; denn nur durch ihn darf sie hoffen, hinein zu kommen. Viele Männer sind aber so bösartig, daß ihre Frauen sie unmöglich verehren können und während andere Frauen hoffen, einst in den Himmel zu kommen, so bleibt indischen, in unglücklichen Ehen lebenden Frauen, nur der eine Trost — sie kommen in die Hölle, wo sie wenigstens von ihren Männern erlöst sind. Es giebt jedoch auch einzelne Ausnahmen, wo es den Frauen gelungen ist, Einfluß auf ihre Männer zu gewinnen.

Die indische Frau hat weder Erb- noch Eigentumsrecht. Hat sie keinen Sohn geboren, so wird sie gezwungen, einen anzunehmen, der als Erbe ihres Gatten eintritt und von dem sie nun in allen Stücken abhängt. Der Schmuck, den indische Frauen so sehr lieben, wird ihnen abgenommen, sobald sie verwitwet sind.

[1]) Bapt. Miss. Magazine 1887, S. 92.
[2]) Vgl. A. M.-Z. 1885, S. 478.

Nach den Gesetzen Menus wird die Frau im Jenseits je nach ihren Handlungen in diesem Leben belohnt oder bestraft. Witwen, selbst wenn sie noch Kinder sind, werden für den Tod ihrer Gatten verantwortlich gemacht und bestraft; ihr Los bessert sich, sofern sie Söhne haben; immer aber werden sie als Mörderinnen ihrer Männer angesehen und demnach als Verbrecherinnen behandelt.

Nach der Hindu-Religion ist das Seligwerden für die Frauen sehr schwer. Männer fasten, wenn es ihnen beliebt; Frauen und besonders Witwen müssen fasten und dürfen dann den ganzen Tag keinen Tropfen Wasser trinken, worunter hauptsächlich Witwen im Kindesalter schwer leiden.

Witwen aus den höheren Ständen dürfen täglich nur eine Mahlzeit zu sich nehmen und wenn sie nicht noch Mütter haben, die sich ihrer erbarmen, müssen sie sich mit ganz derber Kost begnügen. Sie dürfen nur ganz ärmlich gekleidet, ohne jeglichen Schmuck sich zeigen. Witwen in Indien sind Dulderinnen. Nicht nur dürfen sie nicht wieder heiraten, sie sollen auch niemals den Namen eines Mannes aussprechen. Viele haben so namenlos während ihrer Ehe gelitten, daß sie nicht wieder heiraten möchten, auch nicht um dem Elend des Witwentums in Indien zu entgehen; solchen aber, die dazu geneigt wären, verbietet es das Hindu-Gesetz. Allmählich werden sie sich darüber hinwegsetzen und in den letzten Jahren sind einige Wiederverheiratungen von Witwen vorgekommen.

Nach dortiger Ansicht ist eine Frau vortrefflich, wenn sie hübsch und dumm ist. Es wäre einem Hindu unerwünscht, eine gebildete Frau zu heiraten, da diese ihn nicht mehr wie einen Gott verehren würde. Von den 122 Millionen Frauen in Indien können nur 200000 lesen und schreiben. Wir sollten in Indien tüchtige Lehrerinnen haben und zwar besonders für die jugendlichen Witwen, welche in ihrem entsagungsreichen Leben Zeit genug hätten zu lernen und dann wieder die Lehrerinnen ihrer verheirateten Schwestern werden könnten. Man wird zuerst auf Widerstand stoßen; aber bald werden die einsichtsvolleren Hindu die heilsamen Wirkungen der Bildung herausfühlen, ihre Gattinnen auch unterrichten lassen und das Unternehmen fördern helfen.

Die Lehrerinnen aus England und Amerika brauchen immer lange, bis sie Sprache und Gebräuche Indiens kennen lernen und können dann nur kurze Zeit, durchschnittlich nur fünf Jahre im Lande bleiben. Darum wäre es besser, Witwen heraus zu bringen, als Lehrerinnen für ihre Landsmänninnen auszubilden, aber gründlich, damit sie die zahlreichen Einwendungen und falschen Gründe der unterrichteten Männer zu widerlegen imstande sind. Bei den Einsichtsvolleren werden sie gewiß allmählich durchdringen.

Auch sollten höhere weibliche Bildungsstätten in Indien gegründet werden. Missionsschulen sind ganz gut; aber reichen für höhere Bildung nicht aus. Bibelfrauen sind sehr nützlich, aber unfähig, den Einwendungen der Gelehrten zu entgegnen und können deshalb im Familienleben keinen Einfluß gewinnen. Darum will ich eine solche Schule gründen, sobald ich wieder in meinem Vaterlande bin.

Eine Missionsreise in Nordindien.

(Schluß.)

Mahautnanki, neben der mir ein Ehrensitz angewiesen wurde, ist höflich, gescheit und aufrichtig. Sie trug nicht das „heilige" Gewand (Sadhus), sondern den gewöhnlichen Anzug und Schmuck einer wohlhabenden Frau. Sobald die üblichen Erkundigungen nach der Gesundheit ꝛc. vorüber waren, gingen wir in der Unterhaltung zu religiösen Gegenständen über. Ich gab meiner Bewunderung Ausdruck über den schönen Namen „Gottliebende", den ihre Sekte gewählt hatte und als sie unsern Namen wissen wollte, sagte ich: „Wir lieben den lebendigen, wahren und dreieinigen Gott, wir beten ihn an und dienen dem, den ihr sucht und liebt und von ihm möchte ich zu euch reden. Der sündlose, menschgewordene Gott ist gekommen, alle Sünder zu erlösen; sein Name ist Jesus Christus, unser alleiniger Heiland." „Haben Sie ihn gesehen?" fragte sie, „Ja mit den Augen des Glaubens." „Haben Sie seine Rede gehört?" „Ja." „Was hat er gesagt?" „Hier ist sein Wort", sagte ich, und nahm aus meiner Tasche ein hindostanisches Neues Testament, „hierin spricht er täglich mit mir. Wollen Sie hören, was er über die Liebe sagt?" „Ja." Ich las und erklärte viele Stellen, wie z. B. Joh. 3, 16; Matth. 5, 3—12 und V. 43—48; Joh. 14, 15—21 und Joh. 15, 9—21. Ich verweilte bei der Liebe Gottes des Vaters, welche er uns bei Schöpfung und Erhaltung, besonders aber bei Erlösung der Welt durch seinen Sohn, erwiesen. Ihr und allen Anwesenden sprach ich von der Liebe dieses Sohnes. Er liebte uns bis zum Tode und das neue Gebot, das er seinen Jüngern gab, war Liebe. Ich machte ihnen klar, daß nur wahre Christen Gott allein und in der Wahrheit lieben und zwar, weil er sie zuerst geliebt; durch diese göttliche Liebe werden die Seelen geläutert und befähigt, in Gottes reiner und heiliger Gegenwart zu ruhen. Während ich so von der Liebe Gottes zu den sündhaften Menschen sprach und hinzufügte, daß diese Erzählung historische Thatsache und nicht nur ein Traum oder ein sehnsüchtiges Verlangen sei, war die ganze Versammlung sichtlich bewegt und auf Nankis Wangen konnte ich Thränen der Freude und Überraschung sehen. Sie hatte meine Reden von Jesu und seiner Liebe wiederholt durch die Ausrufe unterbrochen: „Ist das wahr? Wunderbar! Was wir bedürfen!" Da ich nicht singen konnte, las ich einige hindostanische Hymnen vor, welche von der Liebe Gottes handelten. Auf ihre Bitte gab ich ihr die beiden Bücher, deren ich mich bedient hatte; sie versprach, regelmäßig darin zu lesen, mit ihrer Umgebung darüber zu sprechen, auch nach Vermögen Hymnen zu singen. Ich erzählte ihr noch wie Jesus die armen, erniedrigten Frauen geliebt und was er alles für sie gethan hat.

Durch den Eintritt eines Mannes bekam die Unterhaltung eine andere Wendung. Er wurde mir als Nankis Gatte und Neffe des Begründers der Sekte vorgestellt, ist aber unansehnlicher als seine Frau. Es kamen noch mehr Männer und Frauen, auf deren Bedeutung in der Gemeinde ich aufmerksam gemacht wurde. Ich erkundigte mich nach dem Gedeihen der Sekte, hörte aber, daß ihre Ideen keine Verbreitung fanden; ich suchte

ihnen begreiflich zu machen, daß sie es nicht anders erwarten könnten; fortwährender Hunger tötet einen Menschen, wenn ihm nicht Brot gereicht wird. Sie flehen Tag für Tag inbrünstig zum Himmel um lebendiges Brot. Christus ist dieses Brot und nur, wer zu ihm kommt, kann seine Seele retten. Daran schloß ich eine Betrachtung über Christus als Prophet, Hohenpriester und König. Ich wollte mich nun entfernen, wurde aber gebeten, zu bleiben und noch mehr über Gottes Liebe zu den Menschen zu reden. Sie bedauerten, in so schwacher Anzahl vertreten zu sein und ersuchten mich, einen Monat später zu ihrer Jahresversammlung wiederzukehren. Das war mir leider unmöglich; doch ermahnte ich sie, in dem Buche zu forschen, das ich ihnen gegeben hatte und darinnen Gottes Liebe kennen zu lernen. Vor meinem Scheiden sollte ich noch einen ihrer Gesänge anhören; ich wurde dazu in die Singhalle geführt, welche unter einem schönen Perpulbaume gebaut ist. Hier verneigten sich vor dem leeren Sitze des Begründers der Sekte Sänger und Sängerinnen, als sie eintraten. Der kleine Chor war bald versammelt, die Musikanten nahmen ihre Instrumente, einige kleine Trommeln, Zimbeln, die indische Geige und eine Laute. Auf ein von Nanki gegebenes Zeichen, stimmten sie ein einfaches Lied an und sangen es mit großem Eifer und viel Lärm. Nicht eine schöne Stimme war dabei, der Gesang war laut, Trommeln und Zimbeln wurden schmetternd geschlagen. Die Singenden saßen, ohne ihre Köpfe so heftig zu schütteln,. wie ich es gesehen und vorher hatte erzählen hören. Sie schwenkten sie nur langsam nach dem Takte der Melodie hin und her, vorwärts und rückwärts.

Die Worte des Liedes drückten große Unzufriedenheit mit den bestehenden Religionen aus; Gott wurde angefleht, sich zu offenbaren und alles wohl zu machen. Nach dem Gesange dankte ich für alle Freundlichkeit, erinnerte noch einmal daran, daß Jesus Christus gekommen ist, eine neue Religion zu bringen, seinen Vater zu offenbaren und diese Wildnis in einen Gottesgarten zu verwandeln. Mich hat er ihrem Gebete zufolge aus fernen Landen kommen lassen, um ihnen diese frohe Botschaft zu bringen. Unter vielen herzlichen Grüßen und Segenswünschen trennten wir uns von ihnen und kehrten in das acht Meilen entfernte Narnaul zurück.

Unterwegs ließen wir in zwei Dörfern die Pferde etwas rasten und mahnten die Leute an die Rettung ihrer Seelen; in einem der Dörfer versammelten sich ungefähr zwanzig, im andern dreißig Zuhörer. Wir mußten uns kurz fassen, denn die Sonne war dem Untergehen nahe und daheim warteten unser andere Pflichten.

Von sechs bis neun Uhr hatte ich an diesem Abend noch Leute zu empfangen und ihnen Rede zu stehen. Das Zelt war fortwährend gefüllt von Menschen, welche mit uns über religiöse Gegenstände sprechen wollten. Da war sowohl der orthodoxe Hindu, als der Anhänger des Dyanand Saraswati. Diese reformierenden Deisten scheuen sich nicht, die alten „orthodoxen" Götzendiener auszufragen und zeigen, wie sehr der Hinduismus von innen heraus angegriffen wird. Sie sind unbefriedigt von dieser Abgötterei und möchten zu dem einfachen Monotheismus der Vedas rückkehren. Ihr Lehrer Dyanand Saraswati ist kürzlich in Aymer geben. Sie stellten an diesem Abend folgende sechs Fragen, welche zuerst

von den Hindu einzeln erörtert und beantwortet und dann von mir im Lichte der heiligen Schrift betrachtet wurden:

1. Ist Gott je gezeugt worden?
2. Welche Gestalt hat Gott?
3. Wird der Mensch Brahmane durch Geburt oder durch Verdienste?
4. Welcher ist unter den vielen Göttern in der Purana (Legendensammlung) der Hauptgott; haben sie alle die gleiche Rangordnung oder giebt es Abstufungen?
5. Giebt es die Götter, von denen in der Purana steht, wirklich?
6. Wie viele Götter giebt es? Wenn es nur einen giebt, wie heißt er?

Ich wollte ein Stenograph wäre gegenwärtig gewesen, um Ihnen diese Verhandlungen wiederzugeben; ich muß leider am Schluß dieses allzulangen Briefes mit meinen Erinnerungen zurückhalten. Oft wurde der Hindu mit seinen Kasten, seiner Abgötterei, den vielen Menschwerdungen, den Myriaden Göttern in die Enge getrieben. Die Irrtümer, welche in den Legenden seiner geliebten Puranas enthalten sind, wurden bloßgelegt und von seinem eigenen Volke wurde ihm sein religiöses Gebäude über den Kopf gestürzt. Mit Hilfe der Bibel konnte ich die Vorschreitenden weiterführen und diejenigen, welche die Abgötterei angriffen und nach Erkenntnis des wahren Gottes verlangten auf die Unrichtigkeit der vedischen Auffassung von unserm Schöpfer aufmerksam machen. Ich sprach ausführlich über die Natur unseres heiligen und dreieinigen Gottes, in dem wir leben, weben und sind, und ich verweilte bei der Schöpfung, Erhaltung und vor allem bei der Erlösung. Unser Schluß- und Hauptthema handelte von Sünde und Vergebung durch das Blut Jesu Christi.

Es war neun Uhr, als endlich mein Zelt frei wurde und mir mein Essen gebracht werden konnte; ich hielt dann mit den Dienern eine Abendandacht und machte bis gegen Mitternacht Notizen, welche ich Ihnen hier mitteile. Ich hoffe, daß Sie sich nun die Arbeit eines Missionars auf seinem Arbeitsfelde vorstellen können, daß Sie ihn in Gedanken begleiten können, wenn er den göttlichen Samen säet, die Herzen bereitet, mit kräftiger Hand das wuchernde Unkraut entfernt. Das ist unsere Arbeit Tag für Tag mit immer wechselnden Erscheinungen und immer zunehmender Bedeutung. Gott allein aber kennt die Wirkung seines Wortes auf diese unsterblichen Seelen.

Ein Missionsjubelfest.

Bericht über die 150jährige Jubelfeier in Gnadenthal in Süd-Afrika, Kap-Kolonie, aus Anlaß der Ankunft des ersten Missionars der Brüdergemeinde, Georg Schmidt, in Süd-Afrika am 9. Juli 1737. **Gefeiert** am 9. und 10. Juli 1887.[1])

Da vor 150 Jahren der erste aller südafrikanischen Missionare, Georg Schmidt, von der Brüdergemeinde, am 9. Juli 1737 in der Kapstadt gelandet war, und seine Missionsarbeit in Gnadenthal, das zu jener

[1]) Vergl. auch den Festbericht im M.-Bl. der Brüdergem. 1887, Nr. 10.

Zeit Paviansbloof hieß, begonnen hat, so wünschte die Brüdergemeinde diese Thatsache durch eine Jubelfeier festlich zu begehen.

Ich wurde aufgefordert, namens der Berliner Mission, daran teilzunehmen als Festprediger, und bin der Aufforderung gefolgt.

Die Festfeiern.

Das Fest wurde eröffnet am Abend des 8. Juli mit einem Bußgottesdienst, welchen der alte Brüdermissionar Hettasch hielt, wobei er zu Gedächtnis führte sowohl die vielen Gnadenerweisungen des Herrn als auch die Fehler und Sünden der Missionare und der Gemeinde, welche beide zur Demütigung führen sollen. Er schloß die Feier mit einem Buß- und Dankgebet auf den Knieen, und das war ergreifend und schön, eine würdige Altarfeier, wie sie Gott gefällt.

Der erste Gottesdienst am Morgen des 9. Juli war liturgisch mit Chorgesang, Gemeindegesang und Lesen von Psalmversen von dem Brüdermissionar Kegel geleitet.

Um 10 Uhr war Predigtgottesdienst, welcher von dem reformierten Prediger Krige aus Caledon gehalten wurde. Derselbe nahm zu seinem Thema: Die Wunderwege und Wunderwerke des Herrn, und flocht in seine Predigt die Geschichte der Brüdermission ein, namentlich Gnadenthals, aufs speciellste eingehend in die Geschichte des ersten Missionars, Georg Schmidt, welcher um des Glaubens willen in Mähren sechs Jahre in Ketten im Kerker gesessen, und nach seiner Befreiung von der Liebe Christi getrieben als Missionar zu den Hottentotten nach Gnadenthal gekommen war.

Der Prediger hatte es verstanden, die Festgemeinde in den Gegenstand der Festfeier mit Geschick einzuführen und fand große Aufmerksamkeit. Die Kirche war gedrängt voll in allen Gottesdiensten, und man schätzte die Teilnehmer auf 1200, worunter eine gute Anzahl Europäer sich befand.

Am Nachmittag wurde Liebesmahl gehalten, an diesem Tage für die Erwachsenen. Etwa 800 Personen nahmen daran teil. Es wurde Thee und Rosinenbrot herumgereicht, und während der ganzen Zeit, gute zwei Stunden, sang abwechselnd der Chor vierstimmig, die Gemeinde Choräle, und blies der Posaunenchor. Die Stücke waren von dem Brüdermissionar Rau vortrefflich eingeübt. Die Orgel spielte ein Farbiger; die Feier selbst aber leitete der Präses der Brüdergemeinde, Missionar Bauer.

Am Abend war der zweite Predigtgottesdienst, welcher mir aufgetragen war. Missionar Hettasch brachte mir ein kleines Neues Testament und ersuchte mich, aus demselben meinen Text vorzulesen, und zugleich der Festgemeinde dasselbe zu zeigen und mitzuteilen, daß dies dasselbe Testament sei, aus dem Georg Schmidt vor 150 Jahren gepredigt habe. Aus demselben habe er auch die Hottentotten lesen lassen, und habe es bei seinem Weggange der alten Lena geschenkt, einer von ihm getauften Hottentottin, welche es nicht nur fast 50 Jahre hindurch treulich aufbewahrt, sondern auch treulich gebraucht habe. Sie habe daraus andern Hottentotten vorgelesen, und ihre Kinder und Enkel auch aus demselben das Lesen gelehrt, so daß, als nach vielen Jahren die Missionare wieder-

kehren durften, sie ein Häuflein vorbereiteter Heiden vorfanden, und dies Buch als ein wertvolles Angedenken sich von der alten Lena zurückerbaten.

Selbstredend erfüllte ich diese Bitte und nahm zum Text 2. Petri 1. V. 16—18. Wir sind nicht den klugen Fabeln gefolgt u. s. w., und legte aus, daß das Zeugnis der Mission überhaupt, und speciell das Zeugnis in Gnadenthal gehandelt habe 1. von der Kraft Jesu Christi, die Sünder selig zu machen, nämlich ihnen die Sünden zu vergeben, und sie zu neuem, geheiligten Leben zu führen. 2. Von der Zukunft Jesu Christi, welche eine doppelte sei, nämlich eine gnädige zu aller Zeit mit dem Evangelio des Friedens, und eine endliche mit dem ewigen Urteil. 3. Daß solche Predigt nicht aus Fabeln gesogen, sondern Kraft und Zukunft Christi jeder selbst erfahren könne, wenn er mit Christo auf dem heiligen Berge verkehre, nämlich unter dem Kreuz auf Golgatha.

Am Morgen des zweiten Festtages war wieder liturgischer Gottesdienst, verbunden mit der Taufe von fünf Kindern, wobei der Brüdermissionar Zachert eine eindrückliche Ansprache hielt über die Gnade, Bedeutung und Verpflichtung der Taufe.

Darauf folgte um 10 Uhr der Predigtgottesdienst, wie gestern, welchen zu halten ich wiederum ersucht wurde. Zur Seite des Altars war der Spruch angeschrieben Jesaias 43 V. 21. Dies Volk habe ich mir zugerichtet u. s. w.

Missionar Hettasch erzählte mir, daß Georg Schmidt, als er den ersten Hottentotten gesehen, seine Bibel aufgeschlagen habe und auf diesen Spruch gestoßen sei; und als ich erwiderte: so werde ich ihn zum Text nehmen, wünschte er, daß ich etliche Verse dazu nehmen möchte, was ich auch that, und ausführte, daß der Herr sich seine Leute selbst zubereite, dadurch 1. daß er sie klein macht und ihnen allen eigenen Ruhm nimmt (V. 22—24), 2. daß er sie rein macht. Er vergiebt die Sünden und reinigt von der Untugend, (V. 25) 3. daß er sie sein macht. Er selbst richtet sie zu, und zwar um seinetwillen, damit sie Ihn und nicht sich selbst predigen (V. 21 und 25). — Selbstredend wies ich dies nach aus der Missionsgeschichte, sonderlich aus der Mission der Brüdergemeinde.

Am Nachmittag war Liebesmahl für die Kinder. Etwa 200 nahmen teil daran. Der Prediger Krige hielt während dessen eine Ansprache an die Kinder, und erzählte ihnen von dem Grafen Zinzendorf, was nicht bloß auf die Kinder, sondern auch auf die großen Leute, die zahlreich gegenwärtig waren, einen tiefen Eindruck machte.

Am Abend machte der Brüdermissionar Hettasch den Festschluß mit einem Dankgottesdienst. Er nahm zum Text den zwölfjährigen Jesus im Tempel, und bat und ermahnte die Festgemeinde mit beweglichen Worten, den Herrn Jesum mit nach Hause zu nehmen, und nicht wie Joseph und Maria Ihn im Tempel zu lassen, wodurch nur Angst und Schmerzen entstünden, und der Festsegen verloren ginge. Wer aber dennoch so thöricht sei, den bäte er, doch ja nicht länger, als bis zum dritten Tage zu warten, um Jesum wieder aufzusuchen, sei es auch mit Angst und Schmerzen.

Dies war ein würdiger Schluß der Festfeier. Die Gemeinde indessen

fühlte sich bewogen den Festpredigern noch nach dem Schluß des Festes ein „gottseliges Ständchen“ zu bringen, dadurch, daß sie vor deren Herberge Loblieder dem Herrn, und Abschiedslieder den Teilnehmern sang.

August Schmidt, Missionar in Amalienstein.

Ein dreifacher Missionstrieb.

Wer bei uns in den Staats- oder Kirchen- oder Schuldienst eintreten will, der muß zuvor ein Examen bestehen. Auch unser Herr Jesus Christus hält mit denen, welche ihm dienen und speciell in der Mission dienen wollen, zuvor ein Examen, aber ein Examen auf seine Weise. Seine Augen schauen zuerst auf den Glauben. „Wer saget denn ihr, daß ich sei?“ fragt er seine Jünger. Und als Petrus in ihrer aller Namen die Antwort gegeben: „du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn,“ da spricht er: auf dieses Bekenntnis will ich als auf den Felsen meine Gemeinde bauen und ihr sollt die Bauleute sein. Sodann schauen seine Augen auf die Liebe. Erst als derselbe Petrus auf die dreimalige Frage: „Hast du mich lieb?“ geantwortet: „Herr du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe,“ da spricht er zu ihm: weide meine Schafe, weide meine Lämmer. Und seine Augen schauen zum dritten auf die Hoffnung. Erst als die Jünger der Hoffnung einen festen Ausdruck gegeben: Jesus Christus der Gekreuzigte und Auferstandene werde als siegreicher König wiederkommen und ein Reich der Herrlichkeit aufrichten, da spricht er zu ihnen: ihr werdet meine Zeugen sein bis an das Ende der Erde.

Auch an uns richtet der himmlische Herzenskündiger diese drei Examenfragen: glaubst du? liebst du? hoffst du? Christlicher Glaube, christliche Liebe, christliche Hoffnung sind und bleiben die inneren Triebkräfte zur Mission. Der Unglaube treibt keine Mission; die Lieblosigkeit treibt keine Mission; die Hoffnungslosigkeit treibt keine Mission. Sie können es gar nicht, auch wenn sie wollten.

1) Hast du Glauben? Was heißt das? Das heißt es, daß ich als meine persönliche feste Überzeugung und als mein persönliches festes Vertrauen bekennen kann: „ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels; nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuren Blute und seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene.“ Wer das wahrhaft glaubt, der hat nicht nur für sich selbst Leben und Seligkeit, sondern auch inneren Zeugentrieb. Nehmt einen Paulus. Was er lebte, das lebte er im Glauben des Sohnes Gottes; aus diesem Grunde heißt es bei ihm: ich glaube, darum rede ich. So waren alle Apostel Glaubensmänner und darum konnten sie es nicht lassen, zu reden von dem, was sie gesehen und gehöret hatten. Sie mußten es mitteilen, daß der Sohn Gottes in diese Welt gekommen; daß er n Leben gegeben hat zu einem Sühnopfer für unsere Sünde; daß der

gekreuzigte Jesus auferstanden ist von den Toten und in den Himmel eingegangen, damit ich lebe und sein Miterbe werde; daß er, er allein, aber er ganz gewiß für die verlorne Menschheit Heil und Frieden, Leben und Seligkeit hat. Das ist etwas so Großartiges, Außerordentliches, Herzbewegliches, daß, wenn ich es wirklich glaube, ich es ganz unmöglich für mich behalten kann, ich muß es weiter geben. Und dieser aus dem Glauben geborne Zeugentrieb, das ist der Missionstrieb. Der Unglaube ist arm, er hat nichts, was er den Heiden bringen könnte; der Glaube ist reich, er hat das große, herrliche Evangelium, welches eine Gotteskraft zur Errettung ist, das Evangelium von der Versöhnung durch das Blut Christi für die Sünde der ganzen Welt und dieses Evangelium ists ihm wert, daß es getragen werde zu allen Völkern, auch wenn es Opfer kostet.

Und wenn du nun noch kein oder nur ein lauer Missionsfreund bist, woran liegt's? Wenn dich jetzt der Heiland examiniert, kannst du wohl vor ihm mit deinem Glauben bestehen?

2) Und wie stehts um deine Liebe? Was ist Liebe? Das ist sie, daß man ohne etwas für sich zu suchen für andere lebt. Darum ist Jesus Christus die Verkörperung der Liebe, weil er nur für andere lebte. Die kürzeste und bezeichnendste Überschrift über sein Leben lautet: für euch. Das sind 2 inhaltsreiche wundersame göttliche Worte. Für euch. Welchen Trost geben sie dem Sünder und welche Predigt der Liebe halten sie der Welt! Diese Liebe, die nichts für sich selbst suchte als Kreuz und Dornenkrone, ist die einzige Lösung des Rätsels der Selbstopferung Christi und der Erlösung der sündigen Welt. Sie ist auch die Lösung des Rätsels der Welteroberung Christi. Seine Liebe ist die Großmacht, welche in der ganzen Welt die Menschenherzen überwindet. — Nun, diese Liebe Christi kann ausgegossen werden durch den heiligen Geist in ein Menschenherz und dann steht über solchem Menschenleben die Überschrift: für Ihn und heißt seine Losung: die Liebe Christi dringet mich also: die Liebe, mit der mich verlornen Sünder Christus geliebet hat und die Liebe, mit der ich erretteter Sünder Ihn wieder liebe. Ja, diese Liebe hat in sich einen Drang. Sie spricht: was willst du, das ich dir thun soll? und wenn Christus antwortet: geh hin an andern üben, was ich an dir gethan, so wird der Gehorsam gegen dieses Liebesgebot Speise. Die Liebe macht warmherzig und barmherzig auch gegen das Elend der Heiden, sie dränget dazu: Öl und Wein in ihre Wunden zu gießen und sie in die Herberge Christi zu führen. Und die Liebe bringt Opfer, selbst an Leib und Leben. Geben ist ihr seliger als nehmen. Die Liebe macht reich, weil sie für andere lebt. Aber die Lieblosigkeit ist arm, auch wenn sie viel irdisches Gut hat, weil sie alles nur für sich verwendet. Nehmt den reichen Mann; er ist ein armer Mann, nicht bloß weil er in die Hölle gekommen ist, sondern weil er nur für sich selbst lebte. Ein liebeleeres Leben ist ein armes Leben. Ein reicher Franzose, der einer armen Witwe ihren Mietzins nicht schenken, sondern nur auf ein paar Monate stunden sollte, schlug die Bitte ab mit den Worten: eine weise geübte Barmherzigkeit beginnt bei sich selbst. Diesen Grundsatz teilen viele Leute, auch solche, die weder Franzosen noch reich sind. Und wer ihn teilt, treibt sicher keine Mission.

Und wenn du nun noch kein oder nur ein lauer Missionsfreund bist, woran liegt's? Wenn dich jetzt der Heiland examiniert, kannst du wohl vor ihm mit deiner Liebe bestehen?

3) Und wie stehts mit der Hoffnung? Was ist Hoffnung? Das ist sie, daß man einen fröhlichen Mut hat auf Grund der Verheißungen Gottes und daß man geduldig aushält und fortarbeitet, auch wenn der Erfolg auf sich warten läßt, daß man ein sonnenhaftes Auge hat und durch die Wolken schaut, wenn sie den Himmel verdunkeln. „Das ist ein echtes Dichtergemüt, das schon in der Knospe die Blüte sieht; die Knospe sehnet sich aufzubrechen, dem ahnenden Auge Dank zu sprechen“ — übersetze diese Worte ins Christliche und du hast eine neue sinnige Antwort auf die Frage: was Hoffnung ist? Unser Herr Jesus Christus war ein Mann der Hoffnung. Er vergleicht die Heidenwelt mit einer Ernte, weil sein sonnenhaftes Auge schon die Garben schaut, die die Schnitter in die Scheunen sammeln. Von den andern Schafen, die er noch nicht hat, sagt er doch, ich habe sie und erklärt: sie werden meine Stimme hören. Er hat Vertrauen zur Menschheit und Vertrauen zur sieghaften Kraft seines Wortes, drum ist er gewiß nicht nur, daß sein Evangelium gepredigt werden wird in der ganzen Welt, sondern auch, daß diese Predigt Frucht schaffen wird. Und die Apostel waren Männer der Hoffnung. „Gelobt sei Gott,“ sagen sie, „der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.“ „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ „Hoffnung läßt nicht zu schanden werden.“ Sie sind gewiß, Jesus wird siegen; alle Hindernisse, Feindschaften, Verfolgungen, Leiden sind ihnen nur Wolken, die vor der Sonne stehen und vorübergehen. Jesus selbst wird wiederkommen in Herrlichkeit und alles sieghaft hinausführen. Solche Hoffnungsleute braucht der Herr für die Mission, die nicht müde werden, die ihr Vertrauen nicht wegwerfen, die kein Volk und keinen Menschen aufgeben und die „warten und eilen auf die Zukunft unsres Herrn Jesu Christi.“

Und wenn du nun noch kein oder nur ein lauer Missionsfreund bist, woran liegt's? Wenn dich jetzt der Heiland examiniert, kannst du wohl vor ihm mit deiner Hoffnung bestehen?

Wir müssen Menschen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung sein, wenn wir selbst selig werden wollen; wir müssen diese christlichen Grundtugenden aber auch besitzen, wenn wir andere selig zu machen mithelfen wollen. Darum lasset uns anhalten in dem Gebet: Herr stärke uns den Glauben, mehre in uns die Liebe, befestige in uns die Hoffnung. Amen.

Wck.

Eine charakteristische Negergeschichte.[1])

In der Stadt (nämlich in Paramaribo), schreibt ein surinamischer Missionar der Brüdergemeinde, hatten wir ein kleines Negermädchen, das von der Kinderwärterin den Auftrag erhielt, aus der Oberstube ein Tuch zu holen. Bald nachdem sie zurückgekommen war, ging meine Frau in

[1]) Missionsbl. der Brüdergem. 1886, S. 78.

jene Stube und bemerkte, daß ein auf dem Tisch stehendes Schüsselchen mit eingemachten Früchten (switisani) zur Hälfte geleert war. Als das Mädchen am andern Morgen wieder zur Arbeit kam, fragte meine Frau: Als du gestern abend das Tuch holtest, hast du da nicht von den „switisani“ gegessen? Sie schaute ganz verwundert meine Frau an und erwiderte: Missi, ich bin auf den Boden gegangen, ich habe das Tuch geholt und habe nicht von den switisani gegessen. Nun, sagte meine Frau: dann hast du eben davon getrunken. „Missi, ich bin auf den Boden gegangen, ich habe das Tuch geholt und habe nicht von den switisani getrunken.“ Dann hast du mit deinen Fingern davon genommen. „Missi, ich bin auf den Boden gegangen, habe das Tuch geholt, aber ich habe nicht mit den Fingern von der Missi switisani genommen.“ Dann hast du mit dem Löffel oder der Gabel etwas herausgenommen. „Missi, ich bin auf den Boden gegangen, ich habe das Tuch geholt und nicht mit dem Löffel oder der Gabel von den switisani herausgenommen.“ Dann hast du aus der Schüssel in die Hand geschüttet und hast es mit deiner Zunge aus der Hand geleckt. Da verstummte sie, fühlte sich getroffen und bekannte zitternd: „Ja, Missi, ich bin auf den Boden gegangen, ich habe das Tuch geholt und von der switisani in meine Hand geschüttet und dann mit meiner Zunge geleckt.“

So hat es ein Negerkind gemacht; aber genau ebenso machen es die Erwachsenen und können, wenn man endlich die rechte Frageform getroffen hat, verwundert lächeln, als wollten sie sagen: „Bist du doch so schlau, und hast mich gefangen!“

Der betrogene Bauer.[1])

Der Baseler Missionar Bohner erzählt folgende Geschichte, die sich im vorigen Jahre auf der Goldküste zutrug und die als ein kleines Beispiel dafür gelten mag, wie das tägliche Leben dieser heidnischen Neger unter dem Bann des Fetischglaubens steht.

Im Juli 1885 befand sich ein Bauer von Ademang im Gã-Busch — wir wollen ihn Obenteng nennen — in großen Sorgen. Seine Felder hatten wohl getragen und die Kolben seines Maises waren so voll, daß man ihre Dicke weder mit einer Hand umfassen, noch ihre Länge mit der Spanne messen konnte. Seine Jamswurzeln aber, die afrikanischen Kartoffeln, wogen das Stück bis zu 25—30 Pfund und er zählte sie nach hunderten. Aber obgleich unser Bauer sehr gut wußte, daß Regen und Sonnenschein von Gott kommt und daß dieser der Spender des reichen Erntesegens war, so dachte er doch daran gar nicht, daß man diesem Gott danken müsse, sondern rüstete sich vielmehr, das in Akra jährlich stattfindende Fetischfest zu besuchen, um dort den Fetischen zu danken und in wilder Ausgelassenheit durch Sang und Tanz seiner Freude über das glücklich verlebte Jahr Ausdruck zu geben. Aber gerade dieser bevorstehende Besuch des Fetischfestes war es, der ihn hinwiederum in Sorgen

[1]) Heidenbote 1886, S. 78.

brachte. Beim letztjährigen Feste nämlich fand wie gewöhnlich ein Komödiantenaufzug statt, der in eine Schlägerei ausartete, in welcher zwei Bekannte des Obenteng das Leben verloren. Nun war unser Bauer der Ansicht, daß dieser elende Tod nicht etwa die einfache, natürliche Folge oder Strafe dieser Schlägerei gewesen sei, sondern er meinte, diese zwei Unglücklichen haben im Laufe des vergangenen Jahres durch irgend eine ungerechte Handlung einen Fluch auf sich herabgezogen, und er fürchtete nun, es möchte auch ihm ein Fluch anhaften, der dann das in der Luft schwebende Unglück gerade so an sich zöge, wie der Blitzableiter den Blitz. Wie sollte er sich nun dagegen schützen? Das griff er folgendermaßen an:

Es fiel ihm ein, daß im benachbarten Dorfe Kwaschikuma ein „Fetischpriester" (ein Zauberer) wohne, der nicht allein alle Geheimnisse offenbaren, sondern auch gegen alles Unheil schützen könne. Dem klagte er seine Not. Er solle nur ein Ei, eine Flasche Branntwein und 5 Franken bringen, war die Antwort, dann sei leicht zu helfen. Das that er denn auch pünktlich. Der Fetischpriester nahm Geld und Branntwein als Belohnung für sich, mit dem ungeöffneten Ei aber bestrich er unsern Freund vom Kopf bis zu den Füßen und erklärte dann, daß nun alles Unheil, mit dem er behaftet gewesen sei, in das Ei hineingezaubert sei. Obenteng dürfe nun nichts weiter thun, als das Ei in der Nähe seines Dorfes den Ameisen zu übergeben, welche dasselbe samt dem Unheil an unbekannte Orte fortwälzen werden. Es waren damit Wanderameisen gemeint, die in Zügen von Millionen die afrikanischen Wege kreuzen, ohne daß man weiß, woher sie kommen und wohin sie wandern. Nach Hause gekommen, ging er eiligst aus, Ameisen zu suchen und bald war auch ein beinahe armsdicker Zug gefunden, in den er vertrauensvoll das Unglücksei hineinlegte. Leichten Herzens ging er davon. Aber er war wohl kaum zu Hause, als der Eigentümer des Gartens, über welchen sich der Ameisenzug bewegte, des Weges kam. Als der das Ei in dem schwarzen Gewimmel erblickte, erschrak er: ein Huhn hatte es wohl schwerlich hineingelegt, wie kam aber das Ei hieher? Gewiß hatte ein Feind das Ei den Ameisen übergeben, damit es als böser Fetisch, als ein Zaubergeist, dem Landeigentümer schade. Bald hatte er auch den Thäter ermittelt, und da ihm noch ein Vergiftungsprozeß in Erinnerung war, der einmal zwischen seiner und Obentengs Familie stattgefunden hatte, so war es ihm sofort klar: Obenteng hatte ihn vergiften wollen. Eine Klage vor der Ortsbehörde war das Nächste. Obenteng verantwortete sich, indem er in aller Einfalt seine Erlebnisse erzählte. Man wollte ihm auch glauben, wenn der Fetischpriester die Wahrheit seiner Aussage bestätige. Der hätte nun unsern Freund retten können, aber er ließ sagen, er könne nicht kommen, weil er mit dem Kläger in Feindschaft lebe! Die heidnischen Richter hielten es für eine bloße Ausrede, weil er vielleicht gegen Obenteng nicht zeugen wolle und verurteilten letzteren zu einer schweren Geldstrafe, die nicht allein den Ertrag seiner ganzen Ernte, sondern noch viel mehr Geld verschlang, und der arme Mann war ein Opfer des Betrugs der Fetischleute und seines Aberglaubens geworden, wie das unter den Heiden Westafrikas ein alltägliches jämmerliches Schauspiel ist.